

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von: Levin Schücking, Henrik Ibsen und Moriz Jokai.)



Breslau 1883.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 27. Bandes.

October — November — December.

1883.

	Seite
Friedrich Althaus in London. Der wahre Lord Byron.....	311
Karl Bartsch in Heidelberg. Elfride.....	159
Georg Brandes in Kopenhagen. Henrik Ibsen.....	247
Moritz Cantor in Heidelberg. Aus Universitätskreisen.....	343
U. Geyer in München. Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern... ..	75
Moriz Jokai in Budapest. Fürst und Fra Diavolo.....	293
F. Keller-Leuzinger in Stuttgart. Ein Besuch in Lissabon.....	118
Paul Lindau in Berlin. Wie denken Sie über Amerika?	390
Wilhelm Lübke in Stuttgart. Die Mariendevotion in den ersten Jahrhunderten.....	60
Ludwig Noiré in Mainz. Das Problem der Anthropologie.....	327
Ludwig Pietzsch in Berlin. Die Internationale Kunstausstellung in München. I. II.	127, 227

— Inhalt des 27. Bandes. —

Preußen in Kurhessen.	
Erinnerungen eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. II. (Schluß)	378
E. Keyer.	
Alt-Toscana.	215
Alfred Friedrich Graf von Schack in München.	
König Cheops.	551
H. M. Schletterer in Augsburg.	
Die ersten französischen Opernversuche. (Schluß.)	96
Levin Schücking.	
Märtyrer oder Verbrecher?	1
Levin Schücking. In memoriam.	131
Rudolf Seydel in Leipzig.	
Buddha und Christus.	195
von Stein-Nordheim in Weimar.	
Die montenegrinischen Frauen.	561
Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Das Hegenlied.	67
Philipp Zorn in Königsberg.	
Stein und die Reform der preussischen Verwaltung.	47
Bibliographie	146 282 415





Siebenundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

1885

Breslau.

S. Schottlaender.



Band 27. — Heft 79.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1883.

Breslau.
S. Schottlaender

Mag. 1883. 10.



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXVI (Juli bis September 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV., XXV., XXVI.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. —
pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. —
pro Band

do. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78
zum Preise von *M.* 2. — pro Hest

Einbanddecke zu Band XXVI. (Juli bis
September 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII.,
XXIII., XXIV., XXV., XXVI.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVII. Band. — October 1883. — 79. Heft.

(Mit einem Portrait in Radtrung: Levin Schüding.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1883.

Inhalt:

	Seite
Levin Schücking.	
Märtyrer oder Verbrecher?	1
Philipp Zorn in Königsberg.	
Stein und die Reform der preussischen Verwaltung	44
Wilhelm Lübke in Stuttgart.	
Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten	60
Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Das Hegenlied	67
A. Geyer in München.	
Dom Hohenstaufen zum Hohenzollern	75
H. M. Schletterer in Augsburg.	
Die ersten französischen Opernversuche. (Schluß.)	96
F. Keller-Leuzinger in Stuttgart.	
Ein Besuch in Lissabon.	118
Ludwig Pietsch in Berlin.	
Die Internationale Kunstausstellung in München.	127
Levin Schücking. In memoriam.	141
Bibliographie	146

Hierzu ein Portrait von Levin Schücking. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte

VON

J. A. Scherer in Berlin. „Das Echo“



Märtyrer oder Verbrecher?

Novelle von

Levin Schücking.

Als ich vor nun schon vielen Jahren meinen jetzigen Wohnsitz in einem von der Welt abgelegenen Dorfe bezog, sah ich mich zur Befriedigung jenes Geselligkeitsbedürfnisses, das jedem Sterblichen innewohnt und ihm auch unter den ihm gleichgiltigsten Leuten treu bleibt, auf zwei Personen beschränkt, welche meine nächsten Nachbarn waren. Es waren die Bewohner des Pfarrhofes, in dessen bescheidenen Gartenanlagen eine über den uns trennenden Bach geschlagene Brücke führte.

Der protestantische Pfarrhof spielt eine große Rolle im Kulturleben und in der geistigen Entwicklung unseres lieben Vaterlandes. Männer, welche auf's Mächtigste in diese Entwicklung eingegriffen haben, verdanken ihm ihre Erziehung und Bildung; sie sind auf ihm jung geworden und ihre ganze Wesensausprägung hat nie den Einfluß verleugnet, welchen der Charakter der Umgebung, in der ihr Gedankenleben aufblühte, auf sie übte. Und viele andere Männer wieder verdanken ihm in reiferen Jahren die Ruhe und Seelenstille, welche sie zum Austragen philosophischer Anschauungen, zum Ergründen wissenschaftlicher Probleme oder auch nur zur bloßen fördernden Literaturarbeit bedurften! Wie vieler berühmten Menschen Wiege stand auf einem Pfarrhof, wie vieler Dichter Lieblingschauplatz für ihre Fiktionen ist der Pfarrhof — mit einem Pfarrhof-Idyll pflegt der junge Autor zu beginnen, der seinen ersten Genie-Ausbruch schäumend von Freundschafts- und Liebesgefühlen sich ergießen läßt.

Es steht anders um den katholischen Pfarrhof, und von einem solchen soll hier die Rede sein. Die Rolle, welche er in der Literatur spielt, ist gar klein; Initiative und Propaganda neuer Gedanken verdankt die Welt

ihm nicht in erheblichem Maße; und als Mittelpunkt dichterischer Fiction zu dienen ist er Wenigen geeignet erschienen, wenn auch Don Abbondio, der würdige Curato von den Ufern des Comosees mit seiner Perpetua und seinem Heimwesen auf's Beweglichste von Alessandro Manzoni abgezeichnet ist.

Ueber diese Unangetastetheit seines stilleren Daseins wird sich der katholische Pfarrhof nun freilich nicht beklagen. Bene vixit qui bene latuit. Und in der That, es lebt sich ganz gut auf ihm. Was aber den Stoff zur dichterischen Behandlung angeht, so steht er an Reichthum daran sicherlich dem protestantischen weniger nach, als man wohl glaubt. Wenigstens sind Dramen des Herzenslebens, innere Gemüthsconflicte und schwere Gedankenkämpfe, welche in hoffnungslosem Ringen sich in tiefes Schweigen hüllen mußten, auf ihm sicherlich mehr durchlebt, erlitten und zu tragischem oder gutem Ende geführt worden, als auf diesem; und die Fiction, welche den vertieften Erscheinungen allgemeinen Menschenlooses nachgeht, könnte eine Fülle der Gestalten voll realistischer Wahrheit und voll tief erregender Macht auf unsere Phantasie und unsere Empfindungen entdecken, wenn sie sich heimlich zu machen wüßte an dem flackernden Heerde, an dem der würdige Mann Gottes mit dem ergrauten Haar seine müden Füße ausstreckt, nach seinen Wanderungen und Gängen durch Wetter und Wind und durch „des Pfarrers Woche“.

Es waren zwei geistliche Herren, welche den mir benachbarten Pfarrhof bewohnten. Der Pfarrer, ein mittelgroßer ziemlich beleibter und bejahrter Mann, mit einem offenen, überaus gutmüthigen und blühenden Gesicht und einem ziemlich leeren Ausdruck der großen wasserblauen Augen — offenbar ein überaus ruhiges und friedliches Gemüth, das das Leben, seine Aufgaben und seinen Pflichten so aufnahm und getreulich erledigte, wie seine Horen, Epistelfragmente und Sectionen in seinem Brevier, wie sie eben nacheinander nach den Jahreszeiten und Octaven gereiht so dastanden, von Leuten, die wohl ihre Gründe dazu gehabt haben mußten, so neben einander gestellt und nicht anders. Ich habe ihn nie über etwas klagen oder etwas in seiner Lebensordnung anders wünschen hören; nur über seine Haushälterin klagte er, die seine Liebe zu Thieren nicht theilte und zuweilen mörderische Eingriffe in seinen Hühnerhof machte, ohne auf seine Protestationen und die intellectuellen Entwicklungen der selbstgezüchteten jungen Hähnchen Rücksicht zu nehmen, über deren Gedeihen er so recht eigentlich ab ovo gewacht. Zuweilen tauchte in den Reden des gutmüthigen Herrn freilich wohl, wie ein plötzlich aufzuckendes und rasch wieder verlöschendes Lichtblinken, ein Wort, eine Aeußerung auf, die verrieth, daß auf dem Grunde seiner Seele auch der grübelnde Gedanke liege, daß kleine stille Korn, das in so manchem Priester liegen mag, aber das er nicht keimen und wachsen lassen darf. „Es trägt ja so mancher,“ sagte er wohl, „seine moralischen Tuberkeln in seiner Seele mit sich herum, aber im Lauf der Jahre sind sie verkapselt und unschädlich für seine Gesundheit geworden“; oder ein anderes Mal: „Den Hund,

der unseren Herrgott anbetet, den Zweifel, haben wir wohl Alle einmal in uns in Dressur nehmen müssen, bis er kuscheln gelernt hat.“ — „Die Philosophen,“ sagte er auch, „bilden sich ein, der Magen der Menschheit vertrage den Glauben nur noch in homöopathischen Dosen — als ob der Glauben eine Medicin wäre und nicht eine unumgängliche Nahrung der armen Menschenkinder.“

Eigenthümlich war des Pfarrers Verhältniß zu seinem jüngeren Hilfsgeistlichen, einem Manne von etwa fünfunddreißig Jahren und einer ziemlich auffallenden äußeren Erscheinung. Er war eine hohe, schlanke, mehr magere als volle Gestalt, mit ein wenig vorgebeugter Haltung; sein dunkles Haar war länger als man es gewöhnlich bei dem Manne aus dem Clerus sieht und wellte sich gekräuselt über dem auffallend stark über den Schläfen vorgewölbten Scheiteltheilen, die den Sitz des Idealismus bilden sollen; ein großes leuchtendes braunes Auge unter hochgeschwungenen Brauen und ein regelmäßig gezeichneter schwellender Mund, dessen Lippen oft aufzuckten, als wollten sie in ein verachtungsvolles Lächeln übergehen, zu dem es dann doch selten kam, der ganze tiefernste Ausdruck des Gesichts — Alles das machte ihn auf den ersten Anblick anziehend und deutete auf eine ungewöhnliche Individualität.

Diese aber schien nicht von einer Art zu sein, die sich dem Pfarrer anziehend oder auch nur behaglich gemacht hatte, so leicht es auch scheinen mußte, des gutmüthigen alten Herrn Freundschaft zu gewinnen und mit ihm auf den Fuß einer warmen und über Formen sich hinwegsetzenden Mädhaltlosigkeit des Verkehrs zu kommen. Ich fand bei meinen Besuchen nie Beide zusammen; erst mein Erscheinen brachte den Einen oder Anderen herbei, und alsdann noch behielt das Gespräch etwas Getheiltes, als ob sie wechselseitige Anreden vermieden und vorzögen, alle Gedankenäußerungen sich einander indirect und wie an mich girirt zu machen. Die beiden geistlichen Herren schienen entweder durch irgend einen Faden, den sie zusammen gehabt, auseinander gekommen, oder durch irgend etwas, dessen zwiespältige Auffassung sie einander fern hielt, innerlich getrennt sein. Es ging mich nicht an, was es war, und mochte ja auch im Grunde sehr unerheblicher Natur sein — nur durch die Einsamkeit, durch den Mangel an größeren oder höheren Interessen, der aus so manchen Rücken Elephanten wachsen läßt, zu einem Etwas geworden, was die beiden Männer nicht zu einem gemüthlichen Verkehr in einer Lebenslage kommen ließ, in welcher sie doch so sehr darauf angewiesen waren.

Im Uebrigen schien mir die Schuld, wie ich mir nach einiger Beobachtung sagen mußte, nicht auf der Seite des jüngeren Mannes, wenigstens nicht in seinem Verhalten gegen den älteren, zu liegen. Er zeigte sich gegen diesen von einer kühl förmlichen, doch beflissenen Aufmerksamkeit; er war immer in der Haltung, welche das Bewußtsein des Untergebenseins bereitwillig zur Schau trägt; sein ganzes Wesen war ja überhaupt das eines

Mannes, der aus einer Welt guter geselliger Formen in diese lächerliche Welt gekommen. Damit stimmte denn ja auch, daß ich eines Tages — begegnete mir auf seiner Rückkehr aus der nächsten kleinen Stadt — ein schwarzweißes kleines Band, ein Ordensband durch sein Knopfloch schimmern sah. So etwas ist etwas höchst Außergewöhnliches bei unsern Clerikern. Er hatte es sich in einem Felzuge als Krankenpfleger verdient. Uebrigens mußte die Art von Freiwilligkeit, welche er in die durch seine Stellung bedingte aufgezwungene Rücksichtnahme gegen den Vorgesetzten zu legen mußte, ihm nicht eben ganz leicht werden. Denn es konnte ihm das Bewußtsein nicht fehlen, daß er diesem Vorgesetzten an Kenntnissen, allgemeiner Bildung und an Schärfe des Urtheils um Kopfeslänge überragte; wie offenbar auch der Kreis, dem er durch seine Geburt angehört hatte, ein gebildeterer gewesen war, als der der ehrlichen Bürgerleute, von denen der Pfarrer abstammen mochte.

Als ich ihm damals bei seiner Rückkehr aus der Stadt begegnete, und ich mich für den Heimweg ihm angeschlossen hatte, trug er ein Paar Bücher unter dem Arm, und als ich ihn fragte, welche Lecture er sich mit heimgebracht, zeigte er sie mir.

„Es sind nur ältere Bücher,“ sagte er, „die ich mir habe neu binden lassen müssen . . .“

„Weil Sie sie als Ihre Lieblingsautoren arg zerlesen hatten?“ antwortete ich, nach den Titeln schauend. Ich fand Bultwers Eugen Aram und Burckhardts Cultur der Renaissance, ein wenig überrascht über diese Bestandtheile einer ländlichen Caplansbibliothek. „Sagt Ihnen Eugen Aram so zu?“

„Er sagt mir nicht zu, aber er fesselt mich,“ gab er mit einem gewissen Zögern, mit einem Ton von Gleichgiltigkeit zur Antwort.

„Dieser Versuch, uns das Unmögliche möglich zu zeigen?“

„Unmöglich? Was ist unmöglich?“

„In der Wirklichkeit vielleicht nichts. Für den Dichter, den Künstler Vieles.“

„Auch, eine Gestalt wie Eugen Aram?“

„Ja. Die dichterische Verwerthung des Verbrechens scheint mir nur da möglich, wo eine gewisse Größe in der That liegt, weil sie eine That persönlicher Aufopferung ist; oder wo der spontane Affect einer berechtigten Leidenschaft zu ihr hinriß. Beide Momente fehlen Eugen Aram, und so scheint mir, daß der Autor mit seinem Buch nur „Oel und Mühe“ verloren.“

Er schwieg darauf, um nach einer Pause zu sagen:

„Sie mögen Recht haben, daß das entschuldigende Moment, die uns verständliche, unsere Sympathien an sich reizende Leidenschaft ihm fehlt. Er hat nur die Entschuldigung des „der Zweck heiligt die Mittel“, und diese reicht in seinem Fall bei weitem nicht aus.“

„Giebt es Fälle, wo sie ausreicht?“

„O sicherlich,“ antwortete er jetzt mit einer gewissen Lebhaftigkeit. „Mir scheint nichts thörichtes als der Sturm, der sich sofort erhebt, wenn man diesen Satz vertheidigen will. Die Hälfte von Allem, was geschieht, die Hälfte unserer Institutionen beruht auf diesem Satz, muß durch ihn seine Rechtfertigung finden. Der Arzt giebt mir Gift ein, wenn er dadurch meine Genesung hofft; so ist das ganze Leben mit Gift durchtränkt, das zur Aufrechthaltung seiner Gesundheit nöthig ist; der Krieg, die Todesstrafe, die Eintreibung der Steuer vom Armen, alle die Beschränkungen unserer natürlichen angeborenen Freiheit, denen wir uns zu unterwerfen haben! Wir lügen dem Kinde vor, dem die Wahrheit nicht taugt, wir betrügen den Irren, den wir in eine Heilanstalt locken wollen . . .“

„Pater Gury würde Sie mit Vergnügen plaidiren hören,“ unterbrach ich ihn lächelnd.

„Kennen Sie ihn?“

„Nein.“

„Desto besser. Er ist eine der Spitzen jener ganz falschen Richtung in der Kirche, die nicht spricht: der Zweck heiligt die Mittel, sondern das Mittel heiligt den Zweck. Durch das heilige Mittel des Glaubens wird der Zweck, die Fesselung des Geisteslebens und seine Unterwerfung, gerechtfertigt. Sie sehen mich erstaunt an, weil ich solche Gedanken ausspreche?“

„In der That es überrascht mich . . .“

„Daß ein Geistlicher über seine Kirche sich in einer Weise ausspricht, welche unser Pfarrer wohl das Vellen des nicht genug von mir dressirten Hundes Zweifel nennen würde? Aber das braucht Sie nicht an mir irre zu machen. Ich bin darum doch ein ganz gläubiger Mensch und ganz treuer Knecht. Wir reden wohl ein anderes Mal mehr darüber — für jetzt macht es uns diese kleine blonde Schmutzbande unmöglich, die herbeigestürzt kommt, mir die Hand zu reichen!“

Wir hatten den Anfang der Dorfgasse erreicht, und in der That kamen von den vor den Häusern spielenden Kindern ganze Häuflein herbeigeläufen, um dem geistlichen Herrn die Hand zu reichen.

II.

Ich hatte dem Caplan meine kleine Büchersammlung zur Disposition gestellt; er kam von Zeit zu Zeit, davon Gebrauch zu machen, aber mit großer Discretion — es schien ihm mehr darum zu thun sein; sich die Büchertitel anzusehen und mit mir, der unterdeß im Schaukelstuhl seine Cigarren rauchte, darüber zu plaudern, als just viel verschiedenartiges Lesesutter zu erhalten. Geschichtswerke zogen ihn am meisten an. Ueber Politik sprach er wie ein Kind, das doch zuweilen in seiner Naivheit eine große Wahrheit findet, wie ein blindes Huhn ein Korn. „Der Staat,“ sagte er, „wird in seinen Kämpfen mit der Kirche immer der Schwächere sein, denn der Staat ist doch nur die Regelung der um des Ganzen willen nöthigen

Freiheitsbeschränkungen des Menschen, und die Kirche die Wiederherstellung seiner Freiheit, indem sie ihn diese in seinem Innern finden lehrt. Sie wird deshalb den Menschen immer lieber sein, als das nothwendige Uebel der Staat.

„Dawider ließe sich,“ antwortete ich, „so viel und noch mehr sagen, als wider das Pater Gury-Princip, welches Sie neulich aussprachen. Dabei aber fällt mir ein, daß Sie mir noch die Erklärung dessen, was Sie von einer ganz falschen Richtung in der Kirche sagten, schuldig sind . . .“

„Nun ja,“ versetzte er, sich von den Büchern abwendend und sich mir gegenübersetzend, um ebenfalls eine Cigarre zu nehmen — „ich meinte die Richtung, welche vollständig die Machtsphäre der Religion verkennt und sie über das ganze Gebiet der Moral ausdehnen will. Der Mensch bedarf der Religion, des Glaubens, das ist einmal der allgemeine Zug seiner Natur, von dem noch kein Volk, ja schwerlich auch ein Einzelner sich innerlich ganz frei gemacht hat. Und der gewöhnliche, der Durchschnittsmensch, der weder Denker noch Naturforscher ist, bedarf eines offen bekannten oder versteckten Polytheismus. Gerade die begabtesten, an geistigen Anlagen bevorzugtesten Völker sind die größten Ausbilder polytheistischer Vorstellungen . . .“

„Zugegeben — und Sie folgern daraus?“

„Daß unsre Kirche die den menschlichen Bedürfnissen am befriedigendsten und vollständigsten entgegenkommende Religionsanstalt ist. Aller Idealismus, der mit seinen unerstickbaren Verlangen in ihm liegt, kann in ihr sein Genügen finden, dem Volk ist sie Alles — die Festordnerin, die Erstreuerin durch Tempelschmuck, Feierzüge, Musik; die hilfreiche Mutter, die den Schmerz versteht, die ihn tröstet, die die jenseitige Ausgleichung des hier im Diesseits Erлитtenen und Entbehrten gewährleistet. Dem polytheistischen Bedürfnisse der Volksseele kommt sie mit ihren Heiligen, ihrem Mariencultus entgegen . . .“

„Mit ihren wunderthätigen Localheiligen . . .“

„Auch damit,“ fuhr er fort, „gewiß. Damit aber endet ihre Aufgabe, damit ist ihre Macht erschöpft. Das Menschengeschlecht einer höheren Entwicklung zuführen — das vermag sie nicht. Die Menschen ändern, bessern — das Kunstgebilde Mensch mit eiselnreuder Hand ausarbeiten und verfeinern, das kann sie nicht. Sie kann sich um die Erziehung Mühe geben, hat ja auch ihre Verdienste auf diesem Gebiet — den der Schule entwachsenen Erdenbürger aber muß sie laufen lassen, und machtlos zusehen, wie er mit seinem Charakter, seiner Natur, seinen angeborenen Trieben Gutes oder Böses anrichtet . . .“

„So leugnen Sie jeden Einfluß des Glaubens auf die Moral?“

„Neben. Und das eben ist die falsche Richtung unserer Stimmführer und leitenden Kräfte, daß sie mit ihrem Glauben die Menschen moralischer, besser, den Gesetzen gehorsamer machen zu können wännen, und vor allem den Gesetzen gehorsam, welche sie selbst geben, und womit sie die Welt sich

selbst unterwerfen und dienstbar machen wollen. Das heilige Mittel, der Glaube, soll zu diesem sehr selbstischen Zweck dienen.“

„Und erreicht doch nicht viel auf diesem Gebiet,“ unterbrach ich ihn.

„Manches freilich,“ sagte er abbrechend, sah eine Weile den blauen Wülstchen seiner Cigarre nach und schien dann in ein zerstreutes Wesen zu versinken, ein Verlorensein in Gedanken, das ich öfter an ihn bemerkt hatte.

„Leugnen Sie auch den Einfluß einer Einrichtung wie Ihres Beichtstuhls auf die Moral?“ fragte ich ihn nach längerer Pause.

Er blickte auf, wie aus seiner Zerstreuung erwachend, sah mich mit einem Blicke an, der etwas von plötzlichem Erschrockensein hatte, und dann stand er auf und trat, ohne mir zu antworten, wieder an die Bücherrepositorien.

Ich blickte der hohen schlanken Männergestalt nach und fragte mich, was dieser offenbar reich begabte und originell denkende Geist durchlebt haben mußte, um sich endlich mit einem Verufe ausgesöhnt zu finden, der doch schwerlich sein eigentlicher und wahrer war. Sein Neben deutete doch hinreichend klar an, daß er gerungen und gekämpft haben müsse, bis er zu einer Auffassung seiner Kirche gekommen, die ihn mit seinem Verufe versöhnte und einen „ganz treuen Knecht“ seiner Kirche, wie er sich genannt hatte, sein ließ. Er hatte offenbar die Sache ernst genommen; er hatte nicht, wie so mancher in seinem Stande, die theoretischen Fragen auf sich beruhen lassen, und nur die Erreichung einer guten Pfründe im Auge behalten; er hatte endlich seine Seelenruhe in dem Bewußtsein gefunden, wie immer es mit den theoretischen Fragen sich verhalten mochte, eine würdige Lebensaufgabe zu erfüllen, indem er die Menschen seiner Gemeinde mit dem idealen Stoff speiste, den das Volk nur in der Kirche zu finden weiß und nur von ihr verlangt.

Aber immer sympathischer wurde mir dieser Mann, wie er geistig vor mir wuchs, und immer anziehender seine Erscheinung. Dabei fiel mir ein, wie wunderbar es sei, daß seine Obern nicht seine geistige Bedeutung erkannt — Männer wie er, mit seinem Außern, seinen gesellschaftlichen Formen pflegten doch keine Dorcapläne zu bleiben, sondern sich bald in der Laufbahn zu den Prälatenwürden zu sehn.

Unterdeß fuhr auf dem Hofe ein elegantes einspänniges Wägelchen vor, und ein kleiner stämmig gebauter Herr mit grauem Vollbart sprang herunter — der Arzt aus der nächsten Stadt, der im Dorfe seinen „Giro“ zu machen kam, und dabei zu einem freundschaftlichen Geplauder einzukehren pflegte. Als der Caplan ihn erblickte, griff er mit einiger Hast, wie mir schien, nach seinem Hut und empfahl sich — es war, als ob er die Begegnung mit dem Heilkünstler vermeiden wolle. Beide gingen kühl grüßend in dem Vorraum an einander vorüber.

„Sie sind befreundet geworden mit dem Caplan Bärholm?“ sagte der lebhafteste kleine Herr, indem er sich auf dem Platz, den jener vorher eingenommen, niederließ.

„Natürlich — er ist mein Nachbar und ein interessanter Mensch . . .“

„Ohne Zweifel — nur zu interessant!“

„Zu interessant? Wie ist das zu verstehen?“

„Nun, durch seine Geschichte. Freilich,“ fuhr er lachend fort, „das ist etwas für Sie. Sie können da ergründen, psychologisch analysiren, ein merkwürdiges Problem lösen . . .“

„Ich verstehe Sie nicht. Welches Problem ist da zu lösen? Wie ein solcher denkender Kopf, ein Mann, dem zu seinen Geistesgaben doch auch wohl das Salz der Kritik zugegeben ist . . .“

„Mit den Bauern den Marien-Monat durchbetet? Als ob sich's darum handelte! Sie thun sehr unschuldig und bedürfen dessen bei mir nicht. Ich bin Zeuge, Sachverständiger in der Sache gewesen.“

„Aber ich bitte Sie, Doctor, in welcher Sache?“

„In der Untersuchung wider den Caplan Bärholm — wissen Sie denn wirklich nicht . . .“

„Von einer Untersuchung wider ihn? Nichts!“

„Sieh, sieh — wie man auf dem Dorfe discret ist, wenn — wenn es sich um solch einen geistlichen Herrn handelt!“

„So sagen Sie doch, in welche Untersuchung war der arme Mensch denn verwickelt?“

„In eine Untersuchung wegen Raubmord.“

„Ah —,“ rief ich aus, „hätte mein Sessel nicht die feste Lehne, so würde ich wahrhaftig auf den Rücken fallen! Was sagen Sie — wegen . . .“

„Raubmord, der freilich nicht ganz geglückt ist — Raubmordversuch also, schärfer ausgedrückt.“

„Unser Caplan hier?“

„Derselbe!“

„Aber um unsres Heilands willen, wie war es möglich, eine so absurde Anschulbigung wider einen Mann zu erheben . . .“

„Gegen den die schwersten Indicien vorlagen? Es war sehr natürlich, daß man eine Untersuchung einleitete, sehr natürlich, dent' ich!“

„Und das Ergebnis?“

„Freisprechung! Freilich!“

„Nun sehen Sie also!“

„Ich sehe nichts Beweisendes darin. Im Gegentheil, ich glaube . . .“

„An seine Schuld? Unmöglich!“

„Unmöglich ist ein Wort, das man nicht mehr ausspricht, wenn man so alt geworden wie ich,“ sagte der Doctor lächelnd.

Ich dachte daran, daß mir unlängst Caplan Bärholm bei der Besprechung des Bulwer'schen Romans dasselbe gesagt.

„Es ist nicht allein Alles, just Alles möglich,“ fuhr der Doctor fort, „sondern schon dagewesen, schon vor Rabbi Akiba's Zeiten dagewesen!“

„So etwas, wenn Sie erlauben, aber doch nicht. Ich bitte Sie, erzählen Sie mir die Geschichte, Doctor!“

„Das will ich, nur nicht im Augenblick. Ich muß vorher im Dorfe nach meinen Kranken sehn. Wenn ich sie beruhigt habe, komme ich zurück, Ihre Spannung zu befriedigen.“

„Einverstanden,“ sagte ich — „also auf Wiedersehen!“

III.

Mehr als eine Stunde später saß der Mann der Heilkunde, bereit, mir seine Unheilkunde zu geben, unter der weitschattigen Linde in meinem Garten, mir gegenüber. Wir hatten eine Flasche ehrlichen, reinen Julius-Spital-Weines zwischen uns — der allgemeine und wirksamste Tröster jeglichen Menschenleides ist im Laufe des schwindelhaften Jahrhunderts ein so unsicherer Gefelle und arglistig gemischter Charakter geworden, daß man seiner Aufrichtigkeit und Harmlosigkeit erst sicher, wenn man ihn als Spitalgreis ermittelt. Dazu gurrten die Tauben auf dem nahen Dach, die Bienen summten in den Lindenblüthen und einzelne Sonnenstrahlen glitten durch das Laubdach bis in unsere Kelchgläser hinein, um goldene Lichter darin zu entzünden — es war wohl nicht der rechte Ort und die richtige Stunde, um da eine dubiose Mordgeschichte anders als mit einem absoluten Orange zu mildchristlicher Steppis aufzunehmen.

„Sie müssen wissen,“ begann der Doctor, „Sie müssen wissen, daß unser Caplan Bärholm früher Hofmeister beim Grafen Rodenburg war, der mit seiner ziemlich köpferreichen Familie damals auf Rophorst wohnte, etwa anderthalb Stunden von hier, jenseits des großen Moores, das hinter Ihrer Dorfmarkung beginnt und sich bis an die Fichtenwäldungen hinzieht, die schon zu Rophorst gehören. Der Graf besitz weniger ausgebehnte, aber schöner gelegene Güter im Süden unseres Landes, wissen Sie, und hat längst eines derselben, das schon im Rheinthal liegt, zu seinem bleibenden Wohnsitz einrichten lassen — auf Rophorst erscheint er jetzt nur noch selten. Damals aber wohnte er dort beständig, und dort sind seine beiden ältesten Söhne herangewachsen, welche Bärholm erzogen hat. Und zwar mit dem zufriedenstellendsten Erfolge — die gräfliche Familie soll an dem Erzieher sehr geangegangen und ihn mit allen möglichen Rücksichten behandelt haben; als er seine Aufgabe beendet und die beiden jungen Herren, um beim Militair einzutreten, das Vaterhaus verlassen, soll auch Graf Rodenburg es bewirkt haben, daß Bärholm just hier als Hilfsgeistlicher angestellt worden — er habe den ihm lieb gewordenen Mann in seiner Nachbarschaft zu halten gewünscht.

So hat denn unser Caplan, auch nachdem er die Gemächer des alten Grafenschlosses mit den engeren, aber gemüthlicheren Stubezimmern Ihres Pfarrhauses vertauscht, noch fortwährend mit der Familie in Verbindung gestanden, und ist an manchem Sonntag Nachmittag nach der Katechese nach

Kopporst hinausgewandert, um dort Schuß gegen die tödtliche Langeweile eines solchen Sonntag-Nachmittags auf dem Lande zu finden. Er hat auch nicht unterlassen, sich der Familie noch fortwährend mit allerlei kleinen Dienstleistungen nützlich zu machen; er hat die für den Hausgebrauch nöthigen Verse und Gedichte zu den kleinen Festlichkeiten besorgt, dem Grafen alte lateinische Urkunden abgeschrieben und der Frau Gräfin zu ihrem Namenstag wunderbar geschmackvoll geordnete Feldblumensträuße überreicht.

Eines Tages nun — der Doctor unterbrach sich, um sein Glas zu leeren und sagte dann:

„Kennen Sie den Auktions-Commissar Elshorn, der Ihre Gegend hier unsicher macht?“

„Sicherlich,“ versetzte ich, „er hat mich ein paar Mal ziemlich zubringlich mit Dienstanerbietungen belästigt; mir war der Mensch mit den zwei weit auseinanderstehenden Augen, die seinem großen Kopfe mit dem dicken blonden Schädel etwas Eulenartiges geben, widerwärtig, unheimlich.“

„Nun gut,“ fuhr der Doctor fort, „so wissen Sie auch wohl, daß sein Ruhm vor unserm Herrgott mag ja groß und ganz schneeweiß sein, denn er ist ein fleißiger Kirchgänger — daß sein Ruf bei den Leuten jedoch in allerlei bedenklichen Farben schillert — der Leumund hat so seine Spectralanalyse, die mit achtbarer Sicherheit fungirt, und diese in unserm Falle weist allerlei unschöne Striche im inneren Kern des Herrn Elshorn auf. Doch lebt er in guter Harmonie mit der Justiz und anderen constituirten Gewalten, hat einige Schulen besucht und weiß zu reden wie ein Buch — für die unteren Klassen des Gymnasiums.“

„Nun also, dieser Herr Elshorn . . .“ unterbrach ich ihn.

„Dieser Herr Elshorn befindet sich,“ fuhr der Doctor fort — „an einem schönen Sonntagnachmittage in dem großen, zu Kopporst gehörenden Dorfe. Er hat da Geschäfte abzuwickeln, er hat Gelder einzuziehen, er hat mit dem Mühlenpächter, mit dem er Getreidegeschäfte macht, abzurechnen. Erst am späten Abend — es ist im Herbst und die Nacht bei verhülltem mondtrübem Himmel dunkel eingebrochen — bricht er auf, um, den Weg über Ihr Dorf hier nehmend, weiter nach seiner Hofbesitzung heimzugehen. Er geht allein der Chaussee durch die Tannenwaldungen von Kopporst nach. Als er auf die offene Fläche, wo die Chaussee sich zu dem Moore nieder senkt, hinauskommt, sieht er, daß er beinahe eine Männergestalt eingeholt hat, welche vor ihm desselben Weges wandert, und bald auch nimmt er wahr, daß die hohe, vor ihm wandelnde Gestalt unser Caplan sein muß — nach Figur und Gang, soviel ihn das wolkenbedeckte Mondlicht erkennen läßt. Beruhigt beeilt er seinen Schritt und dem vor ihm Wandelnden zur Seite gekommen, sieht er, daß er sich nicht getäuscht hat.

„Bin froh, daß Sie es sind, Herr Caplan,“ sagte er nach der ersten Begrüßung — „man geht doch immer sicherer, wenn man so in guter Gesellschaft ist, bei der Nacht!“

„Weshalb?“ versetzte Bärholm mit einem Ton, als ob die sich ihm aufdrängende Gesellschaft nicht just das wäre, was er wünsche — „man geht bei der Nacht so sicher, wie bei Tage in unserer rechtschaffenen Gegend.“

„Nun ja, dem ist auch wohl so,“ versetzt Herr Elshorn — „und Jeder der mit einer leeren Tasche wandert, geht durch dies ganze einsame Moor ohne auch nur einen argen Gedanken zu fassen. Wenn man aber, wie ich eben, sich mit einer schweren Geldkase zu schleppen hat, so sorgt man sich ganz von selber, auch ohne einen Grund zu haben — in den dunklen Tannenschonungen hinter uns ist es mir mehr als einmal ängstlich zu Muthe geworden.“

„Das habt Ihr dafür,“ versetzte der Caplan lächelnd, „daß Ihr Euch mit dem ungerechten Mammon schleppt?“ . . .

„Ungerecht ist er nicht,“ fiel Elshorn ein, „habe lange genug auf den Müller in Kophorst drücken müssen, bis ich erhielt, was mir zukam; noch heute, setzte er mir scharf und tüdtisch mit seinem alten Kornbranntwein, seinem Steinhäger zu, um mich weich zu machen, — sind alle Schelme, diese Müller, das weiß man ja — aber ich habe nicht losgelassen, und siebenhundert Thaler habe ich richtig herausgedrückt.“

„Siebenhundert Thaler? Ist viel Geld!“

„Ein artiges Sümmchen . . .“

„Und was beginnt Ihr nun damit?“

„Muß schon sehen, es unterzubringen — für's Erste nimmt's die Sparkasse.“

„Gebt es mir, Elshorn, für — die Armen! Seid einmal ein guter Christ! Gebt es mir!“

„Sie sind spaßhaft, Herr Caplan — das könnten Sie doch selbst zu Ihrem Herrn Grafen nur im Spaß sagen, wenn es auch auf siebenhundert Thaler solch' einem Herrn weniger ankommt, als unser Einem. Haben wohl den Nachmittag auf dem Schlosse zugebracht — muß da immer sehr vergnüglich zugehen — bei solchen Leuten freilich — da kehrt man gern vor und nach ein, wenn man eingeladen ist, heißt das, wie der Herr Caplan, der spaßhafte Herr Caplan!“

Was dann nun nach diesem, nicht sehr erheblichen Gedankenaustausch der beiden Wanderer weiter gesprochen ist, wer weiß es? Denn von diesem Augenblicke an beginnen die Umstände dessen, was ich Ihnen erzähle, schwankende Umrisse zu bekommen, und sich in ein unsicheres, dämmeriges Licht gleich jenem, das in der fraglichen Nacht auf dem einsamen Wege durch das Kophorster Moor lag, zu fällen. Sicher ist nur, daß eine Stunde später Caplan Bärholm — nur wenig später als er sonst heimzukehren pflegte, wenn er den Nachmittag bei den Rodenburg zugebracht — in sein Pfarrhaus zurückkehrte, daß er es ablehnte, von den Speisen zu genießen, welche ihm die Haushälterin vom Abendessen aufbewahrt; und daß er, über große Müdigkeit klagend, sich alsogleich auf sein Zimmer zurückzog, auch am anderen

Morgen in der Frühe durch den Metzner, der ihn zu wecken kam, 1 Pfarrer bitten ließ, statt seiner, da er sich unwohl fühle, die tägliche st. Morgenmesse zu lesen.

Und dann ferner ist sicher, daß in der ersten Frühe dieses Morgens ein Bote von der Hofbesitzung des Herrn Elshorn in unser Städtlein gelaufen kam, um an meiner Thüre Klingel und Klopfer in einen rabiaten Wettstreit zu versetzen, wer am-meisten Lärm zu machen im Stande sei.“

„Natürlich,“ fiel ich ein, „das Frauenzimmer, die Klingel.“

„Und dann, nachdem er Einlaß gefunden,“ fuhr der Doctor fort, „mich aufzufordern, sofort nach dem genannten Hofe zu kommen, wo Herr Elshorn an einer lebensgefährlichen Verwundung darniederliege, welche er in der Nacht erhalten habe. Ich ließ einspannen, packte Bistouri und Antiseptica zusammen und fuhr hinaus, den Boten auf dem Boche mit mir nehmend, um während der Fahrt von ihm Näheres zu erfahren. Aber der Bote wußte nur zu berichten, daß der Herr heimgekehrt sei erst um zwölf-Uhr in der Nacht, in Stroh verpackt auf einem einspännigen Wägelchen, das ein armer Kötter, der nebenher gegangen, geleitet habe. Er habe ihn wie todt im Chauffeeegraben gefunden, habe der Mann gesagt, weiter aber nicht viel Red' und Antwort gestanden; es sei ein dämlicher Mensch gewesen, als ob er seine fünf Sinne nicht alle bei einander habe; er habe den Verwundeten so gefunden, als er, der Kötter, Abends allein auf dem Wege von Kophorst dahergekommen; und da er ihn erkannt, habe er von seiner, am Rand des Moores liegenden Köttereit seinen Wagen geholt, auch seine Frau zur Hilfe mitgenommen, um ihn auf den Wagen zu heben, und nun bringe er ihn! Das war Alles, was mir der Bote melden konnte.

Ich fand den Wiedermann Elshorn in einem ziemlich bedenklichen Zustande. Er hatte von hinten her einen furchtbaren Hieb mit irgend einem stumpfen Gegenstande über den Schädel erhalten — zum Glück war der Schlag, der, in der Mitte auf die Scheitelhöhe treffend, wohl tödtlich gewesen, ein wenig nach links hin niedergefahren, so daß er, an dieser Seite des Kopfes hingleitend, eine klaffende Wunde gerissen und die Schädelhaut bloßgelegt hatte. Eine Fractur des Schädels aber hatte nicht stattgefunden, wenn auch Knochentheile — doch ich will Sie mit dem Näheren verschonen und sage nur, daß außer der Beschaffenheit der Wunde mich die stattgehabte Gehirnerschütterung böse Folgen fürchten ließ. Ich that, was ich zu thun vermochte, zog auch einen Collegen herzu — es handelte sich um die Frage einer etwa nöthigen Trepanirung — und war so glücklich, das lange Zeit bedenklich hin- und herflackernde Lebenslicht in dem Manne zu erhalten — was ich bescheiden weniger meinem Verdienst, als der sturm- und wettergehärteten Constitution des Edlen zuschreibe. Lange Zeit jedoch schwebte er, wie man sich ausdrückt, zwischen Tod und Leben; und es verging eine geraume Zeit, bis er seine Verstandskräfte klar genug geordnet zeigte, um gerichtlich über sein Erlebniß vernommen werden zu können.“

„Ich warte mit Spannung, daß Sie bis dahin kommen werden, Doctor. Was gab er an über sein Erlebnis?“

„Sein Zusammentreffen mit Wårholm, seine Unterredung mit diesem im friedlichen Nebeneinandertwandelnd, und sodann, daß der Caplan eine Weile schweigsam geworden; in Gedanken versunken, daß er ein paar Mal leis, ganz für sich, aber mit einer anscheinenden Festigkeit Worte ausgestoßen — daß er sich gedacht: ‚Ei, was hat denn der Caplan? Hat er in Kopporst auf dem Schlosse eine zu starke Sorte vorgefetzt bekommen? Viel trinken ist doch sonst seine Art nicht;‘ daß der Elshorn nun ein wenig rascher vorwärts geschritten und Wårholm allmählig hinter ihn gekommen — bis er ganz un- plöblich einen furchtbaren Schlag mit einem berben Stock von hinten her über den Kopf bekommen, so wuchtig, daß er nur einen kurzen Wehlaut von sich geben können und dann besinnungslos niedergestürzt sei. Ohne Besinnung habe er auch wohl eine gute Weile gelegen, endlich sei er wieder ‚zu sich gekommen, und was er zuerst wahrgenommen, sei gewesen, daß ihm Einer mit kaltem Wasser die Stirn kühle, Einer, der hinter ihm gestanden und seinen Oberkörper aufrecht gehalten. Er habe ihn auch wohl erkannt, nach einiger Zeit, während er sich zu sammeln gewußt; es sei der Vorkhaus, der seine kleine Köttere am Saume der Haide stehen habe, gewesen. Und im Uebrigen könne er nicht viel mehr sagen, er sei bald wieder wie ganz von Sinnen geworden, und was mit ihm vorgegangen, wisse er nicht; das Erste, was er dann wieder erkannt, sei sein eigenes Bett gewesen, in dem er gelegen und das Gesicht des Doctors, der sich über ihn gebeugt.“

„Und er gab an, behauptete, er habe den niederschmetternden Schlag von — Wårholm erhalten?“

„Er behauptete das,“ fiel der Doctor kopfnickend ein, „und hatte, scheint mir, gute Gründe dazu. Denken Sie nicht auch?“

„Wahrhaftig, Doctor, was ich denken soll, weiß ich absolut nicht. . .“

„Vielleicht hilft Ihnen trotz all seiner ‚Dämlichkeit‘ Kötter Vorkhaus zu den richtigen Gedanken,“ sagte lächelnd der Doctor. „Kötter Vorkhaus sagte vor Gericht ganz einfach aus, daß er in jener Nacht des Weges von Kopporst dahergekommen, daß er zwei Gestalten, zwei Männer, vor sich wahrgenommen, von denen einer zu Boden gelegen, der andere neben ihm gekniet habe; daß dieser sich an dem Liegenden mit hastiger Bewegung zu schaffen gemacht — was er gethan, das habe er nicht sehen können, obwohl er auf dem weichen Moorboden schreitend, ziemlich nahe an die Gruppe herangekommen — endlich seien seine Schritte aber doch vernommen worden, und nun sei der Knieende aufgesprungen, über den Chausseeegraben fort und hastig mit langen Schritten in die Haide hinein geflohen. Man habe er, daß es der Caplan Wårholm gewesen, trotz des ungewissen Lichtes recht wohl erkennen können — ganz bestimmt habe er ihn erkannt, seine hohe Gestalt, seinen Gang.“

Als er, Vorkhaus, sich nun zu dem Niedergeschlagenen gewandt und

sich zu ihm niedergebückt, habe er wahrgenommen, daß dieser eine schwere, leberne Gelbkäse um den Leib geschnallt getragen; auch, daß die zwei Schnallen mit Riemen, wie sie zum Verschuß dienen, aufgelöst gewesen, außerdem sei die Käse auch noch zugebunden gewesen durch feste Lederschnüre, die in eine Schlinge gezogen, und diese Schlinge, diese Schnüre seien arg verwickelt und wie verfilzt gewesen — der Thäter habe sich offenbar Mühe gegeben, sie zu entwirren und den Knoten aufzulösen, um die Käse an sich nehmen zu können. Sein, des Vorkhaus, Kommen müsse ihn dabei aufgeschreckt und vertrieben haben. Er habe sich nun Mühe gegeben, den Elshorn, den er im ersten Augenblicke für todt gehalten, wieder zu sich zu bringen.“

„In der That,“ fiel ich hier schwer betroffen ein — „so ist freilich ein Zweifel nicht wohl mehr möglich! Aber der Angeeschuldigte, was erklärte er? Räumte er ein . . .“

„Er? Er räumte nichts ein, als mit ruhiger, sich stets gleichbleibender Bestimmtheit, daß er auf jenem Wege mit dem Elshorn zusammengetroffen, daß er eine Zeit lang neben ihm schreitend, sich mit ihm unterhalten habe; daß er jedoch bald wahrgenommen, daß der Mann unsicheren Schrittes gegangen und mit lallender Zunge Dinge gesprochen, welche er einen Augenblick vorher schon einmal gesagt; kurz, daß er betrunken gewesen. Deshalb habe er sich von ihm loszumachen gesucht, sei auf die andere Seite der Chaussee gegangen, habe hier seine Schritte beeilt und sei so aus den Augen des Trunkenen in der Dunkelheit verschwunden. Wenn nun dieser auf seinen weiteren Wege räuberisch überfallen worden, so sei es psychologisch nicht unerklärbar, daß er mit seinen umnebelten Geisteskräften den plötzlich hinter ihm aufgetauchten Räuber mit der Gestalt des von seiner Seite still ohne Abschiedswort fortgeschwundenen früheren Begleiters identificirt habe, und so zu seiner absurden Beschuldigung verleitet worden. Wenn der Andere dann, Vorkhaus, ihn erkannt haben wolle, so könne darauf unmöglich Gewicht gelegt werden; erst nachdem er die Anschuldigung des Elshorn vernommen, werde sich die Vorstellung, daß er in dem aufgeschreckt Davoneilenden, ihn, Wårholm, erkannt habe, in seinem Gehirn gebildet und festgesetzt haben.“

„Etwas,“ unterbrach ich den Erzählenden hier, „hat diese Erklärung für sich, Doctor . . .“

„Etwas — aber doch nicht viel! Doch wurde sie mit solcher ruhigen Sicherheit gegeben, daß der Untersuchungsrichter davon Abstand nahm, den Angeeschuldigten verhaften zu lassen. Zu einem schwurgerichtlichen Verfahren kam es aber doch, und die Sitzung, in welcher die Sache zur Verhandlung gelangte, gab sehr interessante Einblicke in die still wirkenden Kräfte, die bis zu jenem Tage thätig gewesen waren, um auf das Endergebniß einen bestimmenden Einfluß zu üben. An Wårholms Verurtheilung hatte Niemand ein Interesse, aber mächtige Interessen mußten für das Gegentheil, die Freisprechung, sich in die Sache eindrängen. — Sie können sich das ja denken!

Eine große Anzahl einflußreicher und durch ihre Stellung eine unbestrittene Autorität übender Leute mußte sich für einen Ausgang erwärmen, der für sie, für ihren Esprit de Corps, eine Ehrensache war. Und dazu kam, daß Niemand sich für die Persönlichkeit oder das Recht des Angegriffenen zu erwärmen geneigt war; Herr Elshorn war nicht der Mann, dessen Worte im Stande gewesen wären, eine bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinliche Thatsache der Welt plausibel zu machen. Herr Elshorn war ein anrühiger Mensch, ein Leuteschinder, ein Rabulist. Und Rütter Dorkhaus — in der Hauptverhandlung war er, dessen Aussagen in der Voruntersuchung so klar und bestimmt gelautet hatten, wieder der „dämliche Mensch“; er war unsicher, er widersprach sich; er sei, als er wahrgenommen, was da vor ihm auf der Chaussee vorgehe, so consternirt gewesen, so erschrocken, daß er nicht viel darüber sagen könne, er fühle sich unfähig, über das Einzelne und Besondere, was er gesehen und erkannt, etwas Genaueres zu beschwören. Auch hatte, wenn man die Zeugen reden hörte, in jener Nacht, in welcher früher ein leidliches, die Umrisse nicht zu entfernter Dinge wohl erkennbar machendes Licht geleuchtet hatte, jetzt etwas wie eine kimmerische Finsterniß ihre Schleier über die Welt gebreitet. Viel hing von dem Zeugniß des Müllers von Kophorst ab; und siehe, der Müller, mit welchem Elshorn an jenem Nachmittage verhandelt hatte, bei dem er sich aufgehalten, bis er mit seiner Geldkage den Heimweg angetreten, ließ sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen, für die nachhaltige Kraft seines Steinhäger Kornbranntweins Reclame zu machen, maß dem Bösewicht von Auctions-Commissar, der ihm seine Thaler abgezwaht hatte, eine ganz ausreichende Zahl von Gläsern zu und sandte ihn dann recht gründlich betrunken in die Nacht hinaus.“

„Und so erfolgte ein freisprechendes Verdict?“

„Natürlich — die Jury berieth sich nicht zehn Minuten und das Verdict war einstimmig. Kaplan Bärholm aber mußte in seinem Unschuldsbewußtsein dessen so sicher gewesen sein, daß sich nicht einmal sein Gesicht erhellte, als es verkündet wurde. Er vernahm es mit denselben düsteren, menschenfeindlich dreinschauenden Zügen, womit er die Anklage verlesen hören — er wehrte die Glückwünschenden, die sich zu ihm drängten, mit bitteren Lakonismen ab und schien nichts Eiligeres zu thun zu haben, als sich den Blicken Aller zu entziehen.“

„Wurde,“ fragte ich nach einer Pause den Doctor, „denn in dem Verfahren nicht auch die Frage berührt, ob der Angeklagte sich in irgend einer Nothlage befunden, in einem dringendem Bedürfnisse, sich Geld zu verschaffen — für sich, für Andere . . .?“

„Gewiß kam auch diese Frage zur Sprache — und die Antwort fiel ebenfalls für ihn schwer in die Waagschale. Unter all' den glänzenden Reumunds-Zeugnissen, die ihm von allen Seiten gegeben wurden, war auch seines Pfarrers Aussage, daß er mit seinen Einkünften immer auf's Beste ausgekommen, für Arme und gute Zwecke immer seinen Obolus in Bereit-

schaft gehabt, daß auch seine Verwandten, sein Bruder, ein verheiratheter Angestellter bei der Regierung, in wohlgeordneten Verhältnissen lebten.“

Der Doctor endete damit seine Erzählung und leerte sein Glas.

Ich füllte es schweigend wieder, während der Doctor mit seinem Stecken Figuren in den Sand zu seinen Füßen kritzelte.

„Nun?“ sagte er aufblickend nach einer Pause, da ich zu schweigen fortfuhr.

„Nun, Doctor, was soll ich sagen? Wenn einmal nichts, wie Sie behaupten, unmöglich ist, so ist es auch nicht unmöglich, daß die Geschworenen mit ihrem Verdict Recht hatten . . .“

„Freilich — weshalb nicht!“ rief der Doctor äußerst ironisch aus.

„Ich halte es mit dem Kadi,“ fuhr ich fort; ich frage bei solchem Handel: Où est la femme? Und da Sie mir durchaus nichts im Hintergrunde gezeigt haben, was wie eine Weiberschürze aussähe, so verhärtete ich mich in meinem Unglauben!“

„Und machen es wie der ungläubige Mensch es gewöhnlich macht; er glaubt an Gespenster; Sie lassen Eins Nachts über das dunkle Moor gehen, um heimkehrenden Auktions-Commissaren plötzlich Eins über den Schädel zu geben, und ihnen den ungerechten Mammon abzunehmen! Où est la femme, fragen Sie? Freilich, die ist nicht da, die ist nirgends zu sehen. Aber belastender scheint mir, daß auch der Strolch, der Vagabonde, oder sonst ein Individuum, welches die That verübt haben konnte, nicht da — daß nicht die geringste Andeutung zu ermitteln war, es habe sich in jenen Tagen nah oder fern solch ein Subject erblicken lassen . . .“

Ich muß bekennen, daß ich ein wenig in die Enge getrieben war. Es war mir ja auch klar geworden, daß selbst der Pfarrer, selbst die Vorgesetzten des Caplans von seiner Schuld überzeugt waren, so viel sie gethan haben mochten, einen der ihren vor den Augen der Welt rein zu waschen. Aber des Pfarrers kaltes Betragen gegen seinen Helfer im Amt, der Umstand, daß dieser unbesördert, unberücksichtigt von seinen Vorgesetzten auf seiner dürftigen Stelle geblieben — Alles das fand jetzt seine Erklärung; und seine Erklärung fand auch, daß Bärholm die Blätter seines Eugen Aram so eifrig zerlesen, um ihnen einen neuen Einband geben lassen zu müssen.

Es war eine räthselhafte, verwirrende Geschichte; es lag eine unwiderstehliche Lockung darin, zu einem aufhellendem Lichte zu gelangen über das, was auf dem tiefen Grunde solch eines stark und edel erscheinenden Menschenherzens versteckt lag; die Sophismen zu enthüllen, in welche ein hochgebildeter und sonst klar urtheilender Geist sich verloren und verirrt haben mußte, um mit fester Hand und kaltem Blut die verruchte Gewaltthat zu begehen. Aber den spürenden Beobachter, den lauernden Detectiv konnte ich bei dem Manne, dessen Wesen mich anzog, und der mir zu vertrauen schien, nicht machen. Ich mußte, was ich vernommen, in mich verschließen, wie ja auch

die ganze Gemeinde, als ob darüber ein allgemeines Einverständniß herrsche, sie in Schweigen und Vergessen hüllte; ich mußte es darauf ankommen lassen, ob der Zufall mir beistehen würde, von diesem psychologischen Räthsel etwas zu lösen.

IV.

Der Zufall war nicht so gefällig. Ich fuhr fort mit dem Caplan zu verkehren, ohne ihm doch näher zu treten, ihm, was man nennt, bestreundet zu werden. Gätte mich nicht der Verdacht gegen ihn in einer gewissen scheuen Entfernung gehalten, so würde es sein Wesen gethan haben, das mit seiner Mischung von Bescheidenheit und Selbstgefühl eine gewisse Steifheit der Verkehrsformen beibehielt. Aber aus seinen Anschauungen, seinen Gesinnungen machte er mir gegenüber kein Fehl. Es schien ihm offenbar wohl zu thun, sich gegen Jemand, der seine Ueberzeugungen verstand und respectirte, aussprechen zu können. Aber über persönliche Verhältnisse, seine Lebensbeziehungen, seine früheren Erlebnisse erfuhr ich nie etwas. Einmal, als ich das Gespräch auf die Familie des Grafen Rodenburg, in welcher er gelebt hatte, brachte, lobte er in sehr allgemeinen Ausdrücken den Grafen als einen Mann, der geistig seine Standesgenossen weit überrage, und sagte, daß er nicht ohne das Gefühl lebhafter Dankbarkeit an die Jahre, welche er im Kreise dieser Familie hatte zubringen dürfen, zurückdenke. Dann glitt er über das Thema fort und sprach von Anderem.

Im Laufe der Tage jedoch nahm ich wahr, daß seine Gesundheit angegriffen war. Er war auch darüber verschlossen und klagte nie; aber er gestand ein Rehlkopfleiden ein, hustete und es trat eine allmähliche leise Verfeinerung seiner Züge ein, die nichts Gutes andeutete. Die Mahnung, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, lehnte er kopfschüttelnd ab; und seltsam war es, daß er eine eigenthümliche Betroffenheit zeigte, ja erschreckt worden zu sein schien, als ich ihm eines Tages sagte:

„Sie müssen etwas für sich thun, Sie müssen. Jrgend eine Badecur würde Ihnen helfen. Ems. Ich bin überzeugt, daß Ems Ihnen außerordentlich wohl thun würde.“

„Welcher Gedanke!“ rief er aus, einen erschrockenen Blick auf mich werfend und dann seitwärts zum Fenster hinausschauend.

„Ich meine, der Gedanke liegt nahe genug.“

„Mir sehr fern!“

„Weshalb? Wenn Sie die Kosten einer solchen Cur scheuen . . .“

Er winkte heftig mit der Hand der Fortsetzung meiner Worte ab.

„Ich bitte Sie — nur nicht davon. Unsererlei gehört nicht in solche eine Badewelt — und — kurz, ich würde unter keinen Umständen hingehen.“

Er sprach das mit solcher Entschiedenheit und solchem Nachdruck aus, daß ich nicht darauf zurückkommen konnte. Ich hätte eine gereizte Antwort fürchten müssen.

Unterdeß verrann die Zeit; als der Herbst kam, war sein Uebel offenbar schlimmer geworden, und als ich einst mit dem Pfarrer darüber sprach, sagte dieser, er verschlimmere es, weil er halbe Nächte über angestrengten Arbeiten sitze, die ihm unmöglich wohl thun könnten.

„Ueber angestrengten Arbeiten?“ fragte ich. „Und woran arbeitet er?“

„An einer Monographie über das Sacrament der Beichte, über die Entstehung und Geschichte des Instituts und über seine Wirkungen.“

„Das mag ein ergiebiges Thema sein!“ rief ich aus. „Wenn er es erschöpfend behandeln will . . .“

„Wozu ihm hier doch die Literatur fehlt,“ fiel der Pfarrer mit einem mißbilligenden Seufzer ein.

„So strömen ihm vielleicht desto reicher die Gedanken darüber zu.“

„Gedanken, die wohl besser verschwiegen blieben. Er wird ohnehin, fürcht' ich, sein Werk nie das Licht der Welt erblicken lassen dürfen.“

„Möglich,“ sagte ich lächelnd — „möglich, daß es für ihn bittere Folgen hätte, als sein . . .“

„Nun ja, nun ja —“ schnitt mir der Pfarrer hastig und mit raschem Verständniß das Wort ab, das ich ohnehin nicht ausgesprochen hätte.

In den Worten des Pfarrers lag keinerlei Art von Enthüllung, aber sie ließen eine Vermuthung in mir aufsteigen. Wenn der junge Priester sich so intensiv mit einer Frage beschäftigte, von der ihn so schwerwiegende Gründe und Rücksichten zurückschrecken mußten — war es dann nicht wahrscheinlich, daß auf irgend eine Weise zwischen dieser Frage und seinen Lebensschicksalen ein Zusammenhang stattfand? Welcher, das wußte freilich der liebe Gott! Darüber je Aufschluß zu erhalten, war bei der absoluten, unerschütterlichen Verschwiegenheit, welche Dinge der Art, gleich als seien sie in einen tiefsten Abgrund versenkt, umhüllt, nicht zu denken. Doch kam nur die Idee am Ausgang des Winters noch einmal in mir auf, als ich hörte, Herr Elshorn, der gottesfürchtige Mann, habe sich unerwarteter Weise zum Wohlthäter eines Klosters, das in der Hauptstadt gebaut werde, aufgeschwungen. Er habe ihm für den Fall seines Todes ein Capital von siebenhundert Thalern geschenkt.

Siebenhundert Thaler. War es nicht just die Summe, die ihm Caplan Bärholm hatte rauben wollen?

Es war eine Frage, auf die es weiter keine Antwort gab als die, welche in der Möglichkeit, sie stellen zu können, zu finden ist.

V.

Jahre vergingen; ich hatte für den größeren Theil des Jahres wiederholt mein einsames Dorf verlassen und war stets nur für Sommermonate dahin zurückgekehrt. Die Winter hatte ich in größeren Städten verlebt, und in einer derselben war ich auf die Familie von Rodenburg gestoßen, die ebenfalls für die rauhe Jahreszeit ihren Aufenthalt darin genommen.

Als ich mit dem Grafen zum zweiten Mal in einer Gesellschaft zusammengetroffen und mit ihm in ein Gespräch gerathen, brachte ich dies geflissentlich auf unsere gemeinschaftliche Heimath, in der Erwartung, er werde mich nach meinem Nachbar, nach dem Dorfsaplan fragen und sich über ihn äußern. Da er es nicht that, erwähnte ich selbst den Namen Wärbholms als den seines früheren Hausgenossen und meines jetzigen Bekannten. Der Graf zog seine dicken blonden Brauen zusammen, und warf wie unwillig seinen Kopf in den Nacken.

„Er ist mein Hausgenosse gewesen,“ sagte er, „leider — leider!“

„Sie waren mit seinen Leistungen unzufrieden?“

„O durchaus nicht. Im Gegentheil. Niemand wird ihm glänzende Geistesgaben und Tüchtigkeit abstreiten.“

„Aber Sie theilen den Verdacht, der auf ihm ruht, obwohl . . .“

„Verdacht? Von Verdacht kann da wohl nicht mehr die Rede sein. — Doch denke ich nicht just an das, worauf Sie hindeuten, sondern an Verhältnisse, die er in meinem Hause anknüpfte und die um so schuldvoller waren, als doch wohl nur darüber ein sehr liebenswürdiges Geschöpf, eine kindlich reine Natur zu Grunde ging.“

„Ach, das ist mir völlig neu!“ rief ich aus.

„Möglich, aber dennoch ist es ‚eine alte Geschichte‘, versetzte Graf Rodenburg, „welche man gern auf sich beruhen läßt.“

„Gewiß, nur gestatten Sie mir noch eine Frage: setzen Sie einen inneren Zusammenhang voraus zwischen dem Verhältniß, dessen Sie erwähnten, und der That, auf welche ich eben hindeutete?“

„O ganz sicherlich!“ entgegnete der Graf lakonisch, und wie unwillig, länger bei dem Gegenstande zu verweilen, sprach er von anderen Dingen.

Mir aber war plötzlich ein Licht aufgeleuchtet. „Voilà la femme!“ konnte ich mir sagen. „Der alte Kadi hatte einmal wieder Recht. Der alte Kadi!“ rief ich auch aus, ohne auf des Grafen Versuch einzugehen, von einem anderen Gegenstande zu reden.

„Was wollen Sie mit dem alten Kadi sagen?“

„Nun, Sie kennen doch die Behauptung des alten Türken, daß hinter allem argen Handeln —“

„Ach ja — und Sie haben Recht, es trifft auch hier zu. Wäre die Gouvernante meiner Töchter nicht gewesen, die der junge Priester umgarnt hatte, so würde er wohl nicht einen Raubmordversuch gemacht haben, um sich die Mittel zu verschaffen, mit ihr weiß Gott wohin durchzugehen.“

„Das ist des Pudels Kern also?“ rief ich aus.

„Gewiß ist es das,“ sagte Graf Rodenburg achselzuckend und sich dem Buffet zuwendend. Er war auf das Thema nicht weiter zu bringen.

„Das ist des Pudels Kern,“ wiederholte ich mir, als ich daheim war, „das des Räthfels Lösung.“ Eine Lösung von handgreiflichster, glatteſter Natur, bei der von romantischem Interesse, von psychologischen Problemen

nicht mehr die Rede sein konnte! Das einfache, ganz gemeine Verbrechen! Der junge Pfaff hatte ein argloses Mädchenherz an sich gerissen, und um ganz sein Gelübde brechen und mit ihr durchgehen zu können, war es ihm nicht darauf angekommen, einen einsam Wandelnden, der sich ihm vertrauensvoll angeschlossen, niederzuschlagen und ihm sein Geld abzunehmen. Es lag so klar auf der Hand, und zugleich war es so einfach schlecht, von so gemeiner Schlechtigkeit, daß es unmöglich machte, länger noch mit den Gedanken dabei zu verweilen. Ich wünschte den ganzen Menschen, den ganzen Handel, der mich so viel beschäftigt hatte, zum Fenster und legte mich schlafen. Aber weshalb mußte ich in der Nacht fast fortwährend von dem unseligen Caplan Wächholm träumen? Er stand so gebeugt, so abgemagert vor mir und sah mich mit weitgeöffneten glühenden Augen an; er schüttelte traurig seinen wunderbar vergeistigten Kopf, der wie das Haupt eines Märtyrers aussah — und dann brach er plötzlich in ein häßliches Lachen aus und sagte: „Ihr seid Alle unseres Herrgotts Unglückscreaturen, arme Thiere in seinem Divisionsstall;“ und gleich darauf war dies Haupt wieder todtensbleich, blutig, und lag abgehauen in einer Schüssel, die ein nebelhaft gestaltetes Weib als Herodias trug.

VI.

Ich kam erst ziemlich spät im folgenden Herbst auf das Land hinaus, die Blätter des wilden Weins an den Gartenmauern waren schon blutig roth gefärbt, das Laub der Linden nahm gelbe und braune Tinten an, und der scharfe Nordwest, der über die Stoppelfelder herangeweht kam, riß sie, als ob ihn diese Metamorphose zornig mache, zu Boden, zu Hunderten von den Ästen herunter. Ueber der Landschaft hing ein grauer Himmel, an dem von Zeit zu Zeit Kranichschwärme südwärts eilend dahinzogen ihren melancholischen Schrei ausstoßend, als ob sie Wehe riesen über die Welt, der sie entflohen, über den ganzen irdischen „Divisionsstall“ unseres Herrgotts. In den Zimmern machte sich eine Kälte fühlbar, die schon zum Entzünden der Kamine in den Morgen- und Abendstunden zwang. Draußen aber herrschte noch reges und frohes Leben, die heitere Herbstthätigkeit der Dörfler; das Obst wurde gelesen, die Grummeternte eingefahren, und dazu die herkömmliche Herbstmusik mit dem hellen Geklapper der Flachsbrechen von Mädchen und Weibern, die dabei ihre „Schwingtaglieder“ sangen, gemacht. Dem heiter beschäftigten Menschen thut eben der sich entblätternde Wald so wenig wie der graue Wolkenshimmel.

Mit Caplan Wächholm war eine Veränderung seiner Lage vorgegangen; er war so leidend geworden, daß er von seinen gottesdienstlichen Obliegenheiten hatte entbunden werden müssen. Zugleich hatte er die Wohnung im Pfarrhause einem hergesandten jüngeren Hilfsgeistlichen einräumen müssen; er hatte ein Paar Zimmer im Hause einer Försterwitwe bezogen, in dem

kleinen herrschaftlichen Gebäude, der Dienstwohnung ihres Mannes, die ihr nach seinem Tode noch gelassen worden, weil die Försterstelle aufgehoben war.

Ich hatte mich anfangs um Caplan Bärholm jetzt nicht weiter gekümmert. Graf Rodenburg hatte mein Interesse für ihn gründlich ausgetilgt; aber nach einigen Tagen kam seine Hausfrau und Pflegerin und theilte mir unter vielen Knixen und gewundenen Redensarten — es lag etwas Verschrobenes in der alten süßlächelnden Dame, das einen unvortheilhaften Eindruck machte — mit, daß Herr Bärholm ein so großes Verlangen habe, mich wiederzusehen und zu sprechen und mich bitten lasse, ihm einmal eine Viertelstunde zu opfern, da sein Zustand ihn hindere auszugehen.

Ich sagte natürlich bereitwillig zu und ging am Nachmittage, als eben die Dämmerung einbrach, zu ihm hinüber. Das kleine Haus, in welchem er wohnte, hatte nur ein Stockwerk, ein Hochparterre; in einem geräumigen, freundlichen, mit allerlei kleinbürgerlichem kindlichem Schmuck von der Frau Försterin ausgestatteten Zimmer fand ich ihn, am Fenster in einem alten Lederstuhl ruhend. Blumen und Blattpflanzen standen davor — die ganze Einrichtung zeigte die weibliche Pflege, und er konnte jedenfalls zufrieden sein, sie eingetauscht zu haben mit den kleineren, oberen Räumen im Pfarrhause.

„In der That,“ sagte er, als ich ihm dazu Glück wünschte, „ich bin über diese Veränderung erfreut. Der Mensch ist abhängig von den Eindrücken seiner Umgebung. Hier im Wohnzimmer der guten Frau, die meine Pflegerin geworden ist, aus den Kammern im Pfarrhose befreit, die Luft des Pfarrhofes nicht mehr athmend, habe ich ein eigenthümliches Gefühl von innerer Befreiung über mich kommen gefühlt. Das Athmen ist meiner kranken Brust leider nicht leichter geworden — aber Geist, Sinn und Herz ziehen freiere Athemzüge . . .“

„Sie fühlen sich hier — säcularisirt!“ sagte ich.

„Säcularisirt, von der Ordensregel entbunden, in die Welt zurückgelehrt,“ versetzte er lächelnd; und wenn mir diese Welt auch nichts mehr sein kann, doch zufrieden mit dem Gedanken, daß ich wieder nach ihren Gesetzen leben kann, mit ihren Rechten auf Freiheit des Denkens und auf Selbstbestimmung des Handelns. So sage ich mir wenigstens selber und beweise es mir, und halte trotzig daran fest — und wenn ich darin irre — nun, mein Gott, was verschlägt's, womit ein kranker Mensch sich die langen Stunden seiner Tage vertreibt, ob mit richtigen Vorstellungen oder mit Trugschlüssen und Sophismen!“

„Um so mehr,“ bemerkte ich, „als wohl nicht die geringsten praktischen Folgen damit verbunden sind, ob Sie sich noch im Banne Ihrer Gelübde oder — säcularisirt fühlen.“

„Doch nicht so ganz, wie Sie glauben mögen,“ fiel er ein. „Denn sehen Sie, eben in diesem Gefühl einer mir wiedergegebenen Freiheit möchte ich . . .“

Er stockte, blickte zum Fenster hinaus und begann mit der abgemagerten, wachsblichen Rechten an einem Blattstengel des neben ihm stehenden Geraniums zu zupfen, dann fuhr er langsam, wie sinnend, fort:

„Eben in diesem Gefühl einer zurückgewährten Freiheit, einer Lösung von Verbindlichkeiten, die schwerer als auf manchem Anderen auf mir gelastet haben, möchte ich etwas thun, was ich mir verwehrt glaubte, so lange ich mich im Banne fühlte. Ich habe eine Schrift ausgearbeitet, die unumwunden und mit schlagenden Gründen ein Institut der Kirche angreift, die grenzenlose Gefährlichkeit desselben in ethischer Beziehung und das Verführerische, was darin liegt, es zu allen möglichen sehr profanen Zwecken auszuheuten. Ich begann die Arbeit mit dem scheuen Gefühl, daß ich etwas Unrechtes begehe, daß sie nie das Licht der Welt erblicken dürfe. Und heute . . .“

„Heute,“ unterbrach ich ihn, „ist Ihnen die Arbeit nach und nach an's Herz gewachsen und zum lieben Kinde geworden, das Sie öffentlich anerkennen möchten, auf das Sie stolz sind . . .“

Er schüttelte den Kopf. „Es ist nicht Autoren-Eitelkeit, welche mich drängt, es zu veröffentlichen. Mein — ich möchte damit wirken. Eine Brosche legen in . . . Doch, Sie sehen mich mit einem ungläubigen Lächeln an — Sie verstehen den Priester, der seine eigene Kirche angreift aus völlig reinen Motiven, Sie verstehen ihn nicht . . .“

Bärholm schien sich ein wenig bei diesen Worten zu erhitzen; seine eingefallenen Wangen färbten sich höher. Ich suchte ihn zu beruhigen, so nahe mir auch der Gedanke lag, daß ein Mann, der selbst so sehr der Vertheidigung und Nachsicht bedürfe, besser thäte, nicht als Angreifer und Beurtheiler aufzutreten.

„Ich begreife den Priester, der seine eigene Kirche aus reinen Motiven angreift, sehr gut,“ sagte ich, „denn er wird am besten über die verderblichen Wirkungen dessen, was er als vom Uebel erklärt und befehlet, unterrichtet sein.“

„Das eben ist es,“ fiel er lebhaft ein; „und sehen Sie, just weil ich so bitter, so unsäglich bitter unter dem, was vom Uebel in ihr ist, gelitten habe, weil mein Leben dadurch vernichtet worden ist, habe ich mein Werk geschrieben. Nun habe ich die große, große Bitte an Sie, daß Sie es durchlesen. Ich bin der Form nicht gewachsen, ich weiß es; ich habe mich nie genug von dem Predigtone, der uns angeschult wird, frei machen können. Und doch ist bei Schriften, deren Kern ein polemischer ist, die Form von solcher Wichtigkeit. Die große Bitte, welche ich Ihnen an's Herz legen möchte, ist, daß Sie meine Schrift durchlesen und am Rande anzeichnen, wo ungefüge Satzbildungen oder falsch gewählte Bilder oder unglückliche Wendungen Ihre Kritik herausfordern. Es ist viel von mir verlangt, ich fühle es . . .“

„Und doch bin ich bereit dazu,“ unterbrach ich ihn mit einem gewissen

Zögern, mich mit einer von meinen Studien so weit abseits liegenden Materie zu belasten; und so fiel er, forschend in meine Züge blickend, desto rascher ein:

„Und ich hoffe, ich versöhne Sie mit der großen Zumuthung, welche ich an Sie stelle, indem ich Ihnen offen und klar vor Augen lege, was mich zu meiner Arbeit legitimirt, was mir diese wie eine persönliche Mission aufgegeben hat; was, indem es mein Leben vernichtete, meine unablässig grübelnden Gedanken auf diesen Punkt gerichtet und mein Auge gelehrt hat, durch alle Verhüllungen, Entstellungen und Sophismen zu dringen. Ich habe das Alles aufgeschrieben nicht für eines Menschen Auge, und kein Auge noch hat einen Blick hineingethan. Aber Sie sollen es lesen — es wird meine Seele entlasten, wenn ich einen Menschen in der Welt weiß, der mein Schicksal kennt, begreift und weil er es begreift, verzeiht und dann — dann wird es Ihnen auch den Priester begreiflich machen, der sich die Kraft Simsons wünscht, um eine Säule im Gebäude seiner Kirche zu zerschmettern!“

Ich horchte bei diesen Worten hoch auf. Das erloschene Interesse an dem unglücklichen Manne war jetzt, wo ich ihn so krank vor mir sah, seine milde Stimme sich in ruhigen klaren Gedanken ergehen hörte, völlig wieder aufgelebt, und konnte nur erhöht werden durch diesen Beweis unbegrenzten Vertrauens, den er mir geben wollte.

„Sie vertrauen mir viel,“ sagte ich; „ich danke Ihnen dafür. Doch dürfen Sie sich sagen, daß Sie einen theilnehmenderen Vertrauten und Einen, der gewissenhafter Ihre Blätter hüten wird, nicht finden können. . .“

Ohne darauf zu horchen war er aufgestanden, um einen kleinen Etzschrank aufzuschließen, aus dem er ein mäßig starkes Heft und ein starkes cartounirtes Manuscript nahm, dem ich auf den ersten Blick ansah, daß es gedruckt einen ansehnlichen Band füllen würde.

„Es wäre mir lieb,“ sagte er, „wenn Sie dies Heft gleich zu sich nähmen. Das schwere Manuscript werde ich Ihnen senden.“

„Geben Sie immerhin Beides. Es ist am Sichersten so.“

„Wie Sie wollen,“ versetzte er — tief aufathmend indem er sich wieder niederließ — die geringe Bewegung, vielleicht auch die Aufregung, in welche ihn das Gespräch versetzte, hatten ihn offenbar angegriffen. Ich leitete deshalb dies Gespräch zu andern davon fernliegenden Dingen hinüber. Auch suchte ich ihn von der Vorstellung, an welcher er festhielt, daß homöopathische Mittel genügten, sein Leiden zu bekämpfen, abzubringen, fand aber entschiedenes Widerstreben bei ihm, zu unserm Landarzt seine Zuflucht zu nehmen — und endlich ging ich, beladen mit meinen zwei Manuscripten.

Als ich das Haus verließ gab mir seine Hauswirthin das Geleit. Sie fragte erregt, wie ich ihren Pflegebefohlenen gefunden, hörte aber nur halb meine Antwort und fiel, ihre Augen auf die Hefte, welche ich trug, heftend, mit neuen Fragen, mit Betheuerungen, wie sie für den Kranken sorge, ein. Dabei ruhten ihre grauen Augen in dem nervös beweglichen Gesicht, das

einst recht hübsch gewesen sein mochte, als die kleinen und unbedeutenden Züge noch mit dem Schimmer der Jugendlichkeit und mit frischen, jetzt verblichenen, Farben bestachen, fortwährend auf dem, was ich unter dem Arm trug. Sie schien mehr als einmal die Frage danach auf den Lippen zu haben, endlich, als ich schon den Fuß auf die Steinstufen vor der Hausthür setzte, machte diese Neugier sich in der Gestalt eines Ausrufs Luft:

„Was er Ihnen da nur gegeben haben mag!“ rief sie mit unterdrückter Stimme. „Wenn er doch lieber das viele Schreiben, das ihn so angriff, gelassen hätte — auch der Herr Pastor sagte immer, es sei vom Uebel! Bei solch einem kranken Menschen! Wo sind da auch die Verstandeskräfte?“

„Ich meine, die Verstandeskräfte haben sich bei Herrn Bärholm doch nur geschärft, Frau Försterin!“

„Ach, wie sollten sie! Die Krankheit mischt doch immer ihre Phantasie, ihre wüsten Träume darein — nein, nein, das Schreiben hätte er lassen sollen, und nun giebt er's gar . . .“

„In fremde Hände, wollten Sie sagen,“ ergänzte ich, da sie nicht fortfuhr. „Macht Ihnen das eine Sorge?“

„O nein, nein,“ fiel sie mit einiger Verlegenheit rasch ein — „wie sollt' es, bei einem Herrn wie Ihnen, der schon wissen und durchschauen wird . . .“

Ich hielt nicht für nöthig, das Ende dieses Satzes abzuwarten, sondern den Hut ziehend ging ich; die gute Dame, die den Mund beim Sprechen so süß zu runden wußte, war mir noch unangenehmer geworden.

VII.

Ich las in den Stunden des schwindenden Lichts des früh sich einstellenden Abends das Heft, in welches Bärholm mit kurzen kräftigen Zügen, mit harten Strichen — hart am meisten gegen sich selber — seine Lebensgeschichte eingezeichnet hatte. Eine einfache Lebensgeschichte, die doch ein so beredtes Stück Menschenelend darstellte, wie nur eines sich uns schwerwichtig auf die Seele legen kann. In schwere dunkle Stunden versenkte mich diese Erzählung, die der stärker gewordene Herbstwind mit seinem Gwimmer und Geheul begleitete, wie mit den Stimmen böser Lebensmächte, mit tückischen Drohungen, als ob sie riefen: legt Euch da nur in Euren weichen Schaukelstuhl und schürt die lobende Flamme in Eurem Kamin und stellt Euch den edlen wärmenden Nebenast zur Seite der strahlenden Lampe, die Euer hohes Gemach bis an die Decke erhellt — streckt Euch nur sybaritisch bequem und versenkt Euch in behaglicher Seelenstille in anderer Menschen Leid! Wir sind doch da, wir dringen doch durch auch bis zu Euch, wir werden Euch den Frieden und das Behagen schon zu stören und zu vergällen wissen. Abgerissene Blätter, Reiser, Rießstaub flogen heftig an's Fenster, als ob jene Stimmen sie schleuderten und sagen wollten: . . . hört Ihr's wohl, hört Ihr's, daß wir da sind und Euch zu finden verstehen, Ihr dummen Menschenkinder, daß wir Euch die leuchtenden Flammen Eures Glücks schon ausblasen,

Euch schon fassen und heßen werden als unsre Sklaven die Ihr seid, Alle, Alle. Ich las und las die Blätter, die so abgebrochen und kurzgefaßt erzählten und mit so ruhiger, kalligraphischer Hand geschrieben waren — ich hatte fortwährend dabei durch die Phantasie zu ergänzen, indem ich mir die Situationen vorstellte, die der Schreiber mit so dürftigen, skizzenhaften Strichen angegeben hatte. Ich sah ihn als Knaben von reizbarem Temperament, als schwärmerischen Jüngling in einer Bürgerfamilie einer mittelgroßen Stadt aufwachsen, als lebhaften, begabten, ehrgeizigen Studenten — um seiner Anlagen willen den Studien gewidmet und dem geistlichen Stande aus einem ganz äußerlichen, verwerflichen Grunde — weil die Familie die Berechtigung auf eine jener Pfründen, die man Bluts-Pfründen nennt, hatte; weil einer der ihrigen, der sich die Weihen ertheilen ließ, sogleich auch eine Einnahme während der Studienjahre und sodann, wenn er die letzte Weihe erhalten, auch eine Stellung besaß, ein „Beneficium“.

Das hatte wie von selbst, ohne Prüfung und Widerstreben, als prästabilirtes Schicksal den jungen Mann, der weder die Welt noch sich selber kannte, in die Kirche geführt, die ihm das Studium möglich machte. Hätte er sich geweigert, so hätte er seinen Vätern Valet sagen müssen, um sich einem praktischen Lebensberufe zuzuwenden; und auf seine Bücher mußte er nicht zu verzichten!

Und dann, als er als junger Priester noch ohne Beschäftigung war, hatten ihn seine Vorgesetzten dem Grafen Rodenburg als Erzieher für seine Söhne empfohlen. Und hier, im Hause Rodenburgs, in einer verhängnißvollen Stunde einst, war ihm sein Schicksal entgegengetreten. Es war ihm erschienen in einer dämmerungsumflossenen, halblichten Gestalt; denn im sinkenden Abendlichte war es gewesen, daß in das Wohnzimmer der gräßlichen Familie ein schlankgewachsenes junges Mädchen getreten, ein Kind an der Hand führend, wie auf Bildern, die man artigen Schulkindern schenkt, der Schutzengel mit seiner pflegebefohlenen Kleinen abgebildet wird. Das weich gerundete, feine, in der Dämmerung farblos scheinende Antlitz des jungen Mädchens hatte ihm einem unauslöschlichen Eindruck gemacht; auch als er sie dann mit sanfter, bescheidener Stimme reden gehört, und sich mit einer eigenthümlichen Anmuth mit etwas wie einem wellenförmigem, schwanenhaftem Bewegen gehen und schreiten gesehen, war ihm der Eindruck des Engelhaften geblieben. In der Gestalt eines Engels war ihm sein Schicksal erschienen — und es hatte doch sobald ihn dämonisch ergriffen, indem es ihn in ein inneres, Tausenden verschlossen bleibendes Gedanken- und Gefühlleben von quälendster Natur geführt.

Bärholm also hatte vom ersten Augenblicke, wo er sie erblickt, an dies Mädchen, das Christiane Elshorn hieß, geliebt; sein Gefühl für sie hatte er auf die Länge nicht verheimlichen können, da sie beide in einem Hause — in demselben Kreise sich so nahe gebracht lebten; und der Widerstreit, das innere Zerwürfniß, worin dies immer mehr zur Leidenschaft erwachsende Gefühl ihn mit sich selber versetzte, der Kampf zwischen einem übermächtigen

Temperament und den Pflichten, welche Beruf, Stand und Gelübde ihm auferlegten, hatte ihn in ein inneres, an Verzweiflung grenzendes Elend geworfen, das nun auch das junge Mädchen nicht ungerührt und unerchüttert lassen konnte; es lag etwas sie bezwingendes, ihr weiches Herz mit sich in seine dunklen Abgründe fortreisendes darin!

Es war im Rodenburg'schen Hause damals eine unglücklich glückliche Zeit für die beiden jungen Leute gewesen, in deren Charakteren nichts lag, was sie auf dem Wege religiösen Zweifels oder der subjectiven, sich trotzig auf das Recht des Lebenden und die Urrechte der freien Menschennatur stellenden Empörung wider die einmal bestehende Ordnung und die Tyrannei der sanctionirten Thatsachen zu einer Erlösung und Befreiung geführt hätte. Glücklich war jene Zeit alsdann gewesen, wenn der junge Priester sich und dem jungen Mädchen ein träumerisches Auskosten der Stunde möglich gemacht, wenn er nur seine „Heiligenverehrung“ geübt, sein Priester- und Christenrecht, für eine unter den unzähligen Heiligen, den genannten und namenlosen, den schon erklärten und noch nicht erklärten, zu leben, — daß sie, seine Heilige, noch lebte, noch zu den nicht erklärten und nicht genannten gehörte — was verschlug es? Die Erde hatte ihrer seit je getragen, die Kirche hatte sich nie dawider aufgelehnt, daß unzählige von ihnen, schon da sie noch lebten, als Heilige verehrt worden. Und wenn Christiane und er dann darüber gestritten, hatte sie ihm alle ihre kleinen Schwächen mit einem Eifer vorgehalten, als ob er sie verschuldet und dafür zu strafen sei; alles was sie an sich fehlbar und sündhaft fühlte, hatte sie ihn hören lassen, um ihm seine Vorstellungen von ihr zu erschüttern.

Es war nicht möglich, daß zwei junge, zu Verstellung und Heuchelei so wenig fähige Menschen auf die Dauer denen, mit welchen sie lebten, ihren Seelenzustand verheimlicht hätten. Die Gräfin Rodenburg, welche ihr Geheimniß zuerst durchschaute, sprach sich endlich mit dem Grafen darüber aus, und dieser, so ungern er auch sich von dem eifrigen talentvollen Erzieher seiner Söhne trennte, sah doch ein, daß durch eine entschiedene Dazwischenkunft hier seinen beiden Hausgenossen geholfen werden müsse. Um diese jedoch in keiner Weise verletzend und irgend compromittirend für Bärholm zu machen, sah er davon ab, ihn plötzlich mitten im Jahre zu entlassen; er wandte sich an den Bischof mit einem kurzen vertrauenden Wort, und die Folge war eine rasche, eine, welche all diesen vertrauenden Leuten völlig genügend schien; Bärholm empfing den Befehl, sofort in eine Stellung einzutreten, die eben erledigt worden, die als Hilfsgeistlicher in unserem Dorfe. Das entfernte ihn nun zwar aus dem Hause der Rodenburg, aber nicht aus ihrer Nachbarschaft — der Bischof hatte sich wohl wenig um die Entfernungen gekümmert, sondern auf der Liste vacanter Stellen die bezeichnet, welche ihm zunächst in's Auge gefallen.

„Ganz abgebrochen konnte der Verkehr der beiden jungen Leute nicht werden; die bisherigen Zöglinge Bärholms, die sehr an ihm hingen, waren

nicht zufrieden zu stellen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit erschien; Graf Rodenburg vermied die Unterhaltung mit ihm, und war bei seiner Arglosigkeit geneigt, nach und nach den Brand, den er, so weit seine Beobachtung ging, so wenig Funken werfen sah, für nicht so gefährlich zu halten, wie seine Frau — die Frauen machen solche Dinge, indem sie sich mit ihren Gedanken darin versenken und einbohren und stundenlang davon reden, immer bedenklicher und schwerer als sie sind — schon um ihre Bedeutung und Wichtigkeit in's richtige Gleichgewicht mit der Zeit, welche sie darauf verwenden, zu bringen.

Bärholm hörte also nicht ganz auf, in Kophorst zu verkehren und Christiane zu sehen und seine Leidenschaft wuchs nur durch die Schwierigkeit, welche er jetzt freilich hatte, das von der Gräfin behütete und beobachtete junge Mädchen allein zu sehen. Was er jedoch in der nächsten Zeit zu seinem Schrecken wahrnehmen mußte, das war, daß Christianens Gesundheit litt. Rasch, wie es schien, gewachsen, und zu ihrer schlanken biegsamen Gestalt aufgeschossen, mochte sie zu jenen blutarmen jungen Wesen gehören, welche für die Lebensbedingungen der gegenwärtigen Geschlechter zu büßen haben; Schuldbußen denen aufzulasten, die keinerlei Schuld an den Dingen haben, gehört nun einmal zu den capriciösen Gepflogenheiten des allwaltenden Menschenschicksals. Sie war jedenfalls keine robuste, gehärtete Natur, die arme Christiane, und nicht ausgerüstet mit einer moralischen Widerstandskraft, welche von einem dauernden hoffnungslosen, sie innerlich demüthigenden und durch die widerstreitendsten Gedanken- und Gefühlsreihen aufreibenden Verhältnisse nicht eine unheilvolle Reaction auf ihre Gesundheit empfunden hätte. Die Mittel des zu Rathe gezogenen Hausarztes, meines kleinen Doctors, halfen dem Uebel nicht ab; dieser erklärte eines Tages ganz unverhohlen der Gräfin, daß das junge Mädchen, um zu gesunden, nach dem Süden gesandt werden, daß sie ein ganzes Jahr im Süden zubringen müsse, wenn ihr wirksam geholfen werden solle. Bärholm vernahm dies einige Tage später aus dem Munde Rodenburgs, der es ihn mit einem eigenthümlichen Accente hingeworfen hören ließ, als ob er sagen wolle: Sieh nun, wach nicht wieder gut zu machende Dinge Du angestellt hast. Jetzt geh in Dich und ziehe den lekten, leifesten Deiner Gedanken von dem armen Geschöpfe, dessen erste Krankheitsursache Du bist, ab; laß sie ruhig athmen, träumen, denken, frei von dem Drucke, den die magnetische Zauberkrast eines fremden uns umkreisenden, nicht von uns weichenden Gedankenlebens auf den Schlag ihres wunden Herzens ausüben könnte!

Vielleicht wollte der Graf mit dem Ton, womit er gesprochen, dies sagen, und Bärholm in seinem Schuldbewußtsein verstand es auch so. Aber jener kannte wenig die Menschennatur, wenn er glaubte, daß seine Mahnung von irgend einem Erfolge sein werde. Bärholm dachte Tag und Nacht an Christiane, an ihre Lage, an die Unmöglichkeit, die Mittel zu finden, das, worin der Doctor allein eine Rettung gesehen, auszuführen. Er selbst war

nicht reich genug, die Mittel zu beschaffen; und wenn er etwa die Einkünfte seiner kleinen Familienpfünde auf Jahre hinaus verpfändet und cedirt hätte, wenn er sich über die Bedenken hinweggesetzt, welche einen Priester von solch einem Finanzgeschäft abhalten mußten — würde er es Christen haben bieten dürfen, würde sie es angenommen haben? Nimmermehr.

Von den Rodenburgs eine überschwängliche Großmuth vorauszusetzen, es wäre thöricht gewesen, auch wenn sie um vieles reicher gewesen; sie erfüllten nach allen Seiten hin rechtschaffen ihre Pflichten; wer konnte mehr verlangen von ihnen?

Und Christiane selbst war arm. Sie war eine Waise. Was ihr Vater ihr hinterlassen, das war verwendet worden, um sie gründlich und mit aller Ruhe und Muße sich zu ihrem Lehrerberuf vorbereiten zu lassen. Ihr Vormund, ein entfernter Verwandter ihres Vaters, hatte, sagte man, recht brav und ausreichend darin für sie gesorgt. Nun aber war das, was ihr zugefallen, bis auf's letzte aufgezehrt.

Seiner Vormund aber war Herr Elshorn, der Auktions-Commissar, gewesen, Herr Elshorn hatte die Vormundschaft übernommen, weil das Gericht in der Voraussetzung der Verwandtschaft sie ihm übertragen; was aber die Verwandtschaft anging, so hatte er immer jedem, der es hören wollte, erklärt, es sei ihm außer der Namensvetterschaft, nichts Gewisses darüber bewußt.

In dieser Zeit nun, in welcher der junge Caplan sich mit den quälendsten Gedanken, welche ein verliebter Mensch haben kann, trug und nicht Raß bei Tage noch Nacht fand, zugleich aber auch in die Obliegenheiten und Berufsthätigkeit seiner neuen Stellung sich finden mußte, machte er die Bekanntschaft einer Eingeseffenen der Gemeinde, einer Frau von einem ungewöhnlichen Wesen, leidlich hübsch und jedenfalls von ungewöhnlicher Bildung für eine Dorfbewohnerin — der Frau eines herrschaftlichen Angestellten, dem sie aus einem kinderreichen Hause eines subalternen Regierungsbeamten in der Stadt hierher hatte folgen müssen.

Ich hätte sagen müssen, sie machte seine Bekanntschaft, und von dem Tage an war die Gestalt des ernstern, schwermüthigen, jungen Priesters diese schöne Gestalt mit der Gabe der kurzen Rede, welche mehr zu verhüllen, als zu sagen schien, das, was im Vordergrund ihrer Interessen stand, was ihre Gedanken unaufhörlich in Anspruch nahm. Das erste war, daß sie dem früheren Reichtvater untreu wurde und die Leitung ihrer Gewissensangelegenheiten Bärholm anbefahl. Und dann, daß sie ihm allerhand Aufmerksamkeit erwies, ihm Bücher sandte und andere ablieh, ihm kleine Geschenke machte und Blumen, Stickerien schickte.

Unendlich groß ist die Kategorie vom Leben begünstigter, in ganz befriedigende Verhältnisse gestellter und von der Welt für glücklich gehaltenen Frauen, die an einem unseligen quälenden Glücksdurst leiden. Ihr Idealismus ist von einer Wahnvorstellung begleitet, daß er müsse verwirklicht werden können; sie fordern diese Verwirklichung vom Schicksal und von der

Welt und von den Männern; sie irren suchend umher, und wenn sie den Mann gefunden, in dessen Macht sie jene Verwirklichung gegeben glauben, so weiß ihre Raslosigkeit ihn sich so nahe zu ziehen, daß er schwer zu kämpfen hat, um frei zu bleiben. Es liegt etwas von einer Vampyrnatur in solchen Frauen. Sie könnten einem Manne, der sich hat verstricken lassen, das Leben ausaugen. Es steckt ein Stück Dichternatur in ihnen, aber ein dämonischer Lyriismus, der um so verzehrender innerlich flammt, je mehr sein volles äußeres sich Ausflammen durch die Verhältnisse und die Sitten verboten ist.

Eine Natur solcher Art war die hübsche, noch junge Frau Mertens, die den neuen Caplan mit ihren Aufmerksamkeiten, ihren kleinen Sünden und dem so auffallend oft wiederkehrenden Bedürfniß, ihm über diese ihr Herz auszuschütten, verfolgte, obwohl er mit der steigenden Belästigung, welche er darüber empfand, unverhohlener in den Andeutungen dieser Empfindung wurde. Frau Mertens wurde dadurch nicht abgeschreckt, sie wurde nur noch liebenswürdiger, weicher, schwärmerischer — und seltsam, der Inhalt ihrer Beichten bei dem jungen Priester wurde darüber nur noch bedeutungsvoller, die Gewissensergüsse nur noch an ausgiebigen Thatsachen schwerer. Bärholm wurde betroffen dadurch, gezwungen, sich achtsamer den gewichtigeren Dingen, welche sie vorbrachte, zuzuwenden — er war noch viel zu erfahrungslos, um auf den Gedanken von simulirten Angaben zu gerathen, die nur den Zweck hatten, seine Gedanken mit der hübschen Sünderin zu beschäftigen und ihr Seelenleben ihm interessant zu machen.

Sie hatte einmal sich einer sträflichen Coquetterie anzuklagen mit einem jungen Offizier, dem Sohn und Erben des nächsten großen Grundherrn, der in seiner Urlaubszeit oft in das Dorf gekommen — allein ihretwegen, wie sie anzudeuten wußte, vielleicht auch glaubte! Ein anderes Mal entwickelte sie mit mehr Selbstgefälligkeit als logischem Zusammenhang eine Reihe von religiösen Zweifeln, die sie über sich Herr werden lassen, die sie geschöpft haben wollte aus der Lecture von allerlei freigeistigen Büchern, und über die sie dann mit wunderbarer Nachgiebigkeit gegen die Argumente ihres Beichtigers sich eines Besseren belehren ließ: es war auch das wohl ein Coquettiren mit ihrer Belesenheit und scharfsinnigen Erfassung der Dinge gewesen! Und dann einmal beichtete sie eine wunderliche Geschichte, bei der sie sich eines Mangels an Energie zur Verhütung eines Unrechts anklagte. In der Geschichte nannte sie den Namen Christianens Elshorn — mehr, öfter als es nöthig schien — wollte sie beobachten, wie er auf den jungen Priester wirkte? Hatte sie mit eifersüchtigen Gedanken seine Vergangenheit durchspäht, Verbindungen in Kopenhagen anzuknüpfen gemußt und einen Argwohn gefaßt? Oder kam ihr, was sie beichtete, vom Herzen, wie Bärholm in seiner Arglosigkeit es annahm?

Sie erzählte: eines Abends vor anderthalb oder zwei Jahren sei der

Auctionator Elshorn zu ihrem Manne gekommen und habe, nachdem er von anderen gleichgiltigen Dingen gesprochen, gesagt:

„Apropos, Herr Mertens, wissen Sie es schon? — Bei der Abundantia sind wir ja noch mit einem blauen Auge davon gekommen . . .“

„Freilich, freilich, weiß ich,“ hatte ihr Gatte geantwortet — „ich habe eine Aufforderung vom Curator der Masse erhalten, am Ausschüttungstermin 700 Thaler in Empfang zu nehmen.“

„Und ich ebenfalls,“ entgegnete der Auctionator. „Ebenfalls 700. Sie hatten also auch Actien bis zum Belause von 1000?“

„Die hatt' ich — dreihundert und die Zinsen und den Aerger haben wir also in den Rauchfang zu schreiben,“ antwortete der Mann der Reichthenden.

„Und,“ war der Auctionator eingefallen, „den Spott, den Hohn, die Schadenfreude derer, die sich bei glücklicheren Zechen betheiligt haben, und nun gut lachen können. Es ist um so ärgerlicher als gar Niemand in unserer ganzen Gegend hier der Abundantia auf den Leim gegangen ist — wir zwei die Narren allein gewesen sind!“

„Niemand sonst? Ich meine gehört zu haben, auch der Herr Elshorn, der Vater Ihres ehemaligen Mündels — sie ist ja wohl großjährig, wie?“

„Christiane? Ist großjährig, ja. Und was den Antheil ihres Vaters angeht, so hat er ihn vor seinem Ende cedirt. Wem, weiß ich nicht. Im Vermögens-Inventar, mit welchem ich die Vormundschaft übernahm, steht nichts davon. — So bleiben wir die einzigen Geprellten. Die Einzigen. Ich denke deshalb — wie denken Sie darüber? — wir thun am Besten, vom Ausgang der Sache nichts zu erwähnen; gegen Niemand, wie?“

„Nun ja,“ hatte der Herr Mertens kopsniedend erwidert, „es ist nicht nöthig, daß gegen Jemanden etwas davon erwähnt werde. Ich denke wie Sie darüber. Es geht Niemanden etwas an — Niemanden!“

„Geben wir uns die Hand darauf, Herr Mertens. Ich will auch gern im Termin die Auszahlung für Sie mit in Empfang nehmen, wenn Sie mir eine Vollmacht dazu geben wollen!“

„Weshalb nicht. Sie thun mir einen Gefallen damit! Es erspart mir die weite, lästige Reise!“

Nach etwa drei Wochen war Herr Elshorn denn auch richtig mit dem Herrn Mertens zukommenden Gelde erschienen und hatte es ihm ausbezahlt. Nachdem die beiden Männer sich das Versprechen, nicht davon reden zu wollen, wiederholt, war er gegangen, und Herr Mertens spricht nun zu seiner Frau:

„Dieser Elshorn ist ein abgeseimter Schelm. Ich bin überzeugt, daß er nie einen Heller in Abundantia angelegt hat: der Vater seines Mündels hat es gethan; gewiß nur der; die Actien werden sich in seinem Nachlaß befunden haben; aber als man das Inventar über den Nachlaß aufnahm — Gott weiß, welcher Dummkopf das besorgte, hat man die Abundantia-Actien worin der arme Teufel sein bißchen Erspartes angelegt, einfach ausgelassen ;

just vorher hatte der große Krach gespielt und Abundantia-Actien! Bloßes Papier! Maculatur! Fidibus! Ich hätte die meinen dazumal hingegeben für eine Flasche Moselwein! — Nun steckt der Elshorn in die Tasche, was seinem Mündel, der Christiane, gehört!“

„Aber, mein Himmel,“ ruft nun die Frau, welcher ihr Gatte diese Ueberzeugung anvertraute, aus, „weshalb hilfst Du ihm dann noch, indem Du ihm Schweigen gelobst?“

„Weshalb? Ei, liebes Kind, bist Du so grün, daß Du nichts dawider hast, wenn es überall heißt, Du hóst eben baare Siebenhundert in's Haus getragen und ausgezahlt bekommen? Hast Du gern, daß Dir allerlei Petenten angerückt kommen, die Du nur mit Mühe und oft gar nicht wieder los wirfst, wenn Du in tödtliche Feindschaft mit ihnen zu gerathen nicht eben Lust hast? Viel besser, wenn man kein Aufhebens davon macht. Man kann sich's dann frei selber überlegen, wie man es unterbringt. Und was hilfst es, ob ich rede oder schweige? Dieser Schelm von Auctionator würde immer dabei bleiben, im Nachlaß des Vaters seines Mündels hätten sich, als er ihm übergeben worden, jene Papiere nicht befunden, das beweise ja das Inventar.“

„Aber,“ hatte die Frau eingeworfen, „wenn es kund, wenn überall davon geredet würde, schämte sich dieser treulose Mensch doch sicherlich und hätte nicht mehr die Courage, eine so himmelschreiende Büberei auszuführen!“

„Der sich schämen? Sprächst Du davon — einen Verleumdungsproceß würde er Dir an den Hals werfen . . . Das wäre Alles, was Du erreichst!“

Damit war die Sache erledigt gewesen, aber Bärholms Beichtkind klagte sich jetzt der moralischen Feigheit und einer verachtenswürdigen Schwäche an, daß sie dazu geschwiegen, daß sie ihren Mann nicht gezwungen, zu reden, dem Auctionator in's Gewissen zu reden, daß sie nicht Alles gethan, um durch Aufstachelung der Volksstimme den Bösewicht zu zwingen, auf seinen Betrug zu verzichten.

Der junge Priester hatte sie lange schweigend angehört. Dann hatte er mit bitterem Lächeln, mit einem schweren Seufzer wie nach Lust ringend leis hervorgestoßen:

„Sie beichten mir nicht eigene, Sie beichten mir fremde Schuld. Das ist nicht das, was der Geist des Beichtinstituts fordert oder nur gestattet. Und deshalb wollen wir enden . . .“

Das Beichtkind schien noch manches Andere auf dem Herzen zu haben, aber schon erhob der Caplan seine Rechte, die sacramentalen Worte der Absolution murmelnd, gab ihr den Segen und entließ sie.

Als sie aufstand und einen letzten Blick auf ihn warf, war es ihr, als ob er mit einem tiefen Aufsteuchen seiner Brust bleich und gebrochen in die dämmerige Ecke seines Beichtstuhls zurücksänke.

Sie ging und kniete in der Kirche, um die ihr auferlegte Buße zu beten.

Dabei beobachtete sie ihn, wie er den Beichtstuhl verließ und gesenkten Hauptes, langsam schreitend, am Hochaltar vorübergehend, ohne diesen durch eine Kniebeugung, wie es vorgeschrieben, zu adoriren, quer durch die Kirche in die Sacristei ging — wunderbarlich genug, denn es knieten noch mehrere alte Frauen in den nächsten Bänken, begierig, den Priester in ihre Sündhaftigkeiten einzuweihen. Er aber ging davon.

Auch Frau Mertens ging dann heim — von dem Eindruck, den ihre Geschichte gemacht, wohl nicht ganz befriedigt: es wäre gar nicht nöthig gewesen, daß sich dieser Eindruck so heftig gezeigt; es lag für sie eine gewisse Bitterkeit darin; was sie herbeiführen gewollt; das war ja nur ein recht gründliches, redseliges, allseitiges Aussprechen über eine sich immer neu als Gesprächsgegenstand bietende merkwürdige Thatsache. Nun war der junge Priester wie ganz zerschmettert worden von dem, was sie ihm eröffnet; wie anderer Gedanken für den Augenblick nicht mehr fähig! Lagen ihm wirklich Christiane Elshorns Angelegenheiten so am Herzen?

In der That, sie lagen ihm auf dem Herzen in diesem Augenblick, um ihm das Herz zu brechen; sie erstickten ihn, sie trieben ihn dem Wahnsinn nahe. Auf seiner Stiebtube saß er auf dem Ruhebett, vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knien und die Finger krampfhaft verschränkend. Die Rettung, die Lebensrettung für das, was ihm das Theuerste auf Erden war — sie war da, in seine Hand gegeben und — er durfte sie nicht bringen. Er hätte es nicht gedurft, hätte er seine Mutter damit von den Todten erwecken können! Sein Eid, sein Gelübde, seine Berufslehre verboten es, und es verbot ihm die ganze dräuende Autorität jenes wunderbaren, mythischen, schreckbaren Instituts, dem er sich zugeschworen und dem er seine Stellung und seine Existenz verdankte, jener Kirche, die, wenn sie auch mit den Füßen rücksichtslos so manches Menschenherz zertritt, doch mit dem Haupt, um das gewunden sie die von Märtyrerthränen und Märtyrerblut triefende Stirubinde trägt, in den Himmel ragt. In der That hatte auch der junge Priester niemals davon vernommen, daß einer seiner Mitbrüder das Beichtiegel gebrochen hatte! Nie! Wo man in alten Geschichten davon laß, da war es — Wärdholm hielt sich davon überzeugt — da war es Verleumdung!

Und ohne es zu brechen — was konnte er beginnen? Was thun, ohne aus dem tiefen Abgrunde, worin es versenkt sein mußte, ein Geheimniß hervorzuholen und an das Licht des Tages zu stellen, das nicht ihm gehörte, das Gott, an dessen Stelle ihm die Vollmacht zur Sündenvergebung übertragen worden, anvertraut war.

Es war ein furchtbarer Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft in dem Innern des armen Menschen; ein Conflict, der Anfangs einen Kampf der Verzweiflung in ihm hervorrief und dann, nach Tagen, als dieser ausgeführt, ihn in ein Gefühl absoluter Hilflosigkeit versenkte, das nach und nach in ein dumpfes Hinbrüten und völliges Gebrochensein überging. Und

dann, nach einer Zeit, begann er zu zweifeln, zu rütteln an den Grunddogmen, auf denen die Heiligkeit seiner Verpflichtung beruhte; zu grübeln über die Fälle, wo eine solche Verpflichtung offenbar in Widerspruch gerieth mit den Gesetzen der bürgerlichen Rechtsordnung, ohne welche kein gesittet-friebliches Zusammenleben der Menschheit möglich ist. Wenn ihm nun gebeichtet wurde — etwa die Zugehörigkeit zu einem Geheimbunde mit dem Zweck, die Staatsordnung umzustößen und den Herrscher des Landes zu ermorden; die Theilnahme an einer Verschwörung, welche vieler Menschen Leben und Glück bedrohte? Wie dann? Hätte er auch dann das Siegel nicht brechen dürfen? War der Priester denn so ein Sklave seines Kirchenthums, so ein der Pflicht und dem Gewissenleben der übrigen Menschheit entrücktes Geschöpf und Werkzeug übersinnlicher Beziehungen, die doch nur auf Vorstellungen und Voraussetzungen, auf oft und viel bestrittenen Lehren beruhten, daß er sich in völligem Gegensatz zu diesen Pflichten und diesem Gewissenleben setzen durfte? Waren aller anderen Menschen Urrechte und Urflichten nicht für ihn da, wenn die Kirche sprach?

Wie weit ging denn des Einzelnen Recht, seine persönliche moralische Verantwortlichkeit von sich zu werfen und sie gewissenberuhigt einer seinen Rücken bedeckenden Körperschaft aufzubürden?

Als eines Tages bei der Mahlzeit der Pfarrer von einem Preßproceß sprach, bei dem ein Redacteur wegen Verweigerung seines Zeugnisses eingesperrt worden war, fragte Wårholm:

„Wie erklären Sie diese Disparität der Behandlung, welche in solchen Fällen unsere Justizverwaltung gegen den Bürger und gegen den Priester übt? Wenn in einem Dorfe ein Verbrechen begangen ist, ein Todtschlag bei einer Kirchweihrauferei etwa, hätte sie ja nur den Geistlichen vorzuladen, der durch die Weichte wissen muß, wie es sich damit verhält . . .“

„Freilich,“ antwortete lächelnd der Pfarrer. „Aber Ihre Frage ist sehr naiv. Sie belästigt den Priester nicht, weil sie ihn zum Schweigen verpflichtet weiß.“

„Sie weiß doch auch den Redacteur zum Schweigen verpflichtet. Sein Beruf, seine Stellung, das ihm geschenkte Vertrauen gebieten ihm zu schweigen, seine Mannesehre gebietet es ihm, ganz so wie dem Priester sein Gelübde. Weshalb nimmt die Justiz, der Staat, wollen wir sagen, hier auf seiner Bürger Ehre keine Rücksicht, wohl aber auf des ihm fremden Clerikers Gelübde?“

„Wie haben Sie sich zu so akademischen Fragen verrirt, mein lieber Caplan,“ versetzte der Pfarrer, ihn betroffen fixirend. „Wie können Sie dem Staat die Dummheit zumuthen, sich wider unser sigillum confessionis aufzulehnen — er würde damit ja nur Märtyrer schaffen, tausend Märtyrer; denn das steht doch auch bei Ihnen fest, daß jeder von uns sich lieber den Bestien des Circus vorwerfen ließe, als das Weichtiegel brechen.“

Caplan Wårholm schwieg, betroffen über die Energie dieses Ausbruchs.

„Die Jesuiten,“ sagte er nach längerer Pause, „sollen doch . . .“

„Was sollen die Jesuiten?“

„Man spricht von einer Cassette, die Joseph II. in Wien, in der Burg, in einem Mauer-Versteck aufgefunden haben soll, und darin die aufgesammelten Confessiones principum . . .“

„Ach bah — welche Verleumdung! Sie werden sich jedenfalls gehütet haben, so etwas in der Burg unterzubringen, die schlauen Väter! Nein, eine Beichte verräth auch ein Jesuit nicht!“

Damit erstarb das Gespräch.

Bärholm begann die Geschichte des Bußsacraments zu studiren. Aber je tiefer er in die Materie eindrang, als desto wesentlicher, desto bedeutungsvoller stellte sich dies uralte, aus der Natur der Menschenseele hervorgegangene, von den erleuchtetsten und größten Vätern der Kirche nach allen seinen Seiten hin behandelte Institut der Buße und Beichte, das schon Thomas von Aquin regelte und formte und ein Concil schon um 1215 zum Gesetz für den gläubigen Christen machte, vor ihn hin. Es konnte ihn Alles nur tiefer in Verzweiflung, in sein niederdrückendes Gefühl jammervollster Hilflosigkeit stürzen!

Nur eine Hoffnung gab es, einen Ausweg! Sein Beichtkind, die ihm das, was ihn jetzt so unglücklich machte, gestanden, mußte bewogen werden, zum Richter zu gehen und ihm was sie wußte mitzutheilen. Nahm der Richter sich der Sache an, so konnte Christianen erstattet werden, was ihr gehörte und was ihr das Leben rettete. Aber es war gewiß nicht leicht, die Frau Mertens dazu zu bewegen. Was hatte sie denn eigentlich anzugeben, was anders als — eine Vermuthung, einen Verdacht ihres Mannes. Hörte der Richter auf das, was sie sprach, dann lud er wohl noch zu seiner Information den Mann vor; und dieser würde in nicht geringen Zorn gerathen über Gewissensscrupel seiner Frau, die ihm solche Widrigkeiten zuzogen und ihm den Auktionator zum Todfeinde machten. Bärholm mußte auf den Gedanken verzichten, einen solchen Einfluß auf Frau Mertens auszuüben, um sie zu dem von ihm gewünschten Schritte zu bewegen — es sei denn, er hätte, um seinen Einfluß auf die Frau zu steigern, um sie willfährig und gegen seine Wünsche nachgiebig zu machen, um sie am Ende zu Allem zu bewegen, sich zu einer Heuchelei entschlossen. Er hätte den Schein angenommen von ihren Zuborkommenheiten gerührt, von ihrer Persönlichkeit angezogen zu sein, und ihr den Eindruck, den ihre Reize auf ihn gemacht, so an den Tag zu legen, daß die eitle, emotionendürstige Frau ihm zu Liebe Alles that, was er verlangte. Wie leicht mochte es sein, wie wenig dazu gehören, sie zu täuschen — wie viel freilich dazu, die glücksbedürftige Seele einer solchen Frau später, wenn die Heuchelei nicht mehr nöthig war, wieder von sich abzulösen, wieder in die alte kahle Ferne gemessener Höflichkeit zu rücken! In seiner Noth aber, in einer schwachen Stunde halb entschlossen, auf diesem Wege Hilfe zu suchen, ging er eines Tages, wo er sie allein

wußte zu ihr; in der besten Absicht, ihr allerlei unverfängliche Artigkeiten zu sagen. Aber ach, als sie nun in ihrem Empfangszimmer, wo er sie erwartete, vor ihm erschien, kam ihm plötzlich bei dem Anblick dieser Persönlichkeit ein solches Gefühl von Widerwillen gegen sie, ein Gefühl so gründlicher Selbstverachtung wegen der frivolten Charakterlosigkeit, in die er schon so nahe daran war, sich verlocken zu lassen, daß er statt freundlicher nur ernste und gebieterische Worte an sie zu richten vermochte; gebieterisch, indem er sie aufforderte, nicht zu ruhen und zu rasten bis sie ihren Mann bewogen habe, die betrügerische Handlungsweise des Auctionators irgendwo zur Anzeige zu bringen. Das sei jenes Christenpflicht, und Wårholm's Pflicht als Priester sei, darauf zu bestehen und nicht abzulassen, bis es geschehen. Frau Mertens aber erwiderte, ihr Mann werde nie und nimmer den Denuncianten machen wegen eines Verbrechens, das er ja ganz und gar nicht beweisen könne, das ja immerhin nur in seiner Vorstellung beruhe, auf seinen Combinationen, so daß man ja gar keine Handhabe sehe, um den Gerichten damit zu kommen; ja, das am Ende wirklich nicht begangen, sondern nur Erzeugniß des Argwohns ihres Mannes sei . . .“

„Was Sie mir im Beichtstuhl als bestimmte Thatsache angegeben,“ fiel ihr Wårholm zornig in's Wort, „wollen Sie jetzt als Chimäre behandeln, um sich Ihrer Pflicht als Christin zu entziehen? Damit entgehen sie mir nicht? Doch ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen sagen mußte . . . Denken Sie an Ihr Seelenheil und überlegen Sie sich meine Worte. Adieu!“

Damit ging er unwillig fort, um eine letzte Hoffnung ärmer, und nur noch tiefer in Verzweiflung.

In den nächsten Tagen war es nun, wo das Unglück wollte, daß Wårholm eine Einladung zu der Familie auf Kophorst erhielt, wo er einige kurze Augenblicke lang Gelegenheit erhielt, allein mit Christiane zu reden, wo er dabei einen tiefen und erschütternden Eindruck von der Verschlimmerung ihres leidenden Zustandes erhielt. Und unter diesem Eindruck war es, daß er in einem verhängnißvollen Augenblicke sich verabschiedend, gerade in der Minute fortging, welche ihn auf dem dunklen nächtigen Heimwege mit dem Auctionator Elshorn zusammentreffen ließ. Was zwischen Weiden geredet worden, das hatte der Auctionator in seinem Verhöre angegeben, aber er hatte nicht Alles angegeben: nicht, daß Wårholm ihn geradezu beschuldigt hatte, das Geld seines ehemaligen Mündels veruntreut zu haben, daß er in sich steigendem Zorn, in furchtbarster Erregung ihm in's Gewissen zu reden begonnen, und daß er, Elshorn, mit den brutalsten Worten, mit beleidigendsten Schmähungen geantwortet, seine That geleugnet, den Caplan einen trunkenen Narren und was sonst noch Alles genannt, zuletzt einen ruchlosen Pfaffen, der mit Beichtgeheimnissen sich in anderer Leute Angelegenheiten mische.

Da war über Wårholm die helle nicht zu bezähmende Wuth Herr geworden; einen Augenblick war er stehen geblieben, um aufzuathmen, um wieder zu Luft zu kommen; und dann mit ein Paar langen Schritten den

vor ihm weiter taumelnden, laut in die Nacht hinaus schimpfenden Auctionator einholend, hatte er mit seinem Stock und dem schweren Metallknopf daran ihn niedergeschlagen wie ein böses, wildes Thier. Und in der Wuth auch noch, wie um die strafende That der Rache an dem Nichtswürdigen zu vollenden, sich bei ihm niedergeworfen und ihm den Mammon abreißen wollen, in dem das Heil für die arme Christiane lag. Aber er war nicht in dem Zustande, um in dunkler Nacht rasch damit zu Stande zu kommen. Wir wissen, daß er gestört wurde, daß er die Flucht auf die offene Haide hinaus ergriff, daß sein Verbrechen nicht zu seiner vollen Ausführung kam.

Das war das Geheimniß Bärholms, die psychologische Lösung des Räthfels, welches ihn umgeben hatte so manche Jahre hindurch. Es war in einem sonst gefestigten, an Selbstbeherrschung gewöhnten, besonnenen Männercharakter, in einer einfachen, auf Wahrheit gerichteten Natur, die aber leidenschaftlich tief und innig zu empfinden wußte, ein Augenblick eingetreten, wo die Reibung zwischen dem äußeren Gesetz, dem eisernen Gesetz des Schweigensmüssens und der echt menschlichen Empörung, daß unter dem Schutze dieses Gesetzes die Schandthat frei wuchern durfte — wo diese Reibung in ihm zur Flamme aufgeschlagen. Ein Augenblick war gekommen, wo bei dem Gedanken an das, was Christiane litt, unter der That des frech gewordenen, unverschämten, ihn beleidigenden und beschimpfenden Lasters, alles Blut in ihm in „gährenden Drachengift“ verwandelt worden, das gar nicht anders konnte, als in der unmittelbaren That sich Luft schaffen. Es war etwas vom Karl Moor in ihm in diesem Augenblick, vom Michael Kohlhaas, von allen Denen, welche empörtes Rechtsgefühl und die Unerträglichkeit der durch schweres Unrecht ihnen zugesügten Lebenspein zu der Selbsthilfe getrieben hat, durch welche sie untergingen.

Es ist kein Mann der, dem nicht gewisse Dinge das Blut so verwandeln können. Und wenn Thaten, wie die Bärholms die sittliche Weltordnung stören, so wird die Macht, welche über dieser die richterliche Waage hält, ihre Schale schwerlich darob gar zu tief niedersinken lassen. Wahrhaft herzbrechend aber war es gewesen, wie der arme Dorfcaplan seine That gebüßt hat. Seine ganze Natur und all sein Wesen hatte ihn dazu gedrängt, vor dem Richter frei zu bekennen, offen den Grund und die Genesis des Geschehenen darzulegen, mit freier offener Stirn sich zu vertheidigen, und wenn man ihn strafte, wie ein Mann die Folgen zu tragen.

Nun aber mußte er — leugnen, er mußte lügen. Die Ehre seines Standes, das Interesse seiner Kirche forderte es nicht allein — es war nichts Anderes möglich, denn, hätte er sich mit der Wahrheit vertheidigen wollen, so hätte er ja das Beichtgeheimniß verrathen müssen, dasselbe Geheimniß, durch dessen pflichttreue Bewahrung er in all das Leid gerathen. Hätte er durch offenherzige Entwicklung der Thatfachen sich dann auch rein gewaschen von jeglicher Schuld, er hätte dann doch dagestanden als meiseidiger, seine Berufspflicht verrathender Priester. In dem frommen, gläubigen

Land, in welchem er lebte, wäre von nun an Jedermanns Hand wider ihn gewesen, Jedermanns Fluch wäre auf sein Haupt gefallen, das Leben wäre ihm zur Hölle gemacht worden. Nein, er mußte täuschen, lügen, leugnen — das Beichtgeheimniß zeigte ihm eine noch furchtbarere Seite als es ihm vorher gezeigt hatte. Vorher hatte es ihn gezwungen, zu schweigen. Jetzt zwang es ihn, zu sprechen und — ein Lügner zu werden!

Aber nicht das allein! Es brachte noch Schwereres über ihn. Er wurde freigesprochen — aber glaubte man an die Schuldlosigkeit? Seine Mitbrüder schmerzlich; er nahm es nur zu deutlich wahr durch die Umwandlung ihres Benehmens gegen ihn; mit einer gewissen unbefangenen Formlosigkeit hatten sie bisher mit ihm verkehrt; jetzt zeigten sie, und das am meisten in Gegenwart Dritter, eine auffallend achtungsvolle förmliche Bewußtheit, und hielten im Uebrigen sich in einer kühlen Entfernung von ihm. Es war offenbar unter ihnen die Parole ausgegeben, durch solches Benehmen die Augen der Welt über ihre eigentliche Ueberzeugung zu blenden. Und Värholm erfüllte dies Wesen, aus dem er etwas wie einen fortwährenden Hohn herausfühlte, mit grenzenloser Bitterkeit.

Das Alles aber, das Alles war das Schlimmste nicht. Das Schlimmste war, daß auch die Familie auf Kophorst und vor Allem, daß — Christiane der schwachen Vertheidigung, welche die Jury, unter äußeren fremden Einflüssen stehend, fast gewaltsam als genügend angenommen hatte, nicht glaubte. Als er freigesprochen war, hatte Graf Rodenburg die Gegend verlassen und ein Gut weit im Süden des Landes bezogen. Värholm richtete ein langes Schreiben an ihn, das durch seine Reticenzen, seine gewundenen und verhüllenden Wendungen — wie konnte er anders — einen sehr unbefriedigenden Eindruck gemacht haben mußte — der Graf hatte sich nicht herabgelassen zu antworten. Und Christiane? Dachte sie anders, als die Menschen, unter denen sie lebte?

Er empfand den unwiderstehlichen Drang, darüber Licht und Klarheit zu erhalten — er sagte sich, daß er nicht leben könne, ohne daß zwischen ihm und ihr Wahrheit sei; ohne daß sie ihm verziehen habe eine Schuld, für die er von Gott keine Verzeihung verlangte und ersuchte, da er sie trotz allem, was sein Verstand ihm darüber sagte, innerlich als eine Schuld nicht empfinden konnte. Er ließ sich von seinem Pfarrer einen Urlaub geben, um, wie er sagte, auf einer einsamen kleinen Fußreise sich von all den Gemüthserschütterungen, die er durchlebt, zu erholen. Als er ihn erhalten, wanderte er dem Süden zu. Und am Abend des zweiten Reisetages kam er in dem Weiler an, von welchem das Gut, welches Graf Rodenburg jetzt bewohnte, etwa zehn Minuten weit entfernt lag.

Er kannte die Lebensgewohnheiten Christianens, die Zeit, wann sie mit ihrem Unterricht in den Vormittagstunden zu Ende, ihre Pflöglinge zur Gräfin hinübersandte und dann sich, wenn das Wetter günstig war, durch einen Spaziergang zu erfrischen pflegte. So begab er sich am andern Tage

zeitig zur Stelle, und von der Ferne aus den Eingang des Edelhofes in's Auge fassend und bewachend, sah er sie nach längerem Harren erscheinen und die Portalstreppe niederschreiten. Er folgte ihr unbeobachtet auf versteckt liegenden Partwegen — und dann rasch eine Querallee durchschreitend fand er sich nach kurzer Zeit am Ende eines dichten aus jungen Fichten gebildeten Ganges, der ihn durch seine üppig aufgetriebenen dunklen Seitenwände jedem Menschenauge verdeckt hielt — es war Christianens Lieblingsspaziergang geworden, weil sie hier Schutz vor jedem Luftzug hatte.

Christiane näherte sich ihm ohne ihn zu erkennen; erst als er selbst ihr entgegengeschritten kam, blieb sie plötzlich stehen und stieß einen halbleisen Ruf des Schreckens aus.

„O mein Gott, Sie — Sie, den ich nie wiederzusehen gehofft!“ sagte sie, ihre beiden Hände auf das schmerzlich aufklopfende Herz legend.

„Gehofft, nie wiederzusehen — das ist ein hartes Wort, Christiane!“ stammelte er.

„Wissen Sie, ob ich dabei nicht auch hart gegen mich bin?“ versetzte sie nach einer kurzen Pause, in welcher sie nach Luft gerungen und einen Blick in sein bleiches Gesicht geworfen; „aber hart oder nicht hart.“ fügte sie dann hinzu, ich will und darf Sie nicht mehr sehen, nie, nie wieder Bärholm, Sie sollen gehen und mir die Gewißheit geben, daß Niemand, der Sie kennt, Sie in dieser Gegend erblickt . . .“

„Ich werde gehen,“ antwortete er, „sicherlich werde ich gehen, auch ohne Ihr Gebot, Christiane. Aber ich werde nicht gehen ohne das Bewußtsein daß innerlicher Frieden zwischen uns ist, daß nichts den Seelenbund zerreißen kann, den wir geschlossen haben . . .“

„Seelenbund!“ fiel sie fast heftig ein — „ist es denn nicht Frevel und Sünde auch nur davon zu reden? Dürfen Sie, darf ich . . .“

„Oh,“ sagte er, sie unterbrechend — „so haben Sie nicht immer gesprochen, und ich sehe jetzt, wie Recht ich hatte zu kommen, um Ihnen Alles, die ganze Wahrheit zu sagen. Denn dazu komme ich, Christiane, Ihnen die Wahrheit zu bekennen, von einem übermächtigen Bedürfniß, Ihnen zu beichten und mein Herz offen zu legen, zu Ihren Füßen gezogen . . .“

„Als ob,“ entgegnete sie mit einem schmerzlichsten Aufathmen und Ringen nach Luft — als ob es dessen bedürfte, als ob ich die Wahrheit nicht ahnte, wüßte . . .“

„Also auch Sie haben ein anderes Verdicht für mich als das Gericht? Wohl, wohl, die Welt hat es — weshalb sollten Sie es nicht haben? Und Sie haben ja Recht. Und die Welt hat Recht. Ich bin schuldig; schuldig einen Menschen haben ermorden zu wollen, und der noch gemeineren That, des Versuchs, ihn um sein Geld zu berauben!“

„Also wirklich, wirklich!“ sagte Christiane mit bleichen, zitternden Lippen und mit dem Ausdruck furchtbaren Erschreckens ihre großen Augen auf ihn heftend.

„Also,“ fiel er ein, „welche Gemeinschaft kann noch zwischen uns sein? wollen Sie sagen. Und doch versichere ich Sie, Christiane, trotz meiner Verbrechen fühle ich mich nicht unwürdiger, nicht gedemüthigter, nicht schlechter vor Ihnen als ich je vorher mich fühlte. Sie müssen nur auf mich hören, nur wissen wie Alles gekommen und zugegangen. In rasendem Zorn habe ich eine That des Zornes begangen. Mein Zorn aber war gerecht und wohl begründet. Ich wußte, daß jener Mann, den ich niederschlug, ein Räuber war, und den Raub wollte ich ihm entreißen. Glauben Sie etwa für mich? Nein, das haben Sie nicht von mir glauben können!“

„Glauben? Nicht glauben? Weiß ich es denn?“ antwortete sie kaum hörbar.

„Das einzige, was mich schwer bedrückt,“ fuhr er fort, „das einzige, was wie ein furchtbares Unglück auf mir lastete, war, daß ich meinen Richtern vor der ganzen Welt nicht die Wahrheit bekennen durfte. Daß ich mit groben Unwahrheiten mich herauswinden, daß ich lügen mußte. Aber ich mußte ja. Ich stand unter dem Drucke einer Gewalt, gegen die ich nicht ankämpfen konnte. Es war nun einmal mein Schicksal: ich mußte mich innerlich durch eine Lüge entehren, um nicht — die Kirche zu entehren. Ich mußte mich selbst zu opfern verstehen. Und das vornehmlich ist es, was mich so übermächtig zu Ihnen treibt, Christiane — vor Ihnen muß ich aussprechen, daß ich der Mann war, ich und Niemand anders, der in jener Unglücksnacht auf der Heerstraße Elshorn niederschlug — daß ich es war, der ihm gierig seinen Schatz zu rauben suchte — und von Ihnen muß ich hören daß Ihr Herz weit und groß genug ist, um zu begreifen, daß ein Mann in flammender Leidenschaft so handeln kann, ohne darum ein Nichtswürdiger zu werden, und daß Sie ihm verzeihen können . . .“

„Mein Gott, ich will ja das Alles glauben und will ja Ihnen verzeihen, wenn Sie mich auch sehr, sehr unglücklich durch Ihre That gemacht haben. Aber ich will sie Ihnen ja verzeihen, ich will Gott bitten, daß er sie Ihnen verzeiht . . .“

„Und wollen Sie noch einmal, zum letzten Mal für das Leben vielleicht, Ihre Hand zum Zeichen der Verzeihung in diese . . . Mörderhand legen?“

„Auch das will ich,“ versetzte Christiane unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit, von dem Feuer seiner Worte schon ganz erweicht — „auch das will ich von ganzem Herzen gern, aber dann auch . . .“

„Dann auch soll ich gehen, um nie wiederzukehren?“ fiel er ihr feurig, ihre sich ihm entgegenstreckende Hand ergreifend, ein. „Mein Gott, ich will es ja — nur das eine noch muß ich Ihnen sagen, das eine, was mich rechtfertigt, daß, wodurch die Flamme der Leidenschaft entzündet worden; in der ich so blindlings handelte. Nicht einen Schatz für mich zu gewinnen war mein Verlangen. Nein, sicherlich nicht! Ich wußte — durch die Beichte wußte ich, daß Elshorn, dessen Mündel Sie waren, Sie um die Summe, welche er bei sich trug, just um dieselbe Summe, betrogen hatte,

das war's — Ihnen wollte ich verschaffen, was Ihnen gehörte, Ihnen das, was Sie bedurften, um Ihre volle Gesundheit wieder zu erlangen . . .“

Christiane sah ihn mit großen aufstarrenden Augen an. Sie war noch bleicher geworden als sie gewesen. Stumm sah sie ihn an — regungslos geworden wie eine Bildsäule.

Und dann fiel es leise, mühsam von ihren Lippen:

„Meinetwillen! Um meinerwillen Alles? Großer Gott, weshalb haben Sie mir das gesagt? Weshalb nur das?! Das ist ja fürchterlich!“

Sie ließ den Kopf sinken und in Thränen ausbrechend, bedeckte sie mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Fürchterlich, wenn Sie sehen, wie Sie der einzige Mittelpunkt meines Denkens, wie meines Handelns sind . . .“

„Und Sie fühlen nicht, wie dies mein ganzes Leben vergiften muß? Wie ich mich herabgezogen fühlen muß in Ihre Schreckensthat, zur Mitschuldigen eines Verbrechens . . .“

„Das Sie mir also nun doch nicht vergeben haben!“ unterbrach sie mit tiefschmerzlichem Ton Bärholm.

„Vergeben — nicht vergeben — ich weiß es ja selbst nicht, nur das Eine, daß ich jetzt für immer grenzenlos unglücklich bin — o lassen Sie mich, lassen Sie mich,“ rief sie fast heftig aus, als er ihre wankende Gestalt wie um sie zu stützen, umfangen wollte — „lassen Sie mich gehen, Sie sollen mich gehen lassen, ich will nichts hören mehr von all dem Schrecklichen — wenn Sie mich nicht lassen, wenn Sie mich begleiten, rufe ich laut um Hilfe!“

Und ganz außer sich wandte sie sich und wankte davon, um, immer rascher eilend, bald ganz seinen Augen zu entschwinden.

Bärholm stand wie von Schrecken an den Boden geheftet. Er begriff sie nicht. Er faßte diese plötzliche Verzweiflung einer Seele nicht, deren moralische Kraft zu Ende war, als sie sich mit dem eigenen Selbst in eine dunkle That verstrickt sah, die sie bisher doch immer als die eines Anderen in eine gewisse Ferne gerückt erblickt hatte, jenseits einer Kluft, die doch immer Kluft geblieben, trotz alles ihres Mitleidens, trotz aller Fäden, die zu Ihm hin sich hinüber spannen.

Und das war das Ende seiner Beziehungen zu dem jungen Mädchen, das sein Schicksal ihm auf den Lebenspfad geführt. Er ist von dannen gegangen und hat ihr nie wieder ein Lebenszeichen abgewinnen können. Nichts als was er durch das Gerücht vernommen hat, ist ihm von ihr kundgeworden, daß sie noch immer kränkle und leide; und dann, nach etwa zwei Jahren, hat er, eines Tages bei seinem Pfarrer eintretend, auf dessen Tisch einen schwarzgeränderten Brief liegen sehen, den er aufgenommen, um, vor Schrecken erstarrend, darin Christiane Elshorns Todesnachricht zu lesen. Graf Rodenburg hatte sie an den Pfarrer adressirt — ihm war keine gesandt worden.

Und das hatte ihm den letzten Stoß gegeben! Auch der Gedanke, wie groß sein eigenes Verschulden an diesem traurigen Ende gewesen. Sie hatte ihn doch geliebt, nur ihn; und in ihm hatte sie nicht nur einen Verbrecher erblicken müssen, einen unwürdigen, einen ruchlosen Menschen, nein, sie war selbst in die Sphäre des Verbrechens durch ihn herabgezogen worden . . . so wenigstens hatte sie empfunden und mit sich herumgetragen! War es nicht genug für ein so edles, reines, kindliches Mädchenherz, um daran zu Grunde zu gehen? Daran allein schon?

In der That, er hatte den letzten Stoß dadurch empfangen, unter dem von diesem Augenblicke an seine starke Natur zusammenbrach. Er ward krank, verschmähte jede ärztliche Hilfe, schleppte sich auf langen einsamen Wanderungen umher und fühlte täglich mehr seine Kräfte schwinden.

Als es dahin gekommen, daß er seine Dienstobliegenheiten nicht mehr erfüllen konnte, hatte die Frau, die ursprünglich durch ihre Bekenntnisse ihn in all sein Elend versenkt, sich ihm wieder genähert. Sie war Wittve geworden unterdeß, die Frau Försterin Mertens; sie hatte ihm zugeredet zu ihr zu ziehen und sich von ihr pflegen zu lassen, und er, der jetzt ein schwacher, sich willenlos und hilflos fühlender Mann war, hatte sich in ihre Vorschläge ergeben und war ihr Miethsman geworden. — Gepflegt hatte sie ihn dann eifrig genug, mit großer und aufopferungsvoller Besonnenheit; aber dennoch war es mit ihm bergab gegangen, bis zu dem Tage, wo ich ihn wieder sah.

Das war die Geschichte, die seine Aufzeichnungen mir enthüllten.

Als ich am anderen Tage ging, ihm sein Manuscript, dieses erschütternde Gemälde eines Menschenlebens, das zermalmt worden unter der Wucht eines Vermächtnisses dunkler Jahrhunderte, bei dem ebenfalls das Wort gelten konnte:

„Bernunft wird Uninn, Wohlthat Plage“

zurückzubringen, empfing die Frau Mertens mich im Hausflur und führte mich in ein kleines Empfangszimmer, das der Wohnung Bärholms gegenüberlag. Sie sah bleich und sorgenvoll aus, und blickte in offener Aufregung wie am gestrigen Tage wieder auf das Manuscript in meiner Hand.

„Was mögen Sie nur Alles in seinen Aufzeichnungen gefunden haben,“ sagte sie, „gewiß — er ist so wunderbar oft und so unzuverlässig in seinem Gedächtnisse — gewiß recht wirres Zeug und krankhaft aufgefaßte Dinge, so daß Sie sich von den Leuten und den Geschhehnissen hier nun eine recht falsche Vorstellung machen müssen . . .“

Dabei sah sie mich wie unsicher forschend an. Die Frau, sagte ich mir, mußte etwas auf dem Gewissen haben, was sie durch Bärholms Manuscript verrathen fürchtete. Vielleicht bereute sie noch immer, daß sie damals vor Jahren nicht Bärholm den Willen gethan und ihren Mann bestimmt, dem Vormund Christianens sein Unrecht vorzustellen und ihn zu bedrohen, wenn er es nicht wieder gut mache. Vielleicht auch, daß sie nicht den moralischen

Muth gehabt, selbst vor aller Welt auszusprechen was sie mußte, und den Menschen, den Elshorn, so zu zwingen, seinen Raub herauszugeben. Aber es war nicht das. Ich antwortete:

„Es ist klar und verständlich genug, was er schreibt!“

Darauf schüttelte sie den Kopf, verschränkte, zu Boden blickend, die Hände im Schooße, und sagte in einem halbblauen klagenden Ton:

„Nun freilich, er ist ja immer noch ein so heller gedankenreicher Kopf! Er hat nur immer die Menschen für zu gut gehalten, und sein Unglück war, sein eigentliches Unglück: er wußte nicht, daß auch in der Beichte gelogen wird!“

„Gelogen?!“ rief ich erstaunt aus. „Wie? Wozu?“

„Wozu?“ Sie zuckte die Schultern; nach einer kleinen Pause antwortete sie:

„Mein Gott, wozu nicht Alles! Ein unbestimmtes Gerücht wird als Thatsache ausgegeben, ein ganz persönlicher Argwohn mit einer Bestimmtheit, als handle es sich um etwas Gescheheneß, vorgebracht; es ist ja so leicht, sich mit seinen Gewissensnöthen dann darein verslochten zu zeigen, so daß der Priester darauf eingehen muß . . .“

„Aber, ich frage noch einmal, wozu das nur?“ unterbrach ich sie.

„Nun einfach, um dem Wichtigeren ein Urtheil über die Sache abzugewinnen, seine Meinung zu hören — am Ende auch nur sein Interesse zu erwecken, ihm Neues zuzutragen, ihm wichtig und interessant zu werden, den Eindruck zu beobachten, den das Mitgetheilte macht . . . wir sind alle schwache Menschenkinder, und wenn man jung ist . . .“

Ich starrte der Frau wahrhaft entsetzt in's Gesicht.

„Darum,“ fuhr sie noch leiser flüsternd fort, „wenn davon in den Schreibereien, welche er Ihnen gegeben hat und die er mir nicht zeigen will, die Rede ist, so denken Sie darum nicht schlechter von . . . von . . .“

Von wem ich nicht schlechter denken sollte, kam nicht über ihre Lippen; sie fuhr statt dessen mit ihrem Tuch nach ihren Augen und wischte ein Paar Thränen, welche da hervorquollen, fort.

Ich konnte nichts anders, als dieser Eünderin furchtbar erschrocken in das gelbliche Antlitz starren, dessen Fibern in ein leises Zucken gerathen waren.

Aufspringend sagte ich endlich:

„Gottlob, es steht nichts davon in der Aufzeichnung Wårholms! Und deshalb — wenn Sie je in seiner Gegenwart ein solches Geständniß sich über die Lippen schlüpfen ließen — o mein Gott, es würde ihn tödten, Sie würden seine Mörderin sein!“

„Das weiß ich!“ versetzte sie flüsternd — „ich werde es nicht!“ —

Als ich dann zu ihm hinüberging, hatte ich Mühe, die Fassung zu gewinnen, um ihm mit völlig ruhigen Zügen entgegen zu treten.

„Ich danke Ihnen,“ sagte ich, ihm die Hand reichend, „für Ihr unbegrenztes

Vertrauen! Ich habe nie etwas mit größerer Seelentheilnahme gelesen, als Ihre Blätter. Und nun würde ich sagen: Tout comprendre, c'est tout pardonner, wenn ich etwas zu verzeihen hätte, wenn überhaupt irgend Jemand in der Welt Ihnen etwas zu verzeihen hätte, nachdem Sie mehr als zehnfach eine That gebüßt, über deren moralische Abschätzung und Schuldgewicht sich ja gar Manches sagen läßt!"

„Er nickte melancholisch lächelnd mit dem Kopfe.

„Gebüßt!“ sagte er mit einem schweren Seufzer, „ja das hab' ich!“

„Und Ihre volle Legitimation zu Ihrer theoretischen Arbeit, deren Studium mir noch bevorsteht, ist sicherlich durch diese Blätter hier vollauf nachgewiesen. Aber haben Sie Eins bedacht?“

„Was wäre das?“

„Daß Sie selbst für das Institut, dessen Verderblichkeit Ihre gelehrte Arbeit beweisen soll, ein schwerwiegendes Zeugniß ablegen, indem Sie diese Blätter schrieben, diese Blätter in meine Hände legten? Was sind sie anders als eine von Ihnen freiwillig abgelegte, von einem tiefen Seelenbedürfniß des Bekennens abgezwungene — Beichte.“

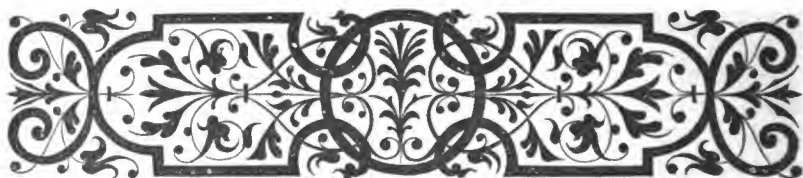
„Er sah mich betroffen an.“

„In der That — der Mensch ist ein widerspruchsvolles Geschöpf“, sagte er. „Aber jenes tiefe Seelenbedürfniß des Vereuens, Bekennens, Büßens und der Selbstanlage — sollte es am Ende etwas anderes sein, als der uns eingeborene, unausrottbare Drang nach Wahrheit, der einmal wenigstens sich Luft machen will und muß? Gegen Einen Menschen wenigstens?“

„Wohl möglich,“ versetzte ich, „wir dürfen es ja so auffassen!“ —

Ich habe von diesem Tage an Bärholm fast täglich besucht und viel noch über seine gelehrte Arbeit mit ihm debattirt, die ich ihm doch nicht rathen konnte zu veröffentlichen. Ich fand sie nicht beredt, nicht rückhaltlos scharf, nicht schwerwiegend genug, um auf eine so viel erörterte polemische Frage einen nachhaltigen Einfluß auszuüben — fand sie aber hinreichend legerisch, um Wirkungen hervorzurufen, welche dem Verfasser seine letzten Tage bitter vergällen müßten. Obwohl er diese Wirkungen nicht zu scheuen behauptete, ergab er sich doch darein und unterließ die mißliche Berleger-Suche.

Als der Winter zu Ende war, entführten mich die Lenzmonate dem Dorfe und meinem heimischen Herd. Erst im Spätherbste kehrte ich zurück und fand Bärholm nicht mehr. Der arme Dorfcaplan war seinen Leiden erlegen. War er Verbrecher oder Märtyrer? Bei wie vielen gequälter, durch eine Schuld untergegangener Menschen-Existenzen kann man nicht dieselbe Frage aussprechen!



Stein und die Reform der preussischen Verwaltung.*)

Don

Philipp Zorn.

— Königsberg. —

Unter den zahlreichen und schweren Problemen, welche der heutigen Generation zur Lösung gestellt sind, ist eines der höchsten, vielleicht das höchste, weil von seiner Lösung die Lösung aller übrigen bedingt ist: die Organisation der Verwaltung.

Die Möglichkeit großer und concentrirter Machtentfaltung eines Staates ist neben der Militärorganisation in erster Linie bedingt von der Organisation der inneren Verwaltung; ja man wird noch weiter gehen und behaupten

*) Die vorstehende Abhandlung enthält (mit einigen Abänderungen und Erweiterungen) eine zu Königsberg gehaltene Festrede zum Geburtsfeste Seiner Majestät des Kaisers. Das thatsächliche Material ist im Wesentlichen entnommen den officiellen Actenstücken, welche jüngst Ernst Meier in seinem ausgezeichneten Werke: „Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg“ (Leipzig 1881) theils ganz neu, theils in wesentlich verbesserter Weise gegenüber den bisherigen Publicationen aus dem geheimen Staatsarchiv und den Acten des Ministeriums des Innern veröffentlicht hat. Das Meier'sche Werk eröffnet uns zum ersten Male einen vollständigen Einblick in die großartige Gedankenarbeit, vermittelt deren die Verwaltung des preussischen Staates nach der Katastrophe von 1806 auf völlig neue Grundlagen gestellt wurde. Von diesem Einblicke aber ist auch das Verständniß der heutigen Reformbewegungen auf dem Gebiete der Verwaltung bedingt; ein eingehendes Studium jener Gedankenarbeit wird in Jedermann die von Meier in der Vorrede ausgesprochene Ueberzeugung hervorrufen: „daß die damalige Gesetzgebung mit Einschluß der damaligen Gesetzesentwürfe die Grundlage für alle organisatorischen Gestaltungen bildet, welche sich im Laufe dieses Jahrhunderts in Preußen und in Deutschland lebensfähig erwiesen haben.“

dürfen: die Möglichkeit einer guten Militärorganisation ist wenigstens da, wo das Heer ein Volkshcer, wo die Armee, um die Worte unseres Kriegsdienstgesetzes anzuführen, die Bildungsschule der ganzen Nation für den Krieg ist, nur gegeben auf der Voraussetzung einer guten Organisation der inneren Verwaltung. Nur der Staat, der schon im Frieden die Volkskräfte systematisch und sorgfältig für seine Zwecke organisiert hat, wird gegebenen Falles sich fähig erweisen, dieselben zu starker und nachhaltiger Verwendung im Kriege heranzuziehen.

Das Problem der Organisation der inneren Verwaltung ist zur Zeit für den preussischen Staat in seinem jetzigen Gesammtumfang noch keineswegs vollständig gelöst. Und wer sich gern mit Stolz der staatlichen Einrichtungen des Vaterlandes freut, der wird sich vielleicht einer ganz besonderen Sorge gerade bezüglich dieses Zweiges unserer gesetzgeberischen Entwicklung nicht entschlagen können, wenn er aus der Geschichte den einheitlichen und für seine Zeit ausgezeichneten Verwaltungsbau Friedrich Wilhelm I. kennen und bewundern gelernt hat. Denn seit Friedrich Wilhelm I. hat der preussische Staat nie mehr wieder das hohe Gut einer einheitlichen Verwaltungsorganisation besessen und es darf wohl auch mit Recht behauptet werden: die Organisation der Staatsverwaltung in Preußen hat nicht immer und in allen Theilen gleichen Schritt gehalten mit der anderweitigen staatsrechtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Monarchie; speciell gilt dies von der Verwaltung des platten Landes.

Es ist ja gewiß nicht zu leugnen: die Schwierigkeiten, die sich der Lösung dieses Problems speciell für Preußen im 19. Jahrhundert entgegengestellt haben, waren ganz besonders große. Und wenn wir die Verwaltungsgesetzgebung Friedrich Wilhelm I., unseres größten inneren Königs, wie ihn Schön einmal so treffend genannt hat, bewundern, so kann dies doch, wenn anders wir historisch gerecht sein wollen, nur mit dem Vorbehalte geschehen, daß seine Aufgabe eine außerordentlich viel leichtere war, als dieselbe Aufgabe in der Fassung unseres 19. Jahrhunderts.

Nach den verschiedensten Richtungen hin ließe sich dies ausführen: die Bevölkerung im Staate Friedrich Wilhelm I. war in ihren historischen und religiösen Traditionen ganz homogen; der Gegensatz der Interessen von Ackerbau, Industrie und Handel war noch nicht von großer Bedeutung, und vor allem konnte sich der König für die Verwirklichung seines Willens, des im Verhältniß zum constitutionellen Staate sehr viel einfacheren Apparates der absoluten Staatsform bedienen. Wir wollen jedoch nur einen Punkt eingehender betrachten: Der Staat Friedrich Wilhelm I. war im Verhältniß zum heutigen preussischen Staate klein, und schon der erweiterte Umfang des Staatsgebietes allein schließt eine bedeutende Erschwerung der Aufgabe in sich.

Leicht tendiren große Provinzialverbände im Staate zu Sonderbestrebungen und begehren größere Selbständigkeit, als diese in einem Staatswesen verstattet werden kann, dessen welthistorische Stellung und Aufgabe, wie dies bei Preußen der Fall, durchaus auf der Möglichkeit concentrirter

Machtentfaltung beruht. Demgemäß bilden auch in denjenigen beiden Staaten, welche neben Deutschland die Hauptträger der europäischen Staats- und Culturentwicklung repräsentiren, große Provinzen nicht die Grundlage der Staatsverwaltung. Die französische Verwaltungsorganisation speciell, welche aus den Stürmen der großen Revolution hervorging, und welche ihre Lebensfähigkeit im 19. Jahrhundert in ausgezeichnete Weise bewährt hat, so zwar, daß selbst die jetzige radicale Republik an dieser durchaus auf dem absolutistischen Staatsgedanken Napoleon I. beruhenden Verwaltungsorganisation in den Principien nichts geändert hat, diese Organisation hat die früheren großen Provinzialverbände völlig beseitigt. Die altberühmten Namen der Bretagne, Gasconne, Burgund, Vendée und wie sie alle heißen, haben nur mehr historische, aber keine staatsrechtliche Bedeutung: an ihre Stelle sind als Verwaltungsbezirke ausschließlich getreten die nach der Schablone abgegrenzten Departements, von kleinem territorialen Umfang, über welchen eine höhere Stufe der staatsrechtlichen Organisation nicht mehr steht.

Ähnlich war der historische Entwicklungsgang auch in England. Dabei mag jedoch eine allgemeinere Bemerkung über diesen Staat und seine Verwaltung verstattet sein. So sehr die Völker darauf angewiesen sind, an einander und von einander zu lernen, so ist doch der Zweifel berechtigt, ob gerade das englische Vorbild, wie man behauptet, für unsere deutschen und preussischen Verhältnisse ein ganz besonders nachahmenswerthes ist. Unter den Staatsmännern, welche im Anfang dieses Jahrhunderts die große Reform der preussischen Verwaltung ausarbeiteten, war Binde der Hauptvertreter englischer Gedanken; ihm erschien es als das Beste und erschien es auch möglich, die englischen Einrichtungen auf den preussischen Staat zu übertragen. Dem gegenüber verwies insbesondere Stein auf die Verschiedenheit der historischen Traditionen und auch des Culturzustandes im Volke. Und diese Mahnung Steins darf auch heute wohl in Erinnerung gebracht werden. Wichtiger aber vielleicht noch als der von Stein hervorgehobene Gesichtspunkt ist ein anderer, nämlich die Verschiedenheit des Staatszweckes: England hat seit Jahrhunderten, Dank seiner glücklichen Lage, sich so gut wie ausschließlich dem Zwecke widmen können, für das materielle Wohl seiner Angehörigen zu sorgen. Naturanlage und Interesse haben dem englischen Staatswesen seit Jahrhunderten diese Bahn gewiesen. Den politischen Händeln des Festlandes gegenüber hat England immer sich die Möglichkeit einer Politik der freien Hand bewahrt, und um die Wilden an den verschiedenen Enden des Erdbreites mit den liebenden Armen englischer Colonialpolitik zu umfassen, dazu genügt auch die schlechte englische Militärverfassung. So braucht dort die Organisation der inneren Verwaltung sich nicht durch Rücksichten auf die Militärorganisation beengen zu lassen. Wir aber sind nicht in der glücklichen Lage, uns so ausschließlich der Pflege materieller Interessen widmen zu können. Unsere auswärtigen Sorgen übersteigen das Niveau der Sorge, wie der oder jene wilde Stamm in fernen Welttheilen

sich am besten fructificiren lasse, um ein ganz Erhebliches. Der Zweck, den der deutsch-preußische Staat nach seiner historischen Entwicklung und seiner territorialen Lage zu erfüllen hat, bedingt eine starke Militärorganisation, darum kann das englische Vorbild, so schön dessen Nachahmung bei uns vom Standpunkt der idealen Theorie gefunden werden möchte, für uns nicht in erster Linie maßgebend sein.

Auch für die Organisation der preußischen Verwaltung hat der Gedanke, die Provinzialverbände aufzuheben eine bedeutende, Rolle gespielt. Von den großen Reformentwürfen für die preußische Verwaltung, deren Grundgedanken Stein zuerst in der berühmten Nassauer Denkschrift vom Junius 1807 als Skizze niedergelegt hatte, kam bekanntlich Einer nicht zum gesetzgeberischen Abschlusse, nämlich der auf die Verwaltung des platten Landes bezügliche. Unter den zahlreichen Plänen, welche nach dem Ausscheiden Steins aus dem Staatsministerium noch hierüber ausgearbeitet wurden, ist das Meiste und Vollendetste eine Denkschrift des auch sonst an der Reformarbeit hervorragend beteiligten Königsberger Regierungsrathes Friesle. Die zahlreichen Denkschriften aus jener Zeit dürfen überhaupt ohne Bedenken als das Beste bezeichnet werden, was wir an verwaltungsrechtlicher Literatur für Preußen besitzen. Die ganz neuerdings erfolgte Publication dieser Denkschriften aus den Acten der Archive und Ministerien durch Ernst Meier, bietet für viele Materien vollständig neue Aufschlüsse, bezüglich anderer wird unsere bisherige Kenntniß wesentlich ergänzt und rectificirt; letzteres gilt insbesondere von den durch Herz in seinem Leben Steins mitgetheilten Materialien. Specieell ergiebt sich aus diesen neuen Publicationen, daß das ostpreußische Provinzialdepartement unter Schrötter für die Einzelheiten der Reformarbeit weitaus das Meiste und Beste geleistet hat.

In jener Denkschrift Friesles ist mit aller Entschiedenheit der Gedanke vertreten: daß der ganze bisherige Provinzialverband aufgehoben werden müsse; höhere Verwaltungsbezirke als die Kreise dürfe es überhaupt nicht geben, denn — so begründet Friesle diesen Vorschlag — „die Absonderung nach Provinzen habe dem Rationalcharakter des Volkes geschadet; sie sei eine Quelle von Separat-Interessen gewesen; man habe immer nur an die Provinz gedacht und darüber den Staat vergessen.“

Und dabei gehörte Friesle keineswegs zu denjenigen Mitarbeitern Steins, welche, von fremdem Lichte geblendet, kritiklos die Uebertragung der von anderen Staaten importirten Gedanken auf den preußischen Staat als das einzige Rettungsmittel ansahen; vielmehr erkannte sein Auge mit großer Klarheit und Schärfe die historischen Voraussetzungen, auf welchen in Preußen gebaut werden müsse, und seine Reformvorschläge waren nicht verwirrt von theoretischen Idealen, wie sie so leicht über den Mann der Studirstube die Herrschaft gewinnen.

Dem Friesle'schen Gedanken wurde durch die Gesetzgebung keine Folge gegeben. Derselbe trat dann neuerdings wieder energisch hervor bei Be-

rathung der Verfassung, aber auch damals erfolglos. Die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und dadurch in der Seele des Volkes tief Begründeten war — und wir dürfen von ganzem Herzen sagen: Gott sei Dank! — in Preußen jederzeit zu tief begründet, als daß man leichtthin die radicalen Gesichtspunkte der französischen Revolution sich hätte zu eigen machen können oder wollen.

Aber Schwierigkeiten hat es genug gemacht, die historischen Provinzialverbände zu conserviren und doch den Geboten einer gesunden Verwaltungspraxis Rechnung zu tragen: denn vom Standpunkte der letzteren war es unzweifelhaft — und ist auch in der That von keinem der Staatsmänner, die an der großen Reform mitgearbeitet haben, bestritten worden — daß die historischen Provinzialverbände für eigentliche Verwaltungsbezirke viel zu groß seien.

Die gesetzliche Erledigung dieses Punktes bildet einen der interessantesten und bedeutendsten Bestandtheile der an den Namen Steins geknüpften Reformgesetzgebung. Eine erschöpfende historische Erörterung der dabei in Frage kommenden gesetzlichen Bestimmungen läßt sich allerdings innerhalb des hier gezogenen Rahmens nicht geben: sie müßte zur Voraussetzung haben eine vollständige Darlegung des von Friedrich Wilhelm I. gelegten Verwaltungssystems.

Es war für die Zeit dieses Königs gewiß ein durchaus gesunder Gedanke, die Verwaltung nach Provinzen ohne einheitliche Centralbehörden zu organisiren. Denn der Umfang des Staates war hierfür noch nicht zu groß und der König hatte nicht allein den Willen, sondern auch nach persönlicher Anlage und sachlicher Kenntniß der Verhältnisse die Fähigkeit, in eigener Person und im vollsten Sinne des Wortes oberster Chef der Staatsverwaltung zu sein, berathen von seinem Staatsrath. Es war ja zu allen Zeiten das oberste Grundprincip der Regierung in Preußen und wird es, so Gott will, immer bleiben: daß die Könige ihren Staat selbst regiert haben. Friedrich Wilhelm I. hat das nun nicht nur im Großen, sondern bekanntlich bis in die kleinsten Einzelheiten herab gethan. Darum war es möglich, zur Grundlage der Verwaltung ein ganz selbständiges Provinzialsystem zu machen. Es gab damals vier Provinzialdepartements: je eines für Preußen, Pommern und die Neumark; für die Kurmark, Magdeburg und Halberstadt; für Minden-Ravensberg; für Geldern, Cleve, Moers. In diesen Provinzialdepartements wurden unter dem Vorsth eines Ministers principieell sämmtliche Angelegenheiten der Provinz bearbeitet und endgiltig entschieden. Wie aber trotz dieser nicht sachlichen, sondern rein geographischen Organisation doch von Anfang an dem Realsystem dadurch eine gewisse Rechnung getragen wurde, daß einem jeden der vier Provinzialdepartements gewisse Gegenstände zur Bearbeitung für die ganze Monarchie überwiesen waren; wie dann weiterhin das Provinzialsystem Friedrich Wilhelm I. unter Friedrich II. mehr und mehr durchbrochen wurde: das kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden. Jedenfalls aber hat Friedrich der Große den prin-

cipiellen Uebergang zum modernen Ministerialsystem in seiner Gesetzgebung noch nicht vollzogen, wie ja überhaupt seine Verwaltungs Gesetze der principiellen Unterlage entbehren und nur Stückwerk von Reformen bilden, während doch eine dem erweiterten Umfang der Monarchie entsprechende und den auch in anderer Beziehung geänderten Verhältnissen des Staates Rechnung tragende grundsätzliche Verwaltungsreform zu einem so dringenden Gebot der Staatsraison geworden war. Die Größe des großen Königs lag eben nicht nach der Seite der Verwaltungsorganisation und, wenn auch nicht allein, so doch mit hat diese Unterlassungssünde die Schwäche verschuldet, in welche der preussische Staat zu Anfang unseres Jahrhunderts durch die Desorganisation seiner Staatsverwaltung gerathen war.

1806 waren neben dem immer ganz selbständig gebliebenen schlesischen noch vier Provinzialdepartements vorhanden: das erste für die Sturmark, Neumark, Pommern und Südpreußen; das zweite, welches Hardenberg leitete, für Ansbach und Bayreuth, das dritte unter dem Freiherrn von Schrötter für Südpreußen, Nordostpreußen und Westpreußen, das vierte für die niedersächsischen und westfälischen Landestheile; daneben gab es allerdings auch vier Realdepartements, deren eines von Stein geleitet wurde.

Unser modernes Ministerialsystem ist dann in Preußen durch Stein geschaffen worden. In der Rastauer Denkschrift verbreitet sich Stein ausführlich über die Nachtheile der Provinzialminister, sie hätten leicht den einseitigen örtlichen Geist einer Provinzialbehörde bei sich ausgebildet; es sei auch ganz unmöglich: daß ein Minister die Verwaltungsgrundsätze aller ihm anvertrauten Geschäftszweige kenne und mit gleichem Interesse umfasse; außerdem sei die Einheit der Verwaltung geschwunden, indem ganz entgegengesetzte Grundsätze zu derselben Zeit, in demselben Geschäftszweig und in derselben Sache an verschiedenen Arten angewendet worden, so daß es wegen dieser fehlenden Einheit unmöglich gewesen sei, allgemeine Maßregeln zu ergreifen und auszuführen. Je größer der Staat, um so nöthiger sei es aber, solche Einrichtungen zu treffen, daß Einheit in seiner Bewegung erhalten und die zerstückelten Geschäftszweige endlich an einem Punkt zu einem Ganzen verbunden würden.

In diesem Sinne erfolgte dann durch die Cabinetsordre vom 24. November 1808 die Einrichtung unserer heutigen Ministerien als der einheitlichen Centralverwaltungsstellen für die ganze Monarchie unter Aufhebung aller Provinzialministerien*). Die Zahl derselben betrug ursprünglich fünf:

*) Diese Verordnung, obwohl vom König vollzogen, trat als solche nicht in Rechtskraft. Ihr auf das Ministerialsystem bezüglicher Inhalt trat in Rechtskraft durch die bereits nach dem Ausscheiden Steins aus dem preussischen Staatsdienst erlassene Cabinetsordre vom 16. December 1808, die dann weiterhin wieder ersetzt wurde durch die berühmte Cabinetsordre vom 27. October 1810 über die veränderte Verfassung aller obersten Staatsbehörden.

Außwärtiges, Justiz, Militär, Polizei und Finanzen; die drei erstgenannten Ministerien sind in der weiteren Entwicklung nur wenig verändert worden, indeß aus den beiden letztgenannten bekanntlich eine ganze Anzahl selbstständiger Ministerien hervorging. Frühzeitig schon wurde für die Kirchen- und Schulangelegenheiten ein selbstständiges Ministerium geschaffen und heute sind aus dem preußischen Ministerium des Innern, welches nach den ersten Plänen die beiden Ressorts der Polizei und der Finanzen umfaßte, sechs preußische und vier Reichs-Centralverwaltungsstellen geworden. So interessant es wäre, diese Entwicklung im Einzelnen zu verfolgen, so müssen wir uns dies doch versagen: ein principielles Interesse hätte diese Entwicklung auch für die hier zu behandelnden Fragen nicht; an der Grundlage, die Stein im Jahre 1808 gelegt hatte, ist nicht mehr wieder gerüttelt worden.

Wohl aber muß bezüglich der Organisation des Staatsministeriums noch Ein Punkt hervorgehoben werden, der schon damals zu höchst interessanten Discussionen Anlaß bot und dem auch in den letzten beiden Jahrzehnten die öffentliche Aufmerksamkeit im deutschen Reiche sich wieder in besonders lebhafter Weise zugewendet hat. Nach der Stein'schen Gesetzgebung von 1808 gab es kein einheitliches Staatsministerium, sondern nur einzelne Ressorts, deren Chefs in keinerlei Unterordnungsverhältniß, ja als Minister auch in keinerlei Gesamtverhältniß zu einander standen: mit einem Worte, die Stein'sche Gesetzgebung kennt kein Gesamtstaatsministerium unter einem Ministerpräsidenten; dieser wird ersetzt durch den Staatsrath, dem zwar die Minister kraft ihres Amtes angehören, in dem aber außerdem auch noch zahlreiche andere Würdenträger Sitz und Stimme haben; Präsident des Staatsrathes ist der König. Zum Staatsrath gehören neben den Ministern noch die Prinzen des königlichen Hauses vom vollendeten achtzehnten Lebensjahre ab, ferner eine Anzahl Geheimer Staatsräthe, nämlich kraft ihres Amtes die Vorsteher der Abtheilungen in den Ministerien für Finanzen, Polizei, Krieg, je ein Rath aus den Ministerien für Aeußeres und Justiz, endlich eine Anzahl höherer Staatsbeamter, die der König auf Grund persönlichen Vertrauens beruft. Durch das Plenum des Staatsrathes sollten alle Gesetze und allgemeinen Verwaltungsvorschriften vorberathen und eine fortlaufende Controle über die einzelnen Ressortverwaltungen der Minister geübt werden. Der so organisirte Staatsrath bildet einen integrierenden Bestandtheil aller älteren Reformpläne; das System der Stein'schen Verordnung vom 24. November 1808 beruht ganz auf ihm; die königliche Ordre vom 16. December 1808, welche nach Steins Ausschreiben das Ministerialsystem einführte, sah jedoch vorerst von der Einrichtung des Staatsrathes ab; dagegen die königliche Ordre vom 27. October 1810 auf welcher das geltende Recht beruht, verwirklicht den Staatsrathsgedanken wesentlich im Sinne der Verordnung vom 24. November 1808, nur war die Stellung der Minister gegenüber dem Staatsrath nach ersterem Gesetz eine freiere als nach letzterem. Die späteren Gesetze haben an dem Principe

Nichts geändert, sondern dasselbe lediglich ausgeführt. Wirklich eingerichtet aber wurde der Staatsrath erst im Jahre 1817, jedoch unter Ausschluß der Abtheilungsdirigenten in den Ministerien. Seit 1848 wurde der Staatsrath nicht mehr berufen; die Verfassungsurkunde erwähnt denselben nicht; aufgehoben aber sind die älteren Gesetze nicht.

Durch die Hardenberg'sche*) Gesetzgebung von 1810 erfuhren jedoch diese Gesetze eine wesentliche Veränderung. Zwar wurde der Staatsrath beibehalten, aber die ganze staatsrechtliche Stellung desselben wurde principiell verändert durch die Schaffung des Staatskanzleramtes. In diesem Amte concentrirt sich die gesammte Staatsverwaltung: alle Civilsachen und diejenigen Militärsachen, welche irgendwie mit der Civilverwaltung zusammenhängen, sind dem Staatskanzler täglich vorzulegen; alle Verordnungen der Centralbehörden müssen ihm im Entwurf unterbreitet, und wo es sich um unmittelbare Entscheidungen des Königs handelt, alsbald Abschrift der Entscheidung ihm mitgetheilt werden; selbst über rein militärische Angelegenheiten sollte dem Staatskanzler allwöchentlich ein eingehender Bericht erstattet werden; in alle Ressorts konnte derselbe eingreifen, indem er Anordnungen der Minister suspendirte bis zur unmittelbaren Entscheidung des Königs oder des Staatsrathes; selbst sofort positiv zu entscheiden sollte der Staatskanzler nur in außerordentlichen Fällen befugt sein.

In der Schaffung dieses plenipotenten Staatskanzleramtes liegt das charakteristische Moment derjenigen gesetzlichen Normen, durch welche Hardenberg das von Stein geschaffene Ministerialsystem ergänzte. Das Staatskanzleramt ist bekanntlich keine dauernde Institution der preussischen Staatsverfassung geblieben, nach Hardenbergs Tode wurde dasselbe nicht wieder besetzt. Die Verfassungsurkunde kennt dasselbe nicht; die oberste Staatsverwaltung ist vielmehr jetzt concentrirt in einzelnen selbständigen Ressorts unter einem den einzelnen Ministern nur äußerlich vorgesetzten Ministerpräsidenten; staatsrechtlich übergeordnet ist den selbständigen Ressortministern nur das Gesamt-Staatsministerium, in welchem der Ministerpräsident lediglich den Vorsitz führt; die materielle Selbständigkeit der einzelnen

*) Man pflegt die großen Reformgesetze, welche nach der Katastrophe von 1806 neue Grundlagen für den preussischen Staat legten, als die Stein-Hardenberg'sche Reformgesetzgebung zu bezeichnen, ohne dabei einen Unterschied zwischen dem staatsrechtlichen und dem volkswirtschaftlichen Theil dieser Gesetzgebung zu machen. Dies ist, wie sich aus der Arbeit von Ernst Meier evident ergibt, unrichtig. Der staatsrechtliche Theil der Gesetze ist vielmehr so gut wie ganz die alleinige Gedankenarbeit Steins, der volkswirtschaftliche Theil dagegen gehört Hardenberg. Letzterer vertrat in wirtschaftlicher Beziehung das Princip von der Freiheit des Individuums bis zu den äußersten Consequenzen des Freihandels und der Gewerbefreiheit; Stein dagegen stand auf dem gerade entgegengesetzten Standpunkt. Es ist darnach ein schwerer, aber in der deutschen Presse vorherrschender Irrthum, Stein zum Parteigänger der absoluten wirtschaftlichen Freiheit zu machen. Nichts war der ganzen Gedankenwelt Steins ferner und fremder als jenes absolute Freiheitsprincip in Handel und Gewerbe.

Refforts wird durch das Gesam.t=Staatsministerium jedoch nur insoweit beeinträchtigt, als Materien zur Entscheidung stehen, welche die ganze Monarchie betreffen, und dem Staatsministerium ausdrücklich überwiesen sind.

Der Hardenberg'sche Gedanke des Staatskanzleramtes ist jedoch wieder aufgenommen worden durch die deutsche Reichsverfassung: von fremden Staaten hat nur England ein auf dem gleichen Principe beruhendes, wenn auch im Einzelnen nicht unwesentlich anders gestaltetes Ministerialsystem. Der deutsche Reichskanzler aber ist nach der Verfassung der einzige Minister des Reiches; alle übrigen Behörden sind nur gewissermaßen die Bureaus des Kanzlers; die an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige stehenden Staatssecretaire leiten wohl thatsächlich ihre Refforts selbständig, staatsrechtlich aber sind sie dem Reichskanzler untergeordnet und letzterer kann jederzeit in alle Refforts positiv eingreifen, auch in das der Admiralität, soweit dieselbe Verwaltungsbehörde ist, während allerdings die Admiralität als rein militärische Commandostelle vom Reichskanzler völlig unabhängig ist, ein, nebenbei bemerkt, Conflict geradezu provocirendes staatsrechtliches Verhältniß; alle Handlungen der Staatssecretaire sind staatsrechtlich Handlungen des Reichskanzlers. Auch durch das Stellvertretungsgesetz vom 17. März 1878 ist daran im Princip nichts geändert.

Vollzog sich die Einrichtung des Ministerialsystemes für die Centralverwaltung in Preußen verhältnißmäßig leicht, so bot die Organisation der Provinzialverwaltung sehr viel größere Schwierigkeiten. Dieselbe beruht nach der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung auf zwei staatsrechtlich getrennt zu haltenden Institutionen: dem Amte des Oberpräsidenten und den Bezirksregierungen. Die historischen Provinzialverbände sollten, wie oben schon bemerkt, nicht wie in Frankreich zu Gunsten einer schablonenhaften Departementsseitheilung zertrümmert, sondern principiell conservirt werden; dieser Gedanke fand seinen gesetzlichen Ausdruck in dem neu errichteten Amte der Oberpräsidenten; die Provinzen waren aber viel zu groß für eigentliche Verwaltungsbezirke, darum wurden sie in mehrere Bezirke getheilt, an deren Spitze Bezirksregierungen gestellt wurden. Der historische Anknüpfungspunkt für das Oberpräsidentenamt liegt in den früheren Provinzialministern, die Bezirksregierungen sind die Nachfolger der früheren Kriegs- und Domänenkammern. Die Einrichtung der Regierungen bot im Ganzen wenig Schwierigkeiten, da es sich dabei nur um eine Ueberleitung der früheren Kriegs- und Domänenkammern, eines der hauptsächlichsten und vorzüglichsten Stüde der Verwaltungsorganisation Friedrich Wilhelm I., in die geänderten thatsächlichen Verhältnisse der neueren Zeit handelte. Die einzige principielle Frage, welche hier zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß bot und welche ja auch durch die Gesetzgebung zu verschiedenen Zeiten in ganz entgegengesetzter Weise gelöst wurde, war die, ob die Regierungen nach dem Collegialsystem unter selbständiger Verantwortlichkeit der einzelnen Rätthe und nur formeller Leitung des Präsidenten oder nach dem Muster des französischen Präfecten-

systemes mit alleiniger Verantwortlichkeit des Chefs, dem die Rätbe nur als Hilfsarbeiter zur Seite stehen sollten, einzurichten seien. Nach eingehenden und interessanten Verhandlungen über diesen principiell so hochwichtigen Punkt entschied man sich damals für das erstere System. Eine Verordnung vom 1. August 1812, welche die principielle Umwandlung des Collegialsystemes in das Präfectursystem enthielt, blieb unausgeführt, obwohl sie vom König vollzogen war. Erst die neueste Organisationsgesetzgebung hat jene Umwandlung, immerhin in modificirter Weise, vollzogen.

Dagegen war das Amt der Oberpräsidenten bei seiner Errichtung ein ungelöstes Problem und hat diesen Charakter längere Zeit hindurch nicht verloren. Die Nassauer Denkschrift kennt das Amt nicht. Der Gedanke desselben rührt von Altenstein her und ist in der großen Denkschrift, die dieser Staatsmanne in Riga über die Organisation der preußischen Verwaltung ausarbeitete, zum ersten Male ausführlich entwickelt. Altenstein hielt ein Mittelglied zwischen den Regierungen und dem Ministerium für nöthig, nicht als Zwischeninstanz der eigentlichen Verwaltung, sondern lediglich als Aufsichtsbehörde: der Oberpräsident sollte einerseits ständiger Commissar des Ministeriums für die Provinz sein und andererseits den Zusammenhang und die Einheit der verschiedenen Bezirksverwaltungen darstellen; eigentliche Verwaltungsgeschäfte sollten denselben nur ausnahmsweise übertragen werden, wesentlich nur für die civile Militärverwaltung. Als die Hauptaufgabe der Oberpräsidenten oder Civilgouverneure, wie Altenstein das Amt bezeichnete, dachte letzterer sich die Vermittelung des Verkehrs der unteren Behörden mit dem Ministerium und ganz besonders den persönlichen Verkehr mit den Unterthanen im weitesten Umfange; der Oberpräsident sollte sich die genaueste Personal- und Territorialkenntniß seiner Provinz verschaffen und durch seine persönliche Thätigkeit ein festes und schönes Band zwischen dem Staat und den Unterthanen knüpfen, welsch' letztere ja den eigentlichen Behörden doch immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstünden. Altenstein schlug die Ernennung von vier Oberpräsidenten vor: für Ostpreußen, Schlesien, Pommern und die Marken, endlich für Berlin, damit nicht ganze Provinzen, wie bisher, dieser Stadt geopfert würden; dem Berliner Oberpräsidenten sollte jedoch wesentlich nur die Polizeiverwaltung zukommen.

Der Gedanke des Oberpräsidenten-Amtes wurde dann weiterhin noch viel erörtert. Stein hatte den Altenstein'schen Vorschlag sympathisch aufgenommen und nur Bedenken erhoben bezüglich der principiellen Construction des Amtes als Aufsichtsinstanz; es werde sich nicht umgehen lassen, so meinte er, das Amt mit der Verwaltung doch in nähere systematische Verbindung zu bringen, denn nur dann werde es als Aufsichtsbehörde eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten können. Wie richtig dieses Stein'sche Bedenken im Princip war, hat in neuester Zeit die Geschichte des deutschen Reichseisenbahnamtes bewiesen, der einzigen mißlungenen Schöpfung unter den obersten Reichs-

behörden, mißlungen deshalb, weil man dieselbe ganz rein und ausschließlich auf dem bloßen Aufsichtsgedanken ohne jeden Zusammenhang mit der wirklichen Verwaltung construiren zu können glaubte.

Gegen Stein aber bemerkt wieder Schrötter, unter allen Mitarbeitern Steins weitaus der hervorragendste, wie dies aus den von Ernst Meier publicirten Materialien zur Evidenz erhellt: auch dasjenige, was Altenstein den Oberpräsidenten an Verwaltungsfunctionen noch zuweisen wollte, solle denselben genommen werden und das Amt rein den Charakter persönlicher Controle der gesammten Provinz in aller und jeder Beziehung tragen.

So hatte über den Gedanken des Amtes unter den Staatsmännern der Reformepoche ein Einverständnis nicht erzielt werden können. Nachdem dann das Amt durch die Cabinets-Ordre vom 16. December 1808, welche bereits nach Steins erzwungenem Austritt aus dem preussischen Staatsdienst unter dem Ministerium Dohna-Altenstein erlassen worden war, gesetzlich wesentlich im Altenstein'schen Sinne geschaffen war, scheint lange Zeit hindurch das Verhältniß zwischen Verwaltung und Aufsicht kaum überwindliche Schwierigkeiten bereitet zu haben. Auf Grund der gemachten Erfahrungen wollte Dohna den ganzen Aufsichtsgedanken aufgeben und das Amt rein als Verwaltungsbehörde umgeschaffen wissen; im gleichen Sinne äußerte sich auch Winde, selbst Oberpräsident in Potsdam; ähnlich auch Schön; und der erste schlesische Oberpräsident, von Massow, erklärte die Institution überhaupt für geradezu schädlich. Längere Zeit war man demgemäß in Zweifel, ob das Amt sich als haltbar erweisen werde; 1815 wurde dasselbe zwar definitiv eingerichtet, dann aber bei Verathung der Verfassung wieder ernstlich in Frage gestellt, schließlich aber doch beibehalten, wenn auch in seiner principiellen Construction wiederholt wesentlich verändert.

Weiter wurde sodann die Reform ausgedehnt auf die Verwaltung der Städte. Aus eingehenden Vorarbeiten entstand die berühmte Städteordnung von 1808, bis heute die ausgezeichnete Grundlage der preussischen Städtefreiheit, aber in Bezug auf das Maß dieser Freiheit viel zu weitgehend, so daß die Praxis bald die Nothwendigkeit einer Einschränkung erwies. Auch dieses Gesetz ist von Stein angeregt und in der Geschichte an seinen Namen geknüpft, obwohl gerade an diesem Theil der Reform Stein nur geringen persönlichen Antheil nahm.

Mit großem Interesse dagegen widmete er sich persönlich den Arbeiten für die Reorganisation der Verwaltung des platten Landes. Dieser Theil der Reform bot die größten Schwierigkeiten, Schwierigkeiten, die wohl auch durch die neueste Gesetzgebung nicht als vollständig überwunden betrachtet werden können; Schwierigkeiten, welche in ihrem Hauptpunkte vielleicht überhaupt nicht überwunden werden können. Und wenn wir im Parlamente in den letzten Jahren stereotyp die Wiederholung der Forderung nach einer den modernen Staatsverhältnissen entsprechenden Landgemeindeordnung hören, so ist es charakteristisch, daß nur solche Parlamentarier sich mit Emphase jenes

Rufes bemächtigten, bei welchen wohl der Zweifel erhoben werden darf, ob sie die Verhältnisse des platten Landes im Osten der Monarchie genügend kennen.

Die Verwaltung des platten Landes war bis auf die großen wirthschaftlichen Reformgesetze von 1807 bis 1811 eine rein ständisch-feudale gewesen. *Dominium und Imperium* deckten sich. Der Gedanke der Staatshoheit war bezüglich der Verwaltung des platten Landes noch völlig unentwickelt. Zwar war der Staat an der Verwaltung des platten Landes stark betheilig, aber nicht in seiner Eigenschaft als Staat sondern als privatrechtlicher Domänenbesitzer. Nur allmählich und kümmerlich wurde dieser privatrechtlich-feudale Zustand des platten Landes durchsetzt mit staatsrechtlichen Gedanken: zwei Punkte sind es, die schon im vorigen Jahrhundert die Ueberleitung des platten Landes aus der Sphäre des Privatrechtes in die des öffentlichen Rechtes vorbereiteten: die wenigstens im Princip durchgeführte Ablösung der Gerichtsbarkeit vom Privatbesitz und Uebernahme derselben auf den Staat, sodann die Umwandlung des Landrathsamtes aus einem ständischen in ein in erster Linie staatliches Amt. Weiter aber gelangte man nicht: von einer wirklichen staatsrechtlichen Organisation des platten Landes war keine Rede. Die Hauptmasse des Grundbesitzes war im Eigenthum des Staates oder der adeligen Herren: Domänen und Rittergüter. Daneben gab es zwar eigentliche Landgemeinden, doch waren dieselben weder zahlreich noch leistungsfähig genug, um eine principielle Basis der Verwaltungsorganisation sein zu können; überdies standen auch die Dorfgemeinden zum großen Theile unter der Herrschaft benachbarter Gutsherren. Im Rittergut, dessen Erwerb principieell nur Adeligen möglich war, lag für das platte Land der Schwerpunkt der Verhältnisse. Unumschränkt herrschte der Gutsherr über sein kleines Reich und gewissermaßen als Repräsentant der gesammten adeligen Grundbesitzer beherrschte einer der Gutsherren als Landrath den Kreis, berathen von der Gesammtheit der adeligen Gutsherren im Kreisstag. An diesen Verhältnissen war wohl im Einzelnen geändert und gebessert worden, aber die principielle Grundlage blieb bestehen: zu einer Zeit, da die mittleren und oberen Theile des Staatsbaues bereits nach den staatsrechtlichen Gedanken der neuen Zeit umgebaut waren, war die Unterlage des Baues noch völlig von den Principien der alten Feudalzeit beherrscht. „Der Staat endete im Landrath, unter dem sich in breiten Massen der festgelegte Feudalstadt lagerte.“

Ob es der historischen Gerechtigkeit entsprechen würde, hieraus einen Vorwurf für die Staatsmänner jener Zeit zu formuliren, mag dahingestellt bleiben.

Ein den Gedanken der neuen Zeit genügender Umbau des Staatswesens für das platte Land bot ja in denjenigen deutschen Territorien keine großen Schwierigkeiten, wo zahlreiche und leistungsfähige Dörfer der Schlußstein der wirthschaftlichen Entwicklung gewesen waren; wo der Grundbesitz des Staates und der großen Feudalherren durch Parcellirung und Vererb-

pachtung in die Hände zahlreicher kleiner Grundbesitzer gelangt war, die dann mit einer aus der Natur der Dinge folgenden Nothwendigkeit zu leistungsfähigen Dorfgemeinden sich zusammerschlossen. Dies war der Entwicklungsgang der Dinge in Süd- und Mitteldeutschland gewesen. Völlig anders aber lagen und liegen die Verhältnisse in Nord- und vorzugsweise in Nordostdeutschland. Als auch an den brandenburgisch-preussischen Staat um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts die Frage herantrat: in welcher Form der Staat seinen ungeheueren Domänenbesitz künftig ausnützen solle, nachdem das Princip der ausschließlich eigenen Bewirthschaftung hatte aufgegeben werden müssen, da war es eine Entscheidung von vielleicht verhängnißvoller, jedenfalls aber von ganz fundamentaler Bedeutung, daß aus finanziellen Gründen das System der Zeitpacht dem der Erbpacht vorgezogen wurde. Den Vorzug eines sehr viel höheren finanziellen Ertrages hatte ja ersteres System unzweifelhaft; letzteres aber hätte den Vorzug derjenigen Entwicklung geboten, welche in Süd- und Mitteldeutschland zur ausschließlichen Organisation des platten Landes in Dorfgemeinden führte. Es kann mir hier nicht obliegen, die vielumstrittene Frage zu erörtern, ob in wirthschaftlicher Beziehung, und zwar nicht allein der Privat-, sondern auch der Staatswirthschaft, das System des Großgrundbesitzes vorzuziehen sei oder das des Kleinbesitzes: wer vermöchte sich wohl den schwerwiegenden Gründen, die zur Bejahung der Frage im erstercn Sinne drängen, ganz zu entziehen? Staatsrechtlich aber ist der auf Grund der preussischen Entwicklung conservirte Großgrundbesitz in der Form der selbständigen Gutsgemeinde, die thatächlich doch auch jetzt noch nur aus dem Gutsherrn besteht und bestehen kann, ein unüberwindliches Hinderniß für die verwaltungsrechtliche Organisation gewesen, und mit aller Bescheidenheit sei die Bemerkung verstatet, auch geblieben, so daß Ernst Meier in der oben erwähnten Arbeit Angesichts des Umstandes, daß 1) der Gutbezirk als selbständiger Gemeindeverband gar nicht organisirt werden kann, und 2) die Dorfgemeinden bei ihrer geringen Zahl und Leistungsfähigkeit es zu einer erheblichen Bedeutung nicht zu bringen vermögen, sich zu dem Urtheil gedrängt sieht: „der eigentliche Communalverband des platten Landes ist im Osten der Kreis.“

In den Jahren 1806 bis 1812 wurde eine große Zahl von Vorschlägen und Plänen über die Organisation des platten Landes ausgearbeitet. Das Material, welches uns Ernst Meier jüngst durch seine Publicationen zugänglich gemacht hat, ist gerade für diesen Theil der Reformarbeit vollständig neu. Immer ist es der selbständige Gutsverband, der die Hauptschwierigkeiten für die Organisation bietet; mit Emphase betont Schön: daß doch das Recht, die Staatshoheit auszuüben, nicht angeboren sein oder gekauft werden könne. Aber selbst Schön, der unter allen Mitarbeitern Steins seiner ganzen Naturanlage gemäß am strengsten und oft unter bedenklicher Nichtachtung der thatsächlichen Verhältnisse Principien vertrat und deren Consequenzen bis zu Ende zog, selbst Schön mußte schließlich zugestehen,

daß eine rechtliche Sonderstellung der Rittergüter außerhalb der sonstigen Gemeindeverbände nicht werde vermieden werden können.

Ein zweiter Punkt, der noch bei der Organisation des platten Landes zu den lebhaftesten und interessantesten Erörterungen Anlaß bot, war die Frage der Selbstverwaltung.

Der Selbstverwaltungsgedanke an sich war ja für den preussischen Staat nichts Neues. Im Gegentheil, die ganze Verwaltung des platten Landes war bis 1806 so gut wie ausschließlich Selbstverwaltung gewesen, und die Staatsverwaltung war auf dieser Stufe der Organisation völlig unausgebildet geblieben. Worum es sich bei den Reformentwürfen von 1806 bis 1812 in dieser Frage handelte, das mußten wesentlich zwei Punkte sein: einmal das, was bis dahin ein Privileg des Adels gewesen war, den neuen Staatsgrundprincipien gemäß als ein Recht des ganzen Volkes zu constituiren; sodann zweitens: die richtige organische Verbindung zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung herzustellen; dem Gedanken festen gesetzlichen Ausdruck zu geben, daß die Selbstverwaltung materiell und principiell nichts Anderes ist und begrifflich sein kann als Staatsverwaltung; daß die in der Selbstverwaltung enthaltenen Rechte Nichts sind als Hoheitsrechte des Staates, welche von letzterem den untergeordneten Verbänden im Staate zur Ausübung delegirt werden, und daß alle Selbstverwaltung nur unter diesem principiellen Gesichtspunkte in ihrem Wesen richtig erkannt und in ihrer Ausführung richtig gestaltet werden kann. Es ist bekannt, welch' großes geradezu entscheidendes Gewicht Stein auf den Gedanken der Selbstverwaltung legte, wie er diesen Gedanken in der Nassauer Denkschrift in einer für alle Zeiten richtigen Weise mit schönen, tief empfundenen Worten zur Basis der ganzen Reformarbeit machte.

Der Mittelpunkt der ganzen Reform ist für Stein „die Belebung des Gemeingeistes und Bürgerstimm, die Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geiste der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbstständigkeit und Nationalehre“, mit einem Wort: die Wiederherstellung der verloren gegangenen Beziehungen zwischen Staatsgewalt und Volk, deren Verlust nach der Katastrophe von 1806 sich so verhängnißvoll gezeigt hatte. „Der Formenkram und Dienstmechanismus in den Collegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirr des praktischen Lebens zertrümmert und an seine Stelle tritt ein lebendiger, fest strebender, schaffender Geist, und ein aus der Fülle der Natur genomener Reichtum von Ansichten und Gefühlen“. „Ist der Eigenthümer von aller Theilnahme an der Provinzialverwaltung ausgeschlossen, so bleibt das Band, das ihn an sein Vaterland bindet, unbenuzt; die Kenntnisse, welche ihm seine Verhältnisse zu seinen Gütern und Mitbürgern verschaffen, unfruchtbar; seine Wünsche um Verbesserungen, die er einseht, um Abstellung von Mißbräuchen, die ihn drücken, verhallen

oder werden unterdrückt, und seine Muße und Kräfte, die er dem Staat unter gewissen Bedingungen gern widmen würde, werden auf Genüsse aller Art verwandt oder in Müßiggang aufgerieben. Man tödtet also, indem man den Eigenthümer von aller Theilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie, man nährt den Unwillen gegen die Regierung, man vervielfältigt die Beamtenstellen und vertheuert die Verwaltung.“ „Meine Dienst Erfahrung überzeugt mich innig und lebhaft von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, und ich sehe sie als ein kräftiges Mittel an, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Ueberzeugung, Theilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Thätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müßigen sinnlichen Genuß oder von leeren Hirngespinnsten der Metaphysik oder von Verfolgung bloß eigennütziger Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten, die man jetzt aus Aeußerungen einzelner Männer oder einzelner Gesellschaften vergeblich zu errathen bemüht ist“.

An diesen in der Nassauer Denkschrift niedergelegten Grundsätzen hat Stein unverbrüchlich festgehalten, und in diesem Sinne darf man ihn mit Recht als den Vater der preußischen Selbstverwaltung bezeichnen; Hardenberg hatte charakteristisch Weise für diesen „liberalen“ Selbstverwaltungsgebanten sehr viel weniger Verständniß. Daß Stein übrigens im Einzelnen den Werth der Selbstverwaltung überschätzt und andererseits dem gegenüber den Werth des besoldeten Berufsbeamtenthums in ungerechter Weise herabgesetzt hat, wird eine Betrachtung, die historisch gerecht sein will, nicht leugnen dürfen.

Die praktische Durchführung des Stein'schen Selbstverwaltungsgebantens hätte in erster Linie bei der Verwaltungsorganisation des platten Landes erfolgen müssen. In der That sind auch die Vorarbeiten für diese Organisation von jenen Gedanken beherrscht. Die Reform aber gelangte hier nicht zur Vollendung. Der einzige gesetzliche Versuch, die Selbstverwaltung im Stein'schen Sinne zu verwirklichen, bezieht sich auf die Provinzialverwaltung, und dieser ist völlig mißglückt, was Schrötter schon vorher klaren Blickes vorausgesagt hatte. Die Verordnung über die Organisation der Provinzialverwaltung enthält nämlich die Bestimmung, daß in die Regierungskollegien auf Präsentation der Stände vermitteltst Ernennung durch den König Selbstverwaltungsbeamte mit vollem Stimmrecht aufzunehmen und in den einzelnen Materien als Correferenten zu bestellen seien. Stein war trotz des entschiedensten Widerspruchs, den Schrötter hiergegen erhoben hatte, nicht von diesem Plane abzubringen gewesen. Verwirklicht wurde der Gedanke nur in Ostpreußen, hier ergaben sich aber sofort so schwere und häufige Conflict zwischen dem Selbstverwaltungselement und den Berufsbeamten im Collegium, daß die Unmöglichkeit der ganzen Einrichtung auf's Klarste zu Tage trat. Bereits im Jahre 1810 war der Gedanke vollständig preisgegeben und man ist nie wieder auf denselben zurückgekommen; die im Jahre

1875 erfolgte Organisation der Provinzialselfverwaltung beruht auf einer völlig andern Grundlage.

Die Reformwürfe für die Verwaltung des platten Landes blieben bekanntlich unausgeführt, obwohl dieselben beim Ausscheiden Steins aus dem Staatsdienste speciell durch Schrötter so sorgfältig und gründlich vorbereitet waren, daß es nur noch des letzten gesetzgeberischen Abschlusses bedurfte hätte, um auch in dieser Beziehung ein, wie man wohl annehmen darf, im Ganzen lebensfähiges Werk zu gestalten. Steins Nachfolger gelangten nicht zu diesem Abschlusse. Sie „führten das fast schon im Hafen geborgene Fahrzeug wieder hinaus auf die hohe See der Entwürfe“, die es verschlang. In keiner Frage hat sich so deutlich wie in dieser gezeigt: daß Stein allein der große Staatsmann war, auf dessen Schultern die Reform beruhte. Weber Steins unmittelbare Nachfolger Dohna und Altenstein, noch Hardenberg, der seit 1810 an die Spitze der Geschäfte getreten war, hatten in dieser Frage die Fähigkeit eines großen staatsmännischen Entschlusses. „Es ist,“ bemerkt Ernst Meier mit volstem Recht, „ein Ereigniß von einer für die preussische Staatsentwicklung gar nicht zu ermessenden Bedeutung, daß in dem für die Verwaltungsorganisation geradezu kritischsten Momente Stein zurücktreten mußte.“ Er allein, war die große intellectuelle und moralische Kraft, welche die Gemüther zu durchbringen und fortzureißen, fremde Talente zu beseelen und zu leiten mußte. In diesem Sinne hat Niebuhr, was gerade aus dem Munde dieses tiefreligiösen Mannes besonders schwer wiegt, das Wort auf ihn angewendet: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen.“

Erst die neueste Zeit hat uns Lebenden einen theilweisen Abschluß in dieser wichtigsten und schwierigsten Aufgabe der Gesetzgebung gebracht.

Möge unserem glorreichen greisen Kaiser von der Vorsehung beschieden sein, mit seinem geliebten Namen noch den Abschluß derjenigen Gesetzgebungsarbeit zu sanctioniren, die bestimmt ist, die endliche und vollständige Einheit in der Verwaltungsorganisation der Monarchie herzustellen auf der Basis des Staatsgedankens, den uns die Geschichte überliefert hat und den wir wie ein unantastbares Heiligthum wahren müssen, in Verbindung mit dem richtig verstandenen, aus unserer Geschichte und unseren Verhältnissen entnommenen Selbstverwaltungsgedanken. Dann würde der erste deutsche Kaiser das Bewußtsein haben können, daß auch in dieser für die dauernde Stärke des preussischen und damit des deutschen Staates wichtigsten Frage, die unsere heutige Zeit bewegt, wie in so vielen andern, Gott das Gebet erhört hat, mit welchem vor zwölf Jahren der siegreiche Feldherr der deutschen Heere im Prunksaal der französischen Könige zu Versailles die Kaiserkrone auf sein greißes Haupt gesetzt hat, das Gebet: „Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehreres des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“



Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. *)

Von

Wilhelm Lübke.

— Stuttgart. —

Die Göttermynthen der Griechen waren bekanntlich nichts Anderes als die zu menschlichen Gestalten verdichteten allgemeinen Naturanschauungen. Die Götter nahmen menschliche Form an, und dieser Anthropomorphismus beherrschte das gesammte klassische Alterthum.

Im vollen Gegensatze dazu entwickelte sich der christliche Mythos. Er geht von einer geschichtlichen Thatsache, vom Auftreten einer historischen Persönlichkeit aus und gelangt durch die sagenbildende Phantasie der ersten christlichen Jahrhunderte zu einer vollständigen Apotheose. Einer Jungfrau Sohn, nicht bloß einer der ausgezeichnetsten Juden, sondern überhaupt der größte, reinste, edelste Mensch, der je gelebt, unternimmt die Umgestaltung der gesammten antiken Welt. Mit Nichts ausgerüstet als mit der Kraft seines Geistes, der Hoheit seines Willens, der sittlichen Lauterkeit seiner Lehre, beginnt er den Kampf gegen das verknöcherte Judenthum und die veräußerlichte griechisch-römische Welt, und indem er seine Mission mit dem Tode besiegelt, vollendet er den Sieg über die alten Religionsysteme.

Aber diese große sittliche That für sich allein hätte die Massen nicht bewegt. Die wunderbedürftige Menschheit verlangte nach überirdischen, übernatürlichen Beglaubigungen. So entstand aus diesem Bedürfniß ein vollständiger Mythos, und obwohl die überlieferten Worte und Thaten Christi

*) Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten, von Dr. F. A. Lehner. Mit 8 Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, J. G. Cotta. 1881. 8.

dazu nicht den mindesten Anlaß boten, ward seine Gestalt ins Supernaturalistische gesteigert und ins Mythologische umgeprägt. Da man für ihn einer mythischen Abstammung bedurfte, so ward alsbald die Gestalt seiner Mutter, die noch in den Evangelien völlig in den Hintergrund tritt und durchaus nebensächlich behandelt wird, ein ebenso wichtiger Gegenstand für die christliche Sagenbildung. Während das Weib in der griechisch-römischen Welt stets in zweiter Linie steht, erwacht mit dem Christenthum der Cultus des „Ewig-Weiblichen“ und findet in der Gestalt der Madonna seinen höchsten typischen Ausdruck. Keine Frage, daß es somit zu den dankbarsten Gegenständen der Forschung gehört, die ersten Keime, den Ursprung und die früheste Entwicklung dieser Marienverehrung aus den Quellen nachzuweisen; Lehner hat diese bedeutende Aufgabe mit Umsicht und Gründlichkeit verfolgt und die Ergebnisse seiner Untersuchungen in einem stattlichen, schön ausgestatteten Bande niedergelegt.

Die Quellen sind reichhaltig und vielseitig; sie bestehen in den Evangelien, den Schriften der Kirchenväter, den übrigen literarischen Erzeugnissen der ersten christlichen Jahrhunderte, darunter namentlich auch den poetischen, und endlich in den Kunstdenkmälern. Alle diese Quellen sind in erschöpfender Weise ausgenutzt, wobei wir besonders die Geduld bewundern, mit welcher der Verfasser diesen oft so abstrusen und endlos weitläufigen Darlegungen unverdroffen durch alles theologische Gestrüpp und dogmatische Unterholz nachgegangen ist.

In dieser ganzen Entwicklungsepoche stellt sich alsbald als treibendes Motiv das tiefe allgemein menschliche Bedürfniß heraus, an die Stelle der einfachen sittlichen Mächte das Räthselhafte, Uebernatürliche, das Wunderbare zu setzen. Bei dem transcendenten Spiritualismus des Christenthums, der die Befolgung des Naturgesetzes für etwas Befleckendes hielt, war die „unbefleckte“ Empfängniß des Gottessohnes durch eine reine Jungfrau, unter mystischer Intervention des „heiligen Geistes“, bald zum Dogma erhoben. Diese gottgeweihte Jungfrau sich als gewöhnliche Ehefrau des Zimmermanns Joseph zu denken, widersprach ebenso der christlichen Anschauung, und obwohl bei Matthäus I, 25 zu lesen steht: „Er erkannte sie nicht, bis sie ihren ersten Sohn gebar“, stellte man doch die Behauptung von einer jungfräulichen Ehe auf und erklärte die mehrmals in der h. Schrift erwähnten Brüder Jesu als Söhne Josephs aus erster Ehe. So entwickelte sich die kirchliche Vorstellung von der immerwährenden Jungfrauschaft Marias.

Den Entwicklungsproceß dieses Dogmas schildert Lehner in den sieben Hauptabschnitten seines Buches, nachdem er in der Einleitung, gleichsam als Fundament des ganzen Baues, die Stellen in den Evangelien, welche von Maria handeln, vorausschickt. Er führt uns die Kämpfe vor, in welchen das Dogma sich allmählich bewähren und befestigen mußte, sodaß wir einen vollständigen Einblick in die einzelnen Phasen dieser Streitigkeiten erhalten. Bemerkenswerth ist dabei die physiologische Detailausführung, mit welcher

die Kirchenväter die unbefleckte Empfängniß und die immerwährende Jungfräuschafft beweisen.

Für uns indeß liegt, offen gestanden, der Schwerpunkt des Buches nicht in der Darlegung dieser unendlich weitschweifigen dogmatischen Controversen, sondern in den letzten beiden Abschnitten, welche von der Verehrung der Madonna durch Poesie und Kunst handeln. Was zunächst die Poesie anlangt, so gewährt sie in jener Epoche eine Fülle von Erzeugnissen, in denen sich zunächst das Bedürfniß nach reicherer Ausprägung des Lebensbildes der Gottesmutter ausdrückt. Dahin gehören das Protevangelium Jacobi, das sogenannte Thomasevangelium von der Kindheit des Herrn, das allerdings weit spätere von Tischendorf veröffentlichte Evangelium des Pseudo-Matthäus, sowie die etwas früher in koptischer Sprache abgefaßte Geschichte Josephs des Zimmermannes, sämmtlich apokryphe Schriften, welche durch eine Fülle poetischer Einzelheiten die Jugendgeschichte der Maria und ihres Sohnes illustriren. Dagegen wird der Tod der Mutter Gottes erst in einer aus dem 4. Jahrhundert stammenden Schrift „über den Hingang Mariä“ geschildert.

Aber die christliche Empfindung versenkt sich nun auch rein betrachtend in die solchergestalt erweiterte und bereicherte Geschichte der Madonna. Epische und lyrische Gedichte entstehen, zum Theil allerdings nur versificirte Dogmatik, bisweilen aber in höherem Schwung der Begeisterung sich zum Ton feierlicher Hymnen erhebend. Wir können uns nicht versagen, einige Proben anzuführen, die wir den Hymnen des Cyrers Ephräm entlehnen:

„Wer sah je ein Kind,
Das Alles durchschaut,
Sein Schauen verräth
Es als den Lenker
Aller Geschöpfe,
Sein Blick ist der Blick
Des Allgebieters!
Nie ruhet das Lallen seines Mundes,
Auch wenn es mir scheint,
Daß ich mit Gott nur
Bespreche sein Schweigen.“

Ist es nicht, als sähen wir das Kind der sizilianischen Madonna mit seinem weltbezwingenden Machtblick? Weit weniger erfreulich ist diese Poesie, wo sie nur eine in Verse gebrachte Umschreibung des Dogmas bietet. So unter vielen anderen in einem Hymnus des h. Ambrosius, wo es heißt:

„Es schwillt auf der Jungfrau Leib,
Das Schloß der Keuschheit bleibt versperrt,
Der Tugend Fahne blinkt hervor,
In seinem Tempel weilet Gott.“

Es liegt hier die Versuchung nahe, an gewisse späte Producte einer hagebüchernen geistlichen Poesie zu erinnern, wie sie uns z. B. bietet die

„Mirantische Mayen-Pseiff oder Marianische Lob Verfassung, in welcher Chorus, einhirt, der Großmächtigsten Himmels-Königin und Mutter Gottes Mariä unvergleichliche Schön- Hoch- und Vermögenheit anmuthig besingt; durch Frater Laurentium von Schnüßis, vorderösterreichischer Provinz Capucinern und Predigern. Dillingen 1707.“ Dieses der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia gewidmete Buch enthält in seiner barocken Bombastik so ziemlich die letzten verwilderten Ausläufer einer geistlichen Poesie, die stark nach dem Schwulst Lohensteins und Hofmannswaldaus schmeckt. Hier einige Proben:

„Du, o Arch, bist unversehret
 Von der Sünden-Schwemm gewesht,
 Weil von dir Gott abgekehret
 Die gemeine Seelen-Fest,
 Mähen er so dich bestrichen
 Deine Seel mit Gnaden-Rech,
 Daß kein Tröpflein eingeschlichen,
 Wie sie auch ansetzte frech.“

Also zu lesen auf S. 82. Dagegen auf S. 192 finden wir folgenden „anmuthigen“ Vers:

„Was will jener Bronn anzeigen,
 Der versiglet auf das best,
 Und, zuständig einem aignen,
 Zugelassen keine Gäst,
 Als Maria, welche reiner
 Als von allen Bronnen keiner,
 Der von Gott selbst verpettschert,
 Ewig bleibe unberührt.“

Es ist genau dieselbe Anschauungsweise wie in jenen ältesten christlichen Hymnen; aber wie sehr ins Hausbadene, Bierschrötige umgewandelt!

Wenden wir uns nun zum Schlußcapitel, das von der bildenden Kunst handelt. Hier tritt uns sofort ein bedeutsamer Gegensatz zur Poesie der Zeit entgegen. Während diese in der legendarischen Ausmalung der Geschichte der Madonna sich nicht genug thun kann, bleibt die bildende Kunst bei der einfachsten, durch die biblische Erzählung überlieferten Thatsache stehen. Erst das spätere Mittelalter, namentlich in Italien Giotto und seine Schule, sollte von den reich entwickelten Zügen der apokryphen Evangelien Nutzen ziehen und dieselben in ausgiebigster Weise zur Grundlage ihrer künstlerischen Darstellungen machen. Wir constatiren also auch hier das überall wiederkehrende Verhältniß, daß die Poesie der bildenden Kunst vorausseilt und ihr die Wege bahnt. Gab ja auch bei den Griechen die Schilderung Homers dem größten plastischen Genius die Anregung zu seiner Schöpfung des olympischen Zeus.

Der Verfasser giebt nun in sorgfältiger Aufzählung und Beschreibung unter 87 Nummern eine Uebersicht der Mariendarstellungen aus den ersten

vier bis fünf christlichen Jahrhunderten und unterstützt seine Schilderung durch eine Wiedergabe der wichtigsten Bilder auf acht Doppeltafeln. Er stützt sich dabei auf die besten Vorlagen, die freilich gerade in diesem Kunstgebiete für gewisse Darstellungen leider Manches zu wünschen lassen. Er folgt zumeist dem gewichtigsten und zuverlässigsten aller Führer, de Rossi, ohne indeß die abweichenden Ansichten anderer (Schulze) zu übergehen. Den Anfang macht die Malerei mit 24 Nummern. Mit Interesse wird man hier den Entwicklungsgang von den ältesten noch edel antikisirenden Bildern (Katakomben der Priscilla und Domitilla) bis zu den bereits in byzantinisirendem Ceremoniell durchgeführten Mosaiken am Triumphbogen von S. Maria Maggiore verfolgen. Einige der ältesten Darstellungen (Katakombe der Priscilla Fig. 1, 3, 4) sind hinsichtlich ihrer Deutung nicht ganz zweifellos; indeß können wir uns am wenigsten mit Schulzes Auffassung befreunden, der fast überall „häusliche Scenen“ vermuthet. Uns scheint dies mit dem Gesamtcharakter der ältesten Katakombenkunst nicht zu stimmen. Bei Fig. 1 (der schönsten aller dieser Madonnen) ist die nebenstehende Figur, die auf den Stern zeigt, wohl sicherlich ein Prophet; am schwierigsten dürfte Figur 4 zu deuten sein, da die Auffassung des neben der sitzenden Madonna stehenden Mannes als Engels der Verkündigung doch etwas zu gewagt erscheint. Wie indeß diese einzelnen Bilder gedeutet werden mögen, sie beweisen zweifelsohne, daß bereits im Anfang des zweiten Jahrhunderts (in diese Zeit, aber nicht früher möchten wir Fig. 1 setzen) Darstellungen der Madonna mit dem Kinde in den Katakomben nichts Ungewöhnliches waren. Außer diesem einfachsten Motive kommt sodann die Anbetung der Könige am häufigsten vor. Begreiflich, daß man mit besonderer Vorliebe den Moment wählte, wo das Heil der Welt zum erstenmale offen hervortritt und die Anbetung von Vertretern der fernem heidnischen Völker erfährt. Bei diesen Schilderungen steht am Anfange die Zahl der Verehrenden noch nicht fest. Man mag zuerst eine symmetrische Darstellung vorgezogen haben, wo die in der Mitte mit dem göttlichen Kinde thronende Madonna entweder jederseits von zwei (wie in den Katakomben von S. Domitilla, Fig. 6) oder jederseits nur von einem Verehrenden (wie in den von S. Marcellinus und Petrus) eingefasst ist. Sehr bald bewirkte die Angabe des Evangeliums von den Gaben der Magier, Gold, Weihrauch und Myrrhen, daß man die Dreizahl einführte, wobei dann die Madonna seitwärts in halber Profilstellung gezeichnet wird. Dies ist dann für alle Folgezeit die canonische Auffassung. Auf dem Bilde aus der Domitilla-Katakombe (Fig. 6) bemerkt man sogar, daß der Künstler zuerst drei Magier darstellen wollte, aber zu Gunsten der Symmetrie zur Vierzahl überging.

Im Ganzen wird man sagen müssen, daß alle diese Darstellungen sich innerhalb enger Grenzen bewegen und keinen Fortschritt, sei es in Bereicherung des Themas, sei es in vollkommenerer Durchbildung der Gestalten bekunden. Die altchristliche Malerei zeigt sich ziemlich schüchtern und gebunden und

wagt noch nicht, den Anregungen der gleichzeitigen Poesie nach Erweiterung und Vertiefung des Horizontes zu folgen. Die einzige bemerkenswerthe Entwicklung ist nicht einmal unbedingt als Fortschritt zu bezeichnen: es ist jene an byzantinische Auffassung gemahnende Behandlung bei den Mosaiken am Triumphbogen von S. Maria Maggiore, wo die Madonna plötzlich nach dem Muster weltlicher Fürstinnen reiche Prachtgewänder und einen ganzen Hofstaat erhält. (Fig. 21 ff.)

Die zweite Abtheilung, aus 53 Nummern bestehend, gilt den plastischen Denkmälern, und zwar größtentheils den Sarkophagsculpturen. Hier ist fast ausschließlich die Anbetung der Könige das allbeliebte Thema; und zwar sind die Grundzüge desselben, die Seitenstellung der Madonna und die Dreizahl der Verehrenden, bereits typisch fixirt. Doch stellt sich bald das Bedürfniß ein, die Scene lebendiger zu charakterisiren; daher werden den Magiern ihre Kameele beigegeben. Bisweilen verbindet sich die Darstellung mit der Anbetung der Hirten bei der Geburt des Kindes, und auch Ochs und Esel als stumme Verehrer des Weltheilandes machen sich schon bemerklich. In allen diesen Darstellungen ist es die antike Kunst in ihren letzten Nachklängen, welche wie ein Hauch über den Gestalten schwebt, so daß der späte Abendhschimmer des klassischen Alterthums sich mit dem ersten Morgenscheine der christlichen Kunst vermischt. Nur vereinzelt kommen andere Scenen vor, wie jene Bekündigung (Fig. 69) an einem Sarkophag aus S. Francesco in Ravenna. Beiläufig gesagt, hätte diese wichtige Stätte altchristlicher Kunst noch einige Ausbeute liefern können, so namentlich an Sarkophagen in S. Vitale, S. Giovanni Evang. u. A. Doch war absolute Vollständigkeit nicht die Absicht des Verfassers, und was er gegeben hat, ist ausreichend, um sein Thema nach allen Seiten ins Licht zu setzen.

Den Abschluß bildet die Abtheilung der Kleinkünste, außer einigen wenigen plastischen Werken (Medaillen, geschnittenen Steinen, Elfenbeintäfelchen) hauptsächlich die Darstellung auf Goldgläsern enthaltend. Für diese ist es bezeichnend, daß sie nur die Madonna ohne Kind als Betende (orans) enthalten, und zwar in jener antiken Gebethaltung, welche die aufrecht stehende Gestalt mit ausgebreiteten Armen flehend darstellt. Der beigelegte Name läßt keinen Zweifel an der Deutung. Bisweilen (Fig. 78 und 79) sind noch andere Heilige, namentlich Petrus und Paulus, hinzugefügt.

Zu diesen wenigen Werken der Kleinkunst ließe sich etwa auch die große Elfenbeintafel des städtischen Museums zu Brescia fügen, sofern es gestattet ist, die Figur einer Betenden auf die Madonna zu beziehen. Jedenfalls ist auch dieses Denkmal, eines der reichsten und edelsten dieser Art, bemerkenswerth wegen der geringen Bedeutung, welche die Gottesmutter auf demselben gewinnt. Und dies ist, wenn wir die Summe aller Kunstwerke der ersten christlichen Jahrhunderte ziehen, überhaupt das Ergebniß der Betrachtung: die fast verschwindende Geringsfügigkeit der Rolle, welche die h. Jungfrau in ihnen spielt. Denn in den meisten Darstellungen, wo

sie wirklich erscheint, wie namentlich in den zahlreichen Scenen der Anbetung der Könige, ist es in erster Linie nicht sie, sondern das Kind, welchem die Verehrung gilt. Sie stellt sich uns eigentlich nur als Christusträgerin dar.

Jahrhunderte mußten dahinfließen, und die Kunst mußte den langsamen Uebergang aus dem Typischen ins Naturwahre, Weltwirkliche vollenden, ehe jenes höchste Ideal, welches der Poet Ephräm bereits geahnt hatte, zur künstlerischen Form ausreifen konnte. Erst in Rafaels Sixtina mit dem göttlichen Knaben, dem menschgewordenen Logos, hat dieses Ideal seinen vollendeten Ausdruck gefunden. Und wie in den frühesten christlichen Madonnen die Schönheit der Antike noch nachklingt, so vollzieht sich Rafaels Kunst wiederum durch die Vermählung christlicher Empfindung mit der Formvollendung des klassischen Alterthums.

So scheiden wir denn mit aufrichtigem Dank für reiche Belehrung und Anregung von der trefflichen Arbeit.





Das Heryenlied.

Von

Ernst von Wildenbruch.

— Berlin. —



In Hersfeld im Kloster der Prior sprach:

„Der Bruder Medardus ward alt und schwach.

Ich glaube, sein Stündlein ist heute gekommen —

Geh' Bruder Beicht'ger hinein zu dem frommen,

Nimm das Geständniß von seinen Sünden;

Zwar weiß ich, Du wirst nicht viele finden.

Er dienet dem Kloster heut fünfzig Jahr'

Im Klosterschatten verbleichte sein Haar,

Er hat gefastet, er hat sich kasteit,

Wohl vorbereitet zur Seligkeit,

Er ist der heiligste von uns Allen

Und wird dem Allmächtigen wohlgefallen.“

Der Beichtiger schlug an Medardus' Thor —

Von Jenen tönte kein Ruf hervor,

Der Beichtiger trat wohl über die Schwelle

Und schritt hinein in Medardus' Zelle —

Und Stunde auf Stunde nach Stunde verrann,

Die Mönche schauten sich staunend an:

„Er, der unskräftig in Worten und Thaten,

Was kann Medardus für Sünden verrathen?“

Die Desperglocke mit dumpfem Schall
 Sie rief zur Capelle die Mönche all',
 Sie beugten die Häupter, sie knieten im Kreise,
 für Bruder Medardus sie beteten leise. —
 Da horch, da von ferne herüberklang
 Mit klagender Stimme ein düst'rer Gesang.
 Der Prior hob sich vom Boden empor,
 Die Mönche lauschten und neigten das Ohr:
 „Aus Medardus' Zelle der Sang erklingt,
 Das ist Medardus, der also singt.“
 Sie lauschten und horchten: „Was mag es sein?
 Das sind nicht Gebete und Litanei'n,
 Das klingt wie sündige, weltliche Worte?“
 Und siehe, und siehe, herein in die Pforte
 Der Beichtiger kam, voll Schrecken und Hast:
 „Wir haben den Teufel im Kloster zu Gast!
 Medardus ist dem Versucher verfallen,
 Medardus ringt in des Satans Krallen!“
 Der Prior setzte die Kerze in Brand,
 Die heilig geweihte, und nahm sie zur Hand,
 Die Mönche thaten alle wie er,
 Und hinter dem Prior schritten sie her,
 Von Wand und Gewölbe scholl dröhnend wider
 Die Klagestimme der singenden Brüder:
 „Vor Sünden-frevel, vor Satans Spott
 Bewahr' uns in Gnaden, allmächtiger Gott.“ —
 Die Zelle war offen — bleich, hager und mager
 Lag Bruder Medardus auf kärglichem Lager,
 Die Hände gefaltet in betender Wuth,
 Die starrenden Augen voll sehnender Gluth,
 Und von den stammelnden Lippen sprang
 Raslos und ohn' Ende der wilde Gesang.
 Das Lied, das hatte so seltsamen Ton,
 Wie sehnende Liebe, wie lästernder Hohn,
 Als trüge von ferne herüber die Luft
 fremdländischer Blumen bestrickenden Duft.
 Die Mönche sie schwangen die heiligen Kerzen:
 „Fleuch Satan, entweiche aus seinem Herzen.“
 Sie schwangen die Kreuze, die heiligen Bilder,
 Medardus' Gesang ward wilder und wilder,
 Und tief in die schauernden Seelen drang
 Das sündige Lied, das Medardus sang.
 Die Mönche beschlich es wie sehnender Schauer,
 Verlorenen Lebens tief nagende Trauer,
 Sie dachten an Dinge, die einst sie besaßen,
 An Tage der Jugend, die lange vergessen,
 Und mählich, allmählich verstummte der Chor,
 Sie schwiegen und lauschten und neigten das Ohr. —

Der Prior, ein frommer, ein eifriger Greis,
 Er stand voller Schrecken und blickte im Kreis,
 Zu Bruder Medardus erhob er die Stimme
 Und sprach in frommem, in eiferndem Grimme:
 „Darfst Du mir verführen die heiligen Brüder?
 So fahre, Verdammter, zur Hölle hernieder!“
 Und siehe vom Lager Medardus sich hob,
 Ein leuchtender Glanz sein Antlitz umwob,
 Sein starrendes Aug' in die Ferne blickte,
 Als sah' er ein Bild, das tief ihn entzückte,
 Er reckte die Arme, er streckte sie weit:
 „Ich höre Dich,“ rief er, „ich bin bereit,
 Du reines Weib, das sie Hege genannt,
 Du süßer Leib, den sie schändend verbrannt,
 Ihr schwellenden Lippen, ihr Augen voll Güte,
 Ihr spielender Glieder süß quellende Blüthe,
 Du liebende Wonne, die einst sich mir bot,
 Und die ich verachtend verstieß in den Tod,
 Nach fünfzig Jahren voll Buße und Pein,
 Ich komme, um ewiglich bei Dir zu sein!“
 Er reckte die Arme, er streckte die Glieder —
 „Medardus ist todt“, dumpf sprachen's die Brüder. —
 Drei Tage und Nächte mit Buße-Gesang
 Die Mönche zogen das Kloster entlang,
 Sie lagen drei Nächte auf ihren Knie'n,
 Und riefen zu Gott, um Gnade für ihn:
 „Ihm, welcher dahinging, in Sünde und Schuld,
 Erlösender Heiland, vergieb ihm in Huld.“ —
 Im einsamen Zimmer, beim Kerzenschein
 Der Prior saß mit dem Beicht'ger allein:
 „Nun sage mir an, was Medardus gesprochen,
 Die Thaten verkünde, die er verbrochen.“
 Ein großes Kreuz der Beichtiger schlug:
 „Sein heiliges Leben war Lug und Trug,
 Du sahest ihn oft, wenn am grauenen Tag
 Er betend auf steinernen Fliesen lag,
 Du sagtest uns: ‚werdet ihm gleich, meine Kinder‘ —
 Erfahre, Du segnetest einen Sünder.
 Du sahest ihn, wie er in brünstiger Wonne
 Die Augen erhob zu Gottes Madonne,
 Nicht war es Maria, der all' das galt,
 Seinen Busen erfüllt' eine andre Gestalt.
 Sein Antlitz sahest Du, das träumende, milde;
 Du sahest nicht sein Herz, das gährende, wilde,
 Sein Haupt war kalt und sein Haar war weiß,
 Sein Herz von sündigen Gluthen heiß. —
 „„Ich war ein Priester,““ so sprach er zu mir,
 „„Voll Andacht las ich das heil'ge Brevier,

Ich las es in Aengsten, ich las es in Gluth,
 Denn jung war mein Leib und heiß mein Blut.
 Die blonden Locken vom Haupt mir flossen
 Wie strömendes Gold, das darüber gegossen,
 Und als man hineinschnitt die erste Consur,
 Da war es als mähte man Frühlingsstur.
 Es war zur Zeit, als im deutschen Land
 Der böse Teufel zur Macht erstand,
 Als er die Weiber zur Buhlschaft verführte,
 Und als man Hezen zum Brandpfahl schnürte.
 Damals geschah's, ich saß allein
 In tiefer Nacht, bei der Lampe Schein,
 Da schlug es plötzlich an meine Thür:
 ‚Komm, Priester, heraus, man verlangt nach Dir.‘
 Die Nacht war schwarz, dumpf heulte der Sturm,
 Man führte mich hinaus an den Thurm,
 Tief unter die Erde, auf gleitenden Stufen —
 Mir war es, als würd' ich zur Hölle gerufen.
 Man gab eine Fackel in meine Hand
 Und wies mir ein Loch in der steinernen Wand:
 ‚Zur Heze, die morgen in Feuers Pein
 Ihre Sünden blüßt, da geh' Du hinein,
 Bereite sie betend zu seligem Sterben
 Entreiß' ihre Seele dem ew'gen Verderben.‘
 Ich schritt hinein in der Erde Bauch,
 In meiner Kehle stockte der Hauch,
 Da kam von drüben ein Rascheln her,
 Geklirr von Ketten und Seufzen schwer,
 Und sieh', in der Mauer finsterster Ecke,
 Wie ein Thier des Waldes in seinem Verstecke,
 Da sah ich ein Weib, gebeugt und gebückt,
 Das Haupt an die triefenden Steine gedrückt. —
 Die Fackel heftet' ich in den Ring,
 Der schwebend herab von der Wölbung hing,
 Ich sagte: ‚Wende zu mir Dein Gesicht,
 Komm her, meine Schwester und fürchte nicht.‘
 Ich sah, wie ihr Ohr meine Worte trank,
 Wie Hand nach Hand ihr vom Antlitz sank,
 Sie wandte das Haupt, sie schaute mich an,
 Und auf den Knien kroch sie heran.
 Ihr nackter Arm meine Kniee umfing,
 An meinem Antlitz ihr Auge hing,
 Ich schaute herab, der Fackel Licht
 Umspielte ihr liebliches Angesicht,
 Da fühl' ich das Herz so süß mir erwarmen,
 Da quoll in die Augen mir heißes Erbarmen,
 Meine Lippen verstummten in lautlosem Leide,
 In schweigendem Jammer weinten wir beide.

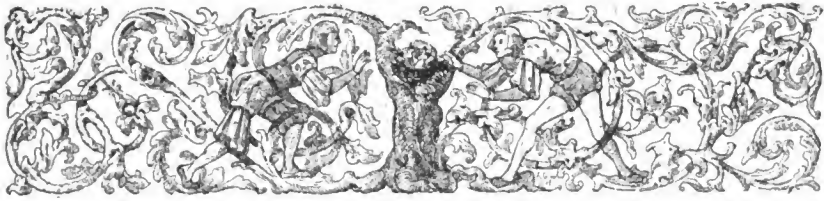
Und als meine Thränen sie stießen sah,
 Mit bebenden Armen umfing sie mich da,
 Ein Schluchzen tief aus dem Busen ihr quoll,
 Von flammelnden Lippen ein Flüstern scholl:
 ‚Du kannst noch weinen, Du weintest um mich,
 Wie den gütigen Heiland, so liebe ich Dich!‘
 Mich faßte der Schreck ob des sündigen Worts:
 ‚Gedenke der Stunde, gedenke des Orts,
 In Flammen soll morgen der Leib Dir verderben,
 Durch Buße entfliehe dem ewigen Sterben!‘
 Da sah sie mich an so bange Gesicht:
 ‚Was soll ich büßen? Verbrach ich doch nichts?‘
 Meine Eltern sind todt — im Walde allein
 Großmutter und ich, wir wohnten zu Zwei'n.
 Großmutter kannte manch' heilsames Kraut,
 Manch' Tränklein hat sie für Kranke gebraut,
 Großmutter im Feuer verbrannten sie,
 Eine Teufelshege sie nannten sie.
 Ein altes Lied Großmutter sang,
 Ich lernt' es ihr ab, weil so süß es klang,
 Sie sagte, es käme aus fernen Länden,
 Wo Liebeszauber die Menschen verstanden,
 Ich sang's und wußte nicht, was es bedeute,
 Da griffen sie mich, hartherzige Leute,
 Und sperrten mich in den finstern Thurm.
 Sie sagen, es sei der höllische Wurm,
 Der singe aus mir zu der Menschen Verderben,
 Drum soll ich morgen im Feuer sterben.‘ —
 Ihre bebende Lippe berührte mein Ohr,
 Ihr Auge mich stehend in Aengsten beschwor,
 Ihr Busen drängte an meinen sich:
 ‚Errette‘ sprach sie, ‚errette mich!
 So süß ist zu leben, so bitter der Tod,
 Und Feuers zu sterben ist schreckliche Noth!
 Kein Wesen hab' ich gekränkt und betrübt,
 Keine Sünde gethan, keinen Zauber geübt,
 Die Herzen der Menschen gleichen den Steinen,
 Du aber bist gut, Du kannst noch weinen;
 Der Wärter schläft, frei ist die Thür,
 Komm, laß mich fliehen, entflieh' mit mir!
 Wir gehen leise, man hört uns nicht,
 Die Fackel erlischt, uns verräth kein Licht;
 Die Thurmespforte geht in das Feld,
 Niemand uns sieht, niemand uns hält!
 Wenn morgen der Schrei der Hähne schallt,
 Sind wir schon ferne, im fernen Wald;
 Der Wald ist dunkel, der Wald ist dicht,
 Ich weiß eine Stätte, sie finden uns nicht;

Ich weiß eine Stelle, ich weiß einen Platz,
 Da liegt verborgen ein alter Schatz.
 Wir werden suchen, Du wirst ihn heben,
 Wir ziehen ferne, wir werden leben
 In fernem Lande, Du nur mit mir,
 Ewig und ewig ich nur mit Dir!
 Du hast kein Weib an das Herz noch gedrückt,
 Du weißt nicht, wie Weibes Liebe beglückt,
 Reicher an Liebe sollst Du werden,
 Als jemals Menschen waren auf Erden —
 Die Sterne wandeln, die Stunden zieh'n,
 Es ist Zeit, es ist Zeit, komm laß uns entflieh'n!
 Ihr heißer Odem wie Sturmwind ging,
 Ihr weißer Arm meinen Nacken umsing,
 Ihr dunkles Haar, wie fittig der Nacht,
 Umstoß des Leibes herrliche Pracht.
 In meinem Haupte, in meiner Brust
 War schwindelnde Wonne, tödtliche Lust,
 Ich beugte mich nieder, ich wollte sie küssen —
 Da fühl't' ich mich schauernd rückwärts gerissen,
 Du küßtest die Here, du segnest die Schuld!
 Du hast keinen Theil mehr an göttlicher Huld!
 Auf meinen Lippen erstarb das Wort,
 Von meinem Herzen stieß ich sie fort,
 Entsetzt jagte mich aus der Kammer —
 Da schrie sie mir nach, in Verzweiflung und Jammer,
 Sie brach zur Erde, sie lag auf den Steinen,
 Dumpf hinter mir hört' ich sie schluchzen und weinen.“ —
 Medardus schwieg — seine Wange verblich —
 „Mein Bruder, sagt' ich, was ängstet Dich?
 Du hast dem Versucher widerstanden
 Und machtest des Teufels Künste zu schanden. —
 Doch als ich tröstend ihm solches sprach,
 Gelächter von seinen Lippen brach,
 Ein Lachen, so wild und ungestüm,
 Als lachte der Teufel selber aus ihm.
 Mit rollenden Augen blickt' er mich an,
 Er schwieg — dann sprach er: „„Der Tag begann. —
 Der Himmel brannte in Morgen-Flammen,
 Die Menschen rotteten sich zusammen,
 Im Felde draußen, von Scheiten geschichtet,
 Stand düster und dunkel der Holzstoß gerichtet,
 Und Aller Augen hingen am Pfahl —
 Da stand sie und harrete ihrer Qual. —
 Wie taumelnde Vögel, verflattert im Meer,
 So glitten voll Angst ihre Augen umher;
 Da trat ich heran mit dem Crucifix,
 Ihr Auge erfaßte mich suchenden Blicks

Und siehe, und siehe, verstofflener Weise,
 Da neigte ihr Haupt sie, da nickte sie leise
 Und ein Lächeln erstand in dem süßen Gesicht,
 Wie der scheidenden Sonne erlöschendes Licht. —
 Die lodernde Fackel der Henker schwang,
 Ihr lechzendes Aug' in mein Auge sich trank,
 Die Flamme griff in das dürre Geäst,
 Ihre starrenden Augen hielten mich fest,
 Die Funken stoben, wie prasselnder Staub,
 Ihre Lippen erbehten, wie sinkendes Laub,
 Und plötzlich und plötzlich vernahm ich ein Klingen;
 Vom brennenden Holzstoß begann sie zu singen,
 Wie Frühlingsregen durchräuschend die Nacht,
 So ergriff mich des Liedes süß-selige Macht;
 Mir war's als trüge herüber die Luft,
 fremdländischer Blumen bestrickenden Duft,
 Als spräch' eine Stimme zu meinen Ohren
 Von seligem Glück, das für ewig verloren.
 Die Flamme ergriff ihren nackten Fuß,
 Sie neigte sich scheidend zu letztem Gruß,
 Der schwarze Rauch sie wirbelnd umschwoll,
 Ihr klagender Sang aus dem Rauche scholl,
 Dumpf brausend die Flamme zum Himmel sprang,
 Wie zitternde Glocken ertönt' ihr Gesang —
 Die Ohren bedeck' ich mit meinen Händen,
 „Das Singen, das Singen, wann wird es enden?“
 Ich wandte mich schauernd, ich floh von dem Ort —
 Die klagende Stimme zog mit mir fort,
 Wohin ich entfloh, wohin ich entwich,
 Der Gesang, der Gesang, er begleitete mich.
 Ob ich schlummernd lag, ob ich betend gewacht,
 Zu jeglicher Stunde, bei Tage und Nacht,
 Seit jenem Tage die sechzig Jahr',
 Ich höre ihn immer und immerdar!““
 Medardus fuhr auf, wild war sein Gesicht,
 „„Ich höre sie wieder — vernimmst Du es nicht?
 Den Gang herauf — es kommt durch die Thür —
 Sie tritt auf die Schwelle — ist hier, ist hier!““ —
 Ich warf mich herab zu des Lagers Fuße
 „Mein Bruder,“ rief ich, „thu' Buße, thu' Buße,
 Der Menschenverderber hält Dich gebunden,
 Des Weibes Lied hat der Teufel erfunden!“
 Zum Lager zurück ich Medardus zwang,
 Aus meinem Arme er los sich rang,
 Von seinem Lager er fort mich stieß:
 „„Eine Stimme ist's aus dem Paradies!
 Sie ruft mich zum Heil, das ich frevelnd verlor,
 Sie öffnet zur Seligkeit selbst mir das Thor.““

Und plötzlich die strömende Thräne ihm rann
Und plötzlich Medardus zu singen begann —
Es war ein Lied, wie ich keines vernahm,
Das jemals aus menschlicher Kehle kam,
So in klagendem Leid, so in jauchzender Lust —
Da faßte Entsetzen mir kalt in die Brust,
Mit flüchtendem Fuße schlug ich die Schwelle,
Da rief ich Euch Alle zu seiner Zelle.“ — — —
Der Beichtiger schwieg — durch die Fenster brach
Der grauende Morgen. — Der Prior sprach:
„Was Menschenaugen nicht fassen, noch seh'n,
Dort oben ist Einer, der wird es versteh'n,
Er hat gesprochen ‚mein ist das Gericht‘ —
Geh' beten, mein Bruder, und richte nicht.“





Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern.

Von

A. Geyer.

— München. —

I. Hohenstaufen.

Indem mein Auge zurückschaut auf die Erlebnisse einer bescheidenen, aber doch nicht ganz verregneten Sommerfrische des Jahres 1882, fällt es zuerst auf einen Berg, der freilich kaum den Namen eines solchen zu verdienen scheint, wenn man ihn mit dem Meterstab mißt oder mit dem Blick anschaut, der gewöhnt ist, im Schnee der Alpengipfel zu schwelgen und sich in das Flammenmeer des Alpenglühens zu tauchen. Nicht ist's die höchste Bergzinne des deutschen Reichs, kein riesenhaftes Kreuz spannt auf seinem bescheidenem Gipfel die Arme in die weite Welt: aber um die spärlichen unscheinbaren Mauerreste, welche sein Haupt — nicht krönen, darf man sagen, nein, nur hier und da kaum merkbar kümmerlich decken, weht der Odem einer herrlichen Zeit, und wenn eine Höhe in unserem Vaterland, so ist's diese, welche man einen tragischen Berg nennen darf.

Kommt ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen.
Einsam steig ich auf die Höh'n
Wo die letzten Trümmer steh'n.

So sang Schenkendorf im Frühling des Jahres 1813 und er hat damit die rechte Stimmung getroffen, mit der sich's ziemt hinabzusteigen zuerst durch wahrhaft schönen deutschen Wald, dann durch die stille Gasse des Gebirgsdorfes, welches den Namen der Hohenstaufen trägt, zuletzt über steile kahle Halben zu der Kuppe, die nur wenig Raum für eine stattliche Burg

bietend, doch so bedeutungsvoll und schicksalsschwer anmuthet. Wohl mag es herzerquickend in anderer Weise sein, durch solchen Wald hinan zu wandern, wenn die Buchen und Tannen ihren bräutlichen Pfingstschmuck angelegt haben und widerhallen vom munteren Schlag der Drosseln, von fernher aber das lachende Gefilde winkt im Schmuck der Obstblüthe und die jungen wogenden Saaten herauf- und herüberwinken Dörfer und Städte, und nahe und fern seltsam geformte Berge der rauhen Alp und die dunklen Wälder des Schwarzwaldes, ja fern am Horizont selbst Alpengipfel schimmern — doch lob' ich mein Geschick, wenn es mir nicht solche Herrlichkeit erschlossen hat.

Ein schweres Gewitter war in der Nacht über die Gegend niedergegangen und um die Kuppe des Hohenstaufen hingen noch am späten Morgen, als ich die Dorfgasse durchschritt, düstere Nebel, welche nach allen Richtungen hin den Blick in die weitere Ferne umhüllten, so daß der Berg oft ganz einsam mit seinem Zwilling Bruder, dem Reckberg, über den „Zielbern“ und Thälern emporzusteigen schien. Oben am Ende des Dorfes steht links die kleine neue Dorfkirche, aus der ein Choral ertönt durch die düstere Luft herüber Klang zu der alten Kirche, an welche der Bergpfad den Wanderer führt. Sie ist freilich kein Meisterwerk der Baukunst, diese kleine mittelmäßig gut im gothischen Stil renovirte Kirche, und fast möchte man lächeln, wenn man über den Spuren einer zugemauerten Thür die auf Barbarossa sich beziehenden Worte: „Hic transibat Caesar“ liest. Aber es liegt doch ein wunderbarer Zauber in dem Gedanken an den Rothbart, dessen Bild da auf die neue Mauer gemalt ist und von dem die Inschrift weiter sagt:

Der großmächtigst Kaiser wohl bekannt,
 Fridericus Barbarossa genannt,
 das demüthig edel deutsche Blut,
 übt ganz und gar keinen Uebermuth;
 auf diesem Berg hat Hof gehalten,
 wie vor und nach ihm die Alten;
 zu Fuß in diese Kirch' ist ganges,
 ohn allen Pracht, ohne Stolz und Prangen,
 durch diese Thür, wie ich berichtet,
 ist wahrlich wahr und kein Gedicht.
 Amor bonorum, terror malorum.

Wahrlich wahr mag der Bericht wohl sich nennen, wenn er auch aus einer viel späteren Zeit stammt, als der staufrischen, und wenn er auch gedeutet werden muß auf die frühere Schloßkirche, welche an derselben Stelle gestanden sein muß. Die Burg selber (samt jener Kirche, wie man annehmen muß) ward erbaut von dem ersten staufrischen Herzog in Schwaben, dem Sohn Friedrichs von Bären (jetzt Wärserschloßchen, eine halbe Stunde nördlich von Wärschenbeuern, leicht auch an einem trüben Tage vom Berggipfel aus wahrzunehmen). Auch der Erbauer der Burg auf dem Staufenberg hieß Friedrich, und vor Allen er, der den Namen des Vaters trug

„brachte neuen Glanz in das Geschlecht“, das sich sofort nach der Burg nannte*).

Unter ihm, den man den Einäugigen nennt (zum Unterschied von seinem Vater, Friedrich dem Alten, und von Herzog Friedrich dem Dritten, dem Rothbart), scheint es hart hergegangen sein um die Mauern von Hohenstaufen. Hören wir den Chronisten Crusius darüber, welcher sich also vernehmen läßt: „Nachdem nun Schwaben von des Lotharii Anhängern verwüstet worden, wurde auch Conrad (der staufische Gegenkönig Lothars) in seinem Schloß Hohenstauffen belagert, welches Schloß oft bestürmt und untergraben ward. Wie ich dann bald vor 3 Jahren, da ich daselbst war, noch oben auf der einen Seite des Bergs eine Höhle gesehen, so vielleicht von selbiger Belagerung übrig geblieben. Es kann auch seyn, daß dasjenige damahls geschehen ist, was mir mein lieber Colleague M. Michaelis Maestlin, Professor der Mathematic allhier (der Lehrer Keplers), der von seiner Ur-Großmutter Barbara, seines Ur-Großvaters, Nicolai Schoener, Ehefrau, die es von älteren Leuten erfahren, gehört zu haben erzählt: Es seye nemlich zur Zeit der Belagerung ein solcher Mangel bey denen in der Festung entstanden, daß sie von Lebens-Mitteln nichts mehr gehabt, als einen einigen Schäffel Weizen und einen Ochsen, den sie damit gefüttert, und hernach geschlachtet, und das Eingeweid über die Burg hinunter geworfen haben. Die Feinde haben über solche Neuigkeit gestuzt, und den Entschluß gefaßt, die Belagerung aufzuheben, weiln sie glaubten, es würden noch Lebens-Mittel genug in der Festung vorhanden seyn**).“

Hier im Schloß Hohenstaufen, war es auch, wo Irene, die unglückliche Wittwe des von Otto von Wittelsbach erschlagenen edlen Königs Philipp zwei Monate nach dessen Tod (im August des Jahres 1208) in Folge einer Frühgeburt, in zarter Jugendblüthe dahingerafft wurde. Drüben im nahen

*) Vgl. Wiesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III. 1., 4. Aufl. S. 482 und im Allgemeinen Christ. Fr. Stälin Württembergische Geschichte, II. Theil, 1847 Gust. Schwab. Die schwäbische Alp, 2. Aufl., mit Zusätzen von E. Paulus, 1878 S. 248 ff. Müller, Württemberg wie es war und ist, illustrierte Ausg., 1866 I. S. 12 ff. Moser, Beschreibung des Oberarths Göppingen, 1844, besonders S. 235 ff.

**) So zu lesen in: „Martin Crusii, Weyland Hochberühmten Professoris der Griechisch- und Lateinischen Sprache, sodann der Wohlredenheit bey der Universität zu Tübingen Schwäbische Chronik, Worinnen zu finden ist, was sich von Erschaffung der Welt an, biß auf das Jahr 1596 in Schwaben, denen benachbarten Gegenden, auch viele anderer Orten zugetragen . . . Aus dem Lateinischen erstmals übersetzt, und mit einer Continuation vom Jahre 1596 bis 1733 auf einem Vollständigen Register versehen. Nebst einer Vorrede, dem Leben des Authoris . . . Ausgefertigt von Johann Jakob Moser, Frankfurt und Leipzig, 1738. II. S. 539.“ Crusius war geboren am 19. September 1526, starb am 25. Februar 1607. Moser sagt von ihm: „Er hielt wenigstens zuweilen 3 Tisch voll Postgänger und hatte an seinen Lectionen über den Homerum so viel Zuhörer, daß man das Auditorium vergrößern mußte.“ Die schwäbische Chronik fing er „in seinem 62sten Jahr an zu schreiben und absolvirte sie in etwas mehr als 3 Jahren.“

Kloster Lorch liegt sie begraben an der Seite des Stammherrn der Hohenstaufen, die Komnenentochter, die griechische Maria, die Rose ohne Dornen, die Taube sonder Galle, wie sie in den Tagen ihres Glücks einst Walthar von der Vogelweibe besungen hatte.

Am 20. August 1208, acht Tage vor ihrem Tode*) hat sie dem Kloster Adelberg zum Heil der Seele ihres Herrn, weil derselbe vom Tode übereilt, ohne Testament von dieser Welt geschieden, einen Hof in Obereslingen vergabt. Graf Ludwig von Württemberg, hat als Zeuge die Urkunde unterschrieben, der einzige getreu Gebliebene aus der großen Zahl von Fürsten und Herren, die vordem im Gefolge der Staufer erschienen waren. Mitunterzeichnet sind zwei Staufer und viele aus dem niederen Adel.

Die letzten Kaiser des hohenstaufischen Hauses scheinen die Burg als Reichsburg angesehen zu haben, da sie sich nicht unter den Besitzungen befindet, welche der unglückliche Conrad vor seinem Zuge über die Alpen seinen beiden Oheimen, den Herzogen von Bayern, vermachte. — Karl der Vierte erst verpfändete im Jahre 1347 Hohenstaufen nebst Achalm und den dazu gehörigen Schirmvoigteien an Grafen Eberhard von Württemberg den Greiner. Seitdem blieb Württemberg mit kurzen Unterbrechungen im Besitz der Kaiserburg, bis diese im Bauernkrieg das Loos der Zerstörung traf. So fiel sie im Jahre 1525 in Trümmer. Dreiundsechzig Jahre darnach besuchte Crusius den Berg auf einer kleinen Reise, die er „um etlicher Ursachen willen“ von Tübingen über Neuffen und andere von ihm beschriebene Orte nach Lorch und wieder heimwärts machte. „Wir giengen also,“ erzählt er, „den 25. May von Tübingen aus, ich und mein Gevatter, M. Eusebius Stetter, Praeceptor in hiesiger Desterberger Schule, auch des ehrwürdigen Abbtz zu Lorch, Abels Binarii Sohn, M. Abel, damal im fürstlichen Stipendio Professor in Tübingen, unter Begleitung meines vierzehn-jährigen Sohnes Urbani.“ W ~~.....~~ „Als wir (im Dorf Hohenstaufen) unten am Berge unter ~~.....~~ Baum ein wenig ausgeruhet hatten führte uns der Dorf = pfarrer M. Johann Maier, auf dieses uralte und sehr berühmte Schloß. Ich hoffte noch etwas gemahltes daselbst zu sehen, als einen Römischen Adler, oder die Wapen der Schwäbischen Herzoge. Aber diese sind weiland gesehen; jezt war nichts zu sehen, als bloße Mauern und Thüren, ohne Ziegel und Holz. Lieber GOTT, soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so scheußlichen Anblick gediehen seyn? Kein Kayser, kein Fürst ist mehr da: Keine Hof = Leuthe, keine Ritter: Keine Griechische Irene, keine andere Kayserin,

*) Crusius hat keine Kenntniß von ihrem Todestag und sagt sehr naiv: „An welchem Tag aber dieselbe gestorben, ob es in diesem Jahr 1208 oder vielleicht im Januario des nächstfolgenden Jahres (wie mir vor zwey Jahren oft im Schlaf vorgekommen, als wann sie den 27sten Januarii 1709 gestorben wäre) geschehen, das habe ich nirgendß finden können.“

keine Herzogin, kein Frauenzimmer! Kein Geräusch mehr der Menschen, keine Trommete höret man weit und breit erschallen. Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, alles ist hinweg geflogen, wie ein Vogel. Ein Bauren-Schultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches für Alter fast wurmstichig ist: Er mähet das Gras, so im Schloß-Hofe hoch stehet: Der Holzer-Baum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tags von Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu anderen Gebäuden nach Göppingen geführt werden. Wir waren bey zwey Stunden in dem Schloß: Wir betrachteten alles fleißig mit den Augen und mit einer Erbarmung über das menschliche Elend. Daher ich auch das Lied gesungen: „Mag ich Unglück nicht widerstehn“, und M. Eusebius schoß über die Mauer sein Gewehr ab, anstatt eines Abschieds, da wir wieder herunter gehen wollten.“ Darauf läßt Crusius eine ausführliche Beschreibung über die Lage und die Gestalt des Orts und des Schloffes folgen. Er hat alle Entfernungen, Längen und Breiten nach seinen Schritten gemessen. Unter Anderm fand er noch einen 52 Schuh hohen Thurm vor, welcher „der Manns-Thurm genannt worden, in welchen man die Gefangenen legte.“ Neben diesem „war die Wohnung des Frauenzimmers, wie uns ein sehr alter und verständiger Inwohner des Dorffs gesagt hat.“ Die Steine der Schloß-mauer fand er „noch roth von dem Brand, da die Bauern das Schloß angesteckt Als aber in voriger Zeit ein Italiäner vorbey reisete, und nach dem Namen des Berges fragte, antwortete er, da er hörte, was für ein Berg es seye: man sollte wegen der Kaiser Friedrichen diesen Berg mit einer ‚gülden Mauer‘ umgeben.“ Beigedruckt ist der Beschreibung eine „Figur des Schloffes Hohenstauffen, auf einem hohen Berge, einigermaßen abgezeichnet“ — d. h. ein (übrigens nach neueren Untersuchungen nicht ganz genau erfundener) Grundriß der Ruine in ihrem damaligen Zustand.

Noch einmal ist Crusius in dem als Anhang seiner Chronik hinzugefügten „Paralipomena“ auf Schloß Hohenstauffen zurückgekommen, indem er berichtet, was ihm von dessen Zerörung „ein sehr alter Mann, Schultheiß und Wirth des Dorffs Stauffen, A. 1588“ erzählt hat.

Unter Anderem hören wir da: „Da aber eine grössere Anzahl Bauern herzukommen, habe Reiß (richtiger: Reuß von Reußenstein, dem der Castellan Georg Staufer von Blofenstauffen die Hut des Schloffes anvertraut hatte) das Reißhaus genommen und sey auf das Schloß Wilsack (richtiger: Zilsack) unter Göppingen geflohen, da er alle andern im Schloß im Stich gelassen: doch sey auch desselben Knecht, ungefehr 18 Jahr alt, Peter Fost (der 1593 selig gestorben) entronnen, und bald darauf sey Hohenstauffen angezündet worden.“

Wenn die aufrührerischen Bauern wegen ihrer Nachlässigkeit, ihrem gänzlichen Mangel an Pietät gegen das glorreiche schwäbische Kaisergeschlecht von alten und neuen Schriftstellern hart angelassen werden, so darf man doch auch nicht vergeffen, wie wenig Pietät einer der besten Regenten Württem-

bergs, der einzige Sohn des leidenschaftlichen Ulrich aus seiner unglücklichen Ehe mit Sabine von Bayern, Christoph, gegen die, zu jener Zeit, ein Menschenalter nach der Zerstörung, unzweifelhaft noch sehr ansehnlichen Trümmer der Kaiserburg gezeigt hat. Er war es, der (1559—1567) es zuließ, daß beim Bau des Schlosses in Göppingen Steine der zerstörten Burg verwendet wurden. Ueber dem Hauptportal jenes Schlosses erblickt man ein Drachenpaar eingehauen, von welchem Finanzrath Moser in seiner Beschreibung des Oberamts Göppingen sagt, daß es nach dem Urtheil Sachverständiger von griechischen Künstlern gefertigt worden sein mag. Er meint, dies Bildwerk rühre wohl ebenso, wie „vielleicht noch andere, mit Emblemen jenes Kaiserhauses (der Hohenstaufen) verzierte, Theile des Portals“ von der Kaiserburg her, und fährt fort: „Ebenso mögen auch die zwei Fenster im unteren Stocke, rechts beim Eintritt in den Schloßhof, und der schöne steinerne Giebel über dem Dachboden daselbst, da sie einem ganz alten Baustile angehören, von dorthier gekommen sein. Daß auch die Traubenschnecke (eine Wendeltreppe, welche den architektonischen Glanzpunkt des Gebäudes bildet) diesen wenigen Hohenstaufischen Reliquien beizuzählen sei, wird bestritten; eine nicht leicht erklärliche Erscheinung bilden aber die an den Wappen befindlichen Verzierungen*.“

Herzog Christoph soll früher den Plan gehabt haben, die Kaiserburg wieder aufzubauen; als er jedoch den Berg besichtigt, „so soll derselbig, etwas Stattlich darauf zu bauen, zu schmal befunden worden seyn“.

Noch Carl Alexander beschäftigte sich mit dem Gedanken, den Staufeu zu befestigen, wurde aber an der Ausführung desselben durch seinen plötzlichen Tod verhindert. Nach (unvollständig) erhaltenen Acten, fragte der Keller von Göppingen am 27. August 1736 bei der Rentkammer an: wo er mehrere Eisenwaaren, die er zu dem Fortificationsbauwesen zu Hohenstaufen nöthig habe, kaufen solle? Worauf der Oberfactor zu Königsbronn zu schleuniger Ueberlieferung den Befehl erhielt. Der Bau scheint ziemlich weit gediehen zu sein, denn als am 21. August 1769 (unter Carl Eugen) dem damaligen Amtmann gestattet ward, „daß er 50—60 Wagen Mauersteine aus dem Fundament dieses alten Schlosses (!) gratis, jedoch mit der Bedingung, daß er den Platz zu appaniren habe, ausgrabe und zu einem Hausbau verwende“, wurde als Grund zu solcher, jenes vandalischen Zeitalters würdigen Regierungshandlung der angegeben, daß „durch die

*) Am Eingang des Gethürmchens, in dem die Wendeltreppe emporsteigt, befindet sich nämlich das württembergische Wappen mit der Jahreszahl 1562 und dazwischen ein Löwentopf und ein Hund (ein zweiter ist weggebrochen), ausgezeichnet schön in Stein gehauen. Ich erinnere hier daran, daß an der südlichen Außenseite der Pfarrkirche St. Amandi in Urach sich ein Grabstein eines Herrn von Balbeck aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts befindet, der das Wappen des Geschlechts, einen jagenden Hund in schrägem Schild, und einen sitzenden Hund auf dem Helm in charakteristischer Ausführung zeigt.

Ausgrabung dieser Mauersteine der dortige Platz wiederum zu einigem Nutzen und Ertrag, wie es vor Anno 1737 gewesen, ehe wieder Werker darauf gebaut wurden, gebracht werden könne“. Nach Gelde drängte es freilich die Montmartin und Wittleder ebenso wie den Juden Süß Oppenheimer! Drüben in Marbach ab, daß man bei hellem Wetter vom Staufeu auch wohl erblicken kann, war zehn Jahre vorher auch ein schwäbischer Friedrich geboren worden, der bald darauf, so recht noch als Schwabe sein

Ihr — Ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!

gesungen und unter jenes Carl Eugen Druck, an welchen der Hohenasperg und der Hohentwiel erinnert, zum Freiheitsdichter herangereift war.

Doch halt — was trieb so unsere Gedanken weiter von der griechischen Irene bis zur Zeit Schubarts und der Karlschüler? Ist's nicht, wie Gustav Schwab singt:

So schau' ich nach der Stätte,
Wo Hohenstaufen graut.
Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man fänge, sie zu schildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.
Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern geh'n,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umweh'n.

Ein ewiges Lied — ja wohl — von Vergangenheit und Vergänglichkeit, von traumhaft herrlichen Gestalten, die der höchste Glanz der Poesie umstrahlt, ein Lied von der verklärenden Gewalt des tragischen Geschickes! Wie oft ist dieses Lied erklingen in der Brust der Deutschen, wie hat der Staufer Schicksal auch immer vom Neuen zu gewaltig sich erwiesen für den engen Bau der Tragödie! Jugendträume ziehen an mir vorüber durch die grauen Nebel, Gedanken an den Letzten des Geschlechtes, der von sich selber gesungen:

ich onweiz niht, vrou, waz minne sint:
mich lät diu libo sere engelten, daz
ich der järe bin ein kint.

Du süßes, holdes Stauferblut,
Ein Kind an Jahren nur,
Wie wandeltest Du hochgemuth
Auf Deiner Ahnen Spur!

Die Frau, um die Du heiß geworden,
War eine Königskron',
In ihrem Dienst bist Du gestorben,
O weh, ein schänd'ber Lohn.

Du süßes, holdes Stauferblut,
An Jahren nur ein Kind,
Du lebst, ein Bild von Mannesmuth,
So lang wir Deutsche sind.

II. U r a c h.

Während der Stausen die nördliche Wache hält an der Spitze der Alpberge, liegt so recht im Herzen derselben gebettet*), umschlossen von steilragenden, felsgekrönten Bergen, deren herrliche Buchenwälder überall hereinwinken in die engen, mittelalterlichen, hochgiebligen Gassen, das trauliche Urach, einst wetteifernd mit Stuttgart als Residenz von Eberhard im Bart, jetzt weit überflügelt von der zur Großstadt anwachsenden Rivalin am Resenbach, aber gern aufgesucht von den Stuttgarter Hauptstadtmüden, als waldfriisches, forellenreiches, leicht auf der Eisenbahn zu erreichendes Ziel von Sonntagsausflügen, doch auch lockend zum wochenlangen Sommerfrischaufenthalt. Jene Eisenbahn, eine Actienbahn, welche von der Staatsbahn in Mezingen abzweigt, um uns in einem Miniaturzug — zwei Wagen, gezogen von einer kleinen Berglocomotive — längs der munteren Erms, zwischen immer enger und steiler zusammentretenden Bergen hinanzuführen nach der alten Herzogsstadt; sie stört nur wenig die Idylle dieses holden Erdenwinkels. Idylle ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck, weil eine elegische Färbung über das Ganze ausgegossen ist, wenn im Vollmondlicht geisterhaft weiß die Trümmer von Hohenurach durch die süßbewegte Luft herabschimmern und durch das Waldes- und Wasserrauschen der ferne unheimliche Ruf des Uhus hallt. Gleichwohl bleibt der Grundton der Landschaft idyllisch; mag auch wieder der Reichthum der Ortsgeschichte eine historische Stimmung in uns erwecken, oder mag die Emsigkeit der gewerblustigen, auch Obst- und Hopfen züchtenden Bevölkerung uns dann in die geschäftige Gegenwart mit ihren Mühen und Sorgen versetzen. Für die Mührigkeit der Bewohner des Uracher Thals sei übrigens, außer der schon erwähnten Existenz einer Privatbahn, noch angeführt, daß an jedem Montag = Morgen den ob solchen ungewohnten Ereignisses verwunderten Fremdling schon um 5, nicht wie sonst um 7 Uhr der Pfiff der Locomotive weckt, welche den „Börsenzug“ der Uracher, Dettinger und Neuhaufener Gewerbs- und Kaufleute zur Hauptbörse nach Stuttgart entführt.

Doch ehe wir uns der Gegenwart widmen, sei hierher gesetzt, was der in Schwaben noch jetzt hochangesehene Crusius über Urach mitzutheilen weiß. „Urach soll seinen Namen von Ur-Ochsen oder anderen wilden Thieren haben. Dergleichen weiland daselbst auf den Bergen und in den dicken Wäldern, eine große Menge gewesen. Denn man hält noch in zwey Höfen das Bohlen-Hauß genannt, sehr viel Thiere: Auf dem innern Hof, der näher gegen die Stadt liegt, viel Rinder, Mastvieh und Geflügel; auf dem äußeren, sehr viel der besten Pferde. Urach liegt in einer lustigen Gegend, zwischen zweien hohen Bergen gegen Mittag und Mitternacht, die wegen ihrer Pflanzen und Brunnquellen zu rühmen sind. Daher wird das hellste Wasser durch Canäle in

*) Zugleich so sehr im Herzen des Landes, daß man das nahe Dorf Glems mit Stolz den „Nabel“ Württembergs nennt.

die Stadt geleitet, wodurch man den Unrath aus den Häuffern und Gassen in den vorbey lauffenden Fluß Erms abführt. Weil auch die Luft gut ist, so ist auch der Ort gar gesund. Die Stadt selbst ist nicht groß und hat sehr mittelmäßige Häuffer, war vor Zeiten der Sitz der Urachischen Grafen. Das Schloß darinn, liegt gegen Mittag, und ist herrlicher, als man es von aussen dafür ansieht. Denn von innen ist es wie eine königliche Burg. Auf einer Seiten ist es umgeben von einem Fischweiher, auf der andern mit einem See, in welchen der Fluß Erms laufft, darinnen allerhand Arten Fische, insonderheit Forellen zu finden. Die Kirche ist von dem Schlosse über: die Kinderschulen sind auch dabey. Ein altes Kloster ist nahe an der Kirche, in welchem weiland Herr Hans Ungnad eine Druckerey hatte wegen der Windischen Bücher, um die Lehre des Evangelii in der Türkey einzuführen Nun wird es von einem Kirchendiener und von Schul-Männern bewohnt Auf dem Markt steht ein treffliches Rathhaus, daneben ein schöner Brunnen von sehr kaltem Wasser: Alsdann die Häuser der Burgermeister und Rathsherren, viel und bequeme Wirths-Häuser, die von Fuhrleuthen, so Wein und andere Sachen nach Ulm führen, von reuthenden und Wanders-Leuthen täglich pflegen besucht zu werden. Es sind auch viel Künstler da von allerhand mechanischer Arbeit. Denn die Erde wird da nicht viel gebaut, und es sind wenig Acker, wegen der Berge und Alpen. An Feyer-Tagen üben sich die Bewohner mit Büchsen- und Armbrust-Schießen, nach angehörter Predigt, gleichwie auch zu Tübingen und in anderen Württembergischen Städten geschieht Vor dem untern Thor der Stadt sind gute Eisenschmieden und wird das Eisenwerk an viele Orte verführt; vor dem obern Thor aber sind zwey Papier-Mühlen, wo man schön weißes Papier macht und an andre Orte führt.“

Vergleichen wir, fußend auf eigene Anschauung, auf des ältern Stälin Geschichte, auf Gustav Schwab's Schilderung und auf die kleine Schrift: Führer durch das Uracher Gebiet, die ein Uracher Professor im Jahre 1876 den Freunden der Natur gewidmet und zum Besten des Uracher Verschönerungsvereins herausgegeben hat, die Gegenwart Urachs mit der anschaulichen Beschreibung des alten Philologen, dessen Schüler und Widersacher, Nikodemus Frischlin, in Hohenurach gefangen saß und als er dem Kerker entfliehen wollte, sich zu Tode fiel*), so dürfen wir gleich eingangstreife wohl bemerken, daß man heutzutage in Urach, wie obengenanntes Büchlein zeigt, nicht mehr recht an die Ableitung des Ortsnamens von den Uren oder Auerochsen glaubt. Dort meint man, den Namen habe wohl zuerst die Burg und dann erst die mit und nach der Burg entstandene und erweiterte Stadt geführt, und will sogar die Erklärung empfehlen: über dem Wasser; denn „ur“ habe die Bedeutung „über“ im Altdentschen und es vereinigen

*) Eine Pflanze *Ophrys arachnitis*, die vordem auf der Beste wuchs, soll nach dem Volksglauben aus seinem Blut entstanden sein.

sich unter der Burg die drei immer fließenden Wasser: Erms, Elsch, Brühl. Die Germanisten werden freilich zu solcher Sprachforschung bedenklich den Kopf schütteln.

Was nun vor Allem das Schloß betrifft, von welchem Crusius viel Kühmens macht, so ist allerdings die alte Herrlichkeit großentheils geschwunden. See und Fischweiher haben wie andrer Orten auch hier den Nützlichkeitsrückfichten zum Opfer fallen müssen, doch ragt der Bau mit seinem gewaltigen Dach noch immer fürstlich über die Nachbarhäuser empor. Freilich ist das Schloß nicht verschont worden von der Baumuth Carl Eugens, der es in ein Jagdschloß umbaute, indessen erinnert der am Sonnenbogen des Portalgewölbes angebrachte Wapenspruch Attempto mit dem Symbol des Palmbaums, der auch im „güldnen Saal“ überall zu schauen ist, an Eberhard im Bart, der ja in diesem vom Grafen Ludwig I. 1443 erbauten, von ihm selber hochzeitlich ausgestatteten Schloß am 4. Juli 1474 sein Veilager mit Barbara von Mantua hielt, wobei, wie Crusius berichtet, 14,000 Personen gespeist wurden und man vor der „Speiß-Kammer“ einen Brunnen von drei Röhren mit Wein springen ließ, in dessen Trog unterschiedliche aus Tannenhholz gemachte Becher lagen, daß daraus trinken konnte wer wollte. „Von den Abten zu Vorch,“ heißt es bei Crusius weiter, „wurden 25 Gulden zur Hochzeit verehrt. Johann Grabitzgad (ein Mönch in dem benachbarten Kloster von Schönbuch nicht weit von Tübingen) mahlte dem Grafen Eberhard allerhandt Kräuter und Pflanzen in Folio-Größe; wie hier zu Tübingen bey dem Kräuter-Weib (insgemein Bossana genannt) zu sehen, welche den 15. Oct. 1594 allhier ohngefähr in dem 90. Jahr ihres Alters an der Pest gestorben*).“ Erinnern will ich auch daran, daß von hier aus im Jahre 1477 die Stiftung der Universität Tübingen erfolgte.

Der goldene Saal trägt noch jetzt den Charakter der Renaissancezeit an sich, in der er größtentheils entstanden ist, wenn auch Manches auf das 15. Jahrhundert zurückweist. Von der früheren reichen Vergoldung an den Zapfen der hölzernen Decke, an den Wandflächen, Thür- und Fensterbeschlägen ist noch so viel erhalten, daß man auf den festlich heitern Eindruck schließen

*) Chr. Fr. v. Stälin (III. 537) erzählt von dem Hochzeitsfest: „(Es) erschienen, meist mit werthvollen Hochzeitgeschenken die Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der Stifter der Ehe, und Karl von Baden, die Pfalzgrafen Friedrich und Otto, die Bischöfe der Nachbarstadt, mehrere (16) Aebte und Präbste, die Abgeordneten von den Land-Capiteln, von 14 Reichsstädten und den württembergischen Aemtern. Verspeißt wurden nur allein an Broden: 20,000 Herrenbrode, 120,000 Gejindebrode, 25,000 Schnittbrode; an Wein wurden verbraucht vier Eimer Malvasier, 12 Eimer Elsäßer, 500 Eimer Landwein. — Ausführliche Beschreibung giebt ein besonderer Kleinfolioband . . . auf dem Staatsarchiv . . . Eine Liste der anwesenden Gäste nebst der Zahl ihrer Pferde (z. B. 200 Pferde mit dem Markgrafen Albrecht, 324 mit dem Pfalzgrafen Philipp, an Ganzen über 3000 Pferde) und die Zusammenstellung des vom 3. bis 5. Juli Verzehrten bei Steinhofen, W. Chr. 3, 227-36; der Küchensettel bei Sattler, 5. Bd. Str. 44.“

kann, welchen das Ganze einst machen mußte. Ein wahres Meisterstück der Holzschneiderei ist ein lebensgroßes Relief-Bildniß des Grafen Heinrich, dessen schadhast gewordene, prächtig eingelegte Umrahmung allerneuestens kunstsinzig restaurirt worden ist. Auch zwei Seltsamkeiten (zu deutsch: Curiositäten) weist (neben schönen alten Defen und dem schön gearbeiteten angeblichen Ehebett Eberhards) der goldene Saal auf. Die eine ist ein in Holz geschnitztes Wildschwein, von welchem Crusius sagt: „Zu Urach wurde ein wildes Schwein von Holz durch Kunst gemacht, welches ein von Herzog Ulrich erlegtes natürliches und wahrhaftiges wildes Schwein repraesentirte und dergestalten zubereitet war, daß es, wenn man ein kleines Hölzlein mit dem Fuß hinabdrukke, denenjenigen zulief, welche dabey stunden.“ Die zweite Seltsamkeit ist die auf der Marmorplatte eines großen schön gearbeiteten Tisches liegende Kugel, die, wie man glaubwürdig versichert, von den Kaiserlichen in den Saal abgeschossen wurde, als die Stadt vom 21. Oct. bis 2. Nov. 1634 zuerst vom Obersten Butler und nachher von Mora unter dem Commando des Generals Gallas belagert wurde. Urach vertheidigt sich dazumal tapfer, bis das Aufklegen des Pulverthurms die Stadt nöthigte, sich „auf Gnad und Ungnad“ zu ergeben, worauf sie der Plünderung preisgegeben wurde*).

An Stelle der von Crusius erwähnten Kinderschulen steht jetzt, bezeugend die Bildungsfreundlichkeit von Stadt und Land, ein neues, sehr stattliches Schulhaus.**)

Die Druckerei aber, auf welche Crusius anspielt, hat ihre merkwürdige Geschichte. Schon im Jahre 1481, ja vielleicht 1480, gingen von Urach Druckwerke aus, nachdem dort schon im Jahre 1477 Herzog Eberhard im Bart eine Papiermühle (die erste im Land) errichtet hatte. Im Jahre 1481 druckte Konrad Fyner zweimal eine vielgelesene deutsche Uebersetzung des Directorium vitae humanae (das auf den Hitopadesa zurückzuführen ist). Dem hochsinnigen Beschützer der Wissenschaften, Eberhard im Bart, zu Ehren, bilden die Anfangsbuchstaben der ersten Abschnitte das Akrostichon: „Eberhard Graf zuo Wirtemberg Atkempto“***). Herzog Christoph wies 1557 dem wegen seines Glaubens ausgewanderten Kärnthner Freiherrn Johann Ungnad von Sonneg einen Freisitz in dem von ihn neuengerichteten Mönchshof zu Urach (dem jetzigen Seminar), einen Jahresgehalt und verschiedene Nutzungen an. Aus den vereinten Anstrengungen Ungnads als opferwilligen Hauptleiters, und Trubers, eines vertriebenen deutschen Krainer's, damals Pfarrers in Urach, erwuchs 1561 im Mönchshof zu Urach, wo Herzog Christoph die nöthigen Personen beherbergte und unterstützte, eine Bibelanstalt zur Ausbreitung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses in Krain, Kärnthn und Steiermark, Croatien, Bosnien, Serbien und in Istrien; auch die Türken sollte Gott hierdurch „mit dem Schwert seines

*) Memminger, Beschreibung des Oberamts Urach S. 123.

***) Davon zeugt auch das mit Zeitungen und Büchern wohl ausgerüstete „Museum“, dessen Pforten dem Fremden gastfreundlich geöffnet sind.

***), Estlin III. 760, vgl. 739, 5, 780, 781.

allmächtigen und ewigen Wortes schlagen“ . . . Fünfunddreißig evangelische Schriften erschienen . . . in crabatfcher und windifcher, auch in italienifcher Sprache . . . Damit die Bücher überall leichter gelesen werden könnten, wurden je für die verschiedenen Länder verschiedene Schriftarten verwertbet, glagolitifche (in Nürnberg geformte), kyrillifche (in Urach gefchnittene) und lateinifche. Im Herbst 1561 waren in Urach zwei Preffen, in Tübingen eine hiermit befchäftigt“ . . . Die Bücher wurden billigt verkauft, zum Theil verfchenkt. „Mit der Beförderung war freilich fogar Lebensgefahr verbunden, wie für Wolf Schreiber aus Fünffkirchen, welcher 1563 — auf Befehl des Despoten der Moldau trotz allem Fürfchreiben R. Maximilians an denfelben — in Eifen gefchmiedet, nach Konftantinopel geführt, mit dem Tode bedroht und ein Jahr lang gefangen gehalten wurde.“ Ungnad erhielt von vielen Fürften, von öfterreichifchen Landfchaften und Städten, von Ulm und Straßburg Unterftützung, ja auch von Maximilian dem Zweiten, der die Widmung einiger Schriften annahm, 600 Goldgulden. Bald nach Ungnads (1564 in Böhmen erfolgten) Tod nahm die Druckerei in Urach ein Ende*).

Der „fchöne Brunnen von fehr kaltem Waffer,“ den Crufius preift, ift in der That ein vortreffliches zierliches Werk fpatgothifcher Zeit, auch von Lübbe fehr hoch gefteht. Es ift ein ganz in's fünfzehnte Jahrhundert verfezender Anblick, wenn man ihn zwifchen den hohen Häufern fich empor-ranken fieht, welche mit ihren überragenden Stockwerken die ohnehin enge Schloßgaffe hier und da faft laubenartig überdecken. Am reichfließenden Brunnen aber fiehen heute wie vor Jahrhunderten in endlofes Plaudern vertieft die Dienftmägde, während unendlicher Schwall köftlichen Waffers in und über die Gefäße fich ergießt.

Viel und bequeme Wirthshäuser weiß Crufius in Urach zu rühmen und noch heutzutage zeigt fich die Stadt diefes Ruhmes nicht unwerth. Nicht bloß die Zahl der gaftlich winkenden Schilder ift fo groß, daß man ganz münchnerifch angeheimelt wird und fich an das alte Wort erinnert

*) S. v. Stälin VI. S. 653 ff. Urach hat für die Reformationfgeschichte namentlich auch durch den fog. Gökentag Bedeutung, der dort am 10. September 1537 abgehalten wurde, und auf dem Schneß und Kreuz für die Erhaltung der Bilder in den Kirchen, fo weit fie unärgerlich feien, fprachen. Letzterer führte an, man dulde doch an Kirchenplätzen, vor welchen die jungen Gefellen fiehen, „lebendige Gökten, die Jungfrauen“, Klarer dagegen, welchem fofort der Herzog (Ulrich) beftimmte, erklärte fich auch wider die unärgerlichen Bilder. Zulezt behielt in Württemberg eine vermittelnde Anficht den Sieg — vgl. a. a. O. S. 403. — Jetzt befindet fich eins der vier niederen Landfeminare Württembergs in Urach. Wie innig die Bevölkerung an diefem hängt, kann man fehen, wenn die jungen angehenden Theologen, zum Landexamen abreifend, Wurflieder fingend, unter Hochrufen und Tücherfchwenken mit dem Zug davondampfen.

welches vom Schwaben meint: nihil quod bibi potest, a se alienum putat. Nein, nicht bloß multa! Man findet auch multum, wenn man sich nur die kleine Mühe giebt, im Gasthof zur Post die Treppe hinaanzusteigen und an dem sehr preiswürdigen Wirthstisch (deutsch: table d'hôte) Platz zu nehmen. Einst, vor Jahrzehnten, nannte man die Post in Urach das beste Gasthaus Schwabens und auch jetzt noch, da sich Gasthäuser, ja, Gott sei's geklagt, auch Hôtels überall mehr und mehr aufgethan haben im Schwabenland, kann sie sich kühn messen mit den allerersten unter ihnen. Sommerfrischler, die dem gemeinsamen Verkehr in der Gaststube (wo neben den herrschenden schwäbischen auch der bayerische, der feine dünne meißnische und der scharfe norddeutsche Dialect gar nicht selten zu hören sind) etwa die Bequemlichkeit des Daheimspeisens vorziehen, finden auch da nahrhafte und annehmlische Kost. Nur der Württemberger Landwein ist so rauh, daß man fast vor Bosheit sich freuen könnte, wenn von ihm ganz und gar nichts wächst, wie leider 1882; der bessere Tauberwein aber kann sich an Wohlfeilheit nicht messen mit dem den Münchener so werthen lieben Tiroler. An Münchener Bier vollends darf der Bajovare dort nicht denken.

Doch über alle solche Schmerzen sollte er sich wohl hinausgehoben fühlen, wenn er umher bald schlendernd bald steigend täglich neue Schönheiten der Gegend entdeckt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der oben erwähnte Führer durch das Uracher Gebiet hier und da einen bedenklich panegyrischen Ton anschlägt. Indessen wird man ihm doch beinahe recht geben, wenn er immer einen Weg noch schöner findet, als den eben vorher beschriebenen und hier und da auch etwas von wahren Kleinodien des Gebiets u. dgl. einfließen läßt. Ueberraschend ist ja selbst für den Bewöhnten die große Mannigfaltigkeit von Bergschluchten, seltsam geformten Kalkfelsen, Ausblicken auf rogende Ruinen und lauschige Waldthäler. Verlockend schlängeln sich überall hin leuchtend weiße vortreffliche Straßen (zum Theil befahren von Postwagen, bei deren Anblick Manchen der Neid erfassen mag, der schauernd an die k. bayerischen Postomnibusse zurückdenkt); weithinauf nach allen Richtungen führen durch Stadt- und Staatswald, die beide gleich trefflich gepflegt werden, bequeme Pürschwege, überall sprudelt in Bächen und Quellen köstliches Wasser, und das Gewirre von Thürmen, Mauern und Giebeln des alten Urach hat immer wieder, von einer anderen Felsplatte oder Waldlichtung oder bei einer anderen Beleuchtung gesehen, neuen Reiz.

Eigenthümliche Wirkung aber übt vor Allem der Gegensatz zwischen der hügeligen Donauseite der rauhen Alp und den in diese tiefeingeschnittenen Thälern der Neckarseite des Gebirgs. Steigt man etwa eine Stunde mäßig hinan, zuerst an Wiesen, Feldern und Hopfengärten vorbei, dann durch Buchenwald, der sich allmählich in Tannenwald verwandelt, so steht man, fast plötzlich, bei einer Biegung des Wegs am Anfang einer ziemlich einförmigen, von kleinen welligen Erhebungen unterbrochenen, vorwiegend mit Feldern

bedeckten, allmählich sich abdachenden Hochebene. Man glaubt wohl geträumt zu haben, wenn man sich jetzt in dieser dürftigen, unscheinbaren, wasser- und waldbarmen Gegend erinnert, daß man eben, vor ein paar Minuten, mitten im herrlichsten Wald am alpenfrischen reichströmenden Quell sitzend, mit vollen Zügen der Sommerfreude genoß und sich ergözte am Anblick der durch die Bäume aus der Tiefe herausleuchtenden sonnenbestrahlten Wiesenthäler. Ein Gegensatz, der sich recht deutlich auch in den Leuten ausprägt. Der Bewohner der Niederungen ist viel beweglicher, gewandter, gesprächiger als sein höherwohnender Nachbar. Es gibt Dörfer auf der rauhen Alp die einen Eindruck weltfremder Abgeschlossenheit machen, wie wenn sie in einem der unwegsamsten Seitenthäler der Hochalpen lägen. Unvergeßlich bleibt mir so vor Allen der Gegensatz zwischen Urach und Hülben, einem Dorfe, das eine Stunde nordöstlich von Urach an einer ganz guten „Steige“, einer Bergstraße, die nach Beuren und Owen führt, liegt, öfter von Urach aus besucht, weil darüber hin der kürzeste Weg nach der Brachtruine des Hohenneuffen führt. Hülben, schon der Name ist ein bezeichnendes Gegenstück zu dem Urachs, falls man den letzteren etwa etymologisch mit Wasserläufen zusammenbringt.

Hülben nämlich sind nichts anders, als mit Lehm nothdürftig ausgeschlagene Bodenvertiefungen, in welchen sich außer Regenwasser auch mancherlei Abfälle von Menschen und Thieren, wohl auch Abflüsse von Düngerhaufen sammeln und die ganz den Eindruck eines eingesaßten Tümpels von Mistjauche machen. Solche Hülben dienen zum Tränken des Viehes. In Hülben sah ich ihrer zwei. Bei der einen besonders großen, in der Nähe der Kirche versicherte mir ein junger Hülbener, daß das Vieh, das einmal an dies widerlich aussehende Naß gewöhnt sei, reines Trinkwasser verschmähe, dabei auch kerngesund bleibe. Wenn es die Ehrfurcht vor dem so hoch über Kühen und Kälbern stehenden Herrn der Schöpfung nicht verböte, könnte man dabei versucht sein, eine Analogie zwischen dem Hülbenwasser und manchem menschlichen Getränk zu ziehen! Doch bleiben wir lieber bei unserem Hülben. Dort also fragte ich einen eben aus seiner Hütte heraustretenden Alten, wie's denn mit dem Trinkwasser der Hülbener stände, worauf er nach einer von Dachtraufen getränkten Cisterne hinwies. In dürren Zeiten freilich, meinte er, da werde es schlimm, da müsse man das Wasser für Menschen und Vieh schier eine halbe Stunde über den Berg herauf schleppen, wie es geschehen sei in dem heurigen schneearmen Winter und regenarmen Vorfrühling. Fürwizig fragt' ich darauf, ob die Hülbener nicht auch Lust hätten zu einem so trefflichen Wasserwerk, wie sie nun der größte Theil der wasserarmen Alpporte besitzt? Ei, Lust genug, hieß es da, aber der Ort kann's nicht erschwingen — was man begreift, sobald man hört, daß die Bewässerungskosten zwischen 85 und 200 Mark auf den Kopf der Bevölkerung ausmachen. So schlimm steht es ja hier noch lange nicht wie dort, wo man das Wasser oft bis zu zwölf Kilometer weit „und auf steil

ansteigenden Wegen, namentlich bei Frost und Glatteis nur unter Gefahr passirbar“*) her aufholen muß.

Um nun wieder auf die Leute von Hülben zu kommen: was haben die doch für einen eigenthümlichen Habitus, der schwer deutlich zu machen ist, wie er sich zusammensetzt aus guter Schulbildung und scheinbarer Weltfremdheit im geistigen Wesen, während er im körperlichen eine wetterfeste knorrige Verbheit neben einer Mahnung an die ziemlich kümmerliche und dürftige Lebensweise zeigt. Wie wird man da von Groß und Klein angestaunt — nur die gewandte, stattliche Wirthin machte eine Ausnahme; ihr Mann weiß aber auch als Brautvater in Dettingen drunten an der Eisenbahn! — wie wird man angestaunt, wenn man sich einen Träger für eine Flasche Landwein und das nöthige Brod erbittet, der mit nach Hohenneuffen wandern soll! Der „Träger“ selber aber, ein der Schule eben entwachsenes Mädchen, bringt kein „Sie,“ sondern nur das alte „Ihr“ über die Lippen und wundert sich über Obergucker und Zeichenbuch ganz wie eine Hinterwäldlerin. Und doch giebt's auch Hülbenener in Amerika drüben, welche an die Verwandten schreiben, daß sie über's Meer kommen mögen.

Merkwürdige Leute diese Schwaben! Schon seit lange sind sie mir durch die Gegensätze aufgefallen, die sie in sich vereinigen, wie ich sie mehr aus Büchern, namentlich auch aus denen, die sie selber geschrieben, kennen gelernt hatte, da ein früherer kurzer Aufenthalt in größeren Städten in diesem Punkt weniger Belehrendes bot. — Als Uhland starb und ich in Tirol's Hauptstadt für sein Denkmal zu wirken gedachte, traten mir die Geisteshelden allzumal vor die Seele, welche das Schwabenland geboren. Er voran, dessen Name ich nicht zu nennen brauche, er der, gesungen:

Nach manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Idealität also, die sich zum höchsten Flug emporschwingt und dann wieder der reelle, mit mannigfacher Regsamkeit gewinnbringender Thätigkeit zugewendete, nüchtern fleißige Sinn, der besonders dazu geführt hat, von „klugen Schwaben“ zu reden. Kaum aber hören wir dies Wort, so klingt das andere böse uns wie von selber in's Ohr, von „dummen Schwaben“, von den „sieben Schwaben,“ vom „Schwabenalter“ und „Schwabenstreichen“. Männiglich ist bekannt, wie das letztgenannte Uhland zum Böblichen zu wenden verstanden hat:

Zur Rechten sieht man, wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.

— — — — —
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reich,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.“ —

*) Worte von F. Nies in seinem trefflichen Artikel über die Wasserversorgung der schwäbischen Alp (Meyers Conversationslexikon, 3. Aufl., 19. Band, Jahres-Supplement 1881—1882, S. 41. ff.)

Dort weit hinten in der Türkei und so in deren Nähe herum, insbesondere bei den ritterlichen Magyaren, deren Ritterthum hier und da etwas an das Raubritterthum mahnt, und bei ihren Nachbarn, den Serben, Bosniaken und auch bei den Walachen, diesen echten Sprößlingen der alten Römer, ist, wie ebenfalls bekannt, der „Schwab“ ein nicht gern gesehener Eindringling. Aber man findet ihn, den wirklichen Schwaben im engeren Sinne auch überall im Osten und Westen seit alten Zeiten. Der Trieb in die Ferne, welcher dem Deutschen eigen ist, war immer bei den Schwaben besonders hoch entwickelt, und nicht zum Mindesten bei jenem edlen Geschlecht, welches fern im Süden seinen vielbeweinten Untergang fand^{*)}. Nicht minder hochentwickelt aber war und ist bei ihnen der Heimathssinn, am traulichen „Heimeligen“ hängen sie, und so tritt auch hier wieder neben das hoch- und weitfliegende Streben eine gewisse Abgeschlossenheit gegen außen, ein Pochen auf die Individualität, aus welchem in mannigfaltiger Triebkraft Gutes und Tadelhaftes erwachsen ist. Wer denkt nicht da an jenen Sondergeist, der auf dem Boden Schwabens die üppigsten Wucherungen hervorgerufen hat, ein endloses Gewirre von Herrschaften aller Art, Herzogen, Grafen und freien Herren, geistlichen Machthabern, Reichsstädten und Reichsdörfern? — Wer aber denkt nicht auch an Uhlands Wort:

Und sind nicht Deine Frauen,
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in Deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu? —

Jenes sich auf sich selber Stellen hat den Schwaben auch zum Grübler, zum Kritiker, Philosophen und Mucker gemacht. Aus sich selber heraus spinnen die Schwaben Schelling und Hegel, die ganze Welt als ihr Gedankengepinnst, und die kritische Tübinger Theologenschule verbreitet Schreck und Born unter den Tübinger Orthodoxen. Und um wieder zu den staatlichen Dingen hinüberzulenken: Schwaben, wie Paul Pfizer, und Römer, wie jetzt noch die Hölber und Genossen, standen und stehen weit voran in echt deutscher Gesinnung, in Schwaben aber hat desgleichen die sogenannte „Volkspartei“, welche sich auch eine „deutsche“ Partei nennt, recht zahlreiche Anhänger, und es regt sich öfter nicht unbedenklich das, was man „Socialdemokratie“ nennt, der Ultramontanen und des seltsamen hochenzollernischen Friedensfreundes Bühler gar nicht zu gedenken.

Schon lange war bei Betrachtung solcher Dinge in mir die Ansicht festgeworden: Die Schwaben seien eben gewissermaßen eine Quintessenz des Deutschthums, die Deutschen im Auszug — und so war es mir nur eine

^{*)} „Wer auf der Höhe des Staufens steht, überschaut nach allen Seiten weithin das Schwabenland. Das Auge kann die Fülle der Eindrücke schwer erfassen und die Gedanken schweifen in das Unermessliche, Grenzenlose hinüber. Man begreift, wie hier ein Geschlecht erwuchs, welches unablässig in die Weite strebte, keine Schranken seinen Entwürfen und Unternehmungen setzte“, sagt der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit. (W. v. Giesebrecht, IV., 2. Bearbeitung 1877. S. 197 f.)

erfreuliche Bestätigung, als ich auf Seite 419 der 1863 erschienenen Beschreibung von Württemberg (Das Königreich Württemberg u. s. w.) nach vorangeschickter eingehender Schilderung des Volkscharakters der Schwaben die Sätze fand: („Man kann) bei der ganzen obigen Darstellung daran erinnert werden, daß die Merkmale, die hier als schwäbische Stammeszüge gelten, große Ähnlichkeit mit denjenigen haben, in welchen man häufig das ganze deutsche Volk . . . zu charakterisiren pflegt. Die centrifugale Richtung, der reflectirende Ernst, der idealistische und ideologische Zug werden in der That auch in einer allgemeinen Zeichnung des Deutschen eine Stelle finden müssen. Wenn nun das obige Bild gleichwohl kein verfehltes sein sollte, so würde daraus folgen, daß man nicht mit Unrecht den Schwaben schon einen potenzierten Deutschen genannt hat, sofern einige der nationalen Eigenschaften, gute wie schlimme, beim Schwaben in noch etwas stärkerer Markirung hervor treten als bei den anderen Stämmen. Es ist auch in der That wohl denkbar, daß . . . in der norddeutschen Niederung wie auf der bayerischen Hochebene die Gleichförmigkeit der Naturbedingungen ein schärfer begrenztes Stammesgepräge begründeten, daß am mittleren und unteren Rhein, in der schönen Heimath des begabtesten unter den deutschen Stämmen, die Verflechtungen in die deutsche und europäische Politik gebundenere Zustände und vielfachere Störungen einer selbständigen Entwicklung schufen, während hier in dem gesegneten, reich gegliederten und abgeschlossenen Winkel das deutsche Wesen gleichsam sich selbst überlassen war, und seinen Reichthum, wie seine Mängel und Einseitigkeiten in freiem Spiel entfalten durfte.“

Mit wahren Vergnügen wird überhaupt Jedermann die dort vorhergehenden und nachfolgenden Ausführungen Rümelins, der seinen Stamm mit dem Auge des Culturhistorikers betrachtet, lesen, und nur beistimmen können, wenn aus dem trotzigen Selbstgefühl ebenso die Heimathsliebe und alles das, was wir Particularismus nennen, abgeleitet wird, wie andererseits Neigung in die Ferne, sobald die Schranken des Heimathlandes zu eng und drückend werden für die Eigenwilligkeit und Sprödigkeit des Individuums; die Neigung, auch ins Reich der Ideale, der Kritik, des abstracten Gedankens zu flüchten, sobald die Wirklichkeit nicht befriedigt. Auf die Ursprünglichkeit des schwäbischen Gehabens führt Rümelin sehr fein das zurück, was man oft unpassend die schwäbische Gemüthlichkeit nennt, die wenigstens beim Niederschwaben keine Charaktereigenthümlichkeit bilde. Er meint: was man mit jenem vieldeutigen Ausdruck wirklich richtiges bezeichnet, kommt vielleicht auf das hinaus, daß der Schwabe, weil er zum Ausdruck seiner Empfindungen sich weniger der lanbläufigen Formen und bereits fest ausgeprägten Redeweisen als der selbstgewählten und vom Augenblick ihm eingegebenen Geberden und Worte bedient, hierdurch da, wo ein wohlwollendes und edles Gemüth in solcher Weise sich kundgiebt, den Eindruck des Herzlichen, Naiven, Ansprechenden macht, während freilich wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, der Eindruck ein um so ungemüthlicherer werden könne. Mit diesem Sichgehenlassen hängt auch das stark ,ausgebildete Wirthshausleben zusammen.

„Der norddeutsche Theetisch“, sagt Rümelin, dem wir hier gerne das Wort lassen, „findet wenig Anklang und erscheint den Männern lästig. Die Unterhaltung der Männer wird hierdurch freier, vielseitiger, gehaltvoller, sie verzichtet aber auch mehr auf die gebildeten Formen und die feinere Geselligkeit. Beim weiblichen Theile hängen hiermit die vielgepriesenen Tugenden der schwäbischen Frauen zusammen, zngleich aber auch, daß höhere Geistesbildung der Frauen seltener als in Nord-Deutschland ist, weil sie von den Männern weniger gesucht und gewürdigt wird.“

Fügen wir noch aus selbst Erlebten ein paar Striche zu diesem Charakterbild, mehr als Beleg, denn als Ergänzung. Höchstens in einem Punkt ist Rümelin zu schweigsam: ich meine das württembergische Schreiberunwesen, das zusammenhängt mit den schlimmen Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts. Uebrigens will ich dies hier nur andeuten und lieber, da ich schon zu lange bei Allgemeinheiten verweilt habe, als ein kleines Zeugniß dafür, wie überall in Deutschland im vorigen Jahrhundert, und so auch im vielgequälten Württemberg, ein Geschmeiß von höflichem Speichelleckern sich eingenistet hatte, hier diplomatisch genau eine Inschrift mittheilen, welche in dem lieblichen Seeburger Thal, da, wo der Fußweg zu der N.B. wenige hundert Fuß höher liegenden Ruine Hohenwittlingen abführt, dem staunenden Wanderer verkündet:

„Den dritten Octobris MDCCLI ist die Durchlauchtigst Fürstin und Frau Friderice Sophie Herzogin zu Württemberg und T. Unseres Durchlauchtigsten Fürsten und gnädigsten Landes Herrn Herrn Carl Eugenius Herzogen zu Württ. und T. Frau Gemahlin eine geborene Prinzess von Brandenburg Beyreuth von den Wurzeln dieses Berges bis zu dessen obersten Gipfel wo die Ruinen des verfallenen Bergschloß Wittlingen stehen zu Fuß hinauff und von da anwider herabgegangen zum Gedächtnis einer so außerordentlichen Handlung zum Wunder der Nachwelt Diene dieses Denkmal. Ihm gleiche die Wohlfahrt unseres durchlauchtigsten Herzogen und seiner grossen Gemahlin an ewiger Dauer das Glück der Unterthanen und das Muster der kommenden Zeiten. P. Dh. Mai. MDCCLIII.“ —

Wie heißen doch die Schlußworte von Emilia Galotti? Und Lessing hat wenigstens im Jahre 1755 schon seine Sarah Sampson gedichtet. —

In der Gegenwart freilich scheinen derlei Speichellecker nicht zu gedeihen auf Uracher Boden. Man ist dort im Ganzen gut deutsch, bald mit einem Strich mehr in's rein Schwarzrothe mit dem Wahlspruch: „Gie gut Württemberg allenweg!“ bald etwas in's Schwarzrothgoldene schillernd, doch in der Hauptsache schwarzweißroth zur Genüge. Einen echten in der Wolle gefärbten Altbayern, aus der Gegend von Maria-Eck oder vom Münchener Vohel hätte es ganz unangenehm verschmüpft, wenn er gesehen und gehört hätte, wie die Altwürttemberger den Sedantag begangen haben. Schon am Vortag überall Schulfeste und darnach Weckerklang und Liedersang der feiernden Volksschullehrer, dazu eine weithin ins Land strahlende bengalische Beleuchtung der wundervollen Ruine des Hohennessfen — am

Morgen dann, nur allzufrüh, gewaltiger Hölleklang, der in den Alpwäldern weithin das Echo weckt, um 9 Uhr Festzug der Veteranen, Geistlichen, Beamten und sonstigen „Spitzen“ des Städtchens durch die von stattlichen Flaggen und mannigfachen Festeschmuck belebten engen Gassen, in welchen der Fahnwald hier und da fast den Himmel verdeckt; Festtafel, Festconcert im Freien, im dem prächtig gelegenen Pavillon des Thiergartenberges. Da merkt man's wohl, daß man unter Deutschen ist, sowie es Einem ja auch bis in's Innerste hinein wohl thut, vom Landvolk zumeist ein so urgemüthliches „Grueß Gótt“ zu hören, daß man zuletzt doch begreift, wie die Schwaben in den Ruf der Gemüthlichkeit gekommen sind. Treiben sie's auch manchmal im Land drin etwas arg bunt, wie, wenn z. B. die Feuerwehren zurückkehrend vom Tübinger Feuerwehrtag, in einer an die italienische Befana erinnernden Weise brüllen und jubeln, dabei in abenteuerlichen Uniformen stecken oder einen Kranz von ungeheuren Zwiebeln als Halschmuck tragen (das nämlich thaten die ob ihres guten Gemüthes so genannten „Eßlinger Zwiebel“) — im Allgemeinen findet man die Lebhaftigkeit auf den Eisenbahnzügen nicht ungemüthlich. Sie erinnert oft an das vielredende Wesen der, auch zumeist wie die Schwaben nicht hochgewachsenen königlichen Sachsen; doch wird man an den immer noch etwas für sich zurückbehaltenden Schwaben dadurch erinnert, daß der Fremde hier nicht wie in der Mark Weissen mit neugierigen Fragen bestürmt wird und die Leute mehr unter sich lustig sind.

Unter sich lustig, schwäbische Schnadahüpfel'n singend, prangend in Scharlachroth, Grün und Weiß, bilden freilich die Mädchen von Bezingen, wenn sie so an einem sonnigen Septembersonntag mit dem frisch gepflückten Hopfen hinunter nach Rottenburg fahren, einen merkwürdigen Gegensatz zu dem wortkargen knochigen Dorfschützen, der den wandernden Höhlenbären die Tropfsteinwunder der Erpfinger Höhle erschließt und ihnen mit seinem Unschlittstumpf vorankriecht. Auch ein Unicum wie Bezingen, „das durch seinen Rosengarten, seine Mädchen und Mädchentrachten, sowie durch die Höflichkeit und Grazie seine weißbekittelten Epheben weithin berühmte Bezingen.“ So hat es der leider bald darauf vom Wanderstab weggerufene, sinnige Adolf Bacmeister (Alemannische Wanderungen S. 94.) genannt, selber trotz seiner keltischen Umwandlungen das Urbild eines guten Schwaben und eines guten Deutschen. Sein gedenkend, sei hier ein Ruhepunkt gemacht.

III. Hohenzollern.

Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimathlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelchlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih', —
Stets empor zum neuen Tage.
Sonnenaug, lähn und frei!

Paul Pfizer.

Empor, vorwärts, aufwärts! Hinauf durch die bergigen Gassen der verflorenen Residenz Heddingen mit ihrer verlassenen Villa Eugenia und

ihrer regsamen Gewerthätigkeit, weiter auf vortrefflicher Hochstraße zwischen duftenden Bergwiesen hinan, immer die phantastisch ragenden Zinnen und Thürme der Burg vor Augen, auf steilem kürzenden Fußpfad, zuletzt durch dichten prächtigen Laubwald — und nun steht Du droben vor dem Eingang zur genialen Schöpfung des „Romantikers auf dem Thron,“ diesem einzigen übereinandergeschlagenen und -gethürmten Casernen- und Burgbau, durchwandelt die von edler Pracht strotzenden Gemäcker, durch deren Fenster unendliche Weite hineinglänzt und die Capellen voll dämmernden Himmelslichtes, und denkst wohl daran, wie hier oben dem König Wilhelm der Glückwunsch des norddeutschen Reichstags zur Beendigung des Baues überreicht wurde, ihm, den bald darauf die einst von seinem Vorgänger zurückgewiesene Kaiserkrone umstrahlen sollte!

Welche Geschieße aus welchen Anfängen! Hohenzollern treten das erste Mal in der Geschichte auf, indem uns ein Annalist ganz trocken zum Jahr 1061 meldet: Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur!*) Ueber den Ursprung des Geschlechts, hat sich natürlich die Lust am Fabuliren, die dem Mittelalter eigen war, sehr seltsam verlauten lassen. Wenn man freilich im Stande war, die Geschichte der Schwaben zurück bis auf den von Saphet abstammenden König Suevus zu verfolgen, der um das Jahr der Welt 2278, „vor Christi Geburt 1686,“ sechshundvierzig Jahre regiert, seinen Namen aber vom Schweben oder Untherschweifen erhalten hat, weil er in seinem Land herumgezogen, um gute Zucht und Ordnung zu halten, dann ist es immer noch eine sehr bescheidene Annahme, welche wir unter Anderem auch bei Crusius finden (mit Berufung auf Henricus Pantaleon), daß um die Zeit Kaiser Conrad des Zweiten ein tugendsamer, frommer Herr, Namens Fersried lebte, welcher von der berühmten römischen Familie derer von Columna abstammte, von seinen Gegnern als treuer Anhänger des Kaisers aber „hart gedrucket“, sich entschloß, alle seine beweglichen Güter zu nehmen und mit ihnen sich nach Schwaben zu begeben, „allwo er selbiger Nation Sitten und Sprache an sich nehme, und nachmahlen Ao. 1040 zu Kayser Heinrich dem III. ginge, seine Unschuld bewiese, und hingegen seines Widerpart's Unbilligkeiten klagete. Darauf dem Kayser Heinrich einen Muth machte, er sollte in Teutschland bleiben, er wolle ihm den Berg, auf dem darnach Hohen-Zollern und unten daran Hechingen gebaut worden, sammt selbiger Gegend einräumen, über dieses auch einigen Zoll aus dem Reich anweisen. Und so hat er einen Zoll-Grafen gemacht, nur mit dem Beding, daß er und seine Nachkömmlinge solches alles als ein Reichs-Verhen erkennen mußten. So wurde also Hohen-Zollern gebaut, und theils von der Höhe des Orts, theils aber von denen eingegangenen Böllen genannt.“ Klingt uns heutzutage fast wie Ironie, in dessen könnte dabei eine herumschweifende suebische Phantasie an den Schwaben

*) Das erste durch einen Zeitgenossen beglaubigte Ereigniß, welches Mitglieder des Hauses Zollern betrifft. (F. Fr. Stälin, Gesch. Württembergs I., S. 1882 211.)

Friedrich List, an den Zollverein, das norddeutsche Zollparlament anknüpfend zu dem Ausruf kommen: Tiefer Sinn liegt oft im Kinderpiel! — Was aber hat unser keltenfreundlicher Schwabe, der alemannische Wanderer, von Zollern gesagt? Ihm, dem *cerovisia*, „ein edler echter keltischer Klang“ auch heute noch „dort oben“ geltend war, kommt ein „vielleicht gallisches Wort“ *toles*, *tolles*, die sogenannten Mandeln in der Gaumhöhle, *tumor in faucibus*, „also eine Schwellung“ in den Sinn, während Förstemann auf das gothische *tulgus* fest, *tulgian* befestigen, zurückgeht. Heutzutage scheint die Deutung auf Sölle = Höhe vorzuherrschen und fürwahr, ein hoher Söller ist's, auf dem man steht hier vor der Kaiserburg. Weithin dehnen sich die Gefilde, zunächst mit großartig steilem Vordergrund; den Rahmen bilden in's Blaue verschwimmende Frankenberge, rauhe Alp (wir merken hier an, daß Egino, Graf von Urach, seine Tochter Udhild dem um 1120 gestorbenen Grafen Friedrich von Zollern zum Weibe gegeben haben soll), Jura und Schwarzwald. Dorthier von des Hohenstaufen Gegend mahnt's den Beschauer an die herrliche versunkene Vergangenheit — die Wanderung vom Hohenstaufen zum Hohenzollern ist ja schier symbolisch, eine Wanderung von Deutschlands jagenummobener alter Kaiserzeit zu dem neuen Kaiserreich. Dort zogen wie Nachtgesichte im Nebel die tragischen Gestalten der Vergangenheit an uns vorüber, hier strömt das langersehnte Licht über und um uns, wie ein Zeichen, daß dem Geschlecht, welches dieses hochragende Schloß gebaut, die Gegenwart gehört, und Deutschland vom Fels zum Meer gehorcht. Ein Zeichen wohl auch für die Zukunft, und willst Du noch ein deutlicheres, dann blicke hinüber zu den düstern Schwarzwaldbergen und laß Dein geistig Auge weiter fliegen bis zu der „wunderschönen Stadt“ jenseits von Deutschlands Strom, der nunmehr nicht Deutschlands Grenze ist. Dort durchwandere die alten, heimeligen, winkligen, urdeutschen Gassen, durch die so oft deutsche Kaiser gezogen oder der Fürst der deutschen Dichter gestürzt, dort sieh sie an und höre sie an, die echt deutsch dickköpfigen Alemannen, die sich einbilden Franzosen zu sein, ruf' ihnen zu, was jener Edelmann des Reichslandes, nach dem Bericht eines Heilbronner Professors, zu ihnen rund heraus sagt: „Wenn Elsaß einer ruhigen und unbehelligten Zukunft entgegengehen will, muß es sich in den Kowf setzen, daß es ein deutsches Land ist.“

Wohin sind wir gerathen? Zu Erwins Meisterwerk, zu den neuerstehenden Prachtbauten der Reichs-Universität, zu den gewaltigen Vollwerken deutscher Befestigungskunst — wohin zuerst wenden wir die Gedanken, welche die Zukunft erwägen? Doch, wir stehen ja auf dem hohen Söller, dem Eigen eines glücklichen und, was mehr ist, eines Geschlechts, welches seines gewaltigen Schicksals würdig ist. Euch gehört die Zukunft Hohenzollern, denn ihr habt uns als Unterpand für eine bessere Zukunft Straßburg wiedergegeben. Heil Euren Schwabenstreichen!



Die ersten französischen Opernversuche.

Von

H. M. Schletterer.

— Augsburg. —

(Schluß.)

Um 1645 trat er mit dem Dichter Vincent Voiture (1598—1648) in Verbindung, der, einst Hofmeister Ludwig XIII. und Ludwig XIV., jetzt Gesandteneinführer bei dem Bruder des ersteren, dem Herzog Gaston von Orleans war. Er kaufte sich mit Hilfe ihm gemachter Darlehen um 16,000 Livres dessen Amt und ward dann auch sein Nachfolger. Gaston, intelligent und sehr begabt, aber ohne jeden moralischen Halt, durch Sittenlosigkeit und seinen Haß gegen Richelieu bekannt, versammelte einen glänzenden und lustigen Hof um sich, der in schroffem Gegensatz zu dem seines finstern-melancholischen Bruders stand und für junge Edelleute eine Schule des Vergnügens und der Verderbtheit war. Das Theater und alle sich daran knüpfenden Unterhaltungen waren seine und seines ganzen Anhanges vorwiegende Leidenschaft. Als seiner Zeit der Schauspieler Molière 1644 mit seiner Truppe nach Paris kam, warf sich Gaston sofort zu seinem Beschützer auf. Wenn er sich nun auch nicht gerade darauf piquirte, in den Comödien Hauptrollen zu spielen, nahm er doch lebhaftesten Antheil an allen im Palais Luxembourg veranstalteten Aufführungen. Vielsach tanzte und sang er auch persönlich in den komischen und leichtfertigen Balleten mit, die nach seinen Angaben die Dichter Claude de l'Estoile*), Guill. Colletet, Franç. Maynard, Bordier, Benserade, Gombaud und Molière schrieben und die Musiker Et. Moulinié, Pierre Guedron, Gabr. Bataille, Ant. Boëssset, Sieur de Billedieu, und dessen Sohn J. Bapt. Boëssset, Chevalier und Seigneur de Haut, Louis de Molier und

*) Er hatte die Manie, nur bei geschlossenen Fensterladen und Kerzenlicht zu arbeiten und jedes neue Stück erst seiner Magd vorzulesen, um ihr Urtheil darüber zu hören.

J. B. Lulli componirten. Für einen solchen Herrn mußte der kluge und dienstbereite Perrin der willkommenste Diener sein; er wurde denn auch bald sein erklärter Günstling. Diesem wieder, den schon persönliche Neigung zum Theater trieb, mußte in solcher Umgebung seine Vorliebe zur Leidenschaft werden; und hier mag ihm denn auch der Gedanke, eine französische Oper zu schreiben, zuerst gekommen sein. Indeß überdachte er sein allgemein als Chimäre und Thorheit belachtetes Project lange und bereitete sich nicht nur selbst gründlich darauf vor, er wußte auch den Musikern Gelegenheit zu bieten, sich in einem ihnen bisher neuen und fremden Genre zu versuchen, indem er ihnen wohlklingende Verse von ganz ungewöhnlichen Maßen bot, in denen er sich muthvoll über die die französische Poesie noch beengenden strengen Regeln hinwegsetzte, und indem er sie veranlaßte, sich an einem bis dahin poetisch nicht behandelten Inhalte zu versuchen. Neue, unregelmäßige Formen, geeignet ihre Inspirationen an gewissen praktischen und rhythmischen Schwierigkeiten zu erproben, ein der Tonkunst bisher fremder Gefühlsausdruck sollte sie endlich befähigen, das, was er lyrisches Genre nannte, zu erreichen*). Man sieht, Perrin besaß eine seltene Intelligenz, erkannte vollbewußt die Schwierigkeiten seines Unternehmens und wußte denselben geschickt und geistvoll zu begegnen; übrigens scheint er selbst ein guter Musiker gewesen zu sein.

Nochte im Ganzen seine poetische Ader nur von geringer Ergiebigkeit sein, seine Verse erhoben sich doch weit über die Gewöhnlichkeit; für musikalische Behandlung eigneten sie sich vortrefflich. Weder durch das geringschätzende Urtheil Boileaus (das in gleichem Maße ja auch Quinault traf), noch durch die Sticheleien seines Bekanntenkreises ließ er sich von dem einmal eingeschlagenen Wege ablenken. Er verfügte über alle wünschenswerthen Eigenschaften, das von ihm lange überdachte Werk in's Leben treten zu lassen. Inmitten einer dem Vergnügen ergebenen, in's Theater vernarrten Gesellschaft, zu einer Zeit, wo die Musik die mit Vorliebe betriebene Kunst war, hatte er eine Idee, die zugleich die Musik und das Theater berührte und die er, obgleich man ihre Lebensfähigkeit bestritt, überraschender Weise durchführte. Er hatte Vieles gesehen und verglichen, vielleicht selbst Italien besucht (wenigstens war ihm das Italienische geläufig) und sich durch beständigen Verkehr mit Musikern in deren Kunst wohl unterrichtet. Von

* Zu dem Vorwort zu seinen „Ouvres de Poésie“, Paris 1661, spricht er sich über seine Thätigkeit also aus: „Man wird hier eine Sammlung von paroles de musique finden, zu verschiedenen Zeiten von berühmten Musikern componirt. Diese Verse sollten eigentlich lyrische (weil zur Lyra oder einem andern begleitenden Instrumente gesungen) heißen. Sie heißen Genie und eine besondere Kunst, die, bisher nur wenig bekannt, von keinem unserer Dichter noch cultivirt wurde, unter denen man allerdings nur selten Orpheuse fand, d. h. dichtende Musiker oder musikalische Dichter, die die Schwestern Poesie und Musik zu verbinden wußten. Nach dem Zeugnisse gebildeter Musiker sind ihre lyrischen Verse und angeblichen Lieder nichts weniger als Lyrik und Lieder.“

intelligenten Berathern umgeben, wußte er alle Chancen für den Tag des großen Kampfes zu berechnen. Zudem war er intrigant, schlau, geschmeidig, klug, erfinderisch, schwer abzuweisen, nichts weniger als scrupulös und von den Großen beschützt. So vereinigte er in sich alle Vorbedingungen für die von ihm zu spielende Rolle. Seine Ausdauer, Energie und Willenskraft ließen ihn zuletzt über alle Schwierigkeiten triumphiren, obgleich sein mächtiger Gönner Gaston von Orleans am 2. Februar 1660, im Augenblicke, da er hoffen durfte, von ihm begünstigt, sein Ziel zu erreichen, plötzlich und sehr zur unrechten Zeit für ihn starb. Es schien, daß er in Mazarin einen neuen Förderer finden sollte. Ihm widmete er jetzt auch seine Gedichte. Das Schäferspiel „la Pastorale“ fand dessen vollste Anerkennung. Aber auch diesen Mäcen verlor er in dem Momente, als „Ariane“ vorbereitet, studirt und zur Aufführung fertig war. Noch einmal lachte ihm dann die Sonne des Glücks. Aber der sorglos in den Tag hineinlebende Poet wußte es nicht an seine Person zu fesseln. Und so fristete er endlich in Noth und Elend das armselige und hungrige Dasein herabgekommener Dichter des XVII. Jahrhunderts.

Mit Perrin intim verbunden sehen wir einen Tonsetzer, dem die Geschichte der Kunst nicht den verdienten Platz anwies. Robert Cambert, Sohn eines gleichnamigen Schwertfegers und seiner Ehefrau Marie Moulin, wurde 1628 in Paris geboren. Nachdem er den Unterricht des berühmtesten Clavierspielers seiner Zeit, Jacques Champion de Chambonnières*) genossen, wurde er Organist an der Collegiatkirche St. Honoré, heiratete 27. Juni 1655 Marie, Tochter des verstorbenen Schneiders Jacques de Mouslier in Pontoise, welcher Ehe eine, später mit dem Musiker Michel Farinelli verheiratete Tochter entstammte, und erhielt 1665 die ehrenvolle Anstellung als Surintendant (d. h. Musikmeister und Componist) der Königin Mutter. Diese rasche Carrière läßt darauf schließen, daß er ein Lieblingsschüler seines am Hofe sehr einflußreichen Lehrers war. Jedenfalls hatte er früh schon den Ruf eines hervorragenden Clavierspielers und Organisten, wie den Ruhm eines tüchtigen Componisten in geistlichem und weltlichem Genre erworben. Er schrieb in großer Zahl sehr beifällig aufgenommene Motetten für die Kirche, Gesänge und Sinfonien für die Musik der Königin, Trinklieder für seine lustigen Freunde. Leider hat er

*) Chambonnières, Kammerclavierspieler Ludwig XIV., das Haupt der französischen Clavierschule, nahm diesen Namen von einem erheirateten Gute in Brie an. Schon sein Großvater und Vater waren als Organisten und Componisten unter der Regierung Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. bekannt. Er entzückte seine Zeitgenossen durch ein Spiel von außerordentlicher Lieblichkeit, das er durch einen eigenthümlichen Anschlag, der dem Instrumente Töne von besonderer Schönheit zu entlocken vermochte, erreichte. Seine Clavierwerke zeichnen sich durch vorzügliche Eigenschaften aus. Alle berühmten Pianisten dieser Periode waren seine Schüler: Louis, François und Charles Couperin, Pierre Jean Buret, Hardellau, Gutier, Vic. Ant. le Bègue, J. Henri d'Anglbert und Andere.

nur sehr wenige seiner Werke veröffentlicht, auch von seinen Opern haben sich nur Bruchstücke erhalten; es ist daher schwer, über die Leistungsfähigkeit des jedenfalls höchst talentirten Mannes, wie über den Werth seiner Tonstücke ein erschöpfendes Urtheil zu gewinnen*).

Von seinen gedruckten Werken hat sich nur die Bassstimme einer Sammlung erhalten: *Airs à boire, à deux et à trois parties — dédiés à Mons. du Mesnil Montmort, Conseiller du Roy en sa cour du Parlement de Paris* (1665). Ziemlich spät hatte er sich zu dieser Herausgabe entschlossen, wie er denn recht nachlässig im Ordnen seiner Compositionen gewesen zu sein scheint. Ob eine Motettensammlung, auf die er im Vorworte der Trinklieder hinweist, ebenfalls erschien, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Als letztere publicirt wurden, war „la Pastorale“ bereits aufgeführt und hatte dem Componisten, der kein Vorbild hatte, nach dem er arbeiten konnte, großen Ruf verschafft und die Aufmerksamkeit des Publikums, aber auch die stets wache Eifersucht Lullis, der bisher hartnäckig behauptet hatte, eine französische Oper sei undenkbar, zugezogen. Der künstlerische Erfolg der zehn Jahre später gegebenen „Pomone“ brachte die Wuth dieses Rivalen auf's höchste und die intriganten Schleichwege, die der Florentiner geschickt einzuschlagen wußte, führten denn endlich auch den Ruin des armen Cambert herbei, drängten ihn in's Exil und verschuldeten seinen frühen Tod. Lullis Arbeiten vermochten übrigens die Camberts nicht vergessen zu machen, und vielleicht behauptete man nicht mit Unrecht, daß sein Recitativ von dem Lullis nicht erreicht wurde.

Gewöhnt auf dem französischen Theater nur in den für musikalische Behandlung ganz widersinnigen Alexandrinern sprechen zu hören, hielt man die poetische Sprache Frankreichs, wie schon gesagt, überhaupt unfähig zur Operntextdichtung. Perrin aber war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie recht wohl geeignet sei, tiefste Leidenschaften, wie zärtlichste Gefühle auszudrücken. Fügte man der heimischen Gesangsart von italienischen Gesangsmanieren, ohne in deren Uebertreibungen zu verfallen, das Entsprechende hinzu, so ließ sich recht wohl Neues und Anmuthendes erreichen. Der Dichter tauschte seine Gedanken mit dem Abbé de la Nouëre, damals Gesandter des Herzogs von Savoyen, später Erzbischof von Turin, aus. Noch zweifelte dieser am Erfolge eines Unternehmens, gegen das sich das Vorurtheil eines Jahrhunderts erklärte; als er aber einige, die pathetischen Leidenschaften der Seele ausdrückende Lieder von ihm kennen gelernt, z. B. die Verzweiflung eines Liebhabers, der sich in seiner Melancholie den Tod wünscht, oder einfach-piquante Erzählungen, von Cambert in Musik gesetzt, oder einen von Lambert, dem Schwiegervater Lullis, mit Instrumental-

*) Unter dem Wenigen, was sich von Camberts Compositionen erhielt, findet sich ein sehr interessantes komisches Terzett (lange irrthümlich Lulli zugeschrieben), das er 1666 zu der im Théâtre Bourgogne aufgeführten Comödie: „le Jalona invisible“ von Brécourt, verfertigt hatte und das auf's neue M. Pougin in seiner angeführten Schrift mittheilt.

begleitung componirten Dialog zwischen zwei Schäfern und einer Schäferin, wurde er anderer Meinung. Endlich unternahm es Perrin, „la Pastorale“, ein schlichtes, von drei Hirtinnen, drei Hirten und einem Satyr (3 Soprane, Tenor, Bariton und 2 Bässe) gespieltes Schäfersstück zu schreiben. Cambert componirte es mit Accompagnement mehrerer Instrumente. Die Wirkung der von Lambert gesezten Ekloge hatte ihn überzeugt, daß ein Hirtenpiel mehr Erfolg als ein ernstes Sujet haben dürfte und er hatte sich nicht getäuscht. Die Piece hatte fünf kurze Acte und vierzehn Scenen, mit eben so vielen Liedern, die man beliebig verbunden hatte, ohne sich andern Gesetzen zu fügen, als denen, in schönen Versen und entsprechender Musik die verschiedenen auf dem Theater erscheinenden Seelenbewegungen auszudrücken.

Die erste Sopranpartie (Silvia) sang Dem. de Sercamanan, die zweite (Diana) ihre ältere Schwester*). Die Rollen des Alcibor und Tirsis hatten die Brüder, der Graf und der Chevalier de Fiesque, zwei sehr beliebte Sänger, übernommen. Das Orchester bestand aus 13 Musikern (Streichinstrumente und 2 Flöten).

Das kleine Stück wurde seit den ersten Apriltagen 1659, 8—10 mal in dem eine Meile von Paris gelegenen Dorfe Issy, im Hause des Herrn de la Haye aufgeführt. Die Neuheit des Unternehmens zog Neugierige in Menge an. Alles gelang vortreflich. Das Ensemble war gut. Die Darsteller hatten schöne Stimmen und hübsche Figuren. Es schädete dem bedeutenden Erfolge durchaus nicht, daß Issy von Paris entfernt lag, die Handlung mehr als einfach war und Maschinen und Tänze ganz ausgeschlossen blieben. Perrin, dessen Mühe und Beharrlichkeit ihm alle sich entgegenstellenden Hindernisse besiegt hatten, berichtet in einem Briefe vom 30. April (dem ersten musikalischen Feuilleton Frankreichs) an seinen Gönner Rouëre selbst umständlich über diese Sache.

Der Lärm, den „la Pastorale“ in der Gesellschaft machte, der Reiz der Neuheit, den es für sich beanspruchen durfte, — man hörte z. B. darin Flötenconcerte, wie man sie seit den Tagen der Griechen und Römer nicht mehr im Theater gehört, — drang bis zum Könige. Neugierig gemacht, ließ er sich das Stück in Vincennes wiederholt vorspielen, zuletzt am 21. Mai 1659 zur Feier des in la Haye zwischen Frankreich, England und den Niederlanden geschlossenen Friedens. Cardinal Mazarin**), der für derartige Vorstellungen besondere Vorliebe hatte und sie recht wohl beurtheilen

*) Beide hatten zu dieser Zeit großen Ruf und bildeten mit den Damen Pilaire, Mierz und einigen andern die Gierde der Hof-Concerte.

**) Die Kirche hat große Verdienste um das Theater, obwohl sie die Schauspieler der göttlichen Gnadengaben verlustig erklärte und von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hatte. Richelieu baute im Palais Royal einen Saal, in dem er seine Tragödie „Mirame“ aufführen ließ, den dann Molière und nach ihm Lulli in Besitz nahm. Mazarin stellte Molières Truppe unter die Intendanz la Rouëres. Perrin schrieb das erste französische Libretto, der Organist Cambert setzte es in Musik, die Katho-

konnte, belobte Dichter, Componist und Mitwirkende und verhiess ihnen, sich ihrer zu ähnlichen Zwecken zu bedienen.

Obwohl nach Kräften die Bestrebungen Perrins unterstützend, wollte Mazarin auf die italienische Oper doch nicht ganz verzichten. Momentan bot auch die am 9. Juni 1660 vollzogene Verbindung des jungen Königs mit Maria Theresia von Spanien Veranlassung zu endlosen, sich über Jahresdauer hinziehenden Festen. Der Cardinal berief den in seiner Heimath als größten dramatischen Componisten geltenden Venetianer Franc. Caletti-Bruni, genannt Cavalli (1610—72), nach Paris, um von ihm eine seiner Opern einstudiren zu lassen. „Xerxes“ wurde mit größter Pracht in der hohen Galerie des Louvre, am 22. November in Gegenwart der Majestäten und des Hofes aufgeführt. Das Werk aber, in dem 800 Personen mitwirkten, zu dem noch sechs, von Lulli componirte Ballets gefügt waren, spielte acht Stunden und ermüdete selbst die Kenner und Freunde italienischer Musik in solchem Grade, daß es erfolglos vorüberging.

Fast gleichzeitig mit diesen Ereignissen treffen wir auf andere, die nur dazu beitragen konnten, Perrins Absichten zu fördern. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß das Theater die diese Periode beherrschende Leidenschaft war.

Ein 1640 verstorbener Mr. Guy de Sourdeac aus dem Hause de Rieux de Bretagne, das Frankreich viele Marschälle, Bischöfe und tapfere Offiziere gegeben, seit 1617 mit Louise de Biezport verheiratet hinterließ einen Sohn Alex. de Rieux, Marquis de Sourdeac, der von Mazarin in die seinen Eltern in Folge königlicher Ungnade entzogenen Familiengüter wieder eingesetzt, eine merkwürdig geschickte Hand und ein ganz außerordentliches Talent für Mechanik besaß. Es gab in der ganzen Welt keinen bessern Schloffer. Durch seine Verbindung mit einer der beiden Erbinnen von Neufbourg in der Normandie, Helene de Claire, einer Dame von großem Verdienst und ausgezeichnet durch Geist und Tugend, kam er in Besiß der betreffenden Güter und eines großen Reichthums. Er war ein Original, der sich z. B., um Übung im Laufen zu haben, von seinen Bauern wie ein Hirsch jagen ließ. Obwohl vermögend und prachtliebend, konnte er, der Kinderlose, unter Umständen doch auch sparsam bis zum Geize sein. Er theilte den Enthusiasmus seiner Zeitgenossen für das Theater. Bößlich kam ihm in den Sinn, sich auf seinem entlegenen Schlosse eine Comödie vorspielen zu lassen. Er baute einen Saal, der ihn 10,000 Thaler kostete und dessen Ausstattung auf's Doppelte dieses Betrages kam. Corneille wurde veranlaßt, ihm ein Stück: „les Amours de Medée“, später in „la

dralen lieferten die Sängler. Als es galt, den Theateraal in einen Ballsaal umzuwandeln, construirte ein Augustinermönch ein kunstreiches Häderwerk, um das Parterre zum Niveau der Bühne zu erhöhen. Dagegen erhob sich in Jisy an der Stelle, wo „la Pastorale“ zuerst gegeben wurde in der Folge eine geistliche Niederlassung.

Toison d'Or“ umgetauft, zu schreiben. Es dauerte lange, bis man über das Honorar einig werden konnte. Es beliebte dem Marquis-Maschinisten, dem Dichter gegenüber plötzlich den Knicker hervorzufehren. Nachdem diese Frage jedoch endlich bereinigt war, ließ er auf vielen Wagen die Truppe des Marais aus Paris kommen und auf seine Kosten durch zwei Monate splenbid verpflegen und führte mit ihr im Januar 1661, zur Nachfeier der königlichen Vermählung, das genannte Zauberstück auf. Während der verschiedenen Wiederholungen fanden auf seinem sonst so stillen und einsamen Schlosse mehr als 800 Edelleute Unterkommen. Ueberall traf man in den verschiedenen Zimmern die Tische reich und geschmackvoll servirt.

Ohne Nebenbuhler in seinem Fache, wurde Sourdeac mit dem Auftrage beehrt, die Maschinen zu einer für das nächste Jahr in Aussicht genommenen Oper herzustellen. Wiederum nämlich hatte sich der Cardinal dazu verstanden, eine Gesellschaft ausgezeichnete Sänger aus seiner Heimat kommen zu lassen. Zugleich ließ er in den Tuilerien das prächtige Théâtre de Machine bauen, damals das geräumigste und schönste Europas. Man gab darin, am 7. Februar 1662, eine neue Oper Cavallis, der Frankreich seit dem „Xerxes“ nicht mehr oder doch nur auf kurze Zeit verlassen hatte: „l'Ercole amante“. Der König und seine Gattin, der Herzog von Orleans, der Prinz Conti, die angesehensten Damen und Herren des Hofes tanzten darin. Man sah in dieser Aufführung vereint, was Pracht und Geschmack Ausgesuchtes bieten konnten. Herrliche Decorationen, erstaunliche Maschinerien waren verschwendet. Paläste, in denen 100 Personen, verschiedenartig gruppirt, zu sehen waren, schwebten, von Wolken getragen, vom Himmel herab, hoben sich wieder und wurden von aus der Erde kommenden, prachtvolleren Bauten ersetzt. Den ganzen kunstvollen Mechanismus hatte Sourdeac erfunden; er leitete und überwachte jede Bewegung desselben. Auch der Reichthum der Costüme, die Schönheit der Stimmen, das exacte Ensemble von 200 Musikern waren des glänzenden Schauspiels würdig. Aber trotz Allem und Allem, auch „l'Ercole amante“ vermochte wohl Aufsehen und Staunen, tiefere Theilnahme jedoch nicht hervorzurufen, das heißt auch diese italienische Oper hatte nur geringen Erfolg*).

„La Toison d'Or“ war noch keine Oper, aber doch ein Vermittelungsgenre zwischen Tragödie und Oper. Hof und Stadt zollten, als das Stück einige Zeit später auch in Paris gegeben wurde, der Aufführung Bewunderung; vielen folgenden Darstellungen diente es zum Muster. Das

*) Für Diejenigen, die nicht italienisch verstanden, wurde der Text des Conte Majolino Visaccioni von Camille Lilius in französische Verse gebracht. Auch dieser Oper waren mehrere von Lulli componirte Ballette hinzugefügt. Die mitwirkenden Sänger hießen: Meloni, Piccini, Rivani, Gius. Ag. Roncelli, Chiarini, Bordigoni, Vulpio, Zanetto; die Sängerringen: Gilaire de la Barre, Bergerotti, die Ballarini, Bordini, Ribera.

Sujet eignete sich übrigens trefflich zu einer Oper; aber vor Lulli wollte keinem Componisten eine Arie gelingen. Die Melodiebildung ist selbst bei diesem noch kalt und schleppend und seine Gegner tabelten nicht mit Unrecht den düstern, dem Kirchengesange ähnlichen Charakter seiner Sologefänge. Etwas ansprechender erschienen die meist variirten Baudevilles, die jedoch, musikalisch betrachtet, vielfach herzlich unbedeutend waren. Auch die Harmonie war seither nur ein ungelentker, reizloser Contrapunkt.

Während aller dieser musikalisch-dramatischen Versuche der letzten Jahre blieb Perrin nicht müßig. Mazarin hatte ihm zwei Aufgaben gestellt; er schrieb demzufolge eine Oper komischen Genres „Ariane ou l'Amour de Bacchus“ und eine tragische: „l'Amour d'Adonis“. Die erstere wurde vom Dichter und Tonsetzer vollendet. Schon war sie völlig vorbereitet und studirt, probeweise in der Galerie des Mazarin'schen Palastes vor geladenem Zuhörerkreis mit größtem Erfolg zu Gehör gebracht und der Tag der öffentlichen Aufführung bestimmt worden, als der Cardinal am 9. März 1661 starb. Dies Ereigniß vernichtete momentan wieder alle Hoffnungen Perrin's. Es wurde auch für Cambert verhängnißvoll, da Lulli nun Zeit gewann, sich in des Königs Gunst festzusetzen, seinen Credit bei Hofe auszubehnen und die Intrigen vorzubereiten, nach deren Gelingen er sich an Perrin's Stelle setzte und seinen Rivalen um den Erfolg seiner Arbeiten betrog.

Bittschriften, Gänge und inständige Bitten, lange Jahre hindurch fortgesetzt, brachten Perrin's Angelegenheit allmählig wieder in Fluß. Zehn Jahre nach der Aufführung von „la Pastorale“ erhielt er endlich ein aus St.-Germain-en-Laye datirtes (28. Juni 1669), vom Könige unterzeichnetes und auf die Dauer von zwölf Jahren ausgedehntes Patent, das ihn ermächtigte, eine Académie de l'Opéra (zu unterscheiden von Académie Royale de musique) zu gründen, d. h. Vorstellungen mit Musik in französischer Sprache, nach dem Muster derjenigen Italiens, nicht nur in Paris, sondern in allen Städten des Landes, wo es ihm gefallen würde, zu geben. Zugleich wurde in diesem Schriftstück Personen von Stand und Adel gestattet, ohne Nachtheil für ihre gesellschaftliche Stellung, sich an den öffentlichen theatralischen Aufführungen zu betheiligen*).

Anfangs fanden wöchentlich zwei, später drei Opernvorstellungen statt

Perrin's erste Sorge war es nun, Theilnehmer für eine entsprechende und geordnete Ausbeutung seines Unternehmens zu finden, denn weder für die Arbeit, noch die Kosten vermochte er allein einzustehen. Er verband

*) Die Bezeichnung „Académie“, gegen welche das französische Publikum stets opponirte, in Italien ausschließlich nur für Concerte gebraucht, nahm man zuletzt dennoch in Folge verschiedener Vorgänge an. 1665 hatte Mazarin eine Académie de peinture et de sculpture gegründet. Für Ludwig XIV. wurden solche Gründungen zur Leidenschaft. Er rief ins Leben 1661 die Académie de danse, 1663 die des inscriptions et belles-lettres, 1666 die des sciences und zuletzt noch die Académie d'architecture. Auch in der Provinz wurde er nicht müde, ähnliche Institute zu organisiren.

sich mit Cambert für die Musik, mit Sourdeac für die Maschinerie, mit dem Finanzmann Versac de Fondant, Sieur de Champeron, für Beschaffung der Geldmittel. Dann wurde ein Platz zum Hausbau ausgewählt und das Engagement der Gesangskräfte in Aussicht genommen. Man gewann den königl. Balletmeister Beauchamp*) für den Tanz und den Schauspieler von der Comédie française, La Grille, als Regisseur.

Cambert war bemüht, die brauchbaren Sänger in Paris für das Unternehmen zu interessiren. La Grille (oder der Sänger Monier) erhielt den Auftrag, nach Languedoc, der Heimat schöner Stimmen, zu reisen und aus Maitrisen und Kathedralen die besten und geschicktesten Kräfte nach der Hauptstadt zu locken. Er brachte Dem. Cartilly und die Sänger Clébriere und Tholet (hohe Tenore, eigentlich Altisten), Roffignol und Beaumavielle**) (Baritone) und Borel de Miracle (Tenor) mit.

Das erste Operntheater, nach Molières Tode die Zussucht der königlichen unter seinem Scepter vereinigten Comödianten, wurde im Faubourg St. Germain auf einem den Erben Isaacs de Laffemas gehörigen Terrain, Feu de paume de la Bouteille genannt, in den Straßen de Seines und Fossés-de-Mesle, gegenüber der Straße Guénégaud gelegen, von Guichard, dem Intendanten der Gebäude des Herzogs von Orleans, binnen fünf Monaten erbaut.

Sourdeac und Versac hatten am 8. October 1670 vor dem Notar Mr. Naveneau mit Mr. Maximilien de Laffemas, Sieur de Soyecourt, dem Bevollmächtigten der Besitzer, einen Pachtvertrag auf fünf Jahre um 2400 Livres abgeschlossen.

Der Bau bildete ein längliches Viereck. Vom Grund aufsteigende Säulen stützten die Bogen, einige am Plafond hängende Kronleuchter gaben dem Saal das nöthige Licht. Das Publikum des Parterres stand nach damaligem Gebrauche. Die Bühne war groß, tief und für die Bewegungen der Maschinen vollkommen ausreichend. Im letzten Acte der „Pomone“ erschienen z. B. 18 Genien in den Wolken, eine Anzahl, für die selbst große moderne Bühnen die Flugwerke nicht immer ermöglichen dürften.

Man kann sich denken, mit welch neidischem Ingrimm Lulli diese Fortschritte des Perrin'schen Unternehmens und den wachsenden Ruhm Camberts

*) Beauchamp, ein berühmter Tänzer, voll Lebhaftigkeit und Feuer, und zugleich auch ein vortrefflicher Musiker, war Tanzlehrer des Königs, der sich bekanntlich auf seine Kunstfertigkeit im Tanzen nicht wenig einbildete. Beauchamps Nachfolger im Theater wurde 1687 Pecourt.

**) Von allen seinen Kameraden hielt sich letzterer allein für die Dauer in Paris: er wurde später auch von Lulli engagirt. Groß und häßlich, aber auf dem Theater von edlen Aussehen, wurde er ein berühmter Sänger und großer Schauspieler. Er starb Ende 1688, gerade da er die wichtige Rolle des Neptun im „Peléus“ studirte, die nun bei der Aufführung Moreau, ein Bruder zweier beliebter Opernsängerinnen, übernahm.

verfolgte. Er machte alle Anstrengungen und ließ kein Mittel unberücksichtigt, die Nebenbuhler zu schädigen, ihre Gründung zu seinem Vortheile auszunutzen. Zunächst begann er damit, Cambert einige seiner besten Kräfte, die Sänger Morel und Gilet und vielleicht auch La Grille unter dem Vorwande abspenstig zu machen, sie in den Dienst des Königs zu bringen. Es tröstete ihn nicht, daß er 1670 den Auftrag erhielt, für den König ein Divertissement mit Gesängen und Tänzen zu componiren, wozu Molière den Text schrieb. Man hatte das sinnigste und galanteste Sujet der Fabel „Psyche“ dazu gewählt, damals zudem durch einen im vorhergehenden Jahr erschienenen Roman Lafontaines sehr in die Mode gekommen. Er vermochte bei der Kürze der Zeit jedoch nur den ersten Act und die ersten Scenen der beiden folgenden zu vollenden. P. Corneille übernahm dann den Rest, Quinault die Singverse*).

„Psyche“ ist kein ausgezeichnetes Stück, die letzten Acte sind sogar sehr ermüdend; aber die Lieblichkeit des Sujets, die mit königlicher Pracht in's Werk gesetzte Ausstattung ließen manche Mängel übersehen.

Doch kehren wir zu Perrin zurück. Bisher hatten Sänger und Sängerinnen auf der Bühne öffentlich nicht mitgewirkt. Nur hinter vergitterten Logen sangen sie, wenn es erforderlich war, ihre Partien. Es gelang Perrin, diesen Mißstand zu beseitigen und gegen geringe Entschädigung Personen zu gewinnen, die im Costüme, wie die andern Schauspieler, ihre Rolle ausführten. Aber das war der kleinste Theil der zu überwindenden Schwierigkeiten. Die angehenden Künstler mußten für ihre Aufgabe vollständig erzogen und unterrichtet, zur Praxis einer complicirten, ihnen bisher ganz fremden Kunst, — denn der dramatische Gesang war den Franzosen etwas völlig Neues, — aus dem Größten erst herausgebildet werden.

Durch 20 Monate hielt man in der großen Galerie, in der schon die Proben zu „Ariane“ (die man aus unsäßbaren Gründen liegen gelassen hatte) abgehalten worden waren, im einstigen Cardinalspalaste, von seinem gegenwärtigen Besitzer, dem Marquis de Mancini, in Hotel de Nevers umgetauft, Probe auf Probe zu der Oper „Pomone“, mit der das neue Theater eröffnet werden sollte. Als endlich am 19. März 1671 die öffentlichen Aufführungen beginnen konnten, übertraf aber auch der Erfolg alle Erwartungen, so hochgespannt dieselben gewesen sein mochten.

*) In der Folge führte Molières Truppe diese Piece auch in ihrem Theater auf. „Psyche“, eine lyrische Tragödie mit Prolog, Musik von Lulli, 19. April 1678 in der Académie royale gegeben, nennt als Textdichter Thomas Corneille, doch auch Fontenelle reclamirte einen Antheil an der Arbeit. Inwieferne dieses Stück mit dem vorhergehenden, namentlich der Musik nach, in Beziehung steht, läßt sich nicht bestimmen. In dieser Zeit (1670) wurde auch das Divertissement royal: „les Amants magnifiques“ von Molière gespielt.

Der Prolog der „Pomone“*), von Vertumnus und einer Seinenymph ge- sungen, erging sich im Lobe des Königs und im Preise seiner glänzenden Hauptstadt (die Decoration stellte die Umgegend des Louvre in Paris vor).

Das fünfactige Buch der Oper, dem Könige dedicirt, dessen Gunst und die Ehre seiner Gegenwart bei den Vorstellungen erbeten wird, ist von elementarer Einfachheit; das Gedicht ist nicht gut, die Verse lassen nach Seite des Gefühls und Ausdrucks sehr viel zu wünschen, haben aber die Neuheit gewisser, bis dahin im Theater nicht gebrachter poetischer Formen für sich. Perrin zeigte sich insofern verständig, als er den Geschmack des Publikums vorausgeföhlt und ihm bereitwilligst entgegen- gekommen war. Das Sujet, im Lande Latium in Albanien, im Hause der Pomone spielend, behandelt die Liebe des Vertumnus zu Pomone, die ihn erst verächtlich abweist und dann plötzlich, ohne daß man einen Grund ihrer, die Entwicklung übrigens glücklich beschleunigenden Sinnesänderung zu erkennen vermag, ihm erklärt, daß sie ihn anbetet. Einige episodische Scenen und Intermezzos, ohne Beziehung zum Gegenstande, Ballets, die, man weiß nicht weshalb, eingeschoben werden, eine Anzahl von Schlußstücken, durch die sich übrigens die Theaterbesucherinnen jener Zeit nicht incommodiren ließen, vielfacher Decorationswechsel, verbunden mit dem ganzen complicirten Apparat moderner Feerien, bildeten dies sonderbare Werk, unförmlich in seiner Erfindung, aber von neuem Genre und leichter Aus- führung. Eine piquante und belebte Musik, ebenfalls neu und eigenartig, kam selbstverständlich der Dichtung nicht wenig zu statten. Die Musikstücke sind im Allgemeinen kurz und gedrängt und schließen sich gewöhnlich ohne Unterbrechung einander an. Sowohl vor dem Prolog, wie vor dem ersten

*) Von der Partitur der „Pomone“ hat sich nur der Prolog, der erste und ein Theil des zweiten Actes erhalten. Das bei R. Ballard 1671 erschienene Textbuch führt folgende Mitwirkende auf: Musiciens. Personages véritables: Pomone, déesse des fruits (Dlle. de Cartilly). Flore, sa soeur, déesse des fleurs (Clédière?). Vertumne, dieu des lares ou follets (Beaumavielle), Faune, dieux des villageois (Rossignol), le Dieu des Jardins (Miracle), tous amoureux de Pomone. Juturno, Venilie, nymphes de Pomone, Beroë, nourrisse de Pomone (Tholet?). Chœurs de Jardiniers. — Personages feints et transformez: Vertumne transformé: en Bergère de Lampsace, ville de Grèce, où naquit le Dieu des Jardins; en Pluton, Bacchus, Beroë. Follets transformez: en Bergères de Lampsace, en Satyres, en Amours, Muses et Dieux. — Danseurs. Personages véritables: Bouviers. Cueilleurs de fruits. Follets transformez: en Fantômes, Démon, Esclaves. — Personages muets: Troupe de Follets. Vertumne transformé: en Dragon, en Buisson d'épines. Follets. transformez: en Buissons d'épines, en joueurs d'instrumens. — Changements de théâtre: I. Vergers de Pomone. II. Parc de chesnes. III. Rochers et verdures. Palais de Pluton. IV. Jardin et berceau de Pomone. V. Palais de Vertumne. — (Als Tänzer werden neben Beauchamp noch St. André, Favier und Lapierre genannt, Frauen traten bekanntlich in jener Zeit in Balleten noch nicht öffentlich auf. Der Chor bestand aus 15, das Orchester aus 13 Personen.

Acte findet sich eine Overture. Erstere wurde noch in neuerer Zeit in einem Conservatoire-Concerte mit guter Wirkung zur Ausführung gebracht. Cambert schrieb seine Instrumentalstücke vier-, Lulli fünfstimmig. Dieser zeigt sich in seinen ersten Opern noch wenig geschickt, sein kleines Orchester zu ordnen und zu gruppiren; oft kreuzen und verwirren sich bei ihm (wahrscheinlich um verbotene Quinten- und Octavenschritte zu maskiren) die Stimmen in bedenklicher Weise. Bei Cambert ist das harmonische Gewebe gedrängter und correcter, klarer, reiner und natürlicher. Auch der Gesangstheil ist sehr befriedigend, die Form der Stücke eine wohlbedessene; die Recitative sind gut eingeführt und vortreflich declamirt, die Harmonie ist natürlich und leicht, die Bässe bewegen sich frei und sind energisch geführt, das ganze Ensemble läßt einen geschickten Musiker erkennen, der Verständniß für das Theater, sichere Praxis, geschickte Hand und das Bewußtsein seiner Aufgabe hat und dessen natürliche Fähigkeiten eine lebhaftige Einbildungskraft und solide Studien unterstützen.

Der ungeheure Erfolg der „Pomone“ erhielt sich durch acht Monate, also für mehr als 70 Aufführungen unvermindert. Die Unordnungen, die der Andrang des Publikums zur Folge hatte, obwohl für die ersten Vorstellungen ein Parterreplatz einen halben Louisdor kostete*), veranlaßten einen strengen Polizeibefehl.

Auf Perrins Antheil entfielen bei der Abrechnung 30,000 Livres. Welcher Reichthum für den armen Poeten! Aber gerade dieß unerwartete Ergebniß barg die unheilvolle Saat, an dem sein Glück und das Camberts, sowie das ganze Unternehmen überhaupt scheitern sollte. Unseliger Weise entwickelten sich die Dinge ganz nach Lullis Wunsch und Voraussicht. Gerade in Folge dieser reichen Ernte erhob sich Streit und Uneinigkeit zwischen den Directoren. Perrin, in steter Nothlage, hatte wiederholt bei Sourdeac Anleihen gemacht. Dieser hatte ohnedem in Gemeinschaft mit Versac die Capitalien zu dem Unternehmen vorgeschossen, das, obwohl über Erwarten glänzend in seinen Resultaten, doch immer noch ein bedeutendes, nur allmählig zu deckendes Deficit offen ließ. Sourdeac bestand nun darauf, sofort befriedigt zu werden; der bedrängte Dichter, der zum ersten Mal eine größere Summe in den Händen hatte, weigerte sich energisch, seinen Schatz loszulassen. Um sich bezahlt zu machen, ward er von seinem Bedränger, der sich nun des Theaters bemächtigte, von der Leitung ausgeschlossen.

Als auf diese Art Perrin aus der Administration hinausgedrängt war galt es, einen Dichter zu finden, der Cambert ein neues Buch zu liefern

*) Die Preise der Plätze waren nach Castil-Platz folgende:

Ein Platz auf dem Balcon im Theater, 1 Louisdor 11 (12) Livres 10 Sous.			
Ein Platz in der ersten Logenreihe und im Amphitheater	7	=	11
In der zweiten Logenreihe	3	=	12
In der dritten Logenreihe und im Parterre	1	=	16

vermochte. Sourdeac hatte diesen Fall schon vorherbedacht. Es lebte damals in Paris ein gewisser Gabriel Gilbert*), ein Hugenothe (geboren 1610 in Paris, gestorben daselbst 1680), der sich durch eine Reihe dramatischer Werke einen gewissen Ruf erworben hatte. Sie bekundeten neben einer allerdings schlaffen Versification ohne Relief, doch Erfindungsgeist und Phantasie, enthielten gute Gedanken und offenbarten bemerkenswerthe Fähigkeit der Conception.

Gilbert, in seiner Jugend in den Diensten des Herzogs von Rohan, wurde 1657, nach Abdankung der Königin Christine von Schweden, deren Cabinetssecretär. Er hatte, ungeachtet sein dem Corneille entlehntes Trauerspiel „Rodogune“ schmählich durchgefallen war, keine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten und seine Aemter hinderten ihn auch nicht, sich mit Poesie und Theater zu beschäftigen**). Ungeachtet der Zahl seiner Werke, der eintäglichen Stellen, die er besaß und der einflußreichen Protection, deren er sich erfreute, wurde er nicht reich und würde im Glend gestorben sein, hätte ihm nicht der Generalcontroleur der Finanzen, Mr. Anne d'Hervert, ein Mäcen der Leute von Wissen und Geist, in seinen späteren Tagen ein Asyl in seinem Hause gewährt. Hervert, Sohn eines Fremden, des Barthélemy Hervert, der sich in Paris niedergelassen, verheiratet und ein Bankgeschäft gegründet, dann das Hôtel Epernon, rue Mâtière, erworben hatte, das er prächtig wiederherstellen und von Mignard mit herrlichen Malereien schmücken ließ, nahm darin seinen Freund, den Musiker Lambert, Lullis Schwiegervater und die Dichter Gilbert und Lafontaine auf, welsch' letzterer hier, von der rührendsten Sorgfalt umgeben, 1695 auch starb.

Mit Unrecht sprechen mehrere Schriftsteller geringschätzend von Gilbert. Er hatte nicht das Genie Corneilles und Rotrou's; aber wenn es ihm auch an Wärme und Energie fehlte, war er wenigstens einer der ersten einsichtsvollen Tragiker, die dazu beitrugen, die der französischen Diction noch anhaftenden gothischen Wendungen zu reformiren. Fast alle seine Sujets waren verständig gewählt; hat er sie nun nicht alle mit großer Kunst behandelt und besonders seine Pläne meist flüchtig entworfen, findet man doch selbst in seinen geringeren Arbeiten interessante Situationen und die Gefühle so glücklich ausgedrückt, daß manche der spätern Tragiker es nicht verschmähten, Anleihen bei ihm zu machen.

Gilbert schrieb nun auf Sourdeacs Aufforderung ein fünfactiges Pastorale, das Cambert sich beeilte, zu componiren. Das Textbuch wurde dem Minister Colbert gewidmet. Buch und Verse sind der „Pomone“ überlegen. Gilbert wußte vom Beispiele seines Vorgängers Nutzen zu ziehen; sein Stück

*) Seine Werke gab nach seinem Tode sein Glaubensgenosse Hervert, Finanzcontroleur, heraus.

**) Er schrieb für die Bühne: Marguerite de France, Téléphonte, Hippolyte, Sémiramis, les Amours de Diane et d'Endymion, Cresphonte und viele andere Piesen.

ist zugleich kurz und belebt; die ungleichen Verhältnisse sind mit Geschick angewendet, wodurch eine der wesentlichsten Bedingungen dramatisch-musikalischer Poesie glücklich gelöst und dem Componisten Takt und Rhythmus erleichtert wurde. Im Uebrigen war die Handlung voll Abwechslung, oft prächtig, und erlaubte dem Musiker, leidenschaftliche Scenen zu schildern, wozu ihn sein Genius besonders befähigte.

Die Handlung in „les Peines et les Plaisirs de l'Amour“*) beschäftigt sich mit der Liebe Apolls zu Climene, einer Nymphe der Diana, die der unerbittliche Tod dem Gotte raubte. Apoll tritt auf, um seinen Schmerz am Grabe der Geliebten auszuschreien, während eine Gefährtin von ihr, die Ursache ihres Todes, Asterie, vergebens die Aufmerksamkeit des Trauernden auf sich zu ziehen sucht. Nach vielen Zwischenfällen, Intrigen und Intermezzi wird Climene dem Leben und ihrem unsterblichen Geliebten zurückgegeben. Ein solch einfaches Sujet mußte mit allen möglichen Zuthaten und der seltensten Inszenierungskunst reich und glänzend ausgeschmückt werden, um im Stande zu sein, Augen und Theilnahme des Zuschauers zu blenden und zu fesseln und sie über Inhaltlosigkeit und Einförmigkeit der Handlung hinwegzutäuschen. Vorläufig that der Umstand noch sein bestes, daß wieder ein französisches Originalwerk vorlag, auf das man stolz sein und dessen man sich erfreuen und rühmen konnte. Es ist bekanntlich eine gute Eigenschaft des französischen Publikums, Werke einheimischer Künstler milde zu beurtheilen und sie nicht, wie dies in Deutschland gewöhnlich geschieht, durch unvernünftige und verletzende Kritik von Anfang an unmöglich zu machen.

Bei der an ungewöhnlichen Entwicklungen reichen Darstellung wirkte ein zahlreiches Personal mit. Die Scene spielt in Arkadien an einem Fluß, der sich am Fuß des Berges Cyllene hinzieht. Die Assisen zählten folgende Mitwirkende auf:

Apollon, amant de Climène (Cledièrre).	Pan, amant d'Astérie (Tholet).
Climène, nymphe de Diane (Dlle. Brigogne**).	Astérie, nymphe, rivale de Climène (Dlle. Cardilli).

*) Eine andere also betitelte Oper, von Morand gedichtet und von Bourgeois componirt, wurde nie aufgeführt.

***) Marie Madeleine Brigogne, Tochter eines mittelmäßigen Malers (oder elenden Anstreichers, wie Andere sagen), geb. 1652, klein, niedlich, sehr hübsch, war bei diesem ihrem Debüt kaum 20 Jahre alt. Sie hatte so großen Erfolg mit ihrer Rolle, daß man ihr den Beinamen der kleinen Climène gab. Als nach kurzer Zeit Lullis sich der Akademie bemächtigte, engagirte er sie mit 1200 Livres für zweite Rollen, 1680 verließ sie das Theater. Die leichtfertige Person, erst Lullis intime Freundin, dann in Todfeindschaft mit ihm, sah sich in dem von Guichard gegen ihn angestrebten Proceß schmählich compromittirt und wurde seitens dieses Klägers zum Gegenstand beleidigendster Anschuldigungen gemacht. — Marie Aubry, Tochter des Leonard

Philis, bergère, confidente d' Astérie (Dlle. Marie Aubry).	Les Songs.
Vénus.	Faune et les Satyres.
L'Amour.	Six Sacrificateurs.
La Renommée.	Six Prêtresses.
Deux petits Amours.	Spectres.
Mercur.	Choeurs de Bergers.
Trois Grâces.	Choeurs de Bergères.
Trois Muses.	Les Rois.
Iris.	Les Jeux.
L'Aurore.	La Jeunesse.

Abgesehen vom Ausschlusse Perrins waren die Operndirectoren die gleichen geblieben, doch scheint Sourdeac vorzugsweise sich jetzt der Oberleitung bemächtigt gehabt zu haben. Die neue Oper Camberts wurde am 8. April 1672 mit großem Erfolge aufgeführt. Wie das Buch, erklärte man auch allgemein die Musik der zur „Pomone“ überlegen. Im Prolog erscheint Venus in einem von Tauben gezogenen Wagen, begleitet von la Renommée und deux petits Amours. An einen längeren Wechselgesang schließt sich Chor und Ballet der die Erde bewohnenden Nationen. Das „Echo seiner Zeitgenossen“, der geistvolle Philosoph und Spötter St. Evremont*), später entschiedener Gegner des Opernwesens, in dem er nur Unsinn und den Ruin aller dramatischen Kunst erblickte, äußerte sich sehr günstig über das neue Werk. Er sagt, daß Cambert die schönste musikalische Begabung, nämlich die verständigste und natürlichste habe. Vorliegendes Werk ist artiger und galanter geschrieben als das ihm vorausgegangene;

Aubry, Pfasterer in den königlichen Gebäuden, gehörte erst der Kapelle des Herzogs Philipp von Orleans an. Lulli engagirte sie ebenfalls und sie verließ die Oper erst 1684, nachdem sie noch bewundernswürdig die Rolle der Oriane in „Amadis“ gegeben. Eine der besten auf seinem Theater erschienenen Darstellerinnen, wurde sie leider zuletzt so corpulent, daß sie nicht mehr gehen konnte. Sie war klein, hatte blendenden Teint und tiefschwarze Haare. Vertraute Freundin der Brigogne, fand sie sich mit ihr in den gleichen Proceß verwickelt und ebenso wenig wie diese geschont. Guichard, Verfasser zweier Textbücher und nach der Operndirection strebend, behandelte alle Sängeriinnen mit tiefster Verachtung. Unter den Vorwürfen gegen die von Lulli beigezogenen Zeugen, sagte er von der Aubry, daß sie längst das Metier der öffentlichen Comödiantinnen auf dessen Theater ausgeübt, und sich des Lohnes wegen zum Götzen des Publikums gemacht habe. Alle diese Profession Treibenden bezeichnet er als ehrlos und unfähig, vor Gericht Zeugniß zu geben.

*) Charles de Marguetel du Saint Denis, Sieur d' Evremont, geb. zu St. Denis-du-Guaft, 1. April 1613, starb, seiner satyrischen Gedichte wegen aus Frankreich verbannt, in London, 20. November 1703. Er pflegte zu sagen: „Die Oper ist ein Nachwerk, in dem Dichter und Musiker, sich gegenseitig hindernd, auf's Neueste bemüht sind, eine schlechte Arbeit zu machen.“

namentlich aber war eine Nummer: „Das Grab der Climene“ betitelt, ein Meisterwerk und galt lange Musikern und Sängern als solches*).

St. Evremond bezeichnet übrigens die in Frankreich nicht zur Ausführung gelangte „Ariane“ als Camberts Hauptwerk. Die Klagen der Verlassenen und einige andere Stellen geben dem, was Lulli geschrieben nichts nach. Camberts Recitativ hatte den Vorzug, daß es nicht langweilte, da es mit mehr Sorgfalt als die Arien componirt und mit großer Kunst verwendet war. Der sonst zu den begeistertsten Bewunderern Lullis zählende Schriftsteller sagt in seinem „Lettre sur les opéras“ (und hier übt er gewiß nur schuldige Gerechtigkeit), daß es keine bessere und ausdrucksvollere Declamation als die Camberts geben könne, nur hätte er, was die Natur der Leidenschaft und die Eigenschaft der zu schildernden Empfindungen anlangte, die Belehrung seiner Autoren annehmen sollen. Er erfaßte mehr das Ensemble des Sujets, als den Text, mehr das Ganze, als die Details. Hierin war ihm Lulli überlegen, dessen ausgebreitete Kenntnisse ihn befähigten, die Dichter noch anzuleiten und sie seinen Forderungen und Wünschen geneigt zu machen. Boindin (Lettres historiques sur tous les spectacles de Paris 1719) behauptete, Cambert sei nicht genug in den Sinn der Verse eingebrungen und habe zu sehr in heftigen Leidenschaften gearbeitet. „Er war ein kleiner Crébillon in der Musik“.

Die von Apollo am Grabe Climenens gesungene Klage (ein Vorläufer der Klage in Gluck „Orfeo“), von Zwischenreden Pans und des Chors unterbrochen, bildete eine Episode von außerordentlicher Wichtigkeit, ein Tableau, das der Componist rührend und ergreifend zu machen wußte, weil ihn der Gegenstand enthielt. Das dankbarere Sujet, das ihm hier vorlag, beeinflusste in günstigster Weise seine Inspiration. Der Stil in diesem Werke ist fester und gedrungener, das Recitativ breiter und ausdrucksvoller, die Charakteristik treffender.

Der glänzende Erfolg des neuen Werkes wurde plötzlich unterbrochen,

*) Artega in seiner Geschichte der italienischen Oper fällt über Ferrins „Pomone“ auch kein günstiges Urtheil. „Er und seine Genossen,“ sagt er, „ergößten den Hof durch Jahre mit plumpen Schauspielen, sogar noch in der Zeit, da Corneille, Racine und Molière die Werke des Alterthums verdunkelten. Es ist kaum zu glauben, daß Ludwig XIV., an Meisterstücke in allen Gattungen der Poesie gewöhnt, Vergnügen an den pöbelhaften Vorstellungen der „Pomone“ finden konnte, in der weitläufig von Nepfen und Artischoken gesungen wurde, daß er Geduld hatte, von den Leiden und Freuden der Liebe der Diana, Venus und Aurora in einer den Mägden und Schenkweibern entlehnten Sprache zu hören, und daß ihn bei den abscheulichen Anrufungen der Dämonen in „Circe“ (von Th. Corneille?), geeigneter, Lebendige in die Hölle, als Teufel aus ihr heraus zu treiben, nicht schauderte:

Sus Belial, Satan et Mildefaut,
Turchebinst, Sauciorain, Griebaut.
Francipoulain, Noricot et Graincelle,
Asmodeus et toute la séquelle.“

als Lulli, durch Hilfe der Frau von Montespan*) vom Könige ein neues Privilegium erhielt, welches das Perrin'sche widerrief und Sourdeac und Cambert zwang, ihr Unternehmen aufzugeben.

Perrin blieb nach seinem Ausschluß von der Opernleitung einem andern Opernversuch nicht fremd, der die Angelegenheit wesentlich verwickeln sollte.

Die Fortschritte der musikalischen Schauspiele verfolgend, begegnen wir zwei neuen Personen, welche eine für Monsieur, den Bruder des Königs verfaßte Oper aufführen ließen. Perrin, erkennend, wie sehr das von ihm erfundene Schauspiel in die Sitten eingriff, nahm an seinen Verächtern rasch Revanche.

Ein Edelmann Monsieur, Henri Guichard, kein Schriftsteller von Profession, aber vermögend und einer einflußreichen Verwandtschaft angehörend, galt als angesehene Persönlichkeit. Sohn des ersten Kammerdieners des Herzogs von Orleans und Pathe des Prinzen Heinrich von Bourbon, Herzogs von Vermeuil, erhielt er 1647—53 im Jesuitencollegium eine für die damalige Zeit glänzende Ausbildung. Beim Tode seines Vaters erbte er und seine Schwester Marie (seit 1651 mit dem Rentmeister Mr. de Marsollier verheirathet) jedes 30,000 Th. Er wußte sich nacheinander in den Besiz einiger käuflicher Stellen zu setzen. Im April 1657 wurde er Oberintendant und Generallieferant der königlichen Armeen, im December dieses Jahres Intendant und Zahlungsanweiser der königl. Gebäude, ein Amt, das 1667 eingezogen wurde. Am 10. Januar 1668 zum Staatsrath ernannt, heiratete er eine Woche später, Jeanne le Rou, Tochter eines königlichen Secretairs und ersten Architekten Sr. Majestät, die ihm 60,000 Livres zubrachte. Noch im gleichen Jahre (im April) ward er Hofcavalier Monsieur's, was ihn jedoch nicht hinderte, 19. September 1673, auch Generalintendant der Gebäude und Gärten desselben zu werden. Er erbaute das erste Opernhaus im Jeu de paume de la Vouteille.

Dies war der gefährlichste Gegner, der sich Lulli, dessen Intriguen nun allmählich hervortraten, in den Weg stellte. Sein sonst unbekannter Genosse und Mitarbeiter, von dessen Werken sich jedoch keine Spuren erhielten, war Jean de Granouillet, Monsieur de Sablières, Kammerjunker und Musikintendant des Herzogs von Orleans.

Im October 1671 gab Monsieur demjenigen, der die Ehre hatte, für seine Vergnügungen zu sorgen, den Auftrag, eine Oper in Aussicht zu nehmen, die man vor Madame, seiner zweiten Gemahlin, der Pfalzgräfin Charlotte Elisabeth, wenn man sie in Villecotret's, nach den in Chalons

* Françoise Athenais Rochecouart, Marquise de Mortemart (Tochter Gabriels de Rochecouart, Duc de Mortemart, Gouverneurs von Paris), geboren im Schlosse Tonnay-Charente (Dep. Saintonge) 26. April 1641, vermählt 1663 mit Henri Louis Parbaillan de Gondrin, Marquis de Montespan, geschieden 11. Juli 1676 und gestorben zu Bourbon l'Archambault 28. Mai 1707. Ludwig XIV. schenkte bei der Scheidung dem seine Gemahlin abgöttisch liebenden und stets um sie trauernden Marquis 200 000 Livres zur Bezahlung seiner Schulden.

stattgefundenen Hochzeitsfeierlichkeiten Ihrer königlichen Hoheiten (21. November), empfangen würde, spielen könne. Guichard veranlaßte den Sieur Sablières diese Arbeit in Angriff zu nehmen. Als jedoch der Herzog andere Verfügungen traf, befahl der König, daß man dies Schauspiel gelegentlich des Hubertusfestes, 3. November 1671, in Versailles aufführen solle.

„Les Amours de Diane et d'Endymion“, ein aus Erzählungen und Balleten zusammengesetztes Pastorale, wurde auf einem prächtigen Theater in den neuen Appartements der Königin aufgeführt. Die Majestäten waren sehr überrascht von dieser in 15 Tagen vorbereiteten Galanterie.

Perrin's Ausschließung mag um diese Zeit erfolgt sein. Als er sah, wie günstig Sablières' Werk aufgenommen wurde, näherte er sich ihm und Guichard und, alle Mittel ergreifend, Sourdeac's Unternehmen zu schädigen und ihm Concurrenz zu bieten, schloß er mit diesen neuen Cumpaner, 15. December 1671, einen Vertrag ab. Ludwig XIV. hatte Guichard beauftragt, sofort für eine neue, in St. Germain im Januar und Februar 1672 aufzuführende Oper Sorge zu tragen. Der Titel dieses Werkes läßt sich nicht genau angeben. Vielleicht war es eine Umarbeitung eines früheren, dem letztgenannten Stücke nachgeahmten Pastorales: „le Triomphe de l'Amour“.

Sourdeac stand seines intriganten Charakters wegen nicht im besten Rufe. Wie er 1661 die Comödianten des Marais verdrängen wollte, so versuchte er auch später die Truppe Molières, die 1676 sein Theater übernommen hatte, zu terrorisiren. Er erhielt vor Gericht stets Unrecht. Auf sein ihm vom Könige gewährtes Privilegium pochend, nahm Perrin die ihm seitens seiner einstigen Verbündeten gewordene Behandlung nicht stillschweigend hin, und suchte, bis er vollständig über seinen Gegner triumphiren konnte, diese wenigstens mit gleicher Münze zu bezahlen. Da er einen Dichter und Musiker und ein fertiges, vom König bereits beifällig aufgenommenes Werk vorfand, suchte er es vor die Oeffentlichkeit zu bringen und schloß deshalb mit dessen Verfassern einen Vertrag. Aber es war nicht leicht, in Paris einen Theateraal zu finden; zudem setzte Sourdeac vorläufig seine Vorstellungen noch fort und der König wollte zwei Bühnen gleichen Genres nicht gestatten. Während das Gericht mit gewohnter Langsamkeit die Prozeßsache betrieb, nützte der hartköpfige Bretagner, sich um Perrin's Einspruch wenig kümmernd, seine Zeit wohl aus und brachte, 8. Februar 1672, „les Peines et les Plaisirs de l'Amour“ zur Darstellung.

Während nun aber Perrin, nicht gewillt, sich mehr als nöthig pressen zu lassen, offen vorging, um zu seinem Rechte zu gelangen, handelte Lulli, in der Hoffnung, alle die ihm im Wege Stehenden, zu verdrängen, mit gewohnter Hinterlist. Perrin, die Schliche dieses Fuchses kennend, bekam zuletzt noch Händel mit ihm, aber ohne Aussicht, in diesem Streite, indem er nun einmal eine sehr zweideutige Rolle spielen sollte, zu Ende zu kommen, trat er ihm zuletzt, gegen eine entsprechende Summe, sein Privilegium ab. Der König, dem Drängen seines Günstlings und den Schmeichelworten und Vorstellungen

der Günstdame nachgebend, ließ nun Lulli ein neues Patent ausfertigen, in dem das Perrin einst gegebene widerrufen und er zur Gründung einer Académie royale de Musique berechtigt wurde, „car tel est notre plaisir.“

Sourdeac hatte nun das Nachsehen. Vergebens widersetzte er sich mit allen Mitteln der Einregistrierung des im März 1672 ausgefertigten, von Colbert signirten Patents. Nicht besser erging es Guichard und Sablières, die sich auf ihren mit Perrin abgeschlossenen Vertrag beriefen. Ludwig XIV., keinen Spaß verstehend, und zweifellos von Lulli unausgesetzt gemahnt, ließ beiden Parteien keine Zeit zum Nachdenken, sondern befahl seinem Minister, der übrigens gar nicht damit einverstanden war, die Erfinder der Oper um den Vortheil ihrer Arbeit zu betrügen, an Monsieur de Harlay, Procurator im königlichen Parlament, die Aufforderung zu richten, die Sache zu Ende zu führen. Trotzdem beillte dieser sich nicht. Sein Rechtsgefühl mochte sich gegen solches Ansinnen sträuben. Da schrieb der König eigenhändig (30. März) an den Polizeilieutenant Monsieur de la Reynie und verordnete sofortige Schließung des Sourdeac'schen Theaters.

Bekanntlich mußte Lulli, trotz der geringen Achtung, die er als Mensch genoß, sich beim König, auf dessen Geist er einen seltsam-unerklärlichen Einfluß übte, so in Gunst zu setzen, daß ihn dieser selbst Molière vorzog, was den Tadel der ergebensten seiner Diener herausforderte. Der Florentiner heischte die von ihm erstrebte Gunst mit so viel Hartnäckigkeit, daß Ludwig fürchtete, er, den er für seine Unterhaltungen nicht entbehren wollte, könne ihn verlassen, wenn ihm nicht gewährt würde, was er beanspruchte. Einige Tage später moquirte sich der ganze Hof über die Vortheile, die man dem Italiener, dem nun die Möglichkeit gegeben war, ungeheure Summen zu gewinnen, zugewandt hatte. „Es wäre besser gewesen,“ sagte man, „den Gewinn unter Mehrere zu vertheilen, die, im Wettkampf sich zu übertreffen, die französische Musik zu größter Vollkommenheit gebracht haben würden.“ „Ich wollte,“ äußerte sich Colbert, „daß Lulli eine Million durch seine Opern erwürbe und daß das Beispiel eines Mannes, der mit Componiren solches Vermögen gewinnen konnte, alle Musiker veranlaßte, Alles aufzubieten, um zu gleichem Ziele zu gelangen.“

Der arglistige Florentiner hatte endlich Wunsch und Willen durchzusetzen gewußt. Unbekümmert um drei, das Genie Camberts constatirende Erfolge, und den Ruhm, den er über sein Vaterland auszustrahlen im Stande gewesen wäre, wenn man ihm vergönnt hätte, neue Werke zu schaffen, nöthigten der König von Frankreich und sein erster Minister den nationalen Künstler zur Auswanderung, begingen sie die schreiende Ungeerechtigkeit, sich zu seiner Schädigung zur Partei des Fremden zu schlagen.

Obwohl der Saal Guénégaud auf königlichen Befehl 1. April geschlossen wurde, setzte Sourdeac mit dem Muth der Verzweiflung den Kampf fort*).

*) Protest Sourdeacs an das Parlament, 30. Mai; Schreiben Lullis an Colbert, 3. Juni; Erlaß des Parlaments, 27. Juni.

Und da auch Sablières sich mit aller Energie der Einregistrierung des Akademiepattes entgegenstemmte, die Angelegenheit sich also fortwährend noch in die Länge zog, befahl der König seinem Musikintendanten Lulli mit seinen Vorstellungen, ohne Rücksicht auf seine Concurrenten zu nehmen, zu beginnen. Colbert empfahl, 24. Mai, dringendst die Sache auf's Neue M. d'Harley, sich darauf berufend, daß Lulli mehr Erfahrung, Geschick und Befähigung für die Oper habe, als seine Widersacher. In diesem Sinne entschied endlich auch der Gerichtshof. Der Despotismus findet stets Gründe, seine Entscheidungen zu rechtfertigen. „Die Oper“, sagt Tal in seinem „Dictionnaire critique de Biographie et d'Histoire“, „machte Lullis Glück und das mit Recht, denn er war ein seinen Zeitgenossen überlegener Künstler. Man hatte Perrin und seinen Verbündeten ein Privilegium entzogen, das in ihren Händen hinstarb. Aber M. de Lamoignon und M. d'Harley registrierten Lullis Patent ein, und diesem zugleich gerechten und ungerechten Acte verdankte man endgiltig die französische Musik“. Dem widerspricht jedoch Bougin entschieden, behauptend, daß Lulli seinen Zeitgenossen nicht überlegen war, da er Cambert nicht überlegen war. Die Sourdeac'schen Opernvorstellungen, die man inmitten der Erfolge von Camberts letztem Werke sistirte, würden unter der Leitung ihrer seitherigen Directoren nicht aufgehört haben. Die französische Musik verdankt man nicht der Urkunde, die Lulli in den Besitz des Theaters setzte; mit Cambert an der Spitze würde sie sich besser und nationaler entwickelt haben. Alles entschied ein Machtspruch des von seinem Günstling dazu gedrängten Königs.

Der Beschäftigteste unter allen Theilnehmern des ersten Unternehmens war zweifellos der von edelstem Ehrgeiz befehlte Cambert, auch sonst ein tadelloser, in den anstößigen Streitigkeiten, die nun entbrannten, allein unbefudelt gebliebener Charakter, seine Complicen weit überragend. Ein abgefemter Intrigant betrog ihn um seine Zukunft, die sich so schön und ehrenvoll zu gestalten schien. Der Kummer über die grausame Lage, in die er sich gebracht sah, trieb ihn in die Fremde.

Sobald Lulli sich seinen Rivalen vom Halse geschafft, machte er sich mit großem Eifer an's Werk. Er eröffnete seine Vorstellungen in einem auf dem Platze eines Ballspielhauses, du Bel-Air, eingerichteten Saales mit einem Pasticcio: „les fêtes de l'Amour“. 15. November 1672. Als Molière, 17. Februar 1673, zwei Tage nach Aufführung der Oper „Cadmus“ starb, beeilte er sich, vom König den Saal im Palais Royal zu erbitten, den bisher dessen Truppe innegehabt. Es gelang ihm auch, dieselbe zu verdrängen, denn was gelang dem Protégé Ludwig XIV. nicht. Die königlichen Comödianten waren genöthigt, Sourdeacs Theater, in welchem sie nun vom 9. Juli 1673—1689 spielten, um 30,000 Livres zu kaufen.

Sein Verfahren in diesem Falle kennzeichnet ganz des Italieners rücksichtslosen Charakter. Molière war sein langjähriger Freund, dem er viele wichtige Dienste zu danken hatte, selbst Geld schuldet er ihm. Als

er 1670 sich in der Rue Neuve-des-Petits-Champs ein Haus bauen ließ, erbat er in größter Geldverlegenheit ein Darlehen von 10,000 Livres von dem Dichter und erhielt dasselbe auch. Es war bei des letzteren Tode noch nicht abbezahlt, und doch wartete er nicht, bis seines Freundes Leichnam erkaltet war, um dessen Schauspieler aus ihrem Asyl zu vertreiben.

Der unermülich seine Rechte verfolgende und den König fortwährend mit Gesuchen bestürmende Guichard erhielt nach dessen Rückkehr aus dem Feldzug in der Franche-Comté, August 1674, da er klug der Liebhaberei Ludwigs für Akademien zu schmeicheln mußte, ein neues Privilegium zu einer Académie royale des spectacles. Er wollte Aufführungen, die sich den Spielen des Alterthums nähern sollten, geben, zugleich war er gehalten, alljährlich eine Anzahl Gratzvorstellungen zu veranstalten. Lulli, wüthend, sein Unternehmen möglicher Weise beeinträchtigt zu sehen, ließ kein Mittel unversucht, dies Privilegium rückgängig zu machen. Von den ärgerlichen, einen Blick in einen Abgrund von Gemeinheit und Bössartigkeit gestattenden Processen, die eine Folge der Lulli'schen Machinationen waren, wird an anderem Orte des Nähern gehandelt werden.

Hier nur so viel, daß der Florentiner auch jetzt wieder sein Ziel erreichte. Des ärgerlichen Haders müde, ließ, 22. März 1676, der König durch Colbert an den Generalprocurator den Befehl gelangen, die seit Jahren schwebenden Prozesse zu beenden; am 14. Juni 1678 verbot er die Einregistrirung des vier Jahre vorher Guichard gewährten Patents. Fortan blieb Lulli, dem ein unverschämtes Glück sich treu erwies, Herr der Situation; jede künftige Concurrnz war unmöglich gemacht.

Während er auf dem Gipfel des Glückes, Ruhm, Ehre und Reichthum sammelte, hatte der von ihm verdrängte Cambert sich nach England geflüchtet. Müde, entmuthigt, gereizt, die Unmöglichkeit erkennend, seinem Vaterlande und sich selbst zu nützen, wollte er wenigstens nicht Zeuge der Triumphe seines Rivalen sein

Berrin, unvertilgbar, tröstete sich, indem er Elegien und Sonette dichtete und seine Uebersetzung des Virgil ausfeilte. Ruhmlos und verachtet verließ er den Kampfplatz. Er wurde in seinen letzten sechs Lebensjahren sammt seinem Diener von seinem Hauswirth vollständig erhalten. Dafür hinterließ er ihm vier Operntexte, die derselbe in der Folge vergeblich dem Könige um 10,000 Thlr. anbot. Obwohl seine Einbildungskraft unfruchtbarer, sein Styl trivialer, seine Versification geschmackloser ist, als bei dem eleganteren Quinault, verdient er doch als der Dichter, der die erste Idee einer französischen Oper hatte und als Verfasser Iyrischer und dramatischer Poesien einen Platz auf dem französischen Parnas. Wie er die Oper erfaßte, war sie himmelweit von der italienischen verschieden. Er und Cambert hatten durchaus keine Vorbilder; man behauptete sogar, daß man seit letzterem kein Recitativ mehr gehört, das den Eindruck der Neuheit machte. Cambert wurde in London Oberintendant der Capelle Karl II., der nach

seines unglücklichen Vaters gewaltsamem Tode sich nach Frankreich geflüchtet und dort besonderes Gefallen an den von Lulli dirigirten kleinen Violinen gefunden hatte. Zurückgekehrt errichtete er nach dem Muster derselben ebenfalls eine Bande von 24 Violinen. Stets der französischen Musik zugethan, brach zwischen ihm und seinem die Vorzüge der nationalen Kunst vertheidigenden Secretair Williams offener Kampf aus, aus dem der König nur mit Mühe und Ausdauer siegreich hervorging.

Die Ankunft Camberts war ihm hochwillkommen; er bestrebte sich, denselben an sich zu fesseln und ward nicht müde, ihm Beweise seiner Huld und Erkenntlichkeit zu geben; ein Gleiches geschah seitens der großen Herren seines Hofes. Cambert verpflanzte seine Werke nach England. „Ariane“ wurde, umgearbeitet und mit neuem Prolog versehen, mit großem Beifall aufgeführt, ebenso „la Mort d'Adonis“. Der französische Künstler schien bestimmt, eine große Rolle in seiner neuen Heimath zu spielen; doch kaum begannen die Früchte seiner Thätigkeit hier zu reifen, als er plötzlich starb (1677). Herz- und Heimweh sollen ihn getödtet haben. Andererseits behauptete man — ein Beweis für die Verachtung, in der Lulli stand, für den Grad des Hasses und der Eifersucht, den er auf seinen Rivalen geworfen und für die schlechte Meinung, die ihn solcher That für fähig hielt — der Florentiner haben ihn durch einen von ihm bestochenen Diener ermorden (vergiften?) lassen.

Die Partitur der „Ariane“ soll nach Camberts Tode, zufolge der Bemühungen eines französischen Musikers, Grabut*), gestochen worden sein. Doch gilt eigentlich dessen 1685 ebirte Oper: „Albion und Albanus“, Text von Dryden, als die erste in England veröffentlichte. Durch Cambert angeregt, schrieb auch Purcell**) sein erstes theatralisches Werk, zugleich die erste englische Oper: „Obelazor“, 1677.

Sourdeac starb 1695, seinen tiefgehaßten Gegner Lulli um 8 Jahre überlebend. Er hinterließ einen Sohn und vier Töchter, von denen zwei in's Kloster gingen.

Guichard, nachdem sein Proceß verloren war, reiste nach Madrid, um dort ein Theater zu gründen, starb aber schon nach kurzer Zeit 1680.

*) Louis Grabu (Grabu) war Camberts Nachfolger als Capellmeister Karls II. und seit 1680 Director der Musik im Coventgarden-Operntheater in London. Er fand in England nur geringe Anerkennung und wurde auch in Paris nicht gewählt, als über Lullis Nachfolger entschieden wurde.

**) Henry Purcell, der beste und fruchtbarste englische Musiker seiner Zeit, war ein Musikantenkind, 1658 in London geboren; er wurde 1676 Organist an der Westminsterabtei, 1684 in der königlichen Capelle und starb 21. November 1695, zahlreiche Werke hinterlassend.



Ein Besuch in Lissabon.

Von

F. Keller-Leuzinger.

— Stuttgart. —

„Veritatem Rogibus“ —
„Königen ist man Wahrheit schuldig.“
(Wahlspruch der Herzöge von Palmeña.)



Lissabon steht im Ruße, neben Konstantinopel, Neapel, Genua Rio de Janeiro u. eine der schönstgelegenen Hafenstädte zu sein. Es sei amphitheatralisch aufgebaut, heißt es, — und damit glaubt man Alles gesagt zu haben; liegt nun eine derart gebaute Stadt gar noch am Ufer eines großen Stromes, so kann für doctrinär angelegte Gemüther nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, daß dieselbe von entzückender Schönheit sein müsse. — Daß außer dem Amphitheatralischen doch noch manch' Anderes dazu gehöre: eine glückliche Gruppierung und Gliederung der Häusermassen, dominirende Hauptbauten, sowie ein Hintergrund von höher ansteigenden Bergen, wird dabei gewöhnlich gänzlich übersehen, obgleich es von Ausschlag gebender Bedeutung ist.

Es hat eine Zeit gegeben, und sie reicht in ihren Ausläufern noch in die unsrige herein, wo ein Hauptzweig der Malerei sich mit der Beduete, mit der Städteansicht, beschäftigte — und die „amphitheatralisch aufgebauten“ entschieden im Vortheil waren. Jene Epoche war eine Zeit des Glanzes für Lissabon, — in effegie nämlich, — und wie ich, werden Tausende sich eines Stahlstiches erinnern, der in Meyers Universum etwa gegen die vierziger Jahre erschien und die lusitanische Hauptstadt darstellen sollte.

Diese Stahlstiche hatten und haben übrigens die Eigenthümlichkeit, eine große Familienähnlichkeit unter einander zu besitzen: Dieselben Häuser- und Dächer-

formen, endlose Fensterreihen, ein paar Hauptgebäude, Kirchen und Paläste, die man je nach Bedürfniß entweder hell vom dunkeln, oder dunkel vom hellen Hintergrunde sich abheben läßt, dieselben Wolken Schatten und Streiflichter, kurz dieselben Willkürlichkeiten bei ganz derselben allgemeinen Monotonie und Langweile, — und nur der Vordergrund ist jeweils etwas verschieden gehalten.

In ihm kommt nämlich die „locale“ Färbung erst recht zur Geltung und auf der citirten Abbildung sah man — ich glaube mich nicht zu irren — ein Männlein auf schwer bepacktem Esel über „Bröckelgestein und Stufen“ henabkommen.

C'est un trait de Portugal
La bête montée sur l'animal

hat irgend ein malitiöser Franzose gesagt, den das Gefühl, ferne von der belle France weilen zu müssen, noch bissiger und ungerechter gegen Andere machte, als er es bei normaler Stimmung sein mochte, und unser Stecher hatte diesen „Zug“ richtig als Staffage verwerthet.

Lissabon ist ohne Zweifel einmal eine hochinteressante Stadt gewesen, nämlich vor dem entsetzlichen Erdbeben, das am 1. November 1755 in wenigen Minuten Häuser, Kirchen und Paläste ohne Zahl in einen ungeheuren Trümmerhaufen verwandelte.

Vor jener Katastrophe gab es in der uralten Capitale, die die Römer und Mauren in ihrer Umwallung gesehen hatte, von der aus eine halbe Welt erobert worden war, die herrlichsten und interessantesten Bauten von jener Gediegenheit der Ausführung und des Schmuckes, wie sie eben nur eine stetige, spontane Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte geben kann. Aber das Alles war mit einem Schläge vernichtet worden, und an der Stelle der alten, vielleicht da und dort etwas wilden und überschwänglichen Pracht wurde auf das Nachwort eines Ministers Etwas geschaffen, was allerdings sehr normal und regelmäßig, aber auch unendlich langweilig und uninteressant ist.

Es kann daraus dem gewaltigen Staatsmanne, Marquez de Pombal, selbstverständlich nicht der geringste Vorwurf erwachsen; — er war, wie jeder Andere, ein Kind seiner Zeit, und diese Zeit war eben leider, was bildende Kunst anbelangt, auf sehr schlimmen Wegen.

Die Hauptstraßen-Fronten Lissabons sind sämmtlich nach ein und derselben Schablone, und zwar nach einer schmucklos kasernenartigen erbaut, und es hat sich die damals aufgestellte Form fortgeerbt bis auf unsere Tage, ja sie hat sogar den Ocean überschritten, indem in Brasilien, der ehemals portugiesischen Colonie, ganz ähnlich gebaut wird.

Der einzige und keineswegs glückliche Versuch, die Einförmigkeit dieser riesigen Häuserfacaden zu brechen, besteht darin, daß man dieselben, in neuerer Zeit besonders und bei luxuriöserer Ausführung, mit Azulejos, d. h. blau

bemalten Fayenceplättchen belegt, oder vielmehr „beklebt,“ deren Teppichmuster sämtliche freie Wandflächen überzieht.

Es ist offenbar eine Reminiscenz aus maurischer Zeit die sich an und für sich nicht übel macht, nur verwendet man sie am falschen Platze, indem, wie hundert Beispiele zeigen (unter anderen auch der maurische Saal in dem nahegelegenen Schlosse von Cintra) diese Art der Decoration stets bei Innenräumen und nicht bei den ein stärkeres Relief verlangenden Facaden angebracht wurde.

Leider sind auch die Kirchen und öffentlichen Gebäude im höchsten Grade nüchtern, und nebenbei im Allgemeinen von zu wenig imponirenden Verhältnissen, als daß sie den Eindruck tödtlicher Monotonie zu mildern vermöchten.

Wahrhaft schön und großartig ist in Lissabon nur der breite Strom des Tagus, der sich der Stadt gegenüber seeartig ausbreitet und mit seinen felsigen Ufern, seinen Dampfern und Barken ein heiteres, stets belebtes Bild darbietet.

Es ist in Wahrheit ein Meerbusen mit salzigem Wasser, der auch hinsichtlich seiner Thier- und Pflanzenwelt einen durchaus maritimen Charakter hat.

Der Schiffe mastenreicher Wald ist allerdings nicht so dicht, wie in den großen Handelsemporien des Nordens, doch ist die Zahl der gewaltigen Dampfer, die auf ihrem Wege nach Südamerika oder nach den afrikanischen Küsten Lissabon besuchen, eine sehr große. Kleinere Dampfer laufen nach den spanischen Häfen, sowie nach den Azoren und Madeira, und eine beträchtliche Zahl von kleineren Barken und Küstenschifffahrern füllt die Lücken.

Doch sind die letzteren hier, wie überall, im Abnehmen begriffen, da sie von den von Wind und Strömung weniger abhängigen Dampfern nach und nach verdrängt werden und de facto auf den Aussterbeetat gesetzt sind.

Die große Segelschiffahrt, de long cours, wie der Franzose es nennt, wobei die Schwierigkeiten, Gefahren und Zeitverluste des Ein- und Auslaufens im Vergleich zur Gesamtdauer der Reise weniger in Betracht kommen, mag noch einige Jahrzehnte in der jetzigen Form bestehen bleiben, die „Caboteurs“ jedoch sind heute schon nur Reste eines dem Untergang geweihten Geschlechtes.

Aber das geschäftliche Leben und Treiben, Handel und Gewerbe, stehen in Lissabon überhaupt nicht auf besonders glänzendem Fuße; man ist hier nicht genügend fortgeschritten mit der Zeit, und da Alles rings herum über Hals und Kopf voranzukommen eilte, so war das Resultat für Portugal ein vergleichungsweise rückwärts.

Es ist heute noch ein tüchtiges, braves, arbeitsames Volk, aber es kämpft jenen „Struggle for life“ mit antiquirten Waffen, während seine Concurrenten mit dem Rüstzeuge aller Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet und zugleich von jener rücksichtslosen Energie beseelt sind, welche die Gewißheit des schließlichen Erfolges zu verleihen pflegt.

Von seinen unermesslichen, durch heldenmüthige Kämpfe und kühne Entdeckungsreisen mit dem Blute von tausenden seiner Söhne erworbenen Besitzungen, ist ihm Nichts geblieben als Angola, Loanda, Mozambique, Goa und ein Stück der Insel Timor, einige Inseln an der westafrikanischen Küste, sowie noch ein paar kleinere Stationen, wie z. B. Macáo, und von keiner dieser Colonien könnte man sagen, daß sie besonders prosperire.

Die Tagesblätter zur Zeit meines Hierseins waren voll von bitteren Klagen über die traurige Rolle, welche das schwache Portugal am Congo dem übermächtigen Frankreich gegenüber spiele und worin mehr denn einmal gefragt wurde, was man nun davon habe, Jahrzehnte lang im Schlepptau Englands gegangen zu sein.

Eine Unterredung, die ich zufällig mit dem Commandanten der Flaggenstation auf einem der kleinen Forts in der Nähe von Lissabon hatte, ist in dieser Hinsicht zu charakteristisch, als daß ich sie hier nicht wiedergeben sollte. —

Ich hatte um Erlaubniß gebeten, das malerisch gelegene Fort, das ich hier nicht näher bezeichnen will, betreten zu dürfen, und dieselbe war mir ohne weitere Umstände ertheilt worden.

Am Bauwerke selbst war nicht viel zu sehen, und noch weniger an den alten Bronzegeschützen, die wie vor hundert Jahren über die Wälle hinauslugen — mit dem Unterschiede, daß sie heute weniger formidabel, zugleich aber schöner patinirt sind, wie damals; aber die Aussicht auf die weite See, den fernen, von der Abendsonne beleuchteten Küstenstreifen und die Felsriffe in nächster Nähe, war überaus reizend.

Noch war ich in den schönen Anblick versunken, als der „Chefe“, ein gut aussehender älttlicher Herr in Interimuniform und mit einem großen Tubus unter dem Arme auf mich zu trat und mich ansprach.

Zuerst wurde das Wetter und die prächtige Aussicht cursivisch behandelt, dann aber kam er auf Etwas, das ihn mehr interessirte: auf meine Nationalität.

Ob ich Franzose sei?

„Nao, Senhor, Allemao!“

„Ah, muito que bem!“ war die Antwort. „Wir haben von den Franzosen schon so viel zu leiden gehabt, daß es einiger Anstrengung von unserer Seite bedarf, um ihnen gegenüber die nöthige Urbanität nicht zu vergessen. Ihr Volk aber, Ihr Kaiser und Ihr Kanzler, haben gezeigt, wie man mit dieser Nation umspringen muß. — Nicht genug, daß sie im Anfange dieses Jahrhunderts unsere Städte, unsere Kirchen und Klöster in der schändlichsten Weise geplündert haben — Millionen haben sie damals fortgeschleppt — nein! sie fahren fort uns mit Füßen zu treten, und uns unsere Schwäche in der erniedrigendsten Weise fühlen zu lassen.“

„Habe ich nicht vor Jahren von dieser alten Beste aus mit ansehen müssen, wie eine französische Esquadra in den Tejo einlief, um ein durch ein

portugiesisches Kriegsschiff ganz von Rechtswegen und in optima forma aufgebracht, französisches Schlavenschiff ohne Weiteres im Hafen von Lisboa n'estas nossas agoas in's Schlepptau zu nehmen und fort nach Frankreich zu führen, gerade als wären internationale Verträge und Gesetze für gar Nichts da!

„Damals bestürmten die Commandanten unserer Hafensforts, besonders von der Batterie von der Torre de Belém — die auch zu jener Zeit schon besser montirt war, als wir hier mit diesen alten Baccamartes*) es sind — den König, unseren unvergeßlichen Dom Pedro V., Feuer geben zu lassen auf die Piraten. — Aber der König war klüger und weitsehender, als wir Alle.

„Laßt sie gehen“ sagte er, „Einer wird kommen, der stärker ist, als sie, und sie werden diesen desaforro, den Schimpf, den sie uns anthun, dereinst noch bezahlen.“

„Exoriare aliquis“ — sagte ich so halb für mich.

„Was meinen Sie?“ unterbrach er sich.

„Oh Nichts; bitte fortzufahren!“

„Nun ja! — Ihre Nation ist es gewesen, welche diese alte Rechnung beglichen und das Rächeramt übernommen hat; Gott sei gedankt dafür!

„Jetzt wollen sie uns in Afrika auch noch das Wenige schmälern, was wir von der alten Herrlichkeit übrig haben und selbst England, das durch den an Portugal begangenen Raub reich geworden ist“ — — —

(Ich versuchte einzuschalten, daß bei dem englischen Reichthume doch auch noch manch' Anderes mit untergelaufen sei — aber die Schleißen seines patriotischen Grimmes waren zu weit geöffnet.)

— — „dieses perfide Albion schaut nicht nur ruhig mit zu, sondern zupft womöglich noch von der anderen Seite! — — —

„Wann geht es wieder los?“ meinte er athemholend, nach einer kleinen Pause. — —

„Es ist sehr schmeichelhaft für uns, Senhor,“ antwortete ich, „daß Sie uns die Rolle einer Art von palmatorio do mundo, eines Allerwelts-Schulmeisters, oder Godegisel, wie wir sagen würden, zugebach haben; — angenehmer und profitabler für uns wäre es jedoch, wenn sich die Anderen, die schließlich den Gewinn davon haben, oder wenigstens daran participiren, mit etwas mehr als guten Wünschen daran betheiligten. — Glauben Sie, daß der nächste Krieg mit Frankreich ein Kinderspiel sein werde? —“

„De certo que nao,“ meinte er.

„Schon der erste,“ fuhr ich fort, „war es wahrlich nicht, und halb Deutschland ging in Trauergewändern. — Und was die 5 Milliarden anbelangt, von denen man so viel Aufhebens gemacht, so sind sie schon längst — vertrunken, verschwindelt, vermauert und vergraben!“

*) Aus Bocca Martis entstanden; etwa mit Feuerschlund zu übersetzen.

„Es muß doch ein reiches Land sein dieses Frankreich,“ meinte mein Gegenüber in nachdenklichem Tone, „daß es dieses ungeheure Stück Geld so ohne Weiteres zahlen konnte.“

„So ohne Weiteres? — hm! Sie haben es allerdings schnell genug bezahlt, nur um unsere härtigen Soldaten endlich los zu werden, — und hätten auch die 8 Milliarden bezahlen können, die, wie man sagt, Fürst Bismarck zuerst verlangen wollte; — das Beste dabei ist jedenfalls, daß wir unsere beiden alten Provinzen wieder genommen haben; — wie das aber werden soll, wenn sie wieder anfangen, weiß der Himmel! —“

„Wie, Euhor, Sie zweifeln doch nicht daran, daß Ihre Landsleute auf's Neue siegen werden?“ —

„Daran zweifle ich als guter Deutscher keinen Augenblick, obgleich ich befürchte, daß es wieder entsetzlich viel Blut kosten werde; — aber was soll dann mit dem besiegten Frankreich geschehen? Gold allein zahlt uns diese Anstrengungen und Verluste nicht, und doch wollen wir keine echt französischen Provinzen nehmen, um unser schweres Armamento, unsere kostspielige Kriegsbereitschaft, nicht in alle Ewigkeit schleppen zu müssen. — Da gäbe es nur Eines: Ihr andern helft uns bei der Theilung und bei der Tragung der Lasten.“

„Wir?“ meinte er, „wir Portugiesen? — Wie kämen wir dazu?“

„Doch! — Sehen Sie,“ fuhr ich fort, „die iberische Halbinsel wird doch einmal unter einen Hut kommen müssen, — früher oder später.“

„Später,“ lachte er, „eher später!“

„Nun dann wird Spanien oder Portugal, oder Spanien und Portugal, wie Sie es nehmen wollen, so stark werden, daß es den Süden von Frankreich — der ja doch schon halb espanholado ist, wohl wird behaupten können; dem kleinen Belgien wäre zu gleicher Zeit eine Vergrößerung nach Süden einigermaßen zu gönnen, um so mehr als die Franzosen im Falle eines Sieges keinen Augenblick zögern würden es zu verschlingen, — und da wir selbst auch noch einige Etappen gegen Paris zu vorrücken würden, — meistens uralt-germanisches Land, wenn man es recht betrachtet, — so bliebe der Hauptsache nach als künstliches Frankreich nur noch Paris, der Nabel, der Dreh- und Angelpunkt der Welt, wie Victor Hugo sagt, übrig, der sich ja wohl selbst genügen könnte, um so mehr als es dann nach Ausschluß aller politischen Aspirationen, erst so recht eine Stadt der Hotels, Cafés chantants etc. werden könnte. — Doch halt! — Eine Großmacht haben wir bei der Theilung vergessen, die nicht übersehen werden dürfte: die Schweiz. — Sie erhielte, obgleich sie es nicht verdient, den französischen Jura, die Heimath des Herrn Präsidenten Grévy, der, nebenbei bemerkt, entschieden etwas Schweizerisches an sich hat.“

Mein Chef lachte über die Maßen, derart, daß ihm beinahe sein langes Fernrohr über die Brustwehr hinunter in die brandende See gefallen wäre.

„Sie meinen es gut mit uns,“ rief er aus, „aber, wenn ich auch nicht denke, daß Sie es machen würden, wie England, das uns für geleistete Dienste nahezu rein ausgezogen hat, so verlangt es schon der Anstand, daß wir fragen, wie viel die Beute für diese spanisch-portugiesische Glorie betragen würde.“

„Eigentlich sollte sie in weiter Nichts bestehen, als daß ihr uns einen Theil unseres Kriegspanzers abnehmt; er sollte euch schon schwer genug fallen! — Unter guten Freunden aber, — und wir würden das ja aus ureigenem Interesse verbleiben, — erweist man sich gerne kleine Gefälligkeiten, und da wir nach hergestellter Weltruhe mehr denn je das Bedürfnis haben werden eigene Colonien zu besitzen, und der letzte freie Fetzen Land soeben von England mit Beschlag belegt wurde*), — (etwa so wie ein futterneidischer Gaul lieber bis zum bersten frist, ehe er seinem Nachbar etwas gönnte) — und da unter den sämtlichen französischen Colonien nichts Gescheidtes ist, und wir den Sultan außerdem wieder in all' seine nordafrikanischen Rechte einsetzen würden, — Egypten ausgenommen, das er sich selber holen mußte, so könntet ihr uns den Congo schenken, und Spanien die Hälfte der Philippinen dazu legen!“ —

„Gut,“ sagte er, „abgemacht! Ehe der Salteador von Brazza den Congo kriegt, sollt ihr ihn haben! — Und nun, wenn es Ihnen gefällig ist, Senhor cavalheiro, trinken wir ein Glas Portwein auf die neue Freundschaft!“

Ich glaube kaum, daß ich den braven, alten Herrn jemals wieder im Leben zu sehen bekomme, auch ist bis jetzt wenig Aussicht vorhanden, daß das hinter dem Bollwerk des wettergrauen Forts verabredete Geschäftsprogramm irgend welche praktische Konsequenzen haben werde, — bezüglich der unter dem portugiesischen Volke herrschenden allgemeinen Stimmung kann jedoch, wie ich mich noch mehrfach zu überzeugen Gelegenheit hatte, diese serio-jocose Unterredung als ziemlich maßgebend betrachtet werden.

Selbst dann, wenn man mit der von Portugal verfolgten Colonialpolitik nicht einverstanden ist, so verlangt doch die Erinnerung an das, was dieses kleine Land einst auf diesem Gebiete geleistet hat, sowie die Achtung vor incontestablen Rechten wahrlich eine andere Behandlung, als diejenige ist,

*) Soeben bringen die Zeitungen die Nachricht, daß die von der australischen Colonie Queensland auf eigene Faust inaugurierte Besitzergreifung Neu-Guineas von der englischen Regierung für null und nichtig erklärt worden sei. — Der britische Löwe vergaß jedoch nicht, knurrend beizufügen, daß anderen Mächten (es können nur Frankreich und Deutschland gemeint sein) nicht gestattet werden würde, sich dort festzusetzen! — Wem fiel dabei nicht die äsopische Fabel ein, da der König der Thiere die mit seinen Genossen gemeinschaftlich erlegte Beute theilte und nachdem er sich die drei ersten Viertel aus dem ober jenen Grunde zugelegt, die mächtige Taube über das Letzte breitet mit den Worten: „Mal' adficiatur si quis quartam tetigerit!“ („Schlecht volles Jenem gehen, der den Vierten berührt!“)

welche man ihm in diesem Augenblicke zu Theil werden läßt, besonders von Seiten derjenigen Nationen, welche den größten Vortheil aus den portugiesischen Entdeckungen gezogen haben.

Eine kurze Beschreibung meines Besuches in der ehemaligen Klosterkirche von St. Vincent, die sich auf einem der am weitesten stromaufwärts liegenden Hügel Lissabons erhebt, mag diese Zeilen beschließen.

Es ist eines der wenigen Gebäude Lissabons, welche noch aus der Zeit vor der großen Katastrophe stammen, doch geht seine Gründung nicht weiter zurück, als das Ende des 17. Jahrhunderts, so daß es sich in seinem ganzen Aussehen von den übrigen nur wenig abhebt.

Die verschörkelte Giebelfronte ist von zwei dito Thürmen flankirt, eine Kruppel aber, welche sich über der Kreuzung erhob, ist jedoch dem Erdbeben zum Opfer gefallen, und seit der Zeit nur durch ein unscheinbares Ziegeldach ersetzt worden.

In St. Vincent sind, mit Ausnahme von Dom Miguel, sämmtliche Glieder der Familie Braganza beigesetzt, vom Gründer der Dynastie bis auf Dom Pedro V.

Ich begab mich dahin in der Hoffnung, einige Epitaphien oder sonstige Monumente zu sehen zu bekommen; die Kirche war jedoch in Reparatur begriffen und Zutritt nicht zu erhalten, so daß ich mich entschloß, dem Vorschlage des Sacristans Folge zu leisten, und mir die eigentliche Königsgruft zeigen zu lassen.

Es ist ein heller, gut ventilirter, hochgewölbter Raum, der im Jahre 1855 unter des Königs Dom Fernandos Regentschaft restaurirt und als Ort definitiver Beisetzung bestimmt wurde, und an und für sich nichts weniger als einen düstern Eindruck macht.

Beim Anblick der mit schwarzem Sammt überzogenen Särge, die in zwei langen Reihen an beiden Seiten des Gemaches aufgestellt sind, während eine der Schmalseiten durch den reichsculptirten Marmorsarkophag des Gründers der Dynastie der Braganza, Dom Joao IV., und der Mittelraum durch zwei hoch aufgebaute Katafalken mit Königskronen eingenommen wird, kann man sich jedoch eines tiefensten Gefühles nicht erwehren. —

Hier ruht der bei all seinen Schwächen edle und ritterliche Dom Pedro IV. der als Dom Pedro I. die brasilianische Kaiserkrone getragen, und unter dem zweiten Katafalken sein unvergeßlicher Neffe Dom Pedro V., dessen Andenken vom Volke heute noch gesegnet wird, während man seine edle Gemahlin, Donna Estephania, Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, die gleichfalls hier beigesetzt ist, wie eine Heilige verehrt.

Das Kloster selbst ist von riesiger Ausdehnung und prachtvoll gelegen. Es hat, wie die Kirche, das Erdbeben überdauert, so daß wir in denselben

Räumen wandeln, die einst von den Schritten der Augustinermönche hallten, den früheren Wächtern der alten Königsgruft.

Die breiten Gänge mit den Zellenthüren erweitern sich da und dort zu einem Vorplaze, von dessen Balkonfenster man eine entzückende Aussicht auf den weiten, mit Schiffen besäeten Strom genießt, während ein Dickicht üppiger Baumkronen, zierlich unterbrochen durch den graugrünen Wipfel einer Dattelpalme, zu unsern Füßen liegt und das Häusermeer der Stadt sich fernhin erstreckt, — aber das Alles reicht nicht hin, um den Hauch des Todes, der über dem verlassenen Kloster liegt, zu heben; — fast will es uns scheinen, als müsse aus dem nächsten Receß eine ernste Gestalt in Capuze und Scapulier, erhobenen Fingers und strafenden Blickes dem Eindringlinge entgegengetreten, und leichteren Herzens sehen wir uns endlich wieder im Gewühl der Straßen und unter Lissabons glänzender Sonne.





Die internationale Kunstausstellung in München.

Von

L u d w i g P i e t s c h .

— Berlin. —

Das Weltbürgerthum und die allgemeine Menschenverbrüderung, für welche sich so viele der besten und erleuchtetsten Söhne des achtzehnten Jahrhunderts ehrlich begeisterten, sind bekanntlich während des neunzehnten immer mehr und mehr in der Schätzung der Culturvölker Europas gesunken. Zu keiner Zeit der Geschichte vielleicht war das Streben nach der Herausarbeitung und Erhaltung der nationalen Besonderheiten und aller der Gegensätze der natürlichen Art und Bildung, welche ein Volk von dem andern unterscheiden und scheiden, so lebhaft erwacht und so allgemein verbreitet, wie gegenwärtig. Aber auch hier be-
thätigt sich wieder dieselbe eigenthümliche Doppelrichtung und Neigung der Menschennatur: mit der einen Hand nach Heilmitteln für die Wunden zu suchen, welche sie mit der andern schlägt. Die Periode der größten Triumphe des Nationalitätsprinzips, des leidenschaftlichsten Nationalhasses ist zugleich die, in welcher seitens derselben Völker, mehr wie jemals, Einrichtungen und Veranstaltungen der mannigfachsten Art in's Leben gerufen werden, deren letzte Wirkung nur die sein kann, gerade die trennenden nationalen Schranken mehr und mehr verschwinden zu machen, die feindlichen Gegensätze auszu-

gleichem und zu verwischen. Besonders durch die ehedem nie geahnte Ausbildung und Vermehrung der Mittel des geistigen und persönlichen Verkehrs in's Kolossale, welche wir den Entdeckungen der modernen Wissenschaft und Technik danken, und durch die seit 32 Jahren sich immer wiederholenden internationalen Ausstellungen jeder Gattung scheinen wir diesem schönen „Ziel, auf's innigste zu wünschen,“ mit unwiderstehlicher Kraft entgegengeführt zu werden.

Die Völker lernen sich gegenseitig und das, was sie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit hervorbringen und leisten, so genau kennen, wie es nie zuvor möglich geworden ist. Aber die einst daran geknüppte Hoffnung, daß der so gewonnenen gegenseitigen Achtung vor der besonderen Tüchtigkeit und den eigenthümlichen Vorzügen und Tugenden der anderen auch der aufrichtige Wunsch erwachsen würde, mit ihnen in steter Freundschaft und nur in friedlichem Wettkampfe nach den gleichen hohen Ziele der menschlichen Cultur zu ringen, ist, wie man weiß, keineswegs erfüllt. Diese noch bei der Eröffnungsfeier jeder neuen internationalen Ausstellung in verlockenden Farben gemalte Vorstellung ist stets nur ein schöner Traum geblieben. Zum Glück aber verleidet die Erfahrung, daß dem so sei, den Völkern den Geschmack an der Wiederholung solcher Versuche keineswegs. Wir sehen sie immer von neuem unternehmen, während und trotzdem die Verhätzung und Verfeindung der Nationalitäten munter fort dauert! —

Das neutralste von allen Gebieten, auf welchen sich die Völker begegnen können, ist jedenfalls das der schönen Künste. Auf dem des Handels und der Industrie hat der Wettkampf der Staaten und Nationen häufig genug an egoistischer Leidenschaftlichkeit den großen Kämpfen um die politische Uebermacht, den Vorrang an Größe und Ruhm, kaum etwas nachgegeben. Nur in den Künsten war und ist der friedliche Wettkampf der Nationen jederzeit wirklich eine Wahrheit.

Die großen Weltausstellungen zu London und Paris in den Jahren 1851, 1865, 1862 und 1867 haben zuerst auch die Idee der internationalen Kunstausstellungen in sich verwirklicht. -

Dann erst sind letztere, auch von jenen abgelöst, in's Leben getreten. München gebührt der Ruhm, allen anderen Kunststädten damit vorangegangen zu sein. Wien ist dem Beispiel gefolgt, Berlin hat zwar, eben so wie der alljährliche Pariser Salon, die Räume seiner akademischen Ausstellung bereitwillig auch allen fremden Kunstwerken offen gehalten und die Einwendung von solchen sehr gern gesehen. Aber eine wirkliche internationale Kunstausstellung in jenem großen Stil zu veranstalten hat man an der Spree niemals versucht.

Der Erfolg für die Münchener Künstler und für die bayerische Hauptstadt selbst hat jenen Unternehmungen nicht gefehlt. Naturgemäß mußte es bei beiden in immer kürzeren Zwischenräumen den Wunsch erregen, daß so lohnende Werk zu wiederholen. Kaum vier Jahre

waren seit der letzten „Internationalen“ in München, noch nicht ein Jahr seit der in Wien stattgefundenen vergangen, — und schon wieder fühlte sich die Münchener Künstlerschaft veranlaßt, die Genossen aus allen Ländern einzuladen, sich an einer neuen, allgemeinen Kunstausstellung an der Fiar zu betheiligen. Daß irgend ein wirkliches Bedürfniß dazu vorgelegen hätte, würde angesichts der gegenwärtigen ungeheueren Ueberschwemmung und der daraus resultirenden Uebersättigung mit Ausstellungen schwerlich nachzuweisen sein. — Die norddeutsche Künstlerschaft hat denn auch nicht ohne Schärfe und Bitterkeit gegen das „einseitige und eigenmächtige Vorgehen“ Münchens remonstrirt. Anklage und Vertheidigung, Proteste von hüben und drüben, geharnischte Erklärungen und Gegenerklärungen flogen hin und her. Aber der Stein war einmal in's Rollen gebracht, die Bewegung konnte nicht rückgängig gemacht werden. Wie vorauszusehen war, vollzog sich schließlich die Ausöhnung zwischen den entzweiten Brüdern. Die Proteste wurden zurückgezogen, man verzichtete allseitig auf die anfangs angedrohte Enthaltung und ebenso wie die Ausländer haben auch die norddeutschen Künstler diese neueste Münchener „Internationale“ so reich beschildet, wie deren Vorgängerinnen.

Biemlich unzureichend freilich ist diesmal die Kunst zweier Nationen vertreten geblieben, die sich einer sehr bedeutenden und eigenartigen Blüthe, besonders der heimischen Malerei erfreuen: die der Russen und der Engländer. Die andern Alle haben sich ersichtlich beeifert, soweit es sich eben thun ließ, mit Achtung gebietenden und möglichst Bewunderung einflößenden, für die heutige Entwicklungsstufe ihrer Kunst charakteristischen Leistungen auf dem deutschen Wettkampffelde zu erscheinen.

Selbst Frankreich hat sich durch seinen, in Politik, Literatur und Gesellschaft zur Schau getragenen Nationalhaß durchaus nicht abhalten lassen, eine stattliche Auswahl von Werken seiner Meister nach München zu entsenden, wenn diese auch einigermaßen durch die in Paris sich vorbereitende große historische Ausstellung der nationalen Kunst behindert gewesen sind, in ganzer Stärke in München zu erscheinen.

Neben der deutschen und französischen ist die österreichische, ungarische, die belgische und holländische, die skandinavische, die italienische, spanische und nordamerikanische Kunst, die letztgenannten beiden besonders glänzend, vertreten. Belgien und Holland haben einen starken Theil ihrer besten neuern Erzeugnisse bereits im Frühling an Amsterdam abgegeben gehabt.

Der Münchener Glaspalast ist ein wahrer Schatz für die bayerische Hauptstadt. Er besitzt eine Proteusnatur, wie wenige Gebäude. Durch das Genie und die Kunst einiger Münchener Meister erhält sein Inneres immer wieder andere originelle und reizvolle Erscheinungsformen, und seine Glas- und Eisenhallen bequemen sich den mannigfachsten Bestimmungen gleich vortrefflich an.

Gedon, Seiß, Seidel, gegenwärtig auch Thiersch, ergreifen die ihnen gestellten Aufgaben der Adjustirung, Innereinrichtung und Decoration der

weiten, hohen, kahlen Räume dieses Palastes mit wahrer Lust und verstehen es bewundernswürdig, die Wirkung der darin veranstalteten verschiedenen Ausstellungen, den Reiz ihrer Erscheinung wie ihre Anziehungskraft, durch die von ihnen erfundenen und durchgeführten Inszenirungen zu steigern. Während der deutschen Kunstgewerblichen Ausstellung im Sommer 1876, der Internationalen Kunstausstellung in dem von 1879, der Elektrischen Ausstellung im Herbst 1882, und nun wieder, — immer schien das Innere des Palastes ein völlig anderes. Und schwer ist es zu sagen, welches vor den andern den Preis eigenartiger, überraschender, fesselnder Schönheit verdiente.

Da, wo sich die von Ost nach West gerichtete lange Queraxe des Gebäudes mit der von Nord nach Süd gerichteten schneidet, bildet sich, dem Haupteingang von der Sophienstraße gegenüber, ein großer quadratischer Centralraum, von höher aufragendem Glasdach als die Flügel bedeckt. Derselbe ist, wie bei jeder Ausstellung im Glaspalast, auch diesmal vor allen anderen Räumen des Gebäudes durch eine besonders festliche Decoration ausgezeichnet worden. Auf das Vestibul folgt eine, aus Surrogaten mit dem täuschenden Schein des soliden Materials hergestellte, rundbogige, mit Gewölblappen gedeckte, dreischiffige Halle, deren Wölbungen auf, röthlichen Marmor imitirenden, Säulen ruhen und mit gemalten goldfarbigen Barock-Ornamenten decorirt sind. Die dem Centralraum zugewendete Façade dieser prächtigen, von hochansteigendem Dach gekrönten Scheinarchitektur wird mit reliefirten Trophäen an Giebeln und Giebel geschmückt. An beiden Seitenwänden der Halle leuchten aus dem dunkeln Blättergrün von Lorbeer- und Drangengebüschen hier Fühners Statue Raphaels und die Kolossalbüste Kaiser Wilhelms, dort Wagners Liebig-Statue und die Kolossalbüste König Ludwig II. Der ganze Centralraum ist zu einem großen Rondeel im Stil der Schloßgärten der Rococo-Periode verwandelt. Gegenüber nach Süden wie nach Westen und Osten hin öffnen sich die Eingänge zu einfacheren Säulengängen, die zu den dahinter gelegenen Abtheilungen des Palastes führen, in ähnlich behandelten, mit Relief-trophäen decorirten, Giebelfaçaden wie die vor den Hallen des Haupteinganges. Die an der Südseite, welche vor den Sälen der französischen Abtheilung liegt, ist besonders reich geschmückt durch Stuckrelief-Figuren schwebender Ruhmesgenien in ihrem Giebelfelde. Zwischen diesen vier Eingangsbauwerken wird ein kreisrunder Raum durch dunkelgrün gestrichenes hölzernes Gitterwerk umzirt, in welches wieder ebenso umschlossene Nischen vertieft sind. Hinter den sich diagonal kreuzenden Gitterstäben drängt sich dunkles Taxusgeweige; oberhalb dieser grünen Wände aber prangt ein schwebender Garten aus Palmengebüschen und blühenden Gewächsen. In und vor den Nischen in diesem großen Rondeel haben Marmorstatuen und Gypsmodelle, Werke deutscher, belgischer, französischer, italienischer und spanischer Künstler wirkungsvolle Ausstellung erhalten.

Das Centrum des so eingelegten Raumes nimmt ein Aufbau von ganz

seltener Art und Gestalt ein. Aus einem Wasserbassin, von breiten Blumenbeeten umsäumt, die auch mit höheren Gebüsch, ja mit ganzen lebendigen Kiefern zwischen den niederen blühenden Gewächsen, bestanden sind, steigt eine gewaltige, täuschend der Natur nachgebildete, feck und grotesk gethürmte Felsenmasse hoch hinauf gegen das Glasdach. Ganz im phantastischen, launenhaften Stil derartiger Gartendecorationen des Hochrococo ist diese scheinbar natürliche Klippe stellenweise künstlich bearbeitet. An der einen Seite windet sich eine breite Stiege daran hinauf, deren Brüstung mit barocken Vasen und Sphinggestalten geschmückt ist. An der anderen Seite sind Stufen gemeißelt, über welche sich aus einer Höhlung des Felsens lebendiges Wasser in breiten Kasladen zu dem Becken am Klippensfuße hinabstürzt. Wieder auf einer anderen Seite rauschen andere Wasserarme vom Gipfel hernieder und werden von einem breit ausladenden Becken in der halben Höhe aufgenommen, über dessen Rand hinweg sie dann zu dem unteren Bassin hinabstürzen.

Überall aus den Felsenrizen drängt sich hohes Nadelholzgebüsch hervor. Malerisch gestaltete Kiefern auch krönen den letzten Gipfel, während sich feck, nahe der äußersten Kante seines unregelmäßigen, schmalen Plateaus ein Obelisk erhebt, der wie ein Monument glücklicher fürstlicher Jagden mit daran befestigten, mächtige Geweihe tragenden, Hirschschädeln verziert wird. Die untere Partie der Klippe zeigt an ihrer Ostseite zu alledem noch von Genien getragen das große broncirte Medaillonrelief-Portrait König Ludwigs.

Gewiß mit Grund und Recht fragt man, was eine solche Felsklippe mit ihren Kasladen und ihrem Jagdmonument in dem Centralraume einer großen Kunstausstellung zu thun habe? Wir mögen in der Decoration eines Raumes eine geistige Beziehung zur Bestimmung desselben nicht entbehren. Eine solche Beziehung aber dürfte hier auch seitens der Urheber dieses fecken und effectvollen Werkes schwerlich nachgewiesen werden können. Wir müssen uns eben daran genügen lassen, daß dieser ganze Centralgarten, wie er da ist, mit seinem lebendigen Grün, seinen weißen Portalarchitekturen und Statuen, seinen Felsen und seinem Wasserrauschen die glücklichste Totalwirkung macht, den Eintretenden gleich von Beginn an in eine erhöhte, angeregte Stimmung versetzen hilft, welche jedenfalls nicht unvortheilhaft für die Betrachtung der Kunstwerke in den sich daran anschließenden Sälen ist. Als Erholungsaufenthalt in den Ruhepausen der Wanderung durch die Ausstellung ist dieser Centralgarten zudem wahrhaft unschätzbar.

Der südlich an ihn grenzende, weit vortretende Ausbau des Palastes ist vorwiegend den Werken der französischen Kunst zugewiesen; der ganze östliche Flügel der deutschen Kunst; der westliche der der anderen außerdeutschen Nationen. Die Räume sind mit Ausnahme der durch Schirmwände hergestellten kleinen Cabinette an der Nord- und Südseite des Ost- und Westflügels, meist gut und angemessen durch wohl abgedämpftes Oberlicht beleuchtet. Je ein quadratischer Saal in der Mitte jedes der

beiden Flügel hat noch eine besonders auszeichnende Gestaltung und Decoration erhalten: der im Ostflügel, in welchem viele der besten neueren Schöpfungen der Münchener und einiger anderen deutschen Künstler vereinigt sind, und der im Westflügel, welcher die ausgewählten Hauptwerke der Spanier enthält. Aber wie in diesen beiden, so tauschen auch noch in anderen Räumen des Gebäudes die lebendigen Wasser, von Palmen- und anderen Treibhaus-Gebüschten umstanden. Teppichbedeckte Sitze laden zum Ausruhen ein. Die Wände sind mit Stoffen in gut wirkenden Farben bespannt; die Kunstwerke mit sorglicher Berücksichtigung ihrer Wirkung zu und auf einander darauf vertheilt, die Zugänge und Verbindungsthüren mit schönen Portieren drapirt. Von der alten Manier, Kunstausstellungen zu arrangiren, indem man grau, grün oder roth gestrichene Wände in öden, leeren Räumen einfach mit den Bildern behängte, sind wir, so scheint es, glücklich für immer befreit. Wir haben gelernt in Kunstausstellungs-Räumen Festfäle zu sehen und sie als solche zu behandeln. Die plastischen Werke und zahlreiche Erzeugnisse der Kleinkunst, besonders Münchener und Nürnberger Ursprungs, sind überall in den Gemäldefälen vertheilt und zum bedeutendem Schmuck derselben mitbenutzt, statt sie, nach der früheren Sitte, in besonderen Abtheilungen zusammen zu drängen. Im Ganzen ist seitens aller betheiligten Nationen die heutige Sculptur viel unzureichender vertreten, als die Malerei. Architektur und graphische Künste haben sich nicht fern gehalten. Aber während einige Nationen der einen oder der anderen dieser beiden Abtheilungen eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet haben, um die Kunst ihrer Meister hier vor aller Welt leuchten zu lassen, erscheinen beide Zweige seitens anderer desto nebensächlicher behandelt.

Im Allgemeinen stellen die Künstler der verschiedenen Völker hier geschlossen aus in den jedem derselben zugewiesenen Räumen. Aber man hat es doch zugleich für angemessen erachtet, einige „internationale“ Säle einzurichten, in welchen Kunstwerke jedes Ursprungs sich zusammen finden. Eine derartige internationale Abtheilung bildet fast die interessanteste der ganzen Ausstellung: Ein Münchener Landschaftsmaler von hervorragendem Talent, Hefner, der viel in England gelebt und gearbeitet hat und sich großen Vertrauens seitens englischer Kunsthändler und Sammler erfreut, hat diese dazu bewogen, eine Auswahl ihrer köstlichsten Schätze moderner Malerei ihm zu dem Zweck zu überlassen, daß er dieselben hier im Münchener Glaspalast zur Ausstellung bringe. In drei Sälen des Westflügels ist diese an Werken ersten Ranges außerordentlich reiche „Collection Hefner“ untergebracht.

Es ist heute ein wenig dankbares Bemühen, für die Malerei jeder der verschiedenen Culturnationen die sie etwa streng unterscheidenden charakteristischen Kennzeichen aufzusuchen. Ich weiß, daß berühmte und gelehrte Kritiker gerade dann eine Hauptaufgabe bei solchen Besprechungen internationaler Kunstausstellungen sehen. Aber ich weiß auch, wie schief und unzutreffend

meist dergleichen Charakteristiken sind. Es ist ein so beliebtes Wort und zugleich eine so bequeme und leicht auszusprechende Weisheit, wenn man den Künstlern immer wieder predigt, daß sie vor Allem national bleiben, ihre nationale Eigenheit zu pflegen hätten. Aber es würde den Predigern der Nationalität in der Kunst sehr schwer werden, uns zu sagen und zu lehren, worin denn diese in der Kunst zu offenbarende nationale Eigenheit jedes einzelnen Volksgeistes bestände. Sollen die Künstler dieselbe in der Wahl ihrer Stoffe? oder in der Behandlung derselben? in der Zeichnung, in der Farbengebung, in der Technik suchen? Dergleichen läuft, genau besehen, auf leeres und hohles Gerede und auf die längst antiquirten Vorstellungen der deutschen Aesthetiker der naiven Dreißiger- und Vierziger-Jahre hinaus, nach deren pathetisch verübeter Ansicht die Frömmigkeit, die Sittlichkeit, die Gründlichkeit, die strenge Zeichnung und die fleißige Durchführung das Privilegium der deutschen Kunst, — die Oberflächlichkeit, die Trivolität und die „leere Effecthascherei“ die unausstilgbaren Nationalfehler der französischen bilden sollten. Wir haben an dem selbstbewußten Nationalgefühl und =Stolz im heutigen politischen Leben wirklich schon so vollauf genug, daß wir nicht noch erst den Ungarn zu predigen brauchen, sie mögen nur ungarisch und den Deutschen, sie mögen nur deutsch malen! Wenn jeder Künstler jedes Volks nur danach strebt, sein Ding so gut und vollkommen wie irgend möglich zu machen, und ihm das auch gelingt, so wollen wir durchaus zufrieden sein. Im Blut sehr Vielen von ihnen wird immer noch so viel nationale Besonderheit stecken, daß ohne ihr Wissen und Wollen etwas davon auch in ihre Kunstwerke übergeht und deren Physiognomie, wenn auch in einer kaum in Worte zu fassenden Weise, bedingt. Das abgeschlossene, mehr oder weniger pfahlbürgerliche Stillleben, welches fast alle Kunstschulen mit Ausnahme der Pariser noch bis zu den Fünfziger-Jahren führten, hat heut aufgehört. Die Meister und Zöglinge jeder Schule jedes Landes lernen das Schaffen der anderen in vollem Umfang aus eigener Anschauung kennen. Sie holen sich auch wohl die Belehrung, wie man es so wie jene machen könnte, direct an den Quellen. Jede Errungenschaft, jede neue künstlerische Erkenntniß, jeder Fortschritt, ja jede Mode, der Naturanschauung und der künstlerischen Darstellung wird sehr bald Gemeingut der Künstler aller Nationen. Kein Wunder daher, wenn man in einer solchen internationalen Ausstellung die Unterschiede der Schulen und der Völker mehr und mehr sich verwischen sieht.

Wie ferne liegen uns die Zeiten, wo die unterscheidende Eigenthümlichkeit der deutschen Malerei wirklich in dem Gedankenreichtum, der poetischen Romantik, dem Mangel des coloristischen Sinnes und dem technischen Ungeschick lagen und die Wortführer dieser Kunst diese Eigenschaften als ebenso viele nationale Tugenden und Vorzüge priesen! Gründlich sind unsere Landsleute von diesen Meinungen zurückgekommen und haben sie an der Ausstilgung jener Schwächen und Mängel gearbeitet. Auch der einst weit

verbreitete tief eingewurzelte Glaube an die alleinseligmachende Historienmalerei, an das Dogma, daß der innere Werth eines Kunstwerkes mit der geschichtlichen Bedeutung des in ihm dargestellten Vorganges wachse, ist den Deutschen so gut wie den Malern der meisten anderen Nationen für immer geschwunden. Die „große Geschichtsmalerei“ im alten Sinne findet, nach dieser Ausstellung zu schließen, ihre rechte überzeugte Pflege, zumeist noch bei den Spaniern. Den alten deutschen Idealismus suchen wir heut selbst in den Gemälden mythisch-symbolischer und christlich-religiöser Stoffe vergebens. Pietätvoll hat man für eine der poesie- und anmuthreichsten Schöpfungen jenes romantischen Idealismus, M. v. Schwind's leicht in Wasserfarben colorirte vielbewunderte Friescomposition des Märchens von der schönen Melusine, hier eine Art von kleiner Rundcapelle eingerichtet, an deren Wand sich der Bildstreifen umherzieht. Wie nie zuvor läßt sich das reizende Ganze so in seinem Zusammenhange überschauen und in seiner lauterer, holden Schönheit genießen.

Für die Wandlung in der Auffassung idealer Stoffe durch die deutschen Maler können einige sehr hervorragende Werke: des Düsseldorfers Janssen „Kindheit des Bacchus“, Löffl', des Münchners, „todter Christus“ und Zimmermanns „Anbetung der Hirten“ als besonders charakteristische Proben gelten. Der Erstere behandelt seinen mythologischen Gegenstand in einem kolossalen Bilde mit überlebensgroßen Figuren. Ersichtlich wurde er vor Allem durch das eine Motiv bestimmt, in der lebenswarmen Schilderung des Nackten und der interessanten malerischen Gegenätze prächtiger lichthäutiger weiblicher und kindlicher Körper und der tief gebräunten markigen, muskulösen und grotesken Leiber bosckfüßiger alter und junger Satyrn und Faunen inmitten einer südlichen, warm gefärbten blüthenreichen Ideallandschaft zu schwelgen. Die coloristische Aufgabe hat er mit großer Meisterschaft zu lösen gewußt. Etwas Auffälliges bei einem so soliden und tüchtigen Zeichner, als welcher er sich in seinen in jeder Hinsicht vortrefflichen realgeschichtlichen Wandmalereien im Rathhaussaal zu Erfurt bewährt hat, und von empfindlichem Nachtheil für die ganze Composition ist das Mißverhältniß der Größenmaße nicht weniger Gestalten, zumal der Kinder und kolossalen Nymphen, untereinander. — Der todte Christus von Löffl' ist unübertroffen in der ernstern Vornehmheit des Tones sowohl des ganz im Profil gezeichneten, horizontal hingestreckten Leichnams, als des ganzen Bildes, wie in Bezug auf vollendete Durchbildung des Körpers in allen seinen Theilen und den weichen, edlen Schmelz, welcher durch dieselbe erzeugt ist. Die neben seinen Füßen knieende, gänzlich in tiefblaue Gewänder gehüllte, Madonna läßt in ihrem Antlitz allerdings jeden tieferen Schmerzensausdruck vermissen. Ueberflüssig war es, den Heiligenschein über dem hinten zurückgesunkenen Haupt des todten Erlösers einen realen Lichtreflex auf dessen Stirn werfen zu lassen. Ernst Zimmermann, einer von den vier Meistern dieses Namens in München, hat es in seinem großen Bilde

der Anbetung der Hirten zu keinem irgend einheitlichen Stil und Eindruck der Darstellung zu bringen vermocht, wie viel Talent sich auch in dem interessanten Werk offenbart. Die Madonna ist ein gemüthliches, freundliches junges Weib und die Hirten und Hirtinnen erinnern zum Theil an die Typen aus Rembrandt'schen biblischen Darstellungen. Die eigenthümlich fleckige und flodige Malerei giebt dem Gesamttton des Bildes eine seiner Wirkung wenig günstige Unruhe. Auch W. Diez, der als Lehrer so hoch gepriesene und erfolgreich wirkende, als Genremaler so lebensfrische und geistreiche Münchener Meister, versuchte sich an einem Bilde der Anbetung der Hirten in kleinerem Format und in alt-holländischem Stil der Auffassung, ein chargirtes Werk, das seiner nicht recht werth erscheint. Ein ausgedehntes Bild, die „Kreuztragung“ mit lebensgroßen Figuren von Papperitz in München, zeigt überall das Streben, bei aller realen Wahrheit in der Schilderung des tragischen Vorganges, den Ernst und die Höhe der älteren idealistischen Auffassungsweise zu bewahren. Dadurch kommt indeß eine unverföhnliche Zwiespältigkeit in das Bild, und hart an sehr erfreuliche lebendige Partien des Bildes grenzen so akademisch steife, wie leider gerade die Hauptgestalt, Maria, welche zu dem unter der Last zusammenbrechenden Sohne händeringend heranschreitet. Das alte Haupt der Münchener Schule, Karl von Piloty, hat keinen besonders glücklichen Wurf mit seinem Bilde „Unter der Arena“ gethan. Die oben im Circus getödtete, junge, christliche Märtyrerin, welche an Stricken herabgelassen auf den Fliesen des Stellers hingestreckt liegt; der junge, lorbeerumkränzte römische Priester, welcher sie, sinnend und ergriffen von dem Anblick, betrachtet, während seine Kollegen bereits die Stufen zum Circus hinaufsteigen, sie sind Beide etwas gar zu verbrauchte Typen in der modernen Geschichtsmalerei. Des Malers großer Sinn und sichere Meisterschaft verleugnet sich auch hier nicht, während er in der Farbe kühler und glasiger noch als sonst gewesen ist.

H. Lang in München brachte es in seinem Bilde der heiligen Märtyrerin Afra, die auf der Dachinsel auf dem Holzstoß verbrannt werden sollte, aber anderen Morgens wohl tobt, doch unverfehrt von den Flammen des verlöschten Scheiterhaufens, gefunden wird, zu einer ungleich packenderen malerisch poetischen Wirkung. Sie beruht hier nicht minder auf der Zeichnung der edlen rührenden Gestalt selbst, als auf der vortrefflich durchgeführten Tonstimmung des Ganzen. — De Courten's (München) symbolische nackte Gestalt der „Nacht“ vor der riesigen mattleuchtenden Mondscheibe schwebend, ist ein reizendes Phantasiestück. An reiner Schönheit und Grazie der Zeichnung kommt diese, vortrefflich in einem einheitlichen tiefen und goldig warmem Schattenton gehaltene, aufrecht schwebende Gestalt den besten anderen zahlreichen, hüllenlosen Weiblichkeiten in allen Abtheilungen der Ausstellung gleich. —

Böcklin, der erste unserer malenden Poeten, hat die Ausstellung mit einer wundervollen südlischen Landschaft beschenkt. Ein mit Bäumen und

Gebüsch bedeckter, tief beschatteter Klippenhang mit einem Stück tiefblauen, weißwolligen Himmels darüber; zwischen dem Gesträuch vom Rücken sichtbar eine weibliche Gestalt mit goldener Harfe im Arme, „Sappho“ nach dem Katalog. Ich weiß nicht, warum seine neueste große prachtvolle Meeres-idylle „Das Spiel der Wellen“, die wir auf der Berliner Ausstellung bewunderten, von München fern geblieben ist.

In Knüpfer in Rom, Bredt und Biglhein in München findet diese romantisch-phantastische Richtung Böcklins begabte feinsinnige junge Vertreter, die nach des Meisters Vorgang ihren mythischen Gestalten glaubhaftes Leben zu geben erfolgreich bemüht sind. Der Letztgenannte ist zugleich in sehr verschiedenen Sätteln gleich gerecht. Gleichzeitig mit dem Bilde eines Centaurenpaares, das, sich zärtlich umschlungen haltend, unter finstern wetterdrohendem Himmel am Strande des grauen heranbrausenden Meeres dahintrottet, stellte er ein noch ganz anderes beachtetes Werk von modernstem Gepräge und durchaus realistischem Reiz aus, das schon als technische Leistung — es ist ein Pastellgemälde in Lebensgröße — bewundernswerth ist: ein junges schönes Weib in rosig schillernder Atlasrobe, deren weit offenes Mieder die weiße Brust unverhüllt läßt, wälzt sich in übermüthiger Laune und süßer Trägheit, mit dem vor ihr im Ringe hängenden Katadu spielend, auf dem weißen Varenfell und den goldfarbigen Atlaskissen eines Divans, den von schwarzem Haar umwallten brünetten Profilkopf zurückgeworfen, den nackten, runden Arm aufgereckt. Ein verwegenes Werk in jeder Hinsicht, dessen Reiz doch mächtig genug ist, um über alle Einwendungen der Bedenklichen zu triumphiren. — Die größten Erfolge der deutschen Ausstellung werden durch Schöpfungen der rein realistischen Malerei errungen. Viele der ausgestellten sind bereits allgemein bekannt und besprochen. Es bedarf auch an dieser Stelle nur ihrer Nennung, um meinen Lesern die Vorstellung der betreffenden Gemälde wieder zu erwecken. Da ist Anton v. Werners großes Bild des Berliner Congresses, das Eigenthum der preussischen Hauptstadt, Adolf Menzels „Abfahrt König Wilhelms zur Armee am 30. Juli 1870“, die Bildnisse Theodor Mommsens und Helmholz' in ganzer Figur von L. Knaus aus der Berliner Nationalgalerie, und eines seiner liebenswürdigsten Meisterwerke auf diesem Gebiet: das Portrait seiner eigenen Gattin, welches die letzte Berliner akademische Ausstellung schmückte. Diesen Dreien gesellte Knaus noch ein männliches Brustbild von frappantester Lebenswahrheit der Farbe und des Ausdrucks und der körperlichen Modellirung und das bekannte ältere kleine Bild aus der Galerie Thiem, die so frisch und lebenswarm, wenn auch etwas fleckig und unruhig im Ton gemalte, halb schlafend hingestreckte, jugendliche weibliche Aesfigur, welche er „Bacchantin“ betitelte.

Längst bekannt in Deutschland wie in Paris und überall in über-schwänglicher Weise gepriesen, mir persönlich aber völlig neu ist das Bild

des Müncheners Leibl, die Gruppe dreier halb lebensgroßer oberbayerischer Bäuerinnen in der Kirche.

Mich dünkt, man hat seine Bedeutung weit über das gerechte Maas hinaus aufgebauscht. Eine so trockene, geist- und phantastearme, peinlich fleißige und langweilige Abschrift einer gänzlich uninteressanten Wirklichkeit als eine über Alles staunenswerthe Kunstschöpfung zu preisen, — ich verstehe es nicht! Gewiß, man sieht keine Malerei mehr darin. Die öden, häßlichen Gesichter, die knöchernen, arbeitsiharten Hände, die Stoffe der beschriebenen Sonntagskleider der jungen Mießbacherin und der beiden Alten, die Druckzeilen des Andachtsbuches, die Hals- und Hutketten der jungen Veterin, das ist Alles mit äußerster Gewissenhaftigkeit und großem Geschick in einer sich selbst völlig verleugnenden Maltechnik zur Anschauung gebracht. Aber man fragt sich doch: Lohnt denn eine so armselige Aufgabe so viele auf ihre Lösung gewendete Mühe? Darf und kann denn ein 'wirklicher Künstler voll Geist und Naturfreude an die täuschende Herausarbeitung von Gegenständen, wie z. B. dieses schwarz- und blau carrirte Singhamkleid der Mießbacherin, viele Monate seines Lebens setzen? Man führe doch nicht Van Eyck, Memling und Holbein als Beispiele dafür an. Ein breiter Abgrund trennt noch immer die Werke ihres mit dem stupenden Kunstfleiß und Kunstgeschick verschmolzenen herrlichen, schöpferischen Genies von diesem Triumph der redlichen Mühsamkeit. —

Desregger einer der populärsten Größen der heutigen Münchener Kunst, zeigt sich in seinem historischen tyroler Genrebilde „Vor dem Aufstande 1809 in Tyrol“ nicht völlig auf der Höhe jener Schöpfungen aus dem Leben und der Geschichte seines schönen Heimathlandes, welche ihm den großen Ruhm und die Liebe bei allem deutschen Vol in so reichem Maß erworben haben. In dem Ausdruck und in der ganzen Action der bäuerlichen Verschwörer ist ein theatralisches Element. Die hübsche Bäuerin, welche als stummer Zeuge dieser revolutionären Bauernberathung beiwohnt, ist nichts mehr als eine gefällige, überflüssige Füllfigur und die Farbe des Bildes hat jenes Bräunlich-Saucige, das in der heutigen Münchener Schule auffällig in Mode ist und für die Zukunft der so gemalten, mit Asphalt überreich gefättigten, Bilder nur ziemlich trübe Aussichten erwecken kann. Desto unbedingter mag man sich an dem Bildniß seines schönen blonden Knaben in ganzer Gestalt erfreuen. — Unter den Münchenern erntet kaum ein Anderer so ungetheilte enthusiastische Anerkennung von allen Seiten und mit so vollem Recht als der erst seit einem Jahr aufgetretene Claus Meyer. Sein Bild „Aus einem Beguinenkloster“ kann man ohne Parteilichkeit und Voreingenommenheit mit bestem Gewissen als eine der edelsten Perlen moderner Malerei auf der ganzen Ausstellung preisen. Er giebt darin seinen jungen Kollegen von der vorgeschrittensten Ueberzeugung goldene praktische Lehren. Der höchste Grad vollendeter Naturwahrheit verträgt sich, wie er darin zeigt, vorzüglich mit dem Mangel abschreckender, widriger Häßlichkeit mit einer zugleich

bestimmten und weich verschmelzenden Technik und innig harmonischer wohlthuender Farbe, mit plastischer Körperlichkeit aller Gegenstände und perspectivischer Vertiefung des Raumes. Das Bild zeigt eine Gesellschaft von älteren und jüngeren Beguinen, Nonnen und Novizen, in einem, durch die breiten Fenster im Hintergrund beleuchteten Klostergemach um einen Tisch versammelt, mit Näharbeit beschäftigt, beisammen sitzend. In einem Nebenraum sieht man durch die offene Thür eine andere Nonne von ihrem Gange vom Markte heimkehren; jenseits des Hofes ein niederes Gebäude mit rothem Ziegeldach. Letzteres bringt die einzige, wenn auch immer noch fein abgedämpfte, wärmere Note in den allgemeinen silbrigkühlen Farbenklang des Bildes, der sich allein aus dem Blau der Beguinenkleider, dem Weiß der breiten Kragen und großen Hauben und der von den Nonnen und Novizen genähten Leinwand, dem Grau der Wände, dem matten Braun der Dielen und des Tisches und den milden Localtönen der ganz beschatteten Gesichter und Hände combinirt. Dies Meisterwerk des jungen Künstlers darf sich dreist denen eines de Hooghe und van der Meer an die Seite stellen. Es hat vor ihnen sogar noch etwas voraus: den Reichthum und die Liebenswürdigkeit des individuellen Ausdrucks und der Charakteristik all dieser dem Leben mit feinstem Beobachterblick abgelauchten Gesichter.

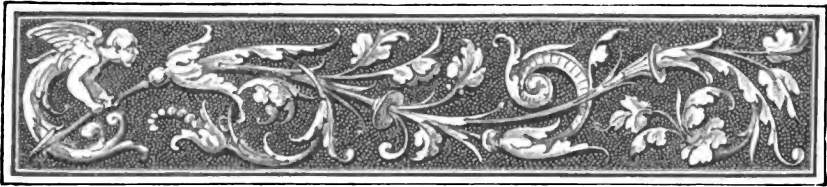
Die ganz allgemeine Wirkung dieses Gemäldes ist einmal wieder ein überzeugender Beweis dafür, daß es wirklich in der Malerei nicht immer „der große Gegenstand“ und auch nicht der „Gedankenreichthum“ ist, denen ein Werk derselben seine Bedeutung und seinen Eindruck dankt. — Thumanns altgermanischer Triumphzug eines blonden härtigen Siegers (des Arminius?) mit seinen römischen Gefangenen läßt trotz der Größe der Bildfläche, trotz seiner akademisch correcten Zeichnung und seines sogenannten „nationalen Gehalts“ auch den bestgesinnten Germanen kühl bis an's Herz hinan. In Gehhardts „Tod der Virginia“ wird man wenigstens ergriffen von der energischen Wahrheit des Ausdrucks der theilhaftigen Gestalten, des Vaters, der sein eigenes Opfer in die Arme schließt und den Fuß auf die Stirn der Sterbenden drückt, und der Tochter, die im Tode fast mit dankbarem Lächeln zu ihren grausamen Beschüßer und Erretter aufblickt. In Jakobides, des griechischen Münchens, „Tod der Kreusa,“ die sich in der Sterbensqual auf dem schimmernden Marmorboden wälzt, ist das Bestreben, jene Wahrheit und Ehrlichkeit des Ausdrucks der Züge und der Bewegungen, mit Adel und Größe der Linienführung zu gewinnen, nicht erfolglos geblieben. Aber ganz anders noch ist dieser glücklich begabte Künstler in seinem wahren Element und erreicht er es, zu interessiren in solchen anspruchsfloeren Schöpfungen, wie der von ihm ausgestellte Kopf eines lachenden Straßenjungen, und in jenem Bilde „Kleine Leiden“, das Jeder ohne Unterschied des Geschmacks und der künstlerischen Bildung mit gleicher Freude und gleich inniger Befriedigung betrachtet: die Großmutter, die ihrem kleinen Enkelchen den ersten Ohrring durch das Ohrloch bohrt. Im Ton hat diese Gruppe lebensgroßer Knie-

figuren die Wucht, die tiefe, leuchtende Kraft und den Schmelz eines guten alten Bildes. Von unübertrefflicher liebenswürdiger Lebenswahrheit ist die Sprache der Züge des Gesichtes der bebrillten gutmüthigen Alten und des an ihre Kniee sich schmiegenden prächtigen kleinen Lockenkopfes, der sich so gern der Operation entzüge und halb weinend halb lachend mit den Händchen die, eifrig an dem schwierigen Werk arbeitenden, alten runzligen Finger der Großmama abwehrt. In seinem Genre zählt das Werk zu den vollkommensten der Ausstellung. — Ein stimmungsvolles, geschichtliches Bild von Kühner und origineller Composition ist Frank Kirchbachs „Herzog Christoph auf dem Schlachtfelde an der Leiche des letzten Abensbergers haltend“. Von dem noch leuchtenden Himmel in beginnender Abenddämmerung heben sich die Gestalten des geharnischten Herzogs, seines Rosses und der zur Höhe, auf der er so siegesstolz vor seiner Gegner Leichen hält, aus der Tiefe im Mittelgrund heranreitenden Begleiter als ungemein interessant gezeichnete dunklere Silhouetten ab. — Ein schönes Talent, und eine früh erlangte, seltene Reife in der Handhabung der künstlerischen Darstellungsmittel beweist der junge Münchener Maler Herterich in seinem figurenreichen Bilde: „Die aufständischen Bauern zwingen die Gräfin Westenburg, sie zu bedienen“. Die Wildheit, die Wüsthheit, die blutdürstige Grausamkeit und der grimmige Humor jener zügellosen Banden, die „mit des Verbrechens Wuth und des Glends“ sich gegen ihre Reiner erhoben haben und in deren erbarmungsloser Vernichtung schmelzen, ist hier mit einer wahrhaft packenden Energie in den Gestalten und Gesichtern dieses dicht gedrängten Knäuls lärmender, brüllender, zehender, bewaffneter Bauern zur Anschauung gebracht. Nicht minder treffend ist der äußerste Gegensatz dazu, die stolze Resignation einer edlen Frauennatur, die stumme Verachtung der sie umdrängenden Gemeinheit in der Gestalt der vornehmen Dame verkörpert, welche ungebeugten Ganges den Mordbrennern die Schüssel mit dampfender Speise austrägt. — Räuber in München malte in einem nicht minder figurenreichen, und ebensals in kleinerem Maßstabe gehaltenen, Bilde eine ruhmvolle Episode aus dem Leben des großen Kurfürsten: „Die Uebergabe Warschau“ an ihn, den Sieger in der großen Schlacht bei der polnischen Hauptstadt in den Julitagen 1656. Der Vorgang gab dem Maler, der sich von jeher mit Vorliebe mit jenem kriegerischen Jahrhundert beschäftigte, willkommene Gelegenheit, derartige Studien in der Darstellung der brandenburgischen, schwedischen, polnischen Feldherren, ihres ganzen Truppenwesens, der Offiziere, Soldaten, Pferde und Geschütze ausgiebig zu verwerthen. Er schildert glaubhaft und lebendig ohne theatralischen Weigeschmack, versteht seine geschichtlichen Persönlichkeiten entsprechend zu individualisiren; aber nicht in gleichem Maße ein so complicirtes Ganze vor einer gewissen Zersplitterung und Unruhe in der Composition, in der Totalwirkung und im Ton zu bewahren. Die neueste vaterländische Geschichte hat für nur sehr wenige deutsche Bilder dieser Ausstellung die Gegen-

stände gegeben. Faber du Faurs kolossales Gemälde, die Württemberger bei Champigny, den Park gegen die andringenden französischen Reichen verteidigend, ist längst schon durch seine Ausstellung in Berlin bekannt. Es ist eine ungeschmeichelte, aufrichtig wahre Verherrlichung der braven Landsleute des genialen Künstlers, in welcher das eigenste Wesen dieser tapferen Truppen, ihr zäher ausdauernder Muth und ihr besonderer militairischer Chic im Feuergefecht, zur treuen Darstellung gelangt, wie es sich bei jeder Gelegenheit im Felde und zumal in jenen blutigen Decembertagen vor Paris so glänzend bethätigte. Mit robuster malerischer Kraft sind die lebensgroßen grauen Gestalten herausgearbeitet und ist die ganze weite Bildfläche behandelt.

(Schluß folgt.)





Levin Schücking.

In memoriam.

Die in diesem Feste enthaltene Novelle ist die letzte Arbeit, ist der Schwanensang Levin Schückings gewesen; am Morgen des 31. August — sechs Tage vor seinem 69. Geburtstag (geboren 6. Sept. 1814) — hat der Tod ihrem Verfasser, nachdem er vierzig Jahre lang der Liebling der deutschen Lesewelt gewesen war, die fleißige, nie ermüdende Feder aus der Hand genommen; der reiche Quell dichterischer Erfindungsgabe, der länger als ein Menschenalter hindurch so viele Herzen zu erfreuen und zu erheben vermochte, ist für immer versiegt und mit der Erzählung: „Märtyrer oder Verbrecher?“, die das vorliegende Monatsheft von „Nord und Süd“ veröffentlicht, ist die lange Reihe jener Schöpfungen abgeschlossen, die Levin Schücking für immer seinen Platz unter den bedeutendsten Romandichtern, die Deutschland bis heute sein eigen genannt hat, sichern werden.

Die Beliebtheit und Gunst, deren der Verstorbene so lange Jahre von Seiten des Publikums genoß, war keine Sache der Mode, die ja auch noch niemals so große Zeiträume überdauert hat, sondern war auf die Erkenntniß sehr positiver Vorzüge gegründet, zu denen wir vor Allem die unerschöpfliche Kunst des Dichters, durch spannende, seltsame, oft auch abenteuerliche Entwicklungen zu unterhalten, seinen gesunden, kräftigen Realismus, den warmen Patriotismus, der an so vielen Punkten seiner Werke leuchtend hervorbricht, und seine Correctheit in Eleganz der Form zählen, die, wie im Leben, ihm auch am Schreibtiisch immer eigen war, und die wir um so höher schätzen werden, je mehr sie, wie bekannt, in unsrer heutigen Literatur nachgerade zur äußersten Seltenheit zu werden anfängt.

Ein Typus für die Schücking'sche Novelle in ihrer besten Zeit — denn es ist ja selbstverständlich, daß bei einem so fruchtbaren und vielerschaffenden

Dichter, wie Schücking war, nicht alle Werke gleichwerthig sein können — war mir immer die Erzählung: „Die Schwester“, in welcher alle jene vortrefflichen Eigenschaften auf das kunstvollste und glücklichste vereinigt sind, in welcher vom historischen Hintergrund, den der Dichter auch sonst so sehr bevorzugte, die spannende Fabel sich geschickt löst, mit überraschender Wendung abschließt und in ihrer Darstellung ganz von den goldenen Frühlichtern jenes graziösesten Humors durchleuchtet ist, der dem Dichter so hinreißend zu Gebote stehen konnte.

Von seinen ersten großen Romanen an, die sich im Lande seiner Geburt, auf der rothen Erde, oder an den Ufern des Rheins abspielen, und in denen er bereits, wie in allen späteren Arbeiten, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein reiches Darstellungsvermögen und seine Geschicklichkeit in geistreicher, eleganter Dialogführung voll bewährte, bis zu seinem „Luther in Rom“ und seinen letzten Dichtungen noch ist Schücking den großen Ideen des Jahrhunderts, dem Dienst der Freiheit und des Fortschritts gegenüber der Kirche, wie dem Staat, zu Gunsten der Völker und des einzelnen Individuums treu geblieben. Wie er das Volk aus den Umschlingungen des feudalen Staates oder der allein seligmachenden Papstkirche zu ziehen sucht, so müht er sich, das Individuum von dem Banne lastender Tradition, von der „Bevormundung der Familie und des Standes“ zu befreien, und diesen letzteren wieder von seiner „eigenen Tyrannei und Abgeschlossenheit“. Wo aber ideale Ansprüche auf Glück und Leben an der rauheren, unerbittlichen Wirklichkeit zu scheitern drohen, sucht er den Einzelnen wenigstens zur Versöhnung mit sich und der Welt zu leiten. Mitten in der lebhaften Darstellung solcher Conflict, mitten in diesen farbig aufgerollten Bildern aus der Vergangenheit oder der Gegenwart, aus alten geheimnißvollen Schlössern oder modernen, parfüm dufenden Salons gelingt ihm unstreitig am Sichersten die Schilderung des hochconservativen, oft barock altfränkischen Adels in Westfalen; hier findet er stets Gelegenheit zu immer neuer Entfaltung seines liebenswürdigen Humors, während er es zugleich wohl versteht, neben diese wurmzerfressenen Adelsgeschlechter den knorrigen, biedern Bauern inmitten seiner an poetischen Detailzügen so reichen westfälischen Heimath wirkungsvoll als den treuen Sohn alter guter Sitten hinzustellen.

War Schücking selbst doch der ächte Westfale, der ächte Sohn seiner Heimath, die schon vor ihm durch seine von ihm so hoch verehrte, nie vergessene Freundin Annette von Droste-Hülshoff im Liede so poetisch verherrlicht worden war, und in die es ihn von seinen mannigfaltigen, meist bis nach Rom oder Neapel ausgebehnten Winterzügen für den Sommer immer wieder mit treuer Gewohnheit zurückzog. Dort, auf seinem alten Herrensitz in Sassenberg bei Münster, brachte er, umrauscht von hochwipfelligen, blüthenduftigen Linden, in friedlichster Idylle Sommer um Sommer hin, nur sich, seiner Arbeit und seinen Kindern lebend, die mit der aufwachsenden Entelshaar den väterlichen Herd regelmäßig zu besuchen kamen.

Seitdem er von dem harten Schlag betroffen worden war, seine vortreffliche Frau Luise, geb. v. Gall, die dichterisch gleichfalls höchst bedeutend angelegt war, schon früh zu verlieren, verbrachte er den Winter meist in großen Städten. Er hat abwechselnd in Wien, in Berlin gelebt, aber doch am liebsten und öftersten in Rom, das ihm mit jedem Jahre theurer und dessen Besuch ihm mit jedem Winter unentbehrlicher geworden war. Nicht allein dem Künstler, dem Geschichtsfreund und Dichter — er haßte die Kälte des deutschen Winters und war nicht eher zur Rückkehr über die Alpen zu bewegen, als bis die Sonne auch hier in Haus, Wald und Feld tüchtig eingeeizt hatte. Wie begreiflich, ruhte ihm auch auf diesen Reisen die Arbeit nicht. Er hatte im Laufe der Jahre sein Talent sich so dienstbar gemacht, daß er, wo er auch sein Zelt aufgeschlagen haben mochte, sofort wieder die unterbrochene Arbeit aufnehmen konnte. Arbeit galt ihm als der normale Zustand des Menschen und er hatte es gelernt, die „Poesie zu commandiren“. Er arbeitete und schrieb jeden Vormittag. Ich hatte ihm während eines langen Zusammenlebens mit ihm in Rom mit allen Hülfsmitteln der Ueberredung auch nicht ein einziges Mal dieser Gewohnheit abwendig machen können. Nicht der herrlichste Frühlingszauber vermochte ihn — Vormittags — aus seiner Arbeitszelle und von seinem Schreibtisch wegzulocken, auf welchem immer aufgeschlagen das Manuscript und daneben das dicke Conceptbuch mit hunderten von rasch notirten Stoffen, Motiven und Entwürfen lag. Die Mittagszeit, der Nachmittag, der Abend gehörten dann den Freunden, der Lectüre, dem Spaziergang, der völligen Ruhe. Waren auch die Ansprüche, die er ans Leben machte, durchschnittlich gering, so verstand er es doch vortrefflich, da und dort die Quellen aufzufinden, wo ein guter, feuriger Wein rann. An diesem sich zu laben, in Gesellschaft einiger weniger Freunde, war ihm der größte Genuß. Hier, im kleinen Kreise, entfaltete er alle die trefflichen Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens, die ihm so rasch die Liebe und Verehrung Aller gewannen, die ihm näher traten. An solchen Abenden war er voll geistiger Beweglichkeit, schlagfertig, jedem guten Einfall geneigt, voll köstlichen Humors und immer bereit, aus dem reichen Schätze seiner Erlebnisse und Begegnungen zu erzählen. Er sprach sehr gut, correct, anschaulich, fließend. Man hörte ihm mit Vergnügen zu. Eine immer sorgfältig gepflegte Lectüre auf allen Gebieten des Wissens, eine lückenlose Bildung, ein eminentes Gedächtniß kamen ihm dabei wohl zu statten. Große Gesellschaften liebte er nicht, er hatte nicht das Bedürfniß, mit Vielen umzugehen. Er war wählerisch in seinem Verkehr und, so höflich und weltmännisch sonst seine Verkehrsformen waren, konnte er doch ganz die „kernige Künftigkeit“ des Westfalen zeigen, wenn es ihm darauf ankam, aufdringliche oder unbecome Menschen sich fernzuhalten. Dafür liebte er den Verkehr mit geistvollen Frauen. An der heutigen Literatur gefiel ihm Vieles nicht und konnte ihm bei der geistigen Vornehmheit und bei der vollendeten Urbanität

seines Wesens nicht Alles gefallen. Aber darüber schmerzte er in guten Stunden und meinte, solche „Uebergangsstadien“ müßten ertragen werden. Wenn er, was ihm aber, wie es schien, selten bequem war, seinen äußeren Menschen salonmäßig hergestellt hatte, glich er in seiner eleganten, schlanken Erscheinung einem Aristokraten aus der alten Schule. Den schmalen, fein modellirten Kopf trug er beim Gehen und Sprechen meist ein wenig vorgebeugt. Merkwürdig waren immer seine blauen Augen, die, während den Mund in der Unterhaltung gern ein verbindliches Lächeln umspielte, von einem Glanze erstrahlten, wie er wohl selten gesehen wird, und der durch den schalkhaften Zug, der sie häufig umblickte, noch gesteigert wurde. Ich habe mich dabei oft an Freiligraths berühmtes, an Schüding gerichtetes Gedicht: „Die Rose“ erinnert, in dem es bekanntlich heißt:

Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.

Seltam! Ich habe kaum je so klare, scharf durchdringende Augen gesehen, wie die Schüdings. Aber vielleicht verstanden sie in jenen Tagen der Jugend, denen das Freiligrath'sche Gedicht seine Entstehung verdankt, traumhafter und gespenstlicher drein zu sehen. Das erinnert mich an eine kleine Begebenheit aus der Zeit meiner ersten Begegnung mit Schüding, vor zwanzig Jahren, in München. Ich brachte den Abend bei ihm auf seinem Zimmer zu, in Gesellschaft seines älteren Sohnes und seiner beiden Töchter. Das Gespräch kam auf seine oft gerühmte und belobte Kunst, heimathliche Gespenstergeschichten so schön zu erzählen, daß sich auch der Ungläubigste nicht des Grusels entschlagen könne, und er folgte gern meiner Bitte, mir eine Probe dieser Kunst zu geben. Ich sehe es noch, wie behaglich er sich erst auf dem Sopha ausstreckte, wie er — unter dem Vorwand, das Licht blende ihn in dieser Lage zu sehr, den Docht der Lampe mehr als halb eindrehete, daß das Zimmer ganz in geheimnißvolles Dämmerlicht gehüllt war, und wie er nun begann. Lauschend saßen wir hier herum, wir waren Alle jung, sacht und sachte kam das Gruseln über uns, das so herzbeklemmend und doch so schön war, und es ging uns, wie Freiligrath in seinem Gedicht erzählt:

— — was in der Brust ihm schlief,
Er theilt' es mit; ich saß wie festgemauert;
Und bei Geschichten wunderbar und tief,
Ward Stund' auf Stunde rasch von uns verschauert.

Es lag in den spukhaften Geschichten, wie sie Schüding vorzutragen mußte, ein geheimnißvoller Bann, der den Zuhörer gar nicht dahin kommen ließ, nach der Wahrheit oder Glaubwürdigkeit des Erzählten zu fragen. Im Gegentheil, der überwältigende Eindruck war: so, wie die Geschichte erzählt wurde, war sie wahr, mußte sie wahr sein, und wenn der Erzähler nicht selbst an sie und ihre Wahrhaftigkeit geglaubt hätte, hätte er sie nicht in dieser bezwingenden Weise, die — für den Augenblick wenigstens —

nicht dem Schatten eines Scrupels Raum ließ, erzählen können. Nach vielen Jahren, als wir in Rom einst wieder in kleinem, vertrautem Kreise beisammen saßen, erinnerte ich ihn an jenen Münchener Abend und wieder fand er sich bereit zum Erzählen — diesmal, ohne den Docht der Lampe herunterzudrehen. Aber er hatte kaum begonnen, da wurde er zerstreut, unterbrach sich und sprang plötzlich mit den Worten auf: „Es ist Nichts mehr mit den alten Geschichten. Die Menschen sind zu verständig geworden — ich erzähle sie nicht mehr.“ Und in der That war er nicht mehr zu bewegen. Hatte er selbst den Glauben daran verloren?

Auch auf lyrischem Gebiet hat sich Schücking in jungen Jahren versucht — mit wenig Glück. Ueber den seiner Zeit bei Cotta erschienenen Band „Gedichte“ verstand er später selbst mit heiterer Ironie zu scherzen. Am Ersten gelungen erscheinen darin die erzählenden Anläufe und die Ballade „Der Büßende“ verdiente wohl, durch Aufnahme in eine unserer vielen Anthologien der Vergessenheit entrisen zu werden.

Als ich im vorigen Jahre Levin Schücking zum letzten Male sah, in Berlin, fand ich ihn kräftiger und frischer, denn sonst. Er hörte das mit Freuden von mir und war voll von schriftstellerischen Plänen, dichterischen Entwürfen. Noch für viele Jahre glaubte er, und wir Alle mit ihm, es sich bestimmt, im Lichte der Sonne wandeln, seine Fabulirkunst pflegen zu können. Nun ruht der Vortreffliche schon tief im Dunkel der ewigen Nacht, in die kein Wort der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit mehr dringt — aber was sein beweglicher Geist Schönes schuf, wird dem deutschen Volke noch lange Jahre ein Quell der Freude, der Erholung und des Genusses sein. Es ist ein reicher Schatz, den der Dichter ihm hinterlassen hat. Eine edle, liebenswürdige Natur ward mit ihm zu Grabe getragen, einer jener vornehmeren Vertreter des Schriftstellerstandes, wie sie leider heute bei uns immer feltener werden.





Illustrierte Bibliographie.



Wie oben, lautet der Titel eines neuen Prachtwerkes, das binnen Kurzem wohl in sämtlichen Buchhandlungen ausliegen wird; denn Alles scheint ihm einen glänzenden Erfolg zu weissagen. Ein freundlicher Zufall hat es gewollt, daß wir schon vor dem Zeitpunkte der eigentlichen Veröffentlichung von diesem Buche Einsicht nehmen durften und einige seiner Illustrationen zum Abdrucke bringen können.

Ettliche Bedenken seien gleich vorweg geäußert. Denn zählt man erst auf, was man lobenswerth gefunden hat, und hinkt am Schlusse mit einer Einwendung nach, so erhält diese durch ihr Nachklingen einen unberechenbaren Nachdruck.

Unser Haupteinwand geht gegen die Wahl des Stoffes. Niemand kann die Ehre der Illustrirung Heinrich Heine herzlicher gönnen, dem Lyriker der Jugend, so lange es überhaupt eine deutsche Jugend giebt. Aber das Buch der Lieder ist für die Illustrirung wenig geeignet. Es ist dafür wirklich „spröder Stoff“. Einzelne der Gedichte fordern den Stiff förmlich heraus, die meisten aber, in ihrem verschwimmenden Gefühle, in ihrer verklingenden Melodie, ihrer häufig rein sprachlichen Wirkung sind durchaus unbildlich. Heines Dichtungen sind wie die Goethes in ungewöhnlichem Grade musikalisch; und es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in den meisten

Fällen, wo der Componist hingerissen wird, der Zeichner ruhig bleibt, daß für solchen Ausbruch nicht bloß „Gedanken“, sondern auch Formen „zu fern stehen“.

Es kommt noch ein anderer Punkt hinzu, der allerdings vielleicht nur dem ganz Klar wird, der die Blätter dieser Ausgabe selbst überfliegt. Da ist der Text bald einfach unter einander geordnet, bald sind die Gedichte gewissermaßen „gebrochen“ und je zwei Strophen in eine Reihe gestellt. Man sieht: es hat sich hier darum gehandelt, mit einem gegebenen Raum auszukommen und zwischen Bild und Text einigermaßen angemessene Verhältnisse herzustellen. Das ist beinahe Rechenarbeit: überall sieht der Blick des Kundigen die Thätigkeit des Metteurs, der den Druck auf die einzelnen Seiten vertheilt. Manchmal wollen uns übrigens die Ergebnisse dieser Thätigkeit durchaus nicht behagen. Da wir indeß ehrlich überzeugt sind, daß der Verleger den geschmackvollsten Metteur beschäftigt hat, den er gewinnen konnte, doch wollen wir darauf nicht bestehen, sondern einfach annehmen, daß hier unüberwindliche Schwierigkeiten vorlagen, denen die Anfehnlichkeit zum Opfer gebracht werden mußte. Doch — offen gestanden: — uns widerstrebt es, einen Dichter von Heines Schlage in seinem herrlichsten Werke dem Geschmade eines Metteurs preisgegeben zu sehen, daß der Eindruck, den sein Gedicht macht, von der Länge des Bindsfadens abhängt, den dieser jußt noch in der Hand hat.

Und in der That hat dieses Verfahren hier zu Erscheinungen geführt — wegen deren wir niemanden anklagen wollen, weil wir nicht feststellen können, wer als der eigentliche Urheber die Verantwortung trägt — gegen die wir aber ernste Bedenken nicht unterdrücken können.

Es ist entschieden unerlaubt — um nicht mehr zu sagen — wenn ein neuerer Herausgeber sich herausnimmt, in der Anordnung des Buches der Lieder Umstellungen vorzunehmen. Heine selbst hat dreimal, vielleicht gar viermal die Sammlung einer genauen Durchsicht unterzogen — jeder kann sich davon überzeugen, der sich die Mühe geben will, die große Hamburger Gesamtausgabe nachzuschlagen. Und Heine, der ein Arbeiter von ungewöhnlicher Sorgfalt war, hat an der Anordnung der ersten Ausgabe nicht mehr gerührt. Wie sie ihm genügt hat, so darf sie wohl auch uns befriedigen. Hier aber, in der ersten illustrierten Ausgabe sind thatsächlich Umstellungen vorgenommen worden. Da und dort ist ein Gedicht dem Metteur zu lang oder zu kurz gewesen, hat es nicht genau mit dem Bindsfaden gestimmt, und er hat es einfach an eine andere Stelle gebracht.

Hier ein Beispiel! In der echten Ausgabe folgen die Gedichte so: „An Deine schneeweiße Schulter“ — „Es blasen die blauen Husaren“ — „Habe auch in jungen Jahren“ — „Bist Du wirklich mir so feindslich“ — „Ach die Augen sind es wieder“ — „Selten habt ihr mich verstanden“ — „Doch die Kasstraten klagen“ — „Auf den Wällen Salamancas“ — „Neben mir wohnt Don Henriquez“ — u. s. w. Bei Eize dagegen heißt es: „Habe auch in jungen Jahren“ — „An Deine schneeweiße Schulter“ — „Es blasen die blauen Husaren“ — „Ach die Augen sind es wieder“ — „Auf den Wällen Salamancas“ — „Neben mir wohnt Don Henriquez“ — u. s. w. Man sieht: das stimmt keineswegs miteinander. Aber vielleicht hat der Leser bei dieser trockenen Nebeneinandersetzung gar nicht bemerkt, was noch viel wesentlicher ist. Es fehlen* zwei Lieder! Es fehlt: „Selten habt ihr mich verstanden“ — und „Doch die Kasstraten klagen“ — die hat uns der Metteur einfach unterschlagen!

Aber es fehlen nicht nur die beiden kleinen Gedichtchen, die wir allein schon ungern vermiffen würden, von denen wir eines wenigstens für einen Edelstein, wenn auch nicht reinsten Wassers, halten: es fehlen — höre es kunstliebendes Deutschland! hört es vor Allem ihr, Kenner des Verbbaus, die ihr gerade in diesen Dichtungen Wunder unserer Sprache erblickt habt — es fehlen die Seebilder! Beide Sammlungen! Ohne Ausnahme! Nur daß der Epilog, unschuldig, als ob er keinen Mangel wüßte, statt der zweiten nun das ganze Buch beschließt.

Das ist zu arg. Dagegen bedt die Verantwortlichkeit keines Metteurs. Eine Lücke von solchem Umfange entschuldigt nicht Nachlässigkeit oder Unverstand eines Einzelnen. Dafür ist die Verlagsbandlung selber anzuklagen. Wenn man sich einer solchen Verstümmelung schuldig weiß, dann ist man nicht berechtigt, auf das Titelblatt Das Buch der Lieder zu drucken — und gar noch Erste illustrierte Ausgabe. Möge sie die einzige bleiben, wenn sie nicht besser sein kann. Das ist nicht mehr das Buch der Lieder, denn das Beste ist ausgelassen, eine der großartigsten Dichtungen, die unser Jahrhundert überhaupt kennt.



Aus: Heinrich Heine's Buch der Lieder.

Leipzig, Adolph Lipe.

Wenden wir uns dem Rühmenswerthen zu.

Und rühmenswerth ist sonst eigentlich Alles an dem Buche. Die ganze Ausstattung ist schön und reich. Besonders zusagend ist der Einband; ein rother Deckel, nicht in der überdrüssigen Weise mit Gold und Schwarz, sondern nur mit Gold bedruckt. Und zwar in überaus heiterer und anmuthiger Zeichnung, welche die fast herrschend gewordene Ausbildung architektonischer Motive verschmäh't und im Rahmen einiger kräftiger Querstäbe Blätter und heraldische Lilien zusammenfaßt. Das Muster erinnert mit Geschmack und Glück an die Einbände, wie sie in den Dreißiger Jahren üblich gewesen sind, entspricht also recht gut dem Inhalte des Buches. Papier und

Druck sind ganz vorzüglich. Die Lichtdrücke sind von Brudmann ausgeführt, die Holzschnitte von Raeseberg und Dertel. Außerdem erwähnt das Mitarbeiterverzeichnis am Ende des Bandes, daß die Zinkographien von Angerer und Goeschel in Wien hergestellt worden sind. Das ist eine erfreuliche Offenherzigkeit — möge sie zahlreiche Nachahmung finden! Oft genug begegnet man — und in Werken von Ruf! — sogenannten Holzschnitten, die Feder, wer sich darauf versteht, sofort für fleckige Zinkdrucke erkennt. Die Verwechslung beider Bezeichnungen fing schon an, ganz gebräuchlich zu werden. Und doch hat der Zinkdruck rasch eine Verbreitung und Bedeutung, auch eine Art von Kunstwerth erreicht, daß es Zeit ist, ihn als einen besonderen Zweig auf dem Baume der graphischen Künste anzuerkennen. Die hier gebrachten Drucke sind in jeder Beziehung hervorragend und eines Platzes in dem Buche nicht unwerth.

Die Zeichnungen rühren, wie schon der Titel sagt, ausnahmslos von Thumann her. Nach den Jahreszahlen, die hier und da auf den Blättern angegeben sind, scheint seine Arbeit daran sich durch die letzten beiden Jahre hindurchgezogen zu haben.



Aus: Heinrich Heines Buch der Sieder.
Leipzig, Adolph Tzsch.

Nach einer Aeußerung Thumanns entwirft er diese Zeichnung des Abends — nach Abschluß der Thätigkeit in der großen akademischen Werkstatt — im Kreise der Seinigen. Es ist gewissermaßen sein Ausruhen. „In gewissen Jahren wird man geizig mit seiner Zeit“, meinte er. Und doch machen die bewegliche Gestalt, die festen nirgends erschlaffenden Züge noch durchaus den Eindruck des Jugendlichen. Höchstens, daß man aus seinen Fältchen auf die Jahre schließen möchte. „Hoffentlich kommen sie vom Lachen“ — wie Gustav Freytags Adelheid sagt.

Wir haben schon oft die Freude gehabt, Thumann hier rühmen zu dürfen. Und jedes neue Werk seiner Hand nehmen wir mit frischer Theilnahme entgegen. Die reiche Liebendwürdigkeit seines Talents, die reine, edle Form zeichnen ihn überall aus. Wie so viele unsrer besten Zeichner ist er aus der Schule Ludwig Richters hervorgegangen. Es soll damit nicht eben gesagt sein, daß er geradezu dessen Unterricht genossen hätte; wir sind nicht in der Lage, darüber Bestimmtes zu behaupten. Aber man braucht nur seine älteren Zeichnungen anzusehen, um zu erkennen, wie tief er dem Einflusse des geliebten Altmeisters ausgesetzt gewesen ist. Man schlage nur ein-

mal die Echerer'sche Sammlung deutscher Volkslieder auf, wo zahlreiche Illustrationen von Richter wie von Thumann neben einander stehen. Wer den neueren Thumann frisch im Gedächtnisse hat, wird ganz überrascht sein. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen jenen Weiden — zum Verwechseln! Nicht nur das Aeußerliche, auch das gemüthliche Wesen scheint er dem Alten abgesehen zu haben. Wer mit künstlerischem Bildungsgange vertraut ist, weiß, was für ein erfreuliches Zeichen das bei einem jungen Künstler ist. Es deutet mindestens auf reiche Begabung für das Aeußerliche. Es ist nicht nur unbillig, sondern gefährlich, von einem Anfänger mehr als Nachahmungsfähigkeit zu erwarten. Daß Thumann mehr besaß, das hat er in der Folgezeit reichlich bewiesen



Aus: Heinrich Heine's Buch der Lieder.
Leipzig, Adolf Litz.

Er hat entschieden sein eigen Gesicht, pflügt auf eigenem Acker. Vielleicht, daß er hier und da sogar versucht hat, die Grenzen desselben zu weit zu ziehen. Aber auch das liegt in der Natur jedes Künstlers, der nicht zum Handwerker werden mag. Es muß reizen, fast erbittern, sich immer wiederholen zu hören: „Wie edel! Welche schönen Frauentöpfe! Wie idyllisch!“ u. dgl. Man will den Leuten zeigen, daß man mehr sein kann als edel und idyllisch. Ist es doch dem armen Doré (der hier ohne Vergleich genannt sein möge) so an's Herz gegangen, sich immer den größten Illustrator unseres Jahrhunderts nennen zu hören, daß er die letzten Jahre seines Lebens die

Leinwand gar nicht groß genug finden konnte für seine Bilder und starb, nachdem ihm als Maler der Erfolg ausgeblieben war. Solch trüben Ausgang braucht Thumann freilich nicht zu fürchten: auch als Maler fehlt ihm reiche Anerkennung nicht.

Indeß wenn, gegenüber jenem Streben des Künstlers in's Weite, das Publikum nur zu sehr geneigt ist, diesen durch die Schablone seines Urtheils in eine gewisse Einseitigkeit zu pressen, so geschieht auch das in einem Triebe, der bis zu einem Grade gerechtfertigt ist. Kann das Publikum auch nicht die Begabung übersehen, so erkennt es doch meist richtig, wo diese sich am Mächtigsten und am Glücklichsten äußert. Und so mag es auch unbestritten sein, daß die eble Muse Thumann am Besten kleidet.

In dem Buche der Lieder finden sich Stoffe dieser Natur nun in Fülle, z. B. Knabe und Mädchen in der Kiste, die Kaze lodend — zu dem Gedichte: „Mein Kind, wir waren Kinder“ — oder der griechische Jüngling, der Hand in Hand mit dem Mädchen im segelgetriebenen Rachen sitzt, die nackte Waldnymphe, die schauernden Fußes zum Bache hinabsteigt. Das sind Perlen und sind „echte Thumanns“. Reizend in Erfindung und Ausföhrung sind auch die Ornamente, das Rankenwerk mit Grottesken, Hans und Grete, in denen noch etwas von der alten Richter'schen Weise steckt — oder die Blumensträuße, oder die Putten in allegorischer Thätigkeit — liebe



Aus: Heinrich Heine's Buch der Lieder.
Leipzig, Adolf Tzsch.

nackte, runde Flügeljungen, an denen man immer wieder sein Behagen hat. Aber Heine ist, wie gesagt, „spröde“ und einige Theile seiner Dichtung erweisen sich als unschmiegsam wenigstens für Thumann — in eben dem Grade, als andere sich Thumann anpassen. Es ist eine persönliche und ungerechte Grille, wenn uns bei der Betrachtung des Belfazer sofort der Gedanke kam: „Wie würde Doró das aufgefakt haben“ — und wenn uns dieser Belfazer kalt erschien. Aber besonders die Traumbilder haben uns bei Thumann nicht recht befriedigen wollen. Mit den Traumbildern steckt Heine noch so recht tief in der wüßtesten Berliner Schauerromantik! — schwelgt im Gespenstigen, als ob auch er beim Schreiben die Füße in den Eiskübel gesteckt hätte, wie weiland der Kammergerichts-Rath am Gendarmen-Markt. Das sind Stoffe, die Thumann gar nicht „liegen“ — wenn man den Ausdruck entschuldigen will — sie widerstreben seiner klaren Natur, vielleicht schon seinem ausgebildeten Formenfinne. Zu einigen hat er trotzdem Bilder gezeichnet. Nun — es sind brave Arbeiten, sie sind sogar befriedigend — aber hinreichend sind sie nicht. Häufig — und das ist uns immer das Liebste — hat er sich mit einem Witz über die Verlegenheit eines solchen unsympathischen Stoffes hinweggeholfen, mit einem Satyr, der schelmisch blickend einem Dudelsacke Klageklänge auspreßt, mit dem Totenkopfe, der in die Pfritsche beißt, mit dem Eros, der die Sphynx mit dem Pfeile spornt — oder mit Achnlichem.

Behaglich hat es uns auch angesprochen daß Thumann dem Gewöhnlichen, Abgetretenen möglichst aus dem Wege geht. Das Weib „mit goldenen Kamme“ hat er zwar, scheint es, nicht umgehen können — aber es steht an unscheinbarem

Bläse, und das „unglückselige Weib — mit ihren Thränen“: das bekommen wir gar nicht zu sehen. Danken wir es ihm! Dafür hat er oft sonst, wo niemand eine Bildwirkung vermuthet haben würde, eine solche empfunden und glücklich festgehalten. Es ist geradezu wunderbar, wie er für die reine Stimmung, für das, was dem Musikalischen schon ziemlich nahe steht, noch Ausdruck findet. Nicht eigentlich im geschlossenen Bilde, sondern in allegorischer Gestalt, im kunstvollen Ornamente, wie es der blasenleichten Dichtung entspricht. Und hier entfaltet er allen seinen Liebreiz. Diese kleine Blättchen kann man nicht oft genug betrachten, um zu erkennen, in wie reichen Lichtern diese schöne Begabung spielt.

J. Paul Lang. Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Stuttgart, 1883. Adolf Bonz u. Comp. 170 S. M 1. 85.

Wir verdanken dem Verfasser schon manche hübsche Geschichte aus Schwaben. Auch die vorliegende wurzelt in schwäbischem Boden, wo der Erzähler offenbar gut zu Hause ist. Der von einer Pilgerfahrt aus dem gelobten Land heimkehrende junge Graf von Penneberg wird beim Passiren des Zwischen Rothenburg a. d. Tauber und Stuttgart gelegenen Nonnenämtleins Kindelein von der dasselbe stolz und kräftig wie ein Fürst regierenden „Meisterin“ Margaretha voll List gefangen und festgehalten, nahe der Frauenthüre, in einem mächtigen Thurmgemach — zur Strafe dafür, daß er sie vor Jahren selbst einmal heftig bedrängt hatte, als er auf Befehl des Herzog Eberhard des Jüngeren das Kloster, in dem sie mit Anderen damals hauste, angeblich belagerte und beraubte. Er war zu jener Zeit von heißer Liebe zu Margaretha erfüllt, die er schon im Hause ihres Vaters, eines reichen Straßburger Kaufherrn, kennen gelernt hatte, und auch heute noch sucht er das Herz der Nonne zu gewinnen. Vergeblich. So zieht er denn nach seiner Freilassung nach Rothenburg, wo er als Bibliothekar in die Dienste des Rathes tritt, und übernimmt endlich die Verwaltung eines ihm durch Erbschaft zugefallenen Schlosses, in das ihn die Meisterin Margaretha selbst eine züchtige Jungfrau als Hausherrin zuführt. Das Alles ist ohne Anspruch, aber warm, hübsch, verständlich vorgetragen, und wir folgen der Erzählung, in die auch der „Bundschuh“ verhängnißvoll eingreift und zu der der Verfasser sich historisch sichtlich tapfer gewappnet hat, bis zum Schlusse mit Gefallen und mit Interesse an dem culturgeschichtlichen Rahmen, in dem sie sich abspielt.

Victor Umlauf von Frankweil. Namenlos. Ein Liedercyclus. Wien, 1883, Braumüller. 146 S.

Ein sehr hübsch ausgestattetes Bändchen mit sehr dilettantischem Inhalt. Der Dichter dieser Lieder muß noch jung sein: das schließen wir aus dem unleidlichen Weltschmerz, der unermüßlich durch die Saiten seiner Harfe klingt, und aus den noch unleidlicheren Inversionen und Härten aller Art, welche seine Verse verunzieren. Der Dichter wird gut thun, sich den Weltschmerz, wie die Inversionen gründlich abzugewöhnen, um überhaupt erst ein Verständniß dafür zu gewinnen, daß jedes Talent geschnitten, jede Kunst erlernt sein will. Vielleicht bringt er später noch Erfreulicheres. In dem vorliegenden Bändchen finden sich wenigstens drei Liederchen, die ganz hübsch sind: „Frühling, wer hat dich das Grünen gelehrt?“ (p. 11.) „Schweremuth“ (p. 62) und „Wasserscheide“ (p. 89.) Der volkstümliche Ton kleidet den Verfasser dieser Lieder noch am besten.

Bertha Nidel = Ahrens. Enthüllte Frauenherzen. Roman. Halle, 1883. Mag Koesler. 436 S.

Das überschwängliche Vorwort, mit welchem die Verfasserin ihr Buch einleitet, und in welchem sie „durch die lichten Falten (!) ungeschmückter Wahrheit dem Leser die Formen der erhabenen und ewig neuen Schöpfungskraft zu zeigen“ verspricht, hat

uns mit nicht geringem Mißtrauen gegen das Ganze erfüllt. Und in der That haben wir es hier mit einer unendlich weitschweifigen, gefühlschwelgerischen Arbeit zu thun, der wir keinen Geschmack abgewinnen können. Auch der Stoff ist nicht ganz reinlich und nimmt sich unter den Händen einer Dame doppelt befremdlich aus. Die Geschichte spielt theils in Brasilien, theils in einer Villa am Strande der Ostsee. Ein junges Mädchen aus vornehmer Familie in Rio de Janeiro ist durch einen unseligen Zufall in die Gewalt eines Mädchenverführers von Profession gefallen, der sie mit Betäubungsmitteln ihrer Sinne beraubt und schändet. Die Frucht dieses beklagenswerthen Ereignisses ist ein Knabe, der von der Tante des Mädchens auf die Seite gebracht wird, mit Hilfe eines schönen Slaven, zu dem die besagte, trotz ihrer reiferen Jahre noch immer verführerische Tante, nach vielleicht brasilianischen Gewohnheiten, in intimen Beziehungen steht. Um schließlich allem Verdacht aus dem Wege zu gehen, zieht die ganze Familie nach Deutschland an die Ostsee, wo sich die Heldin des Romans, eben jenes von einem so traurigen Geschick betroffene Mädchen, in einen höchst ehrenhaften Dorfschullehrer verliebt. Leider ist dieser Letztere im Besitze eines Bruders, der als Nabob um jene Zeit ebenfalls aus Brasilien zurückkehrte, wo er Jahre lang gelebt hat, der sofort Unrath wittert, auf „sündhafte“ Vergangenheit des Mädchens mit merkwürdigem Spürsinn rath und, der ganzen faulen Geschichte auf den Grund zu kommen und seinen harmlosen Bruder aus den Banden dieser scheinheiligen Circe zu befreien, sofort nach Rio abdampft, wo er denn auch wirklich die gewünschten Entdeckungen macht, ja sogar den damals vom Slaven in einem leichten Anfall von Mitleid heimlich am Leben gelassenen Knaben wiederfindet. Er nimmt ihn mit nach Deutschland zurück, wo die liebende Eskriede, um dem drohenden Verhängniß vielleicht doch noch zuvorzukommen, inzwischen selbst ihren Verlobten in ihr Mißgeschick eingeweiht hat — natürlich zu ihrem Unheil. Denn der brave Dorfschullehrer will Nichts mehr von ihr wissen. — „Darauf kommt kein Mann hinweg,“ sagt Hebbel. Das Glück, ihr todtgeglaubtes Kind wiederzufinden, muß sie für den Verlust des Geliebten entschädigen. Der Bruder des letzteren liebt und heirathet am Ende noch die leidenschaftliche, sehr sinnlich beanlagte Tochter der Tante, — ein zu guter Lohn für all das Unheil, das er da aufgerührt hat. Der Roman ist zum größeren Theil in Briefen und Tagebüchern geschrieben. Die Haltung der letzteren ist nicht glaubwürdig; in dieser Weise schreibt Niemand Tagebücher, und das gefühlschwelgerische, sentimentale Element überwiegt selbstverständlich — weitaus das gedankliche. Daß die Heldin ihren Geliebten nicht sofort, sondern erst unter dem Zwang äußerlicher Verhältnisse zum Mitwisser ihrer besetzten Vergangenheit macht, schädigt sie bereits bedenklich in unseren Augen; dieses „Frauenherz“ „enthüllt sich“ bedenklich spät; die ausführliche, kein Detail ersparende Art aber, in welcher sie dann ihrem Verlobten mit eigenem Mund die Geschichte ihrer Entehrung erzählt, wirkt abstoßend und verletzend. Das Buch ist, wie gesagt, von einer Dame geschrieben.

Wilhelm I. deutscher Kaiser. Zwanzig Kaiserportraits von 1803—1881 nach den Originalen in Phototypie reproducirt. Mit einer einleitenden Dichtung von Julius Wolff und Illustrationen von A. von Heyden. München, Fr. Bruckmann.

Dem ausführlichen Titel braucht kaum noch etwas hinzugefügt zu werden. Die Bruckmann'schen Lichtdrucke sind wiederum von höchster Schönheit, und die ganze übrige Ausstattung ist durchaus würdig und vornehm. Als Vorlage sind die besten Bildnisse des Kaisers aus seiner ganzen Lebenszeit benützt worden. Man findet die Blätter nach Hensel, Krüger, Winterhalter, Angeli, G. Richter, Reinhold Wegas — aber man findet auch eine Silhouette des sechsährigen Knaben, eine Bleistiftzeichnung, die einst Graf Friedrich von Wipleben von dem damaligen Prinzen von Preußen hingeworfen, und die berühmte Photographie von Braun in Dornach, dem Photographen der gekrönten Häupter und der klassischen Gemälde. Außerdem hat man die Freude, dem berufenen Prologdichter, Julius Wolff, und

Zeichnungen von N. von Heyden zu begegnen, Werken, die der Name des Künstlers allein empfiehlt. Wir sind überzeugt, daß das Werk nicht nur im Hause des Landwehrmanns, wie Heyden es so hübsch dargestellt hat, sondern überall mit Jubel aufgenommen werden wird. —ck.

Der Würzburger Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen von Wilhelm Müller-Amorbach. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung.

Zur Jubelfeier der Alma Julia, d. h. der Würzburger Universität, steht auf dem Schmußtittel zu lesen. Es ist ein Gedicht, das seine besten Freunde unter der Würzburger Jugend finden wird. Aber auch Andere dürfen sich daran freuen: es schlägt einem daraus ein Duft von Wein und Romantik entgegen, den Jeder empfindet, auch wenn er ihn nicht erst „am Stein“ kennen gelernt hat. —ck.

Wolken (Fehlth) von Alexander Petöfi. In's Deutsche überfetzt nebst einer Biographie des Dichters von Hugo Melzl v. Lomniß. Lübeck, Schmidt und Erdtmann. (Erstes Heft der Deutschen Hausbibliothek.)

Petöfi's ausgezeichnete Dichtung liegt hier zum ersten Male in vollständiger deutscher Uebersetzung vor. Das Unglück des großen Dyrikers, daß seine Muttersprache nicht zu den wirklichen Literatursprechen gehört, ist, so scheint es, in Deutschland ein wenig schamlos ausgebeutet worden. Unter dem Titel jener berühmten Sammlung sollen Uebersetzungen veröffentlicht worden sein, die nicht etwa einfach unvollständig waren, deren Inhalt vielmehr mit jener durchaus nichts gemein hatte. Diesem unvernünftigen Treiben wird nun wohl ein Ziel gesetzt worden sein. Die neue Uebersetzung scheint recht gut zu sein: sie liest sich wenigstens fließend, die Sprache ist edel und der Vers schwungvoll. Sehr verdienstvoll ist die vorangeschickte Biographie: sie setzt eine Menge strittiger Punkte zurecht und giebt zahlreiche neue Aufklärungen. Einige sehr lustige Aeußerungen des Verfassers würde man freilich schmerzlos entbehren; und vollends der Angriff auf Kertbeny ist, ob berechtigt oder nicht, an diesem Orte im Tone wenigstens recht unpassend. Diese Deutsche Hausbibliothek empfiehlt sich übrigens sehr durch dies ihr erstes Heft. Für den geringen Preis von 40 Pfennig liefert sie etwas Außerordentliches: es ist ein Heft von 120 Seiten, festes, gutes Papier, tadelloser Druck, sogar mit wirklich schönen Zierleisten, und es ist — ihr Verleger, denen diese freundliche Sitte noch unbekannt ist, hört es — geheftet! Wir kennen Bücher zu 6 Mark, die nicht geheftet sind. Bemerkenswerth ist auch, daß die Sammlung weder Faust noch Räuber ankündigt, sondern eine Reihe anderer Werke, die gut, aber selten sind. Sie hat somit Anspruch auf die Beachtung der Literaturfreunde. —ck.

Gusmia Gräfin Balleström. Violet. Roman. Breslau und Leipzig. 1883. S. Schottlaender. 252 S.

Die vorliegende Arbeit wird der elegant und geistreich schreibenden Verfasserin neue Freunde zuführen. Die tragische, von romantischen Zuthaten nicht ganz freie Fabel des Romans ist höchst spannungsvoll vorgetragen, erschütternde Ereignisse im äußeren Leben, wie tieferegreifende Herzensconflicte vereinigen sich zu einem durchaus interessanten, künstlerisch geschickt aufgebauten Ganzen, dessen Unter- und Hintergrund das englische Gesellschaftsleben der Gegenwart bildet, mit dem die Verfasserin wohl vertraut scheint. Ausreichenden Beweis dafür giebt ihre glänzende Schilderung eines Empfangsabends der vornehmen Welt bei der Königin Victoria. Die Gestalten sind scharf und lebenswahr gezeichnet, der aristokratische Lord Ebbstone, seine würdige Mutter, die stolze unglücklich liebende Lady Maub, der schuftige Sir Treverton, die beiden ehrenwerthen Bräuden Robinson im schlichten Cityhaus, und vor Allen die licht-

umflossene, silberhaarige, anmuthige Violet. Der Roman bildet, elegant ausgestattet, einen Band der beliebten und sehr empfehlenswerthen Schottlaender'schen Drei Mark Bibliothek.

B. Glogau. Neue Novellen. Zweite Folge. Leipzig. B. Schlicke 1883. 283 S.

Die erste der beiden hier gebotenen Novellen, „An der letzten Roulette“, spielt in Monte Carlo, auf jenem unvergleichlichen Fleck Erde, wo der Himmel und die Hölle selbst sich ein Rendezvous gegeben zu haben scheinen. Der Himmel hat alle denkbaren Reize der Natur über die Meerumrauschte, halmenüberschattete, sonnenumleuchtete Küste von Monte Carlo ausgegossen; Monsieur Blanc hat unter Protection Sr. Hoheit des Fürsten von Monaco dort die bekannte Spielhölle, die „letzte Roulette“ in Europa etabliert, und es giebt gewiß keinen zweiten Ort der Welt, wo paradiesische Schönheit des Landes mit raffinirtem Luxus, orgienhaftem Treiben und sinnebetörenden, farbenblendendem Schimmer der Gesellschaft sich enger verbunden hätte, als hier. Die Verfasserin hat das Localcolorit von Monte Carlo in ihrer Erzählung auf's Glücklichste getroffen — sie hat den Zauber der Natur, der Einem so berauschend auf der weltberühmten Terrasse an's Herz tritt, treu und geschickt wiederzuspiegeln verstanden; sie hat für die Usancen der Roulette, für den Uberglauben und die Leidenschaften des Spieles, für das ganze, äußerlich so glänzende und innen so schmutzige Treiben dieser schimmernden, lächelnden, rauschenden Cocottengesellschaft eine gute Beobachtung mitgebracht und einen geschickten Griffel, mit wenigen charakteristischen Strichen das Beobachtete festzuhalten. Aber die eigentliche Novelle ist uns in ihren Conflicten doch zu spitzfindig erbadt, in ihren letzten Motiven unsicher und unklar: eine Mutter und ein Sohn, die nach jahrelanger Trennung sich an der Roulette wiederfinden, sich gegenseitig nicht kennen wollen, und nun mit dem Aufgebot aller Leidenschaft im Spiel einander auf's tollste zu überbieten und zu ruiniren suchen, nur um selbst recht zu gewinnen und mit dem Gewinn dann den Andern für frühere Opfer, Schmach, Schande fürstlich zu belohnen, das ist doch halb verrückt. Und in der That, die Frau endet als Zerrinnige, nachdem sie gewonnen, der Sohn als Selbstmörder, aber „als Charakter“, aerstichert die Erzählerin, weil er den Gewinnst der Mutter nicht annehmen wollte. Nein, er ist ebenso verrückt, wie seine Mutter, und Conflicten, denen in letzter Linie doch nur pathologische Momente zu Grunde liegen, können wir keine Theilnahme abgewinnen. Die Erzählung ist in elegantem Gesellschaftston geschrieben; nur das erste bräuske Auftreten der Erzählerin selbst gegenüber der unglücklichen Frau von Melling zengt doch von keinem guten Ton; so moralisirt man nicht einer Dame von Stand und gutem Hause gegenüber, nicht einmal in Monte Carlo, wo Moralisiren überhaupt allzu wohlfeil ist. — Auch die zweite Novelle, „Das Opfer“, sonst mit demselben Talent geschrieben ist in ihren Motiven wenig glaubhaft, die Charaktere haben etwas Unklares, Unbestimmtes. Die Geschichte spielt am Genfer See. Ein deutsches Mädchen hat als zehnjähriges Kind vor Jahren einen zwölfjährigen Spielgenossen, der mit seiner Mutter aus Rußland sich gleichfalls hier zur Winterzeit aufhielt, auf einer durch Sturm und Schnee verunglückten Bergpartie einen derartigen Stoß gegeben, daß er zusammenbrach und von dem Sturz zwei steife Finger behielt, das erfährt sie zwölf Jahre später, da sich die ganze Gesellschaft abermals hier in Montreux zusammenfindet. Der junge Russe hat in Folge dessen seinen Beruf als Claviervirtuose aufgeben müssen und ist Maler geworden. Fanny ist sofort bereit, dieses an Wolod Kaczaroff begangene „Verbrechen“ gut zu machen, indem sie sich opfern und ihn heirathen will, obgleich sie ihn gar nicht liebt und überdies bereits mit einem jungen Deutschen in der Heimath verlobt ist. Glücklicherweise wird sie im letzten Moment doch noch klar über das Thörichte ihrer Absichten, der junge Russe scheint ihrer nicht würdig, scheint sie auch gar nicht zu wollen, zuletzt stellte sich sogar die Steifheit der Finger als eine erkünfelte heraus, die Wolod Jahre lang (!) nur vorgab, um dem verhassten Clavierspielen zu entgehen,

und so ist es denn tröstlich, daß Anton Heydemann am Schlusse noch gut genug ist, das in seinen Gefühlen so unklare Mädchen als Frau heimführen zu dürfen. Aber das „Opfer?“ Nach unserm Ermessen wird keinem Mädchen zuzumuthen sein, wegen zweier, durch ihre Schuld steifgewordener Finger einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebt. Das Motiv ist also viel zu leicht und oberflächlich von der Verfasserin genommen. Mit viel größerem Geschick und mit völliger Glaubwürdigkeit hat Herman Schmid ganz dasselbe Motiv in einer seiner besten Erzählungen behandelt, „Unverhofft“. Sehr interessant und offenbar nach eigener Anschauung auf das Ergößlichste geschildert ist das bunte Treiben der russischen Nihilistencolonie bei Montreux.

Robert Nöbler. Mein erster Patient. Erzählung. Berlin, 1883, Janke. 143 S.

Eine Breslauer Studentengeschichte, die sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt, weder in der Erfindung noch im Vortrag. Letzterer weist sogar Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten auf, die wir darum tadeln müssen, weil wir darin das einzige Mittel sehen, Roman- und Novellenmacher dieses Schlags für die Zukunft vorsichtiger, aufmerksamer und pietätvoller gegen die Sprache zu machen, in der sie schreiben wollen. So steht z. B. gleich S. 11 zu lesen: „Später machte es uns gegenseitig Vergnügen, unsere Bekanntschaft dadurch zu käufchen, daß wir die Kleider wechselten.“ — Hier ist „unsere Bekanntschaft“, „Kleider wechseln“ aber ist vollständig fehlerhaft gebraucht statt: „Kleider vertauschen“. Kleider „wechselt“ man nach jedem Regenwetter aber zum Zweck der Vermummung werden sie mit den Kleidern des Andern „getauscht“.

Stephan Milow. Wie Herzen lieben. Stuttgart, Bong u. Comp. 1883. 360 S. Hft. 4.—

Der Titel „Wie Herzen lieben“ könnte über jeder andern Sammlung von Novellen mit demselben Rechte stehen, wie hier; denn welches Thema behandeln schließlich alle Novellen, Romane und Erzählungen, gereimte und ungereimte, als eben das einzige ewige: Wie Herzen lieben? Vielleicht hätte das Buch eher den Titel tragen können: „Wie Herzen lieben und entzagen“ — denn das melancholische Motiv der Entzagung aus Liebe zieht sich durch sämtliche drei Novellen, welche den vorliegenden Band bilden. In der ersten, „Die Stiftsdame“, lieben zwei Schwestern denselben Mann, die eine von ihnen aber entzagt selbst dann noch dem Geliebten, als ihre Schwester, die Gattin desselben, durch Selbstmord sich von ihnen geschieden hat; in der zweiten „Zwei Freunde“ lieben zwei Jugendgenossen dasselbe Mädchen, und wieder räumt sich der eine durch Gift freiwillig aus dem Wege, um dem bevorzugten Freunde den Bund mit der Geliebten leichter zu ermöglichen; und in der dritten Novelle, „Auterungen“, führt ein Mädchen ihren einstigen Verlobten mit eigener Hand einer vor Jahren von ihm treulos verlassenen Liebe zu, um allerdings selbst in anderer Verbindung neues Glück zu suchen und hoffentlich zu finden — aber der schmerzliche, schwermüthige Zug nothwendiger Entzagung bei voller, heißer Liebe geht durch das ganze Buch. Milow ist als Tyrsker rühmlich bekannt, seine Erzählungen erscheinen uns darum bedeutungsvoll und hoch beachtenswerth, weil sie ihren Schwerpunkt in der psychologischen Vertiefung suchen. Der Menschenseele in ihren geheimnißvollen Wandlungen durch Glück und Leiden scharfsinnig nachzugehen und diese Wandlungen als Dichter zu deuten, ist seine erste Aufgabe, die er meist in geistvoller und gedankenreicher Weise löst. Oft aber geht er zu sehr ins Breite und ermüdet; ein rascheres Tempo käme wohl sämtlichen drei Novellen zu Statten; die Kunst der Darstellung, die Kunst der Erzählung ist nicht immer eine vollkommene, wofür der schöne Hauch echter Poesie, von dem das ganze Buch durchweht ist, doch nicht immer entschädigt. Auch stilistisch möchten wir einige Ausstellungen machen. So stört der häufige, auf einzelnen Seiten sich fünf, sechs mal wiederholende Gebrauch des Wörtchens „ja“ — wie p. 30.: da ja — übrigens

war sie ja — hier herrschte ja u. s. w. Auch verstoßen Wortfolgen, wie p. 26: „aber sie schlug sie, da sie die Treppe vor sich sah, wieder zu“: all zu sehr gegen die Euphonie.

Fanny Lewald. Vom Sund zum Poßlip! Briefe aus den Jahren 1879—1881 Berlin, 1883. Janke. 320 S.

Ein prächtiges Buch, dem wir recht viele Leser wünschen, so unterrichtet als unterrichtend geschrieben, mit einer Fülle anregender und fruchtbar nachwirkender Gedanken ausgestattet, geistreich unterhaltend und mit einer Frische im Ton, in der Auffassung, in der Beobachtung, in der Darstellung, daß man nicht eine mehr als siebzigjährige Frau für den Verfasser des Buches halten könnte, sondern einen jugendlichen, allen neuen Erscheinungen mit Enthusiasmus entgegen tretenden Autor, wenn dem nicht die Reife des Urtheils, der scharf abwägende Verstand und die Fülle des Wissens widersprächen, die in dem Buche niedergelegt sind. Denn diese Reisebriefe sind eben nicht das Product gerade der einen Reise nach Italien, der sie ihre unmittelbare Entstehung verdanken; sondern, indem Frau Lewald immer die reiche Erinnerung ihrer früheren Reisen nach dem hesperischen Land vor Augen hat und diese mit den Erfahrungen der heutigen vergleichend zusammenstellt, werden ihre Briefe zu einer Geschichte der letzten dreißig, vierzig Jahre, und wir freuen uns, daß die Verfasserin zukunftsgläubig auch die Gegenwart in Italien preist, so viel sie an Poesie und Zauber auch verloren haben mag. Die Verfasserin berichtet nur ihre unmittelbaren, persönlichen Eindrücke, und dadurch erhält ihr Reisebuch den Charakter der scharf ausgeprägten Individualität, die wir an Frau Lewald kennen. Sie bleibt nicht an dem eben sich darbietenden Gegenstande haften, sie eröffnet dem Leser gern weite Horizonte und ihre zahlreich eingestreuten politischen, wie kunsthistorischen Excurse bieten sich so wenig aufdringlich, daß wir ihnen mit wahren Vergnügen folgen. Sie sind immer die Ausströmungen eines reichen, tiefgebildeten, klaren Geistes. Wie Frau Lewald p. 157 ausruft: „mit dem Wissen eines Rommsen, eines Gregorovius durch die Straßen von Rom zu gehen, das muß ein großes Glück sein!“ — so verstehen wir diesen Stoßseufzer, der eine für die Verfasserin nur ehrenvolle, höchste Bewunderung der zwei großen Gelehrten einschließt, vollständig: aber andererseits mag sie sich doch auch mit verzeihlichem Selbstbewußtsein des getröstet, daß nur Wenigen gleich ihr die Gabe verliehen ist, die Eigenschaften des Forschers und Gelehrten sich anzueignen, mit unermüdblichem Eifer allüberall nach den Erscheinungen des wahrhaft Schönen zu suchen und zu spüren und das Evangelium desselben begeistert noch im hohen Alter zu verkündigen. Der Vollständigkeit wegen sei hier beigefügt, daß die erste Hälfte des Buches Reisebriefe aus Heiligenhamm, Kopenhagen, Schlangenbad, Frankfurt a. M. bringt, die nicht minder fesselnd geschrieben sind, als die übrigen Briefe aus Rom, Neapel und Sorrent.

Bermann Schiller. Geschichte der römischen Kaiserzeit. 1. Bd. 1. Abthlg. Von Cäsars Tod bis zur Erhebung Vespasians. 8. VIII und 496 S. Gotha 1823, F. A. Perthes. M 9.—

Seit Tillemont vor beinahe 200 Jahren sein großes Werk über römische Kaisergeschichte verfaßte, welches als Repertorium derselben stets seinen Werth behalten wird, ist der Versuch nicht wieder unternommen oder wenigstens nicht durchgeführt worden, eine Darstellung der Kaiserzeit mit durchgehenden Quellenangaben zu liefern. Die Verlagshandlung hat, einem allgemein empfundenen und oft ausgesprochenen Bedürfnisse entgegenkommend, die Herausgabe einer Arbeit unternommen, welche mit Benutzung aller heute zu Gebote stehenden und gegen Tillemonts Zeit in jeder Hinsicht reicheren Mittel den jetzigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete darlegen soll. Da das Buch zunächst für Studierende und Lehrer höherer Lehranstalten, dann aber auch für Freunde

des Alterthums überhaupt bestimmt ist, so schien es geboten, bei der Notorisch selbst in großen Bibliotheken schweren Erreichbarkeit von Handschriften- und Münzwerken alle bedeutenderen Handschriften und Münzlegenden, sowie alle besonders wichtigen oder aus etwas entlegeneren Schriftstellern entnommenen Textstellen im Wortlaute mitzutheilen. Die Verlags-Handlung wird durch diese Unternehmung dem Studium der Kaisergeschichte, das wesentlich aus Mangel einer geeigneten Bearbeitung noch immer über Gebühr vernachlässigt wird, um so eher förderlich, als die Darstellung so gehalten ist, daß sie sich jedem Gebildeten zu empfehlen hofft.

Der erste Band enthält die Geschichte bis auf Diocletians Erhebung, der zweite wird dieselbe bis zu Theodosius des Großen Reichsteilung und Tod fortführen. Von dem ersten Bande ist die erste Abtheilung, welche die Zeit von Cäsars Tod bis auf Vespasians Erhebung umfaßt, eben ausgegeben; es entspricht in vollem Maße den Absichten, aus welchen das Werk hervorgegangen. Der zweite, für die das ganze Manuscript druckfertig vorliegt, soll im Laufe der nächsten Monate folgen; ihr wird ein ausführliches Register für den ganzen ersten Band beigegeben werden. Der zweite Band wird spätestens in zwei Jahren erscheinen.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Baumbach**, Rudolf. Abenteuer und Schwänke. Leipzig, G. A. Liebeskind.
- Das Reichsstempelgesetz** nebst Tarif vom 1. Juli 1881 unter Benutzung der Gesetzesmotive und des Berichtes der Reichstagscommission mit sämmtlichen Ausführungsverfügungen des Bundesraths sowie den Formularen. Herausgegeben von Gustav Froudenstein, Doctor der Rechte. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.
- Eckstein**, Ernst. Venus Urania. Humoristisches Epos. 5. Auflage. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer.)
- Europäische Wanderbilder**, No. 55. 56. Battaglia bei Padua von Eduard Mauthner. Zürich, Orell Füssli & Co.
- Geschichte der Kunst im Alterthum**. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. 15. u. 16. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Hartwig**, J. Der illustrierte Hausgärtner. Zehnte vermehrte Auflage. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.
- Jansen**, F. Gustav. Die Davidsbündler. Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Mit zwei Portraits in Lichtdruck. Leipzig, Breitkopf & Haertel.
- Kretzer**, Max. Berliner Novellen und Sittenbilder. Heft 1. 2. Jena, Hermann Costenoble.
- Lingg**, Hermann. Clytia. Eine Scene aus Pompeji. München, Theodor Ackermann.
- Mainländer**. Die Philosophie der Erlösung. Zwölf philosophische Essays. Zweiter Band. Zweite und dritte Lieferung. Frankfurt a. M. C. Koenitzer.
- Märzroth**, Dr. Weltlust. Historietten, Schwänke und Lieder eines heitern Vaganten. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Nicolai**, Rudolf. Geschichte der griechischen Litteratur für höhere Schulen und zum Selbststudium. Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.
- Nohl**, Ludwig. Richard Wagners Bedeutung für die nationale Kunst. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

- Palästina**. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Gutho. Lieferung 35 bis 39. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vorm. Eduard Hallberger.
- Passarge**, L. Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationallitteratur. Mit dem Portrait und Facsimile Ibsens in Stahlstich. Leipzig, Bernhard Schlicke.
- Rasch**, Julius. Aus dem Lande der Magyaren. Roman. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).
- Renan**, Ernest. Der Islam und die Wissenschaft. Vortrag, gehalten in der Sorbonne am 29. März 1883. Kritik dieses Vortrags vom Afghansen Scheik Djemmal Eddin und Ernest Renan's Erwiderung. Basel, M. Bernheim.
- Scheffer**, Wilhelm. Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. Leipzig, Bernhard Schlicke.
- Seventornen**, Alexander von. Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zum Leben Lessings. 1. Bändchen. Ein Nachmittags auf dem Weghause. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.)
- Schweitzer**, Dr. Heinrich. Molière und seine Bühne. V. Heft. Wiesbaden, Selbstverlag des Herausgebers.
- Tiersch**, Otto. Die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums an Conservatorien und Hochschulen nebst Reformvorschlägen. Berlin, Robert Oppenheim.
- Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. Band X. No. 3. 4. und Extra-Nummer. Berlin, Dietrich Reimer.
- Wellmer**, Meta. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Zürich, Th. Schröter.
- Wolzogen**, Hans von. Erinnerungen an Richard Wagner. Ein Vortrag. Wien, Carl Konegen.
- Zeltschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin**. Herausgegeben von Dr. W. Koner. Achtzehnter Band, zweites Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ⁰⁰ R.
Mühlbrunn . .	44 ⁰⁰ R.
Schloßbrunn . .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	48 ⁰⁰ R.
Konbrunn . . .	49 ⁰⁰ R.
Marktbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Krouquelle	28 ⁰⁰ R.
Felsquelle . . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.
—
CARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad ¹/₃Böhmen

sowie durch

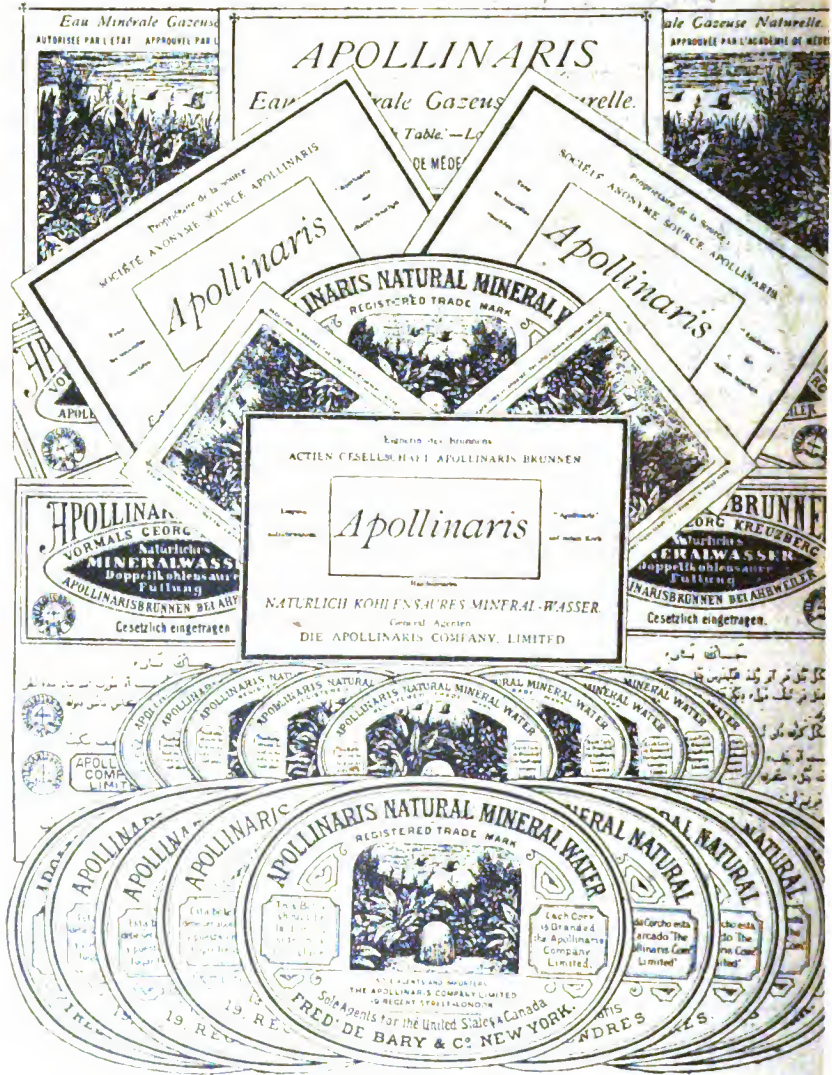
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensäURES MINERAL-WASSER
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
 DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 27. — Heft 80.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1883.

Breslau.
S. Schottlaender

November 1883.

Inhalt.

	Seite
Karl Bartsch in Heidelberg.	
Elfride.	159
Rudolf Seydel in Leipzig.	
Buddha und Christus.	195
E. Reyer.	
Alt-Toscana.	215
Ludwig Pietzsch in Berlin.	
Die internationale Kunstausstellung in München. (Schluß.)	227
Georg Brandes in Kopenhagen.	
Henrik Ibsen.	247
Bibliographie	282

Hierzu ein Portrait von Henrik Ibsen. Radirung von
Wilhelm Rohr.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Heft

von

Bibliogr. Institut in Leipzig. („Neumann, Geogr. Lexikon.“)

Bieger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. („Weber, Demokritos.“)

Rosenthal'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig. („Meisterschafts-System.“)

1990



Henrik Ibsen.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

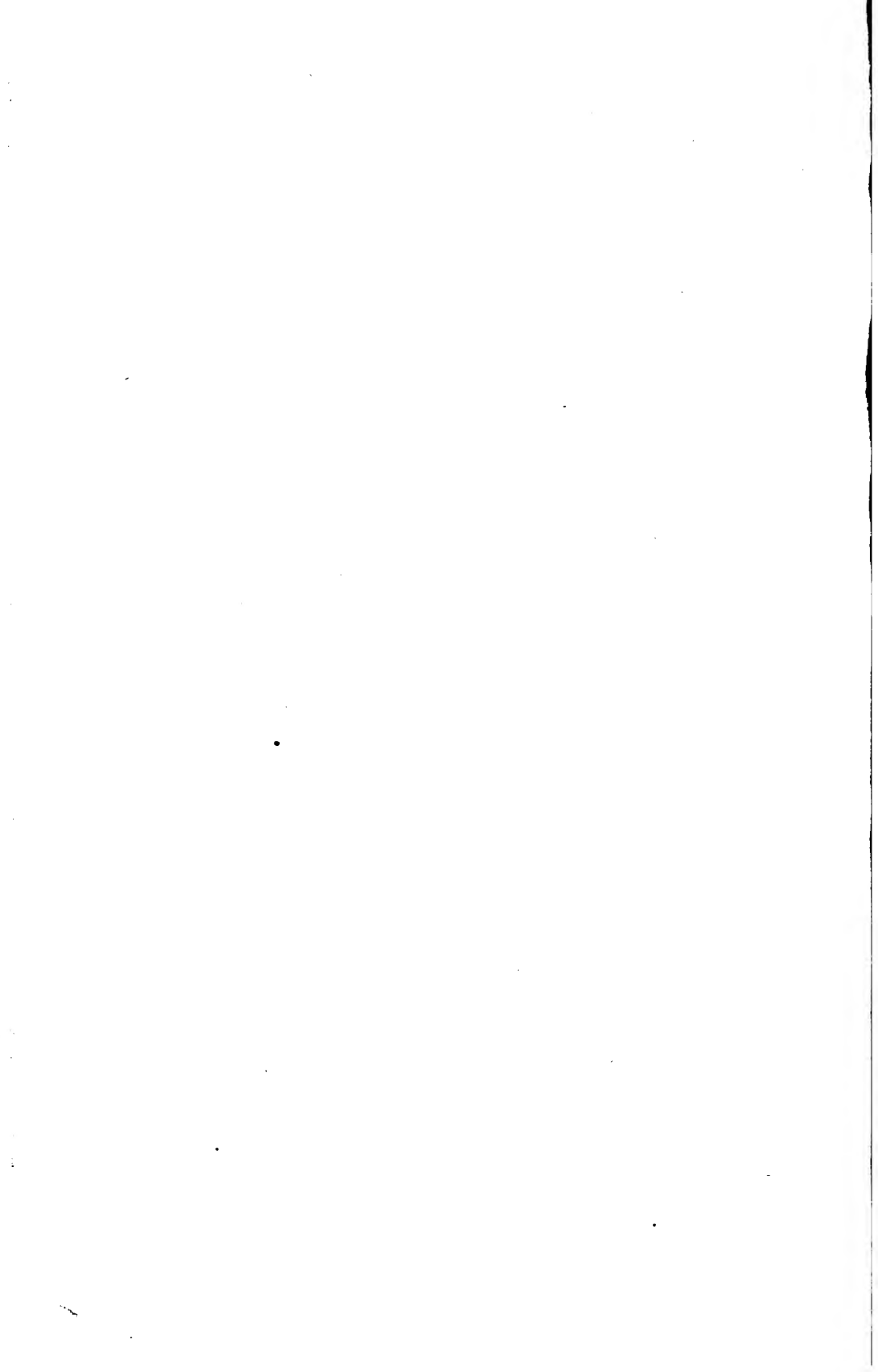
XXVII. Band. — November 1883. — 80. Heft.

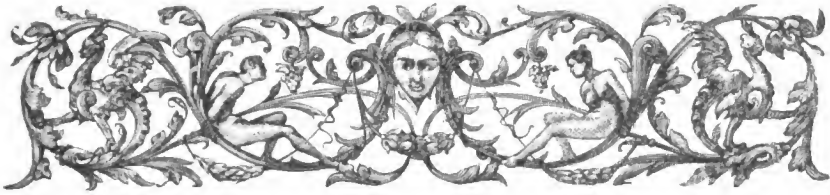
(Mit einem Portrait in Radirung: Henrik Ibsen.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Elfride.

Novelle

von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —



Es war die Höhe der Saison. Das ungewöhnlich heiße Jahr hatte die Stadtbewohner in größeren Schaaren als sonst in die Sommerfrischen getrieben. Auch in dem reizend gelegenen Badeorte S. war alles überfüllt. Der laue Juliabend hatte die Kurgäste, die während der schwülen Nachmittagstunden sich hinter die schützenden Saloufien geflüchtet, in's Freie hinausgelockt. Zahlreiche Damen und Herren in eleganter Sommertoilette promenirten in den wohlgepflegten Anlagen des Kurgartens; in malerischen Gruppen lagerten andere auf der weiten Rasenfläche, die vor dem Kurhause sich öffnete. Alle Bänke und Stühle auf dem kiesbestreuten Platze waren besetzt, und noch immer strömten neue Gäste von allen Seiten heraus.

Inzwischen war es dunkel geworden, die Gaslandelaber verbreiteten strahlende Helle über den weiten Raum, und die Kurcapelle begann ihr abendliches Concert, auf welches jedoch die fröhlich plaudernde Menge, gewöhnt an diesen Genuß, nur wenig zu achten schien.

In einer der eleganten Villen, welche unmittelbar an die Anlagen des Kurhauses stießen, stand auf dem Balcon der Bel-Etage, der die Aussicht über den ganzen Platz hatte, eine Dame. Auf den ersten Blick hätte man ihr vielleicht mehr Jahre gegeben, als sie in Wirklichkeit zählte. Das feingeschnittene Gesicht zeigte einen Zug des Leidens, auch die feine Hand, die auf der Brüstung des Balcons ruhte, mit den blau durchschimmernden Adern, mußte diesen Eindruck nur verstärken.

Ihr Auge ruhte träumend auf dem sanftgeschwungenen Höhenzuge, an welchem das Kirchhaus sich anlehnte und hinter dem die blaßgelbe Scheibe des Mondes eben emporstieg. Ihr Ohr schien dem schmelzenden Adagio zu lauschen, das in langgezogenen Tönen zu ihr herüberklang.

Die stärker von den Bergen wehende Abendluft weckte sie aus ihrem Sinnen und Träumen. Sie verließ den Balcon und trat, ohne jedoch die Thür zu schließen, in den kleinen Salon ein, schellte dem Zimmermädchen und ließ die Lampe hereindringen.

Als das Mädchen zurückkam, überreichte sie Elfriden, so hieß die junge Dame, das eben erschienene Badeblatt, das zweimal in der Woche ausgegeben wurde und die Liste der inzwischen angekommenen Kurgäste enthielt. Elfride durchflog dieselbe ohne besonderes Interesse; sie durfte kaum darauf rechnen, einen näheren Bekannten darin zu finden, da sie seit dem Tode ihres Vaters sehr zurückgezogen lebte, den Wohnort gewechselt und frühere Beziehungen abgebrochen hatte.

Blöcklich haftete ihr Blick wie gebannt auf einem Namen. Unter den im Europäischen Hof angekommenen Fremden stand: Robert Dorner. Kein Charakter, kein Wohnort war angegeben.

Es war der Name eines Dichters, der vor etwa fünf Jahren mit einem Bande von Liedern und Balladen aufgetreten war. Dieselben hatten gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen gemacht und bereits seitdem in mehreren Auflagen weitverbreiteten Eingang in's Publikum gefunden. Die ganz von der Heerstraße des Gewöhnlichen abliegende Eigenart dieser Dichtungen übte auch auf die Männerwelt, die in unseren Tagen der lyrischen Poesie gegenüber, wenn sie nicht dem Bummelwize huldigt oder eine stark sinnliche Färbung trägt, sich kalt und theilnahmslos verhält, eine Anziehungskraft aus, und die seltene Thatsache, daß hier einmal die verschiedenen Lebensstufen beider Geschlechter in ihrem Gefühle übereinstimmten ließ hoffen, daß man es mit einer mehr als vorübergehenden Modeerscheinung zu thun habe.

Elfridens Herz pochte. War es der Gedanke an die Möglichkeit, einen Dichter, dessen Lieder auch sie mit wärmstem Interesse in sich aufgenommen, nun vielleicht persönlich kennen zu lernen? Sie hatte wohl im elsterlichen Hause manchen bekannten, ja berühmten Mann gesehen, aber nie einen Dichter, der ihr wie die Verkörperung eigener tiefster Gefühle erschien. Aber war denn der in dem Blatte stehende Name auch wirklich der ihres Liebblings? Doch ja — hier am Ende der Liste, unter den Tagesneuigkeiten, fand sich eine kurze Notiz in dem üblichen Reporterstil:

„Seit zwei Tagen verweilt an unserem Kurorte der berühmte Lyriker Robert Dorner und gedenkt zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit längere Zeit zu bleiben.“

Nachdem durch diese Notiz alle Zweifel an der Identität beseitigt waren, saß Elfride lange in Gedanken versunken da, das Blatt in der

Hand haltend, während ihr Auge noch immer auf der eben gelesenen Nachricht ruhte. Der Dichter, dessen Name ihr hier blitzartig entgegenleuchtete, machte ihr Herz stärker schlagen — nicht weil er berühmt war; ihr Herz hätte geklopft bei diesem Namen, auch wenn sein Träger der unberühmteste in der ganzen Welt gewesen; wenn es nur der Robert Dörner war, an den sie in dem Augenblicke dachte.

Die Gegenwart versank vor ihr; die Vergangenheit tauchte vor ihren Augen auf. Eine Vergangenheit von nur neun Jahren. Und doch schien eine Ewigkeit zwischen dem Damals und dem Jetzt zu liegen.

Damals, als achtzehnjähriges Mädchen, hatte sie ihn zuerst gesehen. Er war ein junger, flotter Student gewesen, nur drei Jahre älter als sie selber. Mit einem Empfehlungsschreiben an ihren Vater versehen, hatte er in dem elterlichen Hause Besuch gemacht, und war, wie so viele seiner Commilitonen, in der gastlichen Familie freundlich und herzlich aufgenommen worden. Bald kam er jede Woche ein paarmal zum Thee; es wurde gelesen und musicirt: Elfride, die selbst trefflich spielte, begleitete ihm gern die Lieder, die er mit wohlklingender Baryton-Stimme sang.

Es blieb nicht lange ein Geheimniß, daß der junge Dörner auch dichtete. Ein musikalischer Freund, der ebenfalls in Elfridens Elternhause verkehrte, hatte eines von Roberts Liedern componirt, und es war von diesem unter falscher Flagge eingeschmuggelt worden. Aber einmal hatte der Freund sich verplaudert, indem er Robert aufforderte, er möge doch „sein Lied“ singen. Nun hatte Elfride nicht nachgelassen, bis sie mehr von seinen Poesien zu hören und zu lesen bekam. Sie stellten sich ihm ungesucht ein, oft Kinder des Augenblicks, immer getragen von musikalischem Wohlklang, Musik in sich selbst, und daher auch bald, noch ehe Robert an ihre Sammlung und Veröffentlichung dachte, in verschiedenen Compositionen, namentlich in den studentischen Kreisen beliebt und verbreitet.

Elfride war an diesen Liedern nicht unbetheiligt. Wie sie selbst in ihrem Herzen eine stille Neigung zu dem begabten, mit allen äußeren Vorzügen reich ausgestatteten Jüngling keimen fühlte, so schien auch ihn die gleiche Empfindung zu ihr hinzuziehen. Gerade die Unmittelbarkeit seiner Lieder, die immer ein treues Spiegelbild seiner äußeren und inneren Erlebnisse waren und selbst den kleinen, unscheinbaren Momenten des Lebens einen poetischen Reiz abzugewinnen wußten, verrieth nur zu leicht den Anlaß, dem sie ihre Entstehung verdankten. War es doch oft ein in der Unterhaltung gefallenes Wort, eine Aeußerung, die gerade sie gethan, was sie dann mit frohem Erstaunen als Ausgangs- und Mittelpunkt eines Liedes wieder fand.

Den Eltern entging nicht, wie Robert und Elfride sich zu einander hingezogen fühlten; aber sie ließen sie ruhig gewähren. Weder aufmunternd noch hemmend wollten sie in das Schicksal dieser beiden jungen Herzen eingreifen, die so ganz für einander geschaffen schienen. Es herrschte in der ganzen Familie ein viel zu idealer, dem Materiellen abgewandeter Sinn, als

daß die Frage: was wird daraus werden? sich ernstlich und bekümmernnd an die Elternherzen herangebrängt hätte. War doch ihre eigene Ehe in ganz ähnlicher Weise geschlossen worden; auch Elfridens Vater hatte die Mutter kennen gelernt, als er noch Student war; der Unterschied ihres Alters war ein noch viel geringerer als bei Robert und Elfriden, die Aussicht auf eine baldige Vereinigung schwach gewesen. Aber die Mutter hatte still geharrt, und endlich war die Stunde gekommen, wo er sie, die inzwischen die Blüthe der Mädchenjahre längst hinter sich hatte, in sein bescheidenes Heim einführen konnte.

Zu einer Erklärung zwischen Elfriden und Robert war es nicht gekommen. Wenn auch manches seiner Lieder deutlich genug seine Empfindungen aussprach, so blieb es doch bei dem süßbeglückenden Gefühl des sich gegenseitig Verstehens und Angehörens, welches vielleicht den höchsten Reiz eines Liebeslebens bildet.

Nur ein einziges Mal war ein wärmeres Wort gefallen. Es war auf einem größeren ländlichen Ausfluge, wo eine der das liebliche Thal schmückenden Bergruinen in fröhlicher Gesellschaft bestiegen wurde. Man hatte sich von dem reizenden Schauspiel, das der Blick über den gewundenen Strom und die ihn einschassende Hügelkette gewährte, nicht trennen können. Man lagerte sich in dem alten ephraumranken Burghof, die alten und doch ewig jungen Lieder erklangen, eine extemporirte Bowle trug zur Erhöhung der Heiterkeit nicht unwesentlich bei, und so kam es, daß, als man lange nach Sonnenuntergang in das am Fuße der Burg gelegene Städtchen herunterstieg, der letzte Eisenbahnzug, der die Gesellschaft nach der Universitätsstadt zurückführen sollte, bereits abgegangen war, und man sich entschließen mußte zu Fuß zurückzuwandern. Für die älteren Damen und Herren wurde glücklich noch eine Fahrgelegenheit aufgetrieben; die Jugend machte sich, theils in größeren Gruppen, theils, wie es Zufall und Absicht gab, zu zweien gepaart, auf den Heimweg.

Robert war schon von der Ruine herab Elfridens Begleiter gewesen; es war selbstverständlich, daß er auch jetzt mit ihr ging. In bald heiterem, bald ernstem Gespräch waren die anderthalb Stunden, die man bis in die Stadt brauchte, wie Minuten vergangen. Der Mond bestrahlte in voller Pracht die nächtliche Landschaft, und der lange goldene Streifen, den er auf den sanftauschenden Strom warf, erschien den Glücklichen wie eine Brücke, die hinüberleitet in das märchenhafte Land, wo alle Träume der Liebenden zur Wirklichkeit werden.

Da zum ersten Mal hatte er sie am Arme geführt, da zum ersten und einzigen Mal war ein Ausdruck innigeren Gefühles über seine Lippen gekommen. Er hatte von seiner Zukunft, von seinen Lebensaussichten gesprochen, von seiner Abneigung gegen den erwähnten Beruf, zu welchem ihn mehr die bei so vielen Jünglingen maßgebende Familientradition als der Drang des Herzens geführt hatte; er fühle sich untauglich zur Praxis

des Lebens, sein ganzes Herz ziehe ihn hin zur Kunst und Poesie: er wisse recht wohl, daß sei nicht, was man Carrière nenne, er wisse auch, daß man auf solche Aussichten hin kein Herz an sich fesseln dürfe; keinem Mädchen sei es zu verdenken, wenn sie solche phantastische und unsolide Gedanken einfach lächerlich finde. Aber Entsamung sei ja von jeher der Dichter Loos gewesen. Dabei hatte er mit seinen schönen dunklen Augen sie innig angeblickt. In ihrem Innern jauchzte und jubelte es: dies Herz versteht dich und dein Sehnen, und es will gern alle deine Hoffnungen, selbst deine scheiternden, mit dir theilen. Dann waren sie durch Andere, die sich zu ihnen gesellten, unterbrochen worden, und so war auch dieser Abend dahingegangen.

Der Schluß des Sommersemesters stand unmittelbar bevor; im nächsten Winter vertauschte Robert die kleine Universitätsstadt mit einer größeren, die seinem Geiste reichere Nahrung und Anregung bieten sollte, wenn er auch, wie er selbst gestand, den innigen Verkehr mit der Natur und die daraus entspringende dichterische Anregung sehr vermiffen würde. Er hatte dann noch einigemal geschrieben; allmählich aber war er ihrem Gesichtskreise mehr und mehr entrückt worden und zuletzt ganz verschwunden.

Da erschien, drei Jahre nach seinem Fortgang, die erste Sammlung seiner Lieder. Hier fand Elfride zu ihrer Freude auch die Gedichte wieder, welche er einst ihr geschenkt hatte und deren Originale sie als theure Andenken an jene unvergeßliche Zeit aufbewahrte. Ja, sie dünkte sich reicher als die tausend Anderen, die das Buch gleichzeitig mit ihr lasen, weil sie von so vielen Liedern Werden und Anlaß verfolgen und somit viel tiefer als Jene in die heimliche Werkstatt seines Schaffens hineinblicken konnte. Und was sie doppelt reich sich erscheinen ließ, war, daß manches Lied in diesem Bande nicht enthalten war, das sie allein besaß; es waren mitunter nur mit Bleistift geschriebene Concepte, die ersten rasch aufgezeichneten Entwürfe, von denen der junge Dichter, achtlos auf das eigene Talent, gar keine andere Abschrift bewahrt hatte, die er der Freundin, weil sie Freude daran fand, überlassen, wie man das Blatt auf den Wellen des Stromes treiben läßt, ohne zu fragen, wo es landen werde. Wohl hatte sie daran gedacht, diese Lieder, die ihr nur wie ein heiliges, ihr anvertrautes Gut erschienen, ihm zurückzusenden, denn es war gar manches darunter, das in seiner innigen und warmen Empfindung zu dem Schönsten gehörte, was er gedichtet. Aber ein Gefühl jungfräulichen Stolzes hielt sie zurück; er hätte darin einen Versuch erblicken können, abgebrochene Fäden wieder anzuknüpfen, und dagegen sträubte sich Alles in ihr. Um so mehr, als in ihrem Herzen die Liebe zu ihm noch in heller Flammenschrift leuchtete. Allein sie hatte sich daran gewöhnt, diese Liebe als eine hoffnungslose zu betrachten; wunschlos für sich selbst, wenn auch nicht ohne ein Gefühl leiser Wehmuth, folgte sie dem Fluge des jungen Aares; und nur manchmal in stillen einsamen Stunden hing sie dem Gedanken nach, wie es hätte sein können, wenn sie an seiner

Seite, gewiegt von den Lüften, der Morgenröthe eines schöneren Daseins zugesteuert wäre.

Durch den Tod ihrer Eltern — der Vater war ein Jahr nach der treuen Gefährtin seiner Tage gestorben — war Elfridens Leben nach außen stiller, noch mehr ein nach innen gelehrtes geworden. In unabhängiger, wenn auch nicht glänzender Lage von ihnen zurückgelassen, verlebte sie einen Theil des Jahres auf Reisen und suchte, da ihre Gesundheit nicht allzusehr erschien, bereits zum zweiten Male das Bad auf, in welchem wir sie am Beginn unserer Erzählung trafen.

Wenn in ihrer eigenen Seele der Ton stiller Resignation noch nicht ganz verklungen war, so fühlte sie durch Roberts Lieder sich um so mehr sympathisch berührt, als auch aus ihnen nicht der Ton reinen Glückes herausklang, sondern eine Grundstimmung der Entsagung und stillen Trauer sie beherrschte. Sie mußte nichts von seinen weiteren Lebensschicksalen; aber sie gedachte oftmals seiner Worte auf jenem nächtlichen Spaziergange: daß Entsagung das Loos des Dichters sei. Auch scheute sie sich instinctiv, nach seinen persönlichen Beziehungen zu forschen; denn wenngleich sie aus reinstem Herzen ihm jedes Glück der Erde wünschte und gönnte, so fühlte sie sich doch nicht stark genug, aus dem Munde Anderer ihr eigenes Urtheil zu hören, daß er vielleicht durch ein Bündniß, das er für's Leben geschlossen, ihr unwiederbringlich verloren sei. Eigenthümlich berührte es sie, daß in den nicht wenigen Liedern, die in der neuesten Auflage seiner Dichtungen hinzugekommen, sie jenen Ton der Entsagung und Trauer noch stärker als in den früheren fand, und daß kaum ein einziges sich mehr zu der jugendlichen Fröhlichkeit erhob, die aus den Liedern seiner Studentenzeit geathmet hatte. Ein gewisses düstres Grübeln über die Räthsel des Menschen-daseins sprach sich aus, und auch seine jüngsten Balladen trugen ein gleich düsteres Gepräge, indem sie mit Vorliebe Nachtseiten der menschlichen Natur behandelten. Aus allem dem glaubte Elfride schließen zu müssen, daß sein Herz von mancher trüben Erfahrung nicht verschont geblieben sei.

Lange saß sie so da, während die Bilder der Vergangenheit an ihr vorüberzogen und verbrauchtes Leid und Glück in ihrer Seele nachzitterte. Jetzt stand sie auf und trat wieder an die geöffnete Balconthür. Die Musik war längst verstummt; draußen auf der Promenade war es still geworden, und nur einzelne Gestalten glitten, aus dem Kurhaufe kommend, über die vereinsamten Pfade dahin. Der von den Bergen wehende Nachtwind hatte sich gelegt, es war, wie in Gebirgsgegenden gewöhnlich, wieder wärmer geworden, und Elfride athmete in vollen Zügen die herrliche balsamische Luft ein.

Das Haus, in welchem sie wohnte, bildete die Ecke der nach dem Kursaal hin gelegenen Straße, die sich hier mit einer nach den Heilquellen führenden, zu beiden Seiten mit eleganten Villen besetzten Allee kreuzte. Jetzt erblickte sie in der gerade auf ihr Haus zugehenden Richtung eine

Männergestalt. Der tiefbeschattende Hut bedeckte den größten Theil des Gesichtes; dennoch schien es Elfriden nach Gang und Haltung, es könne kein anderer sein als Dorner.

Etwa zwanzig Schritte von dem Hause entfernt, richtete er das gesenkte Haupt empor. Nun konnte sie beim Scheine der Laterne seine Züge deutlich erkennen. Sie hatte sich nicht getäuscht, er war es wirklich. Sein Auge lenkte sich auf den Balcon, auf welchem Elfride so stand, daß ihre Gestalt, gegen den von der Lampe erhellten Hintergrund des Salons sich abhebend, in ihren Umrißen deutlich erkennbar war, während zugleich von vorn ein voller Strahl der Straßenlaterne auf ihr Gesicht fiel.

Es schien, als ob er einen Augenblick stutzte. Er fuhr mit der Hand nach der Stirn, wie Jemand, der sich auf etwas besinnt, was er nicht sogleich finden kann, hielt einen Moment an und setzte dann seinen Weg fort, auf dem er im Schatten der Bäume bald Elfridens Blicken entchwand.

Ihr Herz pochte laut, und als sie in ihr Zimmer zurückgetreten war und die Balconthür geschlossen hatte, ging sie noch lange ruhelos auf und nieder.

Nach einer etwas unruhigen Nacht, in welcher mancherlei Traumbilder in wirrem Durcheinander vor ihrer Seele sich drängten, ging sie am nächsten Morgen, zur gewohnten Stunde geweckt, an den Brunnen. Beim flüchtigen Hineinblicken in den Spiegel war es ihr vorgekommen, als sehe sie noch bleicher als gewöhnlich aus. Sie fühlte sich ermattet und zerfchlagen, wie es immer der Fall ist, wenn das ruhelose Arbeiten des Geistes sich in den Stunden der Nacht fortsetzt und dadurch dem Schlafe seine erquickende und heilende Kraft benimmt. So war sie denn auch nicht ausgelegt, wie sie sonst wohl pflegte, die übliche Zeit des Brunnentrinkens ganz mit Promeniren auszufüllen, sondern suchte sich, nachdem die drei Becher, welche der Arzt ihr vorgeschrieben, in den gehörigen Pausen genommen waren, nach einem kurzen Spaziergange einen der abgelegeneren Sitzplätze der Promenade aus, wo die Aussicht auf ein niedliches Dörfchen ein friedlich stimmendes Landschaftsbild eröffnete und kaum etwas an den eleganten Badeort erinnerte, dessen buntes Treiben nur ungefähr zehn Minuten davon hin und her wogte.

Sie saß noch nicht lange, da sah sie in einiger Entfernung Dorner kommen. Noch wäre es Zeit gewesen, eine Begegnung mit ihm zu vermeiden; denn er ging gesenkten Hauptes, langsamen Schrittes, offenbar ganz in seine Gedanken und Träume verloren. Aber vergebens versuchte sie sich zu erheben; sie fühlte sich wie gelähmt. Nun kam er näher. Als er dicht bei ihr war, richtete sein Blick, wie unwillkürlich durch den Schimmer von Elfridens hellem Morgenkleide getroffen, sich empor; sein Auge streifte ihr Gesicht. Jetzt blieb er stehen, schien einen Augenblick zu zögern, im nächsten trat er auf sie zu, lüftete den Hut und redete sie an.

„So habe ich mich nicht getäuscht, Sie sind es, 'Fräulein', — er nannte ihren Familiennamen — „schon gestern Abend glaubte ich Sie gesehen zu

haben; aber es war mir wie ein Traum, auf dessen Wirklichkeit ich nicht hoffen durfte.“

Ob sie noch Zeit gefunden, sich zu fassen und etwas zu erwidern, hatte er, ohne um Erlaubniß zu fragen, auf der Bank an ihrer Seite Platz genommen. Alles kam Elfriden so natürlich und selbstverständlich vor, als könne es gar nicht anders sein. Seine völlige Unbefangenheit, die ersichtliche und aufrichtige Freude über ihr Zusammentreffen, die sich auf seinem Angesichte spiegelte, nahm auch ihr jedes Gefühl der Unruhe. Mit dem feinen Tacte des Weibes erkannte sie in dieser Unbefangenheit den Ausdruck eines Herzens, das ihr gegenüber keine andere als freundschaftliche Empfindungen hegte. Und so gelang es ihr sehr bald, in das Geleis einer herzlichen, das Gemüth nicht in seinen Tiefen erregenden Unterhaltung hineinzulocken. Sie verschwieg ihm nicht, daß sie mit inniger Freude von seiner Ankunft und seinem längeren Verweilen in diesem Thale gelesen; daß sie ihn am gestrigen Abend gleich erkannt und wohl sein momentanes Stutzen bei ihrem Anblick bemerkt habe.

Bald waren sie im traulichsten Gespräche. Sie mußte ihm von allen ihren Erlebnissen berichten. Er hatte den Tod ihres Vaters aus den Zeitungen erfahren und klagte sich selbst der größten Saumseligkeit an, daß er ihr bei diesem Verluste, dessen Schwere er nach der Innigkeit ihres Familienlebens vollauf ermessen könne, seine Theilnahme nicht ausgesprochen habe.

„Es ist,“ fügte er hinzu, „ein alter Fehler von mir, gegen den ich vergeblich oft angekämpft habe, und der mir manche liebe Beziehung im Leben unerfreulich gelöst hat. In der That ist es ungerecht, von unsern Freunden zu verlangen, daß sie an die Fortdauer unserer Gesinnungen auch in der Ferne glauben sollen, wenn wir aus Mangel an Energie die Bethätigung derselben unterlassen. Und doch, Sie dürfen überzeugt sein,“ fuhr er fort, indem er Elfridens Hand ergriff, „daß ich nie aufgehört habe, an Sie und die Ihrigen zu denken, und daß jene Tage zu den lichtesten in meinem Leben gehören. Ja manchmal will es mich bedünken, ich hätte nie wieder seitdem das Gefühl ganzen und ungetheilten Glückes gehabt.“

Ein Schatten der Trauer flog bei diesen Worten über seine Miene.

„Sie haben auch wenig verloren,“ schloß er mit einem trüben Lächeln, „wenn ich Ihnen von meinem Leben nichts berichtete.“

„Rechnen Sie,“ versetzte Elfride, „den Einblick, den mir Ihre Mittheilungen gegönnt hätten, den Einblick in die Entwicklung Ihres Geistes für nichts? Oder halten Sie Ihre alten Freunde,“ fügte sie mit leichter Betonung des ‚alten‘ hinzu, „für egoistisch genug, um sich nicht mitzufreuen an jedem neuen Glück, das Ihnen auch nach Ihrer Entfernung zu Theil geworden?“

„Glück?“ erwiderte Robert bitter. „Ja wohl! Die buntschillernde Seifenblase — da segelt sie hin! Die Sonne und die ganze Welt spiegelt sich in ihr! Und nun, ein leiser Windhauch! zerplatzt, zerstoßen — das ist das Glück!“

„Sie sind undankbar gegen sich und das Schicksal,“ sagte Elfride. „Ich sollte denken, wer wie Sie die Gabe besitzt, nicht nur für sich, sondern für tausend Andere Das auszudrücken, was die Seele des Menschen zu allen Zeiten bewegt hat, der könnte, auch wenn das Schwerste ihm vom Leben auferlegt würde, niemals ganz unglücklich sein.“

„Glauben Sie nicht,“ erwiderte Robert, „daß ich den Werth den schmerzlich süßen Geschenkes verkenne, das eine gütige Feenhand mir als Angebinde in die Wiege gelegt. Auch ich fühle in seiner Tiefe die Wahrheit jenes Goetheschen Wortes: ‚Mir gab ein Gott, zu sagen wie ich leide.‘ Ich weiß, daß ohne diesen Trost des Liedes ich vor dem Dasein längst ein Grauen empfunden hätte. — Doch lassen wir das! Es ist nicht gut, an einem so heitern Sommermorgen, der so überraschend einen guten Engel auf meinen Pfad geführt hat, die dunklen Gestalten der Nacht heraufzubeschwören. Sehen Sie das Dörfchen da — wie viel schöner müßte es doch sein, dort seinen Aufenthalt zu nehmen und täglich die kurze Strecke nach dem Brunnen zu wandern, als den Tag über inmitten dieser rauschenden Menge sich zu ennuhiren und an der nicht endenden Table d’hôte fade Gespräche mit anzuhören? Und doch sind wir schwach genug, der einfach derben, ländlichen Kost eines Dorfwirthshauses, die wir im Schatten grüner Bäume verzehren könnten, die Genüsse eines comfortablen Hotels mit seiner tödtlichen Langeweile vorzuziehen. Ich habe gestern früh meinen Morgenkaffee nicht auf der Terrasse des Kurhauses, unter einer Schaar von befracten Kellnern, sondern in jenem Dorfe getrunken, und kam wie erfrischt zurück. Was meinen Sie? Der Weg ist nicht weit, und ich hoffe, es gereut Sie nicht, in dem kleinen Gärtchen der Dorfschänke gefriühstückt zu haben.“

Elfride ging gern auf den Vorschlag ein. Sie brachen sogleich auf; der Weg führte durch Kornfelder, deren goldene Bogen im Morgenwinde sich leise hin und her schaukelten. Da der Pfad zwischen den Feldern grade so breit war, daß zwei Personen nur dicht neben einander gehen konnten, so bot Robert ihr seinen Arm, den sie ohne Ziererei annahm. Sie fühlte nichts mehr von der Abspannung der vergangenen Nacht; eine wunderbare Empfindung körperlicher und geistiger Elasticität durchdrang sie. Sie hütete sich wohl, Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt anzustellen, überhaupt zu reflectiren; wie in einer holden Träumerei ließ sie sich von dem Gefühle eines unendlich beseligenden Zustandes wiegen.

Nach einer kleinen Viertelstunde war das Dorf erreicht. Gleich am Anfang lag das Wirthshaus. Sie traten unmittelbar in den nicht großen, aber sauber gehaltenen Garten, an welchem eine Reihe reinlicher Tische, eleganter als man sie sonst in Dörfern anzutreffen pflegt, die Nähe des Badeortes verriethen, aus welchem in den Nachmittagsstunden die Kurgäste nicht selten hierher spazierten, um unter den schattigen Bäumen des Gartens, von dem aus man einen hübschen Blick auf das Bad genoß, eine kleine Erfrischung zu nehmen.

Robert und Elfride hatten kaum an einem der Tische unter einem breiten Bindenbaume Platz genommen, als schon die freundliche, junge Wirthin erschien und mit sichtlicher Freude ihren Morgengast von gestern wieder erkannte.

„Das ist schön von Ihnen, daß Sie wiederkommen,“ sagte sie, Robert die Hand reichend.

„Ja, Sie sehen, Frau Wirthin,“ versetzte Robert lächelnd, „ich mache Reclame für Sie und bringe heute schon neue Kundenschaft mit.“

Wald stand auf dem mit roth und weißem Leinen gedeckten Tische der Caffee servirt, das Gebäud war dasselbe, das man im Kurorte selbst bekam; die Wirthin hatte daneben auch Landbrod und Butter gestellt.

„Weil's Ihnen gestern zu schmecken schien,“ fügte sie halb entschuldigend hinzu.

Elfride machte die Honneurs und Robert sah seelenvergnügt zu, wie sie ihm von dem köstlichen Landbrod, das er besonders liebte, die Butterbrote zubereitete. Er hatte seine Handschuhe abgezogen, und als er ihr das Tellerchen abnahm, auf welchem sie ihm das Brod präsentierte, fiel ihr Blick auf den Ring an seinem Finger.

Sie konnte nur mühsam eine Bewegung verbergen, die sich ihrer Seele bemächtigte. Zum ersten Male hörte sie etwas zerstreut seinen Worten zu, auf die sie bisher andachtsvoll gelauscht hatte. Das Räthsel des Ringes, ob er eine erst geschlossene Verlobung, ob es das festere Band der Ehe bedeute, wick nicht aus ihrem Sinne. War er verlobt, wie war dann die traurige Stimmung zu erklären, die aus seinen letzten Aeußerungen sprach?

Robert entging ihre Zerstretheit nicht.

„Was haben Sie? Wo weilen Ihre Gedanken?“

Elfride erröthete tief. Sie war in sichtlich Verlegenheit, was sie erwidern sollte. In diesem Augenblicke kam die Wirthin heran und fragte, ob die Herrschaften vielleicht auch Honig wünschten. Als Elfride es ablehnte und die Frau wieder gegangen war, sagte Robert:

„Ich glaube Ihren letzten Gedanken zu errathen. Sie denken bei sich, wie die gute Frau, die uns eben verließ, unser Verhältniß zu einander wohl auffaßt.“

Elfride erröthete auf's neue; sie erwiderte nichts, war aber froh, daß dadurch ihre eigentliche Empfindung hinter einer allerdings nicht fernliegenden Muthmaßung sich verbergen konnte. Damit kehrte ihr die Unbefangenheit, die sie einen Augenblick verloren, zurück, und in zwangloser Plauderei verfloß ihnen noch ein halbes Stündchen, bis sie, nach der Uhr sehend, zum Aufbruch mahnte, da der Vormittag auch noch durch die vorgeschriebenen Bäder in Anspruch genommen war.

Sie trennten sich vor der Thür ihres Hauses mit dem Versprechen, sich recht oft zu sehen.

Als Elfride in ihrem Zimmer allein war und ihr Blick in den Spicgel

fiel, überraschte sie selbst der Ausdruck inneren Glückes, der auf ihrem Antlitz lag. Sie kam sich jünger vor, die Morgenwanderung hatte auf ihre Wangen frischere Farben gehaucht, als sie sonst zu haben pflegte. Aber mehr noch als in ihrer äußeren Erscheinung, fühlte sie in ihrem Inneren eine Umwandlung. Sie empfand es schon jetzt klar und tief, daß sie Robert noch liebe, und manchmal schien ihr der Zeitraum, der zwischen dem Jetzt und dem schönen Damals lag, wie ein Traum, der mit den Morgennebeln vor dem Frühroth gewichen sei. Dazwischen freilich mußte sie an den Ring denken und sich selbst thöricht schelten, daß sie überhaupt noch solchen Gedanken Raum in ihrem Herzen gönnte. Es war auch nichts weniger als die Hoffnung, einst noch die Seine zu werden, was in ihren glücklichsten Momenten ihre Seele durchleuchtete; so bestimmte Gestalt nahmen ihre Träume nicht an; es war nur das eine unennbar wohlige Gefühl, ihn wieder zu haben, dem Klange seiner Stimme zu lauschen, an seiner Seite zu gehen. Wie das enden könne und wohin ihr Herz auf den sanften Wogen dieser Empfindung treiben möge, darüber wollte sie selbst sich nicht klar werden.

Von dem Tage an sahen die beiden „guten Gesellen“, wie Robert einmal scherzhaft sich und Elfride nannte, einander täglich. Nicht nur, daß er Morgens auf der Promenade ihr ständiger Begleiter wurde, auch in den Nachmittagsstunden oder gegen Abend streiften sie häufig zusammen durch die reizende Umgebung des Badeortes, machten auch ein paarmal eine Partie zu Wagen nach einem der entfernter liegenden schönen Punkte, an denen die Gegend von H. so außerordentlich reich war. Des Morgens pflegten sie selten länger als zum Trinken des Brunnens nothwendig war, auf der Kurpromenade zu verweilen; wenn das Wetter es irgend erlaubte, schlugen sie einen der entlegensten Pfade ein, oftmals wieder nach dem Dörfchen, wo sie am ersten Morgen ihres Zusammenseins gefrühstückt hatten. Die Wirthin hatte wirklich einmal die verhängnißvolle Anrede „Frau Gemahlin“ gebraucht, in aller Unschuld, weil sie nicht anders glaubte, als daß die Beiden Mann und Frau seien; auch hier hatte Robert mit einem leichten Scherze die erröthende Elfride aus der augenblicklichen Verlegenheit gezogen. Hätte sie im Ernst derartige Gedanken gehegt, so wäre sie schon aus Stolz durch eine solche Aeußerung veranlaßt worden, die einsamen Spaziergänge mit Robert abzubrechen; gerade aber, weil sie sich frei wußte von dem Gedanken an die Möglichkeit seines Besizes und in dem, wenn auch immer noch räthselhaften Dinge einen Talisman gegen alle weiter gehenden Hoffnungen zu erblicken glaubte, gab sie sich dem Zauber des Umganges mit ihm rückhaltlos hin.

Der regenlose Sommer brachte nur wenige Tage, wo der Himmel sein Veto gegen diese Spaziergänge auf den gewöhnlichen Feldwegen einlegte und Elfriden nöthigte, auf die Wandelbahn der Kuranlagen ihre Promenaden zu beschränken. Dann war Robert immer einsilbiger als sonst und ersichtlich

bei weniger guter Laune. Ihn störten die neugierigen Blicke der alten und jungen Damen, die natürlich sehr bald herausgebracht hatten, wer der interessante Kurgast sei, und am Brunnen sich augenscheinlich in seine Nähe drängten oder sich ihm bemerklich zu machen suchten. Auch fehlte es nicht an anonymen, nach den feinsten Parfüms duftenden Biletchen, die in Prosa und Versen die Bewunderung für seine „herrlichen Poesien“ ausdrückten und den Wunsch einer Annäherung an die Brieffstellerin oder Dichterin mehr oder weniger verblümt zu erkennen gaben. Robert glaubte keine Indiscretion zu begehen, wenn er seine Freundin zur Vertrauten dieser geheimen Correspondenz machte, und es verschaffte ihnen manchen heiteren Augenblick, wenn sie aus dem Charakter der Schrift, aus Stil und Inhalt gemeinschaftlich Schlüsse zogen auf Alter und Bildungsgrad der Schreiberin. Aber alle diese Bilette ließ er unbeantwortet, allen Lockungen zu vorgeschlagenen Stelldicheins setzte er beharrlichen Widerstand entgegen. Auch die Versuche an der Table d'hôte des Hotels, in dem er wohnte, ihn in eine lebhaftere Unterhaltung hineinzuziehen, mißglückten; ja sie hatten bei dem über die Zudringlichkeit einiger Damen verstimmten Dichter den Erfolg, daß er von da an es vorzog, in dem Restaurant des Hotels à la carte zu diniren, um die Table d'hôte ganz zu vermeiden. Da Alles vergeblich schien, den „Miso-gyn“, wie er bald allgemein genannt wurde, zu fangen, so suchten seine Verehrerinnen auf anderem Wege mit dem Unnahbaren sich in Beziehung zu setzen.

Eines Vormittags, als Elfride eben vom Bade zurückgekehrt war und noch ein Stündchen vor dem Essen ausruhte, wurde ihr eine Dame gemeldet, die sich der etwas überraschten Elfride als die Geheimrätthin M. aus F. vorstellte. Elfride hatte die Dame oft am Brunnen gesehen, wo sie durch die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung die Aufmerksamkeit auf sich zog und immer einen Schwarm von lauschenden Bewunderern um sich versammelte. Es war eine stattliche Erscheinung im Beginn der Dreißiger, die nicht ihrer Gesundheit wegen, sondern in Begleitung ihres erheblich älteren Mannes dessen zweite Frau sie war, schon eine Reihe von Jahren das Bad besuchte. Sie war die Leiterin aller Unternehmungen zu wohlthätigen Zwecken, aber außerdem auch ein geistiger Mittelpunkt für einen beträchtlichen Theil der Kurgesellschaft.

„Sie werden verwundert sein, mein Fräulein,“ begann die Geheimrätthin, „was mich zu Ihnen führt, und doch es begreiflich finden, wenn ich Ihnen die Veranlassung mitgetheilt. Sie haben längst,“ fuhr sie fort, nachdem sie auf Elfridens Einladung Platz genommen, „unser aller Reid erregt durch das Glück, dessen Sie allein genießen, mit Herrn Dorner zu verkehren. Ihr Umgang, scheint es, genügt ihm so vollständig, daß er gar nicht das Bedürfnis fühlt, uns Andern auch nur ein Wort oder einen Blick zu gönnen. Ich zähle mich zu seinen aufrichtigsten, ja ich darf wohl behaupten, glühendsten Verehrerinnen, und gestehe, daß es mich beglücken würde, ihn kennen zu

lernen. Indeß, ich bin bescheiden genug, um nicht gegen die gern zurückzutreten, die ohne Zweifel dem Fluge seines Genius besser als wir gewöhnlichen Frauen zu folgen weiß.“

„Sie verkennen, gnädige Frau,“ versetzte Elfride, ein wenig verlezt durch die leicht ironische Art, mit welcher die Geheimrätthin die letzten Worte gesprochen hatte, „Sie verkennen ganz den Charakter meines Verkehrs mit Herrn Dorner. Er würde, ich zweifle nicht im geringsten daran, in dem Umgang mit anderen Damen ungleich größeren Genuß finden als meine einfache Unterhaltung ihm zu bieten vermag. Was seinen Verkehr mit mir Ihnen auf die natürlichste Weise erklären wird, sind alte Familienbeziehungen von seiner Universitätszeit her, die er hier wieder aufgenommen hat: er war ein häufiger, und ich darf sagen, gern gesehener Gast in meinem elterlichen Hause.“

„O das ist ja sehr interessant,“ bemerkte die Geheimrätthin. „Nun, dann darf ich um so eher darauf rechnen, daß Herr Dorner, wenn Sie uns beistehen wollen, durch Ihre Vermittelung uns seine Unterstützung leihen wird. Sie haben von der großen Feuersbrunst gelesen, die kürzlich eine der blühendsten Städte in Amerika zu einem Schutt- und Aschenhaufen umgewandelt hat!“

Elfride nickte bejahend.

„Tausende auch unserer deutschen Landsleute,“ fuhr die Geheimrätthin fort, „sind dadurch obdachlos geworden. Da erscheint es als eine patriotische wie humanitäre Pflicht, helfend beizuspringen. Wir haben daher in's Auge gefaßt, einen musikalisch-declamatorischen Abend zu veranstalten, und ich glaube, nichts könnte diesem edlen Zwecke glänzenderen Erfolg verschaffen, als wenn Herr Dorner sich daran betheiligen wollte.“

„Wie ich ihn kenne,“ sagte Elfride, „und seine, ich weiß nicht wodurch genährte, trübe und menschenscheue Stimmung, glaube ich wirklich nicht —“

„Trübe Stimmung! Aber, bestes Fräulein, wie oft hat man ihn heiter und scherzend an Ihrer Seite gesehen. Wenn auch vielleicht nur Sie die Davidsharfe zu meistern verstehen, die den Unmuth dieses Saul verschleucht, nun so werden Sie auch das bei ihm durchsetzen.“

„Und wie dachten Sie sich eine Betheiligung seinerseits?“ fragte Elfride.

„O dies sei Ihnen und ihm ganz überlassen,“ versetzte die Geheimrätthin. „Herr Dorner ist, wie mir eine Dame meiner Bekanntschaft sagte, die längere Zeit an demselben Orte mit ihm lebte, ein ebenso vortrefflicher Sänger wie Declamator. Am willkommensten wäre es natürlich, wenn er etwas Ungebrücktes, ganz Neues zum Besten gäbe, oder eines und das andere seiner Lieder, die ja so reizend componirt sind, vortragen wollte. Bitte, liebes Fräulein, gedenken Sie der armen Landsleute in Amerika, und versagen Sie uns Ihren mächtigen Beistand nicht.“

„Ich fürchte, gnädige Frau,“ versetzte Elfride, „Sie überschätzen meinen

Einfluß. Ich verspreche Ihnen zu thun, was ich kann; aber ich kann leider in keiner Weise den Erfolg verbürgen.“

Die Geheimrätthin stand auf und verließ unter dem Ausdruck ihres verbindlichsten Dankes das Zimmer.

Schon an demselben Nachmittage trug Elfride ihrem Freunde das Anliegen des Wohlthätigkeitscomités vor, in dessen Auftrage die Dame gekommen zu sein vorgab. Robert wollte zunächst schlechterdings nichts davon wissen, auf Elfridens Zureden jedoch suchte er sich mit dem Gedanken zu befreunden, was ihm auch schließlich gelang. Er stellte nur die eine Bedingung, daß Elfride ihn beim Vortrage seiner Lieder begleiten müsse. Wie gern ging sie darauf ein, war es ihr doch, als wenn damit erst ganz die alte Zeit wieder auftauchte!

So kam der von der ganzen Badegesellschaft mit größter Spannung erwartete Abend heran. Der Kursaal war gedrückt voll, das Resultat ein nach geistiger wie materieller Richtung hin höchst befriedigendes. Robert hatte gerade zwei seiner ältesten Lieder gewählt, jenes erste, das Elfride, ohne noch zu wissen, daß er der Dichter war, begleitet hatte, und ein anderes, das er in jenen glücklichen Tagen nicht lange nachher an sie gerichtet. Sie fühlte dadurch sich tief bewegt, und wenn sie an dem Abend etwas bleicher als gewöhnlich erschien, so war die innere Erregung die Ursache davon. Uebrigens erklärte Robert, dies sei das erste und letzte Mal, und wenn ganz London oder Berlin abbrenne, so werde ihn das nicht mehr bewegen, an einem solchen Wohlthätigkeits-Concert sich zu betheiligen.

Die Damen, die das Comités gebildet, die Geheimrätthin an der Spitze, hatten ihren Hauptzweck, sich dadurch in eine nähere Beziehung zu Robert zu setzen, nur sehr unvollkommen erreicht. Denn abgesehen von einigen höflichen Worten, die er am Abend selbst mit ihnen zu wechseln nicht umhin gekonnt, verhielt er sich äußerst reservirt, verschwand unmittelbar nach Schluß des Concerts und ging auch auf der Promenade über ein höfliches Hutabziehen und Verbeugen gegen die Damen nicht hinaus.

Wenn die Morgen und Nachmittage durch den Verkehr mit Elfriden für Robert in angenehmster Weise sich gestalteten, so waren dagegen seine Abende ihm um so unerträglicher. Denn da Elfride der Vorschrift des Arztes folgend, sich wegen der feuchten Thalluft des Abends nach Sonnenuntergang nicht mehr in's Freie wagte, und daher an den täglichen Abendconcrten und sich daran knüpfenden Promenaden nicht theilnahm, so blieb Robert nichts übrig, wenn er nicht zu Hause sitzen oder allein im Dunkeln promeniren wollte, als die Abendstunden im Lesesalon des Kurhauses zu verbringen, wo er wenigstens, da dort Schweigen Vorschrift war, vor der Zudringlichkeit der Gesellschaft, deren weibliche Mitglieder namentlich auch jetzt die Versuche, sich ihm zu nähern nicht aufgaben, sich geschützter glaubte, als in den Conversationskälen. Die liebste Zeit für dichterisches Schaffen waren ihm sonst

die frühen Morgenstunden; er gehörte nicht zu jenen überreizten, nervösen Naturen, die der Erregung eines Tages bedürfen, um dann in den Stunden der Nacht zum Produciren sich aufgelegt zu fühlen. Da aber der Morgen durch den ihm lieb gewordenen Umgang mit Elfriden besetzt war, so wurden jetzt seiner Gewohnheit zuwider die Abendstunden häufiger dem dichterischen Schaffen gewidmet.

Er fühlte dazu gerade in jenen Tagen sich mehr als seit langer Zeit angeregt. Ohne eigentlich geistreich zu sein, wußte Elfride doch, eben weil sie sich unbefangen und rückhaltlos gab, die Saiten seines Empfindens wohlthwendig widerklingen zu lassen. Und er überraschte sich selbst dabei, daß der alte Grundton froher und heiterer Lebensstimmung, der sonst seinen Liedern eigen gewesen, seit einiger Zeit aber daraus entschwunden war, sich ihm unwillkürlich wieder einstellte. Die sagenreiche Gegend trug ihm auf den Streifzügen, die er allein oder mit Elfride unternahm, manche alte Kunde und Mär zu, die ihn zu dichterischer Gestaltung reizte.

Zimmerhin aber blieben ihm auch jetzt mehr freie und unbeschäftigte Abende übrig als ihm lieb war. Eines Tages klagte er das seiner Freundin.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte Elfride. „Ich bin nicht mehr so jung“ — hier flog ein leichtes Erröthen über ihr Angesicht — „daß es meinem Rufe gefährlich werden könnte, wenn Sie des Abends Ihren Thee statt auf Ihrem Zimmer oder im Kaffeehause, in meinem bescheidenen Salon trinken. Sind Sie damit einverstanden?“

Robert ergriff ihre Hand und drückte sie herzlich.

„Einen solchen Vorschlag,“ sagte er, „kann nur ein so gütiges Herz machen wie das Ihrige, das auch die stumme, unausgesprochene Bitte erräth und versteht. Ich darf es Ihnen jetzt ja gestehen, daß ich oft des Abends unter Ihrem Fenster stand und sehnsüchtig hinausblickte nach den erhellten Scheiben. Ich würde nie gewagt haben, Sie darum zu bitten; daß Sie selbst, wie in meiner Seele lesend, das mir anbieten, was ich mir im Geheimen wünschte, zeigt mir ganz Ihre edle und freie Natur, die das schöne Recht, glücklich zu machen, sich nicht verklümmern läßt durch die Rücksichtnahme auf die Erbärmlichkeiten unserer conventionellen Verhältnisse.“

Von nun an kam Robert des Abends regelmäßig zu Elfriden. Natürlich blieben diese Besuche, zunächst im Hause, nicht unbemerkt, um so weniger als Elfride gegen die Bedienung gar kein Geheimniß daraus machte. In der nächsten Nachbarschaft wohnten ein paar ältliche, aber hochgebildete Jungfrauen, von denen die eine sogar in dem Blatte einer Provinzialstadt einen Roman „verbrochen“ hatte. Diese waren an jenem Unterhaltungsabende in auffälliger Weise bemüht gewesen, an Dorner heranzukommen und erkannten es nun, wo ihre Bemühungen fehlgeschlagen, als eine heilige Pflicht, das unpassende Benehmen Elfridens, die leichtsinnig durch so ungenirten Verkehr ihren guten Ruf in die Schanze schlage, mit Argusaugen zu be-

wachen und die Resultate ihrer Beobachtung, mit den nöthigen Zusätzen verbrämt, in den weitesten Kreisen der Gesellschaft zum Besten zu geben. Die Folge davon war, daß auch auf der Promenade Elfride von der Geheimrätthin und den anderen Damen des Wohlthätigkeits-Comités nur sehr kalt begrüßt und mit einem unerkennbaren Seitenblick der Geringschätzung betrachtet wurde.

Elfride hatte in ihrem Zimmer ein Piano, und es gehörte zu Roberts schönsten und reinsten Genüssen, während sie spielte, entweder in einem Winkel des Salons oder draußen auf dem Balcon ihrem Spiele zu lauschen, das weniger vielleicht durch seine Kunst, als durch den seelenvollen Ausdruck, den sie hineinzulegen mußte, zum Gemüthe sprach. Er behauptete dann immer, da kämen ihm die besten dichterischen Gedanken, und gar manches Lied brachte er ihr am folgenden Tage, das, in diesen Stunden geistig empfangen, auf dem nächtlichen Heimwege oder auf seinem Zimmer noch an demselben Abend zur Vollendung gereift war. Selten verging ein Tag, an welchem er ihr nicht etwas mitgebracht und vorgelesen hätte. Gern hörte er auch ihr Urtheil und oft fühlte er durch Bemerkungen von ihr sich veranlaßt, Aenderungen vorzunehmen, namentlich manchen bitteren und herben Zug, der dazwischen sich immer noch eindrängte, zu mildern und zu beseitigen. Er sprach viel und gern von seinem inneren Leben und Schaffen, aber nie ein Wort von seinen persönlichen und häuslichen Verhältnissen. Sie erfuhr nur, daß er in den letzten Zeiten unstät von einem Orte zum anderen gewandert sei.

Unter den jüngst entstandenen Liedern, die er ihr mittheilte, waren manche, die auch der Freundin gedachten, die den warmen Dank seines Herzens ausdrückten für das, was sie ihm gebe.

In dem einen hatte er mit deutlicher Beziehung auf sie auch der alten Zeiten und der damals ihn bewegenden Empfindungen gedacht; eine Selbstanklage sprach sich tiefergreifend darin aus und doch am Schluß das frohe Gefühl der Zubersticht auf Vergebung. Als er dies Gedicht ihr vorgelesen, schwieg sie eine zeitlang, und als er, ihre Hand ergreifend, leise sprach: „Sie erwidern mir nichts?“ versetzte sie sanft:

„Ich habe Ihnen sonst mein Urtheil über das, was Sie mir mitgetheilt, frei und offen gesagt; bei diesem Gedicht erwarten Sie keine Kritik von mir. Das Herz, Sie wissen es, versteht nicht zu kritisiren. Mein Herz denkt jener Tage, die Ihr Lied schildert, ohne Groll und mit dem innigsten Danke, daß sie so waren, wie sie gewesen. Sie selbst wissen am besten, was zwischen ihnen und dem Heute liegt; die Hand, mein lieber Freund, die ich in der meinigen halte, trägt das Symbol, das uns Weiden die Grenzen unserer Empfindungen zeigt.“

Sie wies auf den goldenen Reif an seinem Finger. Wieder flog in dem Augenblicke der dunkle Schatten über sein Gesicht, den sie schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt hatte; der Ausdruck seiner Züge war

tieftraurig und finster zugleich, als er, Elfridens Hand loslassend, mit gesenkter Stimme sagte:

„Der Ring! Fest und ganz scheint er diese Hand zu umschließen, und doch ist er zerbrochen! Treu wie Gold — o, ein elendes Sprichwort!“

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich habe noch nie ein Wort über Das gesprochen, was dieser Ring bedeutet. Sie sollen heute Alles erfahren, meine theure Freundin. Wen lieber als Sie dürfte ich in mein Elend schauen lassen, als Sie, die Sie Klänge des Trostes haben in Wort und Tönen für meine wunde Seele! Diesen Ring gab mir ein Weib, das mein Weib war und nicht mehr mein ist, nicht weil der Tod sie mir genommen, neid! sie lebt, nur mir ist sie tobt, für immer tobt!“

Er schwieg wieder; dann begann er:

„Wenn Sie Geduld haben, die Geschichte eines Schwergetränkten anzuhören, so hören Sie. Sie wissen oder wissen vielleicht auch nicht, daß ich nach Vollendung meiner Studien und einigen in unstättem Wanderleben verbrachten Jahren mich in Wien niederließ. Wir hatten auf einer Ferienreise, wo ich Wien berührte, Stadt und Menschen einen gleichmäßig anziehenden Eindruck gemacht; die Stadt, weil sie mit den Annehmlichkeiten einer Weltstadt doch alle Vorzüge einer reizenden Naturumgebung in sich vereinigt, weil sie historischen Charakter mit der Pracht einer modernen Residenz in geschmackvollster Weise verbindet; die Menschen in ihrer Schönheit, natürlichen Anmuth und Raubetät, die mich, den Norddeutschen, gegenüber dem specifisch norddeutschen Wesen so erfreulich berührte. Ich fand mich auch bei längerem Aufenthalte nicht enttäuscht. In allen Circeln auf's Liebenswürdigste aufgenommen, kam ich bald in einen ausgebreiteten Verkehr, ebenso mit der Gelehrten- und Künstlerwelt wie mit der Aristokratie, in der meine nicht lange vorher veröffentlichten Gedichte zu lesen und für sie zu schwärmen beinahe Mode geworden war. Ich wurde viel zu Bällen geladen, die ich, ohne selbst je ein leidenschaftlicher Tänzer gewesen zu sein, doch gern besuchte, weil diese reizvollen, schönen Gestalten, die man in den Kreisen des österreichischen Adels in so seltener Fülle findet, in ihrer graziösen Anmuth wie in ihrer dem Vergnügen sich ganz und voll hingebenden Leidenschaftlichkeit zu beobachten mir ein ästhetischer Genuß war.

Auf einem dieser Bälle fiel mir ein noch sehr junges Mädchen auf, das ich bis dahin in diesen Kreisen nicht gesehen hatte. Sie war erst sechszehn Jahre alt, aber schon voll entwickelt, eine üppige Schönheit, mit etwas bräunlichem Teint, prachtvollen schwarzen Haaren und einem Auge, in welchem glühende Leidenschaft, vielleicht auch glühende Sinnlichkeit zu schlummern schien. Ich erkundigte mich nach ihrem Namen, und erfuhr, es sei Etella B., die Tochter eines reichen ungarischen Magnaten. Sie war zum ersten Male in Wien, zum ersten Male auf einem Balle. Der Vater gedachte einen Theil der Winteraison mit ihr in der Hauptstadt des Reiches

zu verleben, um sie in die Gesellschaft einzuführen. Ich habe nie ein weibliches Wesen mit solcher von Glück strahlenden Gluth und Leidenschaft tanzen sehen, wie Etelka: man fühlte es ihren Bewegungen an, daß sie wirklich mit Leib und Seele beim Tanze war.

In einer größeren Pause ließ ich mich ihr vorstellen, und war sehr angenehm überrascht, als ihr mein Name nicht unbekannt schien. Schon diese erste Begegnung erfüllte mein Herz mit einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr. Das hatte die Wirkung, daß ich, meiner sonstigen Abneigung zum Troste, in diesem Winter mehr als in meinem ganzen früheren Leben tanzte, bloß um das glühend angebetete Wesen in meine Arme schließen zu dürfen.

Nur zu rasch verfloßen mir die Wochen bis zum Ende der Saison. Als mit dem herannahenden Frühjahr der Vater mit Etelka die Residenz verließ und auf seine Güter zurückkehrte, lud er, der Gefallen an mir gefunden zu haben schien, mich ein, ihn im Herbst auf längere Zeit zu besuchen. Ich hatte ihm einmal im Gespräch mein Interesse an der Eigenthümlichkeit des ungarischen Wesens und meinen Wunsch, Ungarn näher kennen zu lernen, ausgesprochen. „Sie werden,“ fügte er hinzu, „manche dichterische Anregung in Natur und Volk finden!“

Wie froh nahm ich das Anerbieten an, wie langsam ging mir die Zeit der Trennung von dem geliebten Mädchen hin! Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich die Reise nach dem in der fruchtbarsten Gegend des Landes gelegenen Gute antreten durfte. War mir Etelka in der Residenz unter den andern jungen Damen immer wie eine exotische Pflanze vorgekommen, so sah ich sie jetzt in ihrem eigentlichsten Elemente, auf ihrem Heimatboden, und hier erst entfaltete sie allen Zauber ihres naturwüchsigem Wesens. Man konnte keine kühnere Reiterin sehen, das wildeste Roß war ihr das liebste, und in dem langwallenden Reitkleide war ihre üppige und doch schlanke Gestalt von hinreißender Schönheit. Mit voller Sicherheit lenkte sie den Wagen; auf der Jagd machte sie die wildesten Parforcestücke mit, und die helle Freude leuchtete aus ihren funkelnden Augen, wenn sie dann zu Hause von den oft lebensgefährlichen Situationen erzählte, in die ihr Hang zum Abenteuerlichen sie gestürzt hatte. Da sie ihren Teint gar nicht schonte, so war ihr Gesicht von der Sommersonne gebräunt, und so gleich sie ganz den schwarzäugigen Zigeunermädchen ihres Heimatlandes. Ich weiß nicht, ob Ihnen der Cyclus von Zigeunerliedern erinnerlich ist, die jenen Tagen ihre Entstehung verdanken und Etelkas Wesens, wie es mir damals erschien, schildern und abspiegeln.“

Elfride erinnerte sich der Lieder sehr wohl; sie hatte, ohne selbst je in Ungarn gewesen zu sein, die Wahrheit und Naturtreue derselben herausgeföhlt; sie wäre aber jetzt, wo ihr aus Roberts Munde eine für ihr eigenes Leben entscheidende Mittheilung wurde, nicht im Stande gewesen, auch nur ein Wort darüber zu sagen.

„Ich selbst,“ fuhr Robert fort, „war in den ritterlichen Künsten des

Jagens und Reitens nur wenig geübt, und konnte daher nur mehr aus der Ferne, nicht als ihr unmittelbarer Begleiter und Genosse ihrer Abenteuer, ihre Kühnheit bewundern. Ich empfand schon nach kurzer Zeit, daß ich von dem Zauberneße, in das mich das wunderbare Mädchen verstrickt, mich nicht mehr losmachen konnte. Gleichwohl wäre die berauschte Wirkung ihrer Nähe vielleicht nicht so bleibend gewesen, wenn nicht eine zweite Seite in Etelkas Wesen mich zu ihr hingezogen hätte. Sie hatte ihre Mutter frühe verloren, eine feine hochgebildete Dame aus einer der vornehmsten Familien Steiermarks. Der Vater hatte für die Bildung von Etelkas Geist nur das Nothwendige, für die Bildung ihres Herzens kaum etwas gethan. Er war ein jovialer Lebemann, der das Dasein nicht schwer und tief nahm, und am allerwenigsten geeignet, die seelischen Bedürfnisse seines von ihm angebeteten Kindes zu verstehen und zu befriedigen. So hatte er zwar Alles gethan, um ihre kleinen und großen Wünsche und Launen in freigebigster Weise zu erfüllen, aber nichts dazu beigetragen, um die Seele in ihr zu wecken. Und doch schlummerte unter dieser reizenden Hülle eine für alles Schöne tief empfängliche Seele, die nur der Leitung bedurfte, um ein reiches, inneres, sich selbst und Andere beglückendes Leben zu entfalten. Das war es, was noch mächtiger als ihre süße Schönheit mich an sie fesselte. Wie dankbar lauschte sie jedem Worte, das ihr einen Einblick in die Welt des Geistes eröffnete; wie empfänglich zeigte sie sich für Kunst und Poesie; wie froh erstaunt entdeckte ich an ihr ein gesundes Urtheil in diesen Dingen, das in origineller Weise oftmals allen herkömmlichen Anschauungen in's Gesicht schlug!

Einst hatte sie bei einem allzu verwegenen Jagdritt sich eine Verletzung durch einen Sturz zugezogen, die, wenn auch nicht gefährlich, sie doch einige Zeit zwang, das Zimmer zu hüten und den Tag über in liegender Stellung auf dem Divan zuzubringen. Nicht gewöhnt an einen derartigen Zwang, wäre sie unzweifelhaft bald launenhaft und unliebenswürdig geworden, wenn nicht, hier zum ersten Male, ich eine Art Macht auf sie ausgeübt hätte. Mir gelang, was, wie der Vater selbst gestand, sonst Keinem jemals gelungen war, das ungeduldige Haidekind lammfromm und in sein Schicksal ergeben zu machen. Ich mußte immer um sie sein, und wenn ich auf kurze Zeit mich entfernte um in der Einsamkeit eines Spazierganges durch den Park den süßen Träumen nachzuhängen, in die mich ihre liebe Nähe immer tiefer verstrickte, so wurde ich sicher mit einem leichten Schmolzen empfangen, dem aber dann um so strahlender der Ausdruck der Freude über meine Rückkehr folgte. Ja, ich sah den flüchtigen Wollenschatten gern an meinem Himmel vorüberziehen, weil der Glanz der dann durchbrechenden Sonne mich um so glücklicher machte.

Wir waren uns Beide unentbehrlich geworden; ich konnte schon jetzt den Gedanken nicht fassen, von dem geliebten Wesen jemals wieder getrennt zu werden. Inzwischen rückte die Zeit meiner Abreise heran; und wie der

Gedanke eines, wenn auch nur vorübergehenden Getrenntseins die Seele des Menschen weicher, nach Mittheilung verlangender stimmt, so kam an einem der letzten Tage meines Aufenthaltes — es war in der Dämmerung eines trüben Septemberabends — das erste Wort, das meine Empfindung verrieth, über meine Lippen. Ich sprach davon, wie es mir sein werde, wenn ich nicht mehr wie jetzt an ihrer Seite gehen und sitzen dürfte, wenn mein Leben, in das sie so vollen Sonnenschein geworfen, dann dem dunkeln Herbsttage, dessen Nebel vor den Fenstern lagen, fortan gleichen werde. In ihrer stürmischen Weise rief sie aus, das dürfe und könne nie geschehen, ich dürfe sie nie verlassen; und ehe ich wußte wie es kam, hing sie an meinem Halse und erwiderte meine leidenschaftliche Umarmung mit der glühendsten Zärtlichkeit.

Noch an demselben Abend sprach ich mit Eteltas Vater, der, wiewohl er uns all diese Zeit ganz uns selbst überlassen, doch eine Ahnung von dem gehabt hatte, was ihm nun durch meine Mittheilungen deutlich wurde. Ich war besorgt gewesen, auf ein Hinderniß zu stoßen: den Standesunterschied; ich fürchtete, daß er sein Kind einem Bürgerlichen nicht geben werde. Aber auch diese Besorgniß erwies sich als unbegründet, und so war ich, wie mich dünkte, am Ziel all-meiner Wünsche angelangt. Wir verlobten uns noch ehe ich abreiste; das nächste Frühjahr sollte uns für immer vereinigen.

Es war verabredet, daß Etella mit ihrem Vater auch in diesem Winter auf einige Zeit nach Wien kommen sollte. Allein dieser Plan erfuhr dadurch eine Störung, daß ich bald nach meiner Rückkehr in die Residenz von einer heftigen Erkältung überfallen wurde. Mein Arzt erklärte, das Wiener Klima sei mir nicht zuträglich, ich müsse den Winter in Italien verbringen. Ungern und widerwillig fügte ich mich diesem Wachtspruch, fürchtete auch, Etella werde dadurch verstimmt werden, da sie nicht gewohnt war, einen ihrer Wünsche durchkreuzt zu sehen, und das um so mehr, als sie ihre Freude über diesen bevorstehenden Winteraufenthalt in Briefen auf's lebhafteste ausgesprochen hatte. Zu meiner frohen Ueberraschung jedoch erklärte sie sich freudig damit einverstanden, und versprach die stille Winterzeit fleißig noch zu verwenden, damit sie, wie sie es ausdrückte, meiner etwas weniger unwerth, mich an ihr Herz schließen könne. Der eifrige Briefwechsel, der die Zeit unserer Trennung ausfüllte, ließ mich ihr Thun und Treiben mit ihr durchleben und war, weil ich den Ernst erkannte; mit welchem sie an sich arbeitete, mir eine reiche Quelle der Freude.

Der Winter verging rascher als ich gedacht hatte. Auf Sturmesfüttigen der Liebe eilte ich, völlig hergestellt, im März der Geliebten entgegen. Sie schien mir gewachsen, körperlich und geistig, und ich pries mein Schicksal glücklich, diesen Subjektiv aller äußeren und inneren Vorzüge nun für immer, wie ich wähnte, mein eigen nennen zu dürfen. Wir wählten zum Ziel unserer Reise Italien, ich in dem beglückenden Gedanken, sie in alle Stätten der Kunst, die ich während meines Winteraufenthaltes kennen gelernt, ein-

führen zu können. Wie zeigte auch hier sich ihr für alles Schöne reich empfänglicher Geist! Wie erfrischte mich auch hier das bei aller Naivetät oft hervortretende Schlagende ihres künstlerischen Urtheils, dem keine Autorität, kein aufmerksam machendes Reisehandbuch, sondern das eigene Gefühl ausschließlicly Nichtschwur war!

Nach Wien zurückgekehrt, wo ich, trotz der Warnung des Arztes, Etelka zu Liebe und aus eigenem Gefallen an den Reizen dieser Stadt, auch ferner zu bleiben gedachte, begann für mich eine Zeit regen geistigen Schaffens. Die in Italien empfangenen Eindrücke zu gestalten, zu formen, drängte mich ebenso eigenes Bedürfniß wie Etelkas Wunsch, die gern in einem dichterischen Bilde die Zeit unseres Aufenthaltes in dem Lande der Kunst festgehalten gesehen hätte. Zum ersten Male fühlte ich in mir den Drang, Größeres zu schaffen; ich hatte gerade in Wien Mancherlei an mir und andern, innerlich und äußerlich erlebt, was sein Recht, in Leben und Erscheinung zu treten, geltend machte. Ich faßte den Plan zu einem Romane, der auf Italiens Boden spielend, seine Motive aus Wiener Persönlichkeiten und Erlebnissen entnahm.

Als die heiße Jahreszeit anfang, wo Alles in Wien, wie Sie wissen, auf's Land flüchtet, zogen wir nach Brunn, einem der zahlreichen im Grün reizend gelegenen Erholungsorte der Wiener. Wir hatten den Ort absichtlich gewählt, weil wir wußten, daß Keiner unserer näheren Bekannten dort verweilte. Hier in ländlicher Stille schritten die Arbeit rasch vorwärts. Jeden Abend las ich Etelka vor, was während des Tages entstanden. Sie war mein kritischer Gewissensrath, und auf ihre Bemerkungen hin fühlte ich mich nicht selten veranlaßt, einzelne Striche in dem Bilde, ja oft auch ganze Züge umzugestalten. Als wir im Herbst in die Stadt zurückkehrten, war der erste Band vollendet.

Ich sollte nur zu bald erfahren, daß ich sehr unklug gehandelt, dem Rathe des Arztes nicht zu folgen. Mit Beginn der rauheren Jahreszeit, die in Wien verhältnißmäßig frühe sich einstellt, kehrte mein vorjähriges Uebel wieder. Anfänglich wollte ich es nicht beachten, nicht Wort haben, besuchte mit Etelka, da inzwischen die geselligen Vergnügungen ihren Anfang genommen, mehrere Bälle, und machte dadurch meinen Zustand nur schlimmer. Es war mir beglückend, meine in Schönheit und Jugend strahlende Frau auch Andern zu zeigen, von Andern bewundern zu lassen. Es kam aber ein Moment, wo dieses Aufgebot unnatürlicher Anstrengung sich rächte: nun sprach der Arzt ein zu entschiedenes Wort, als daß ich länger hätte Widerstand leisten dürfen. Ich bedurfte der größten Ruhe und Schonung und mußte jeder geistigen Arbeit entsagen.

Anfangs, als mein Zustand wirklich gefährlich zu sein schien, bewies mir Etelka die zärtlichste Theilnahme und das innigste Mitgefühl. Als ich mich zu erholen begann, ohne indeß meine Arbeiten noch wieder aufnehmen zu dürfen, vielmehr noch immer wenig sprechen sollte, begann sie — ich denke es ihr heute so wenig, wie ich es ihr damals verdachte — sie begann

sich zu langweilen. Sie war gewöhnt gewesen, mich, angeregt durch ihre Nähe, immer heiter, gesprächig, frisch zu sehen; jetzt saß ich, niedergeschlagen und aller Elasticität des Geistes beraubt, an ihrer Seite. Ich meinerseits hatte mich gewöhnt, wenn ich nicht selbst etwas von mir Geschaffenes ihr mitzutheilen hatte, sie in die Werke unserer Geistesheroen, die ihr fast alle noch unbekannt waren, einzuführen, sie ihr vorzulesen, zu erklären. Jetzt versuchte sie in der ersten Zeit, für sich darin fortzuarbeiten; aber die leitende Hand fehlte und ihr Eifer erlahmte sehr bald. Sogenannte Freundinnen, deren Besuch sie zuweilen empfing, beklagten ihr einsames Leben und bemühten sich, sie in die Vergnügungen der Winteraison hineinzuziehen. Anfänglich widerstand sie diesen Lockungen; aber die Versucherinnen ließen nicht nach, jene strahlende Welt, zu der ihr lebenslustiger Sinn sie mächtig hinzog, ihr in den lebhaftesten Farben zu schildern.

So war Weihnachten, so das neue Jahr herangekommen. Damit begann die Saison lebhafter zu werden. Eines Tages — es war zu Anfang Januars — führte ein entfernter Beter, der als Offizier in Wien stand, einen Kameraden ein, der, man wußte nicht aus welchen Gründen, seinen Abschied genommen hatte. Etelka mußte diesen Besuch wie alle andern allein empfangen, da mir jeder Verkehr mit der Außenwelt vom Arzte auf's strengste verboten war. Es war zunächst eine Anstandsvisite. Der Kamerad, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte, verstand gleich das erste Mal sehr interessant und fesselnd zu erzählen. Er besaß die Kunst, auch unbedeutende Erlebnisse, halb bewußt, halb unbewußt so auszuschnücken, daß Wahrheit und Dichtung unzertrennlich sich mischte. Er galt für einen der kühnsten und verwegensten Reiter, erzählte von wunderbaren Parforcestücken, die er vollbracht, und alles Das so anschaulich und lebendig, daß der Hörer von Anfang bis zu Ende sich gefesselt fühlte. Ich war ihm früher einmal in dem Salon einer der besten Familien begegnet, und kann nicht leugnen, daß sein Wesen etwas Bestrickendes hatte. In der Zwischenzeit war er in einen andern Theil der Monarchie versetzt worden, und erst jetzt, nachdem er den Abschied erhalten, wieder nach Wien zurückgekehrt. Daß er dem weiblichen Geschlechte gefährlich war, konnte ich schon damals bemerken.

Auch Etelka fühlte sich von dem dämonischen Zauber, mit dem er insbesondere junge Frauen zu bestriicken schien, gleich bei seinem ersten Besuche erfaßt. Sie berichtete mir mit freudestrahlendem Gesichte von der interessanten Bekanntschaft und sprach ihre Bewunderung für den ritterlichen Cavalier unumwunden aus. Er wiederholte sehr bald seinen Besuch, diesmal allein, und war wo möglich noch interessanter für Etelka als das erstemal.

Wenn Etelka, was sie ihrer Erholung schuldig zu sein glaubte, zuweilen eine Fahrt durch den Prater machte, war er sicherlich zu Pferde an ihrer Seite, und sie war stolz auf die Begleitung des eleganten Reiters, dessen Tournure und echt cavaliermäßige Haltung die Augen Aller auf sich lenkte. Bald kamen auch die guten Freundinnen wieder, die Einladungen, doch

wenigstens kleinere Reunions zu besuchen, wurden immer dringender, Stellas Widerstand dagegen in gleichem Maße schwächer und schwächer.

Als sie eines Tages, wenn auch noch zögernd, mir ihre Verlegenheit gegenüber den sie Bestürmenden bekannte, und mir die Entscheidung überließ, sagte ich: „Wenn es Dir Freude macht, ich soll und will Dir kein Hinderniß sein.“ Sie küßte mich dankbar, wie ein Kind, dem man einen Herzenswunsch erfüllt, und ich war weit davon entfernt, ihr wegen der glückstrahlenden Miene zu zürnen, die in dem Augenblicke ihr Antlitz zeigte.

Von nun an besuchte sie, erst seltener, dann immer häufiger, erst kleinere, dann große Gesellschaften. Sie wurde freundlicher als sie in der letzten Zeit gewesen, und ich war froh, das holde Geschöpf wieder ihrer natürlichen Lebensfreudigkeit zurückgegeben zu sehen, wenn ich auch manchmal ein bitteres Gefühl nicht unterdrücken konnte darüber, daß sie ihr Glück ohne mich, außer ihrer Häuslichkeit fand.

Da ich Niemand sah, so blieb ich auch völlig ununterrichtet über die Gerüchte, die in der Gesellschaft über sie und jenen Cavalier umliefen. Sie machten beide, wie ich später erfuhr, aus der leidenschaftlichen Empfindung, die sie zu einander hinzog, nicht im geringsten ein Fehl; es galt als ein öffentliches Geheimniß, daß der interessante junge Mann ihr beglückter Anbeter war, und nur darüber schwankten die Meinungen, welchen Grad von Intimität ihre Beziehungen zu einander erreicht hatten.

Um so mehr aus heiterem Himmel kam mir der Blickstrahl, der mir die ganze Tiefe meines Glends zeigen sollte. Sie war eines Tages, zu Anfang Februar, am Nachmittag ausgefahren. Sie blieb länger als gewöhnlich aus. Ich wurde unruhig. Endlich, gegen Abend, brachte ein Bote ein an mich adressirtes Billet von ihrer Hand. Sie gestand mir darin mit beneidenswerther Offenheit, daß es ihr unmöglich sei, ferner an meiner Seite zu leben, nachdem sie in Adolar — so hieß der edle Cavalier — den Mann gefunden, den ihr Herz ersehnt. Sie bat mir die Täuschung ab, der sie verfallen gewesen, mich beglücken zu können. Wenn ich diese Zeilen empfangen, habe sie bereits mit dem Geliebten Wien verlassen.

Ein heftiger Blutsturz machte mich für den Augenblick unfähig, über mein Schicksal nachzudenken oder irgend welche Schritte zu thun. Nach einigen Tagen, als ich mich nothdürftig erholt hatte, war mein erstes, daß ich mit zitternder Hand Stellas Vater alles Geschehene mittheilte, ohne ein Wort der Anklage hinzuzufügen. Der wackere Mann schrieb mir umgehend, sein Herz sei von Zorn und Scham erfüllt; er werde Stella nicht eher als sein Kind wieder anerkennen, als bis sie zur Einsicht dessen, was ihre Pflicht, gekommen und zu mir zurückgekehrt sei. Kurz darauf traf er selbst in Wien ein. Er war der Ansicht, man müsse alles aufbieten, um der Flüchtigen habhaft zu werden. Ich widersprach; man kann Jemand wider seinen Willen nöthigen, seine Pflicht zu thun; glücklich zu sein — dazu kann man Niemand

zwingen, wie uns auch die Macht versagt ist, einen Andern mit Gewalt glücklich zu machen. Nur Etelka glücklich zu sehen, daß sei, was ich wünsche; ich sei zu stolz, um ein ihr aufgebrungenes Glück mein nennen zu wollen. Ich gebe sie frei, wie auch ich mich als frei ansehe.“

„Und nun wissen Sie alles,“ schloß er, „nun verstehen Sie den düstern Zug, der durch mein Wesen geht.“

Er schwieg. Elfriede hatte ihm athemlos zugehört. Auch sie saß lange schweigend, unbeweglich, die Augen gesenkt. Endlich sprach sie leise:

„Und sie haben von der Unglücklichen seitdem nichts wieder vernommen?“

„Sie erinnern mich recht daran,“ sagte Dorner, „daß ich Ihnen das Nachspiel dieser sehr bürgerlichen Tragödie noch schuldig bin. Als ich soweit gekräftigt war, daß ich an eine Reise nach dem Süden denken konnte, schickte mein Arzt mich an die Riviera. In kurzen Tagereisen wurde der lange Weg zurückgelegt. Mentone war mein Ziel. Und hier geschah es, daß ich einstmals, am Fenster stehend, unten einen Wagen vorüberfahren sah, gelenkt von einem eleganten Cavalier, ihm zur Seite, schöner und strahlender als je, Etelka. Ihr Blick streifte die Fensterreihe meines Hotels, ich sah sie lächeln — schwerlich hat sie den einsamen Träumer erkannt, der da oben stand, dem forteilenden Wagen nachstarrte — mit welchen Empfindungen, mögen Sie sich ausmalen, wenn ihre Seele fähig ist, in solchen nachtdunklen Abgrund hinabzusteigen.“

Ich erfuhr nachher, daß das Paar sich längere Zeit in Monaco aufgehalten, wo er mit Glück gespielt, ja einmal die Bank zu sprengen die Chance hatte. Die Sache machte viel Aufsehen; was weiter aus ihm und ihr geworden, weiß ich nicht und verlange es nicht zu wissen! Sie ist todt für mich — der Tod tilgt den Groll aus der Seele, und ohne Groll gedenke ich ihrer, wie man einer Todten denkt.

Und nun werden Sie fragen, warum ich diesen Ring, der das Symbol ihrer Treue sein sollte, warum ich ihn doch noch am Finger trage?

Ich wüßte selbst keinen Grund zu sagen, ich habe auch versucht ihn abzustreifen; aber das Herz ist ein wunderliches Ding. Mir war immer, als fehle ihm ein Stück seiner Vergangenheit. Und gehört nicht auch der Schmerz dazu, und der erst recht?“

Er stand auf und reichte Elfriede die Hand.

„Ich sage Ihnen heute nichts weiter — gute Nacht!“

So verließ er sie, die tiefbewegt zurückblieb. Lange, lange ging sie ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab; das Bild des so schmähslich Verathenen wich nicht aus ihrer Seele.

Jetzt fiel ihr Auge auf ein Blatt am Boden; unwillkürlich hob sie es auf, es enthielt das Gedicht, das er ihr vorgelesen und das der nächste Anlaß zu seinen Mittheilungen geworden war. Sie las es nochmals; es schloß mit den Strophen:

O wie glück mein Herz dem Thoren,
 Der den herrlichsten Demant
 Nah an seinem Wege fand
 Und durch eigne Schuld verloren,
 Was das Schicksal ihm erkoren,
 Weil er nicht den Werth verstand.

Nicht verloren! Nein, auf's neue
 Schenkte dich das Schicksal mir.
 Stoße nicht ein Herz von Dir,
 Das, erfüllt von bitt'rer Reue,
 Dir den heil'gen Schwur der Treue
 Schwört zu deinen Füßen hier.

Ein tiefes Gefühl des Mitleids bemächtigte sich ihrer, und die heiße Sehnsucht, ihn glücklich zu machen, an dem, das fühlte sie jetzt klarer als je, ihr ganzes Herz noch hing. Wohl drängte her rasch verwehte Gedanke sich flüchtig ihr auf: wenn du ihm ein Glück zu geben vermöchtest, das ihm fehlt und dessen er bedarf; aber es war wie ein Stern, der für Augenblicke aus dem Wolkendunkel austauchte, um sogleich wieder zu verschwinden. Und wie beim Auf- und Niederwandeln sie ihre verblühte Gestalt im Spiegel sah, da mußte sie lächeln über die leichte Täuschung, der ihr Herz sich hingeeben, und sie sagte sich: nur Täuschung ist es, was auch ihn, den leicht erregbaren Dichter, in solchen Versen an ein Glück glauben läßt, das ich ihm dauernd nicht gewähren kann.

Ernstster und zurückhaltender als sonst trat sie am andern Morgen ihm entgegen; er selbst war wieder ruhig und gefaßt, ja heiterer, wie der Himmel blauer erscheint, wenn die Wetterwolken sich entladen und die Landschaft wieder friedlich blickt. Er bemerkte, daß sie nicht so unbefangen wie gewöhnlich war. Sie gab ihm das Lied zurück, mit der Bitte sie zu schonen und weniger häufig zu sehen; es sei für ihre Ruhe besser so. Er machte Einwendungen, mußte sich aber darein finden, daß er die nächsten Abende nicht bei ihr verbringen durfte. Indes nur drei Tage hielt er diese Quarantaine aus; am Abend des dritten stellte er sich zur gewohnten Zeit ein und erklärte, er weiche nur der Gewalt.

Er sagte Das mit so ernster und entschlossener Miene, hinter der eine gewisse Schalkheit durchblickte, daß Elfride darüber lächeln mußte und ihn gewähren ließ. Hatte sie doch selbst die Einsamkeit dieser zwei Abende schmerzlich genug empfunden; so sehr war auch ihr der regelmäßige Verkehr mit ihm nicht nur ein Geistes-, sondern ebenso ein Herzensbedürfniß geworden.

Am Morgen nach dieser neuen Besitzergreifung fand Elfride, als sie von der Frühpromenade nach Hause zurückkehrte, ein Billet vor, von zierlicher Damenhand geschrieben. Es enthielt nur die Worte:

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihrem Herzen heilig und theuer

ist, helfen Sie einer Unglücklichen, die Ihrer Hilfe dringend bedarf. Ich werde heut um zehn Uhr zu Ihnen kommen.“

Das Billet war nicht unterzeichnet. Mit unruhigem Gemüthe erwartete Elfride die bezeichnete Stunde.

Pünktlich um zehn Uhr wurde ihr vom Zimmermädchen eine fremde Dame angemeldet. Kaum eingetreten, sank dieselbe vor Elfride nieder und umfaßte ihre Kniee. Elfride, von einer seltsamen Ahnung ergriffen, zog sie bestürzt empor. Nun erst konnte sie die Dame näher in's Auge fassen. Es war eine hohe Gestalt, in Schwarz gekleidet, was ihre üppigen Formen weniger hervortreten ließ; der Teint etwas dunkel, ein lebhaftes feuriges Auge, das Haar glänzend schwarz.

„Ich bin Etella Dornier,“ begann sie, und Elfride war kaum noch überrascht; so hatte Robert sie ihr geschildert, nur daß dies feurige Auge jetzt nicht im Strahl der Freude leuchtete, sondern den Ausdruck düsterer Verzweiflung trug und ein tiefer Gram auf den schönen Brauen und der edlen Stirn sich lagerte.

„Sie sehen in mir,“ fuhr Etella fort, „das Weib des Mannes, der Ihnen sein Herz zugewendet hat. — Ja, ich weiß es,“ sprach sie weiter, als sie bemerkte wie Elfride zusammenschrak, „ich weiß es; aber ich zürne ihm und Ihnen nicht, denn ich weiß auch, daß Sie edel und gut sind und nicht das Glend eines von Neue zerrissenen Herzens wollen können. Ich suche das Herz meines Vatten, ich habe es verloren, o mit Recht verloren. Helfen Sie, helfen Sie es mir wieder finden.“

Und mit heißen Thränen stürzte sie auf's neue vor Elfriden nieder. Elfride sprach ihr Fassung zu, reichte ihr die Hand und sagte:

„Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben; was ich vermag, will ich thun. Seit wann sind Sie hier?“

„Schon seit fünf Tagen,“ sagte Etella. „Ich habe Sie und ihn oft unter meinem Fenster vorübergehen sehen. Wie beneidete ich Sie um das Glück, an seiner Seite gehen zu dürfen! Mit welcher Empfindung sah ich das Lächeln, das Ihre heitere Unterhaltung auf seinen Lippen weckte! Wie oft habe ich die Feder angefaßt, um ihm die Nähe seiner unglücklichen Etella zu melden, aber jedesmal entsank mir der Muth.“

„Lassen Sie uns,“ nahm Elfride nach kurzer Pause das Wort, „gemeinschaftlich berathen, was zu thun ist. Ich glaube nicht, daß mit einem Male Alles sich zum Guten wenden wird. Vertrauen Sie mir wie einer Freundin. Sie sind mir keine Fremde; Ihr Vatte hat mir Alles mitgetheilt.“

„So wissen Sie,“ sagte Etella, „wie schwer ich geseht; aber was Sie nicht wissen können, was Robert selbst nicht weiß, ist, was ich seitdem erlebt und erlitten. Auch das sollen Sie erfahren, um in die Tiefe meines Glends hineinzublicken zu können. Und wenn Ihre reine Seele sich schauernd abwendet von dem Abgrund von Verworfenheit, den ich Ihnen aufthun

werde, so verzeihen Sie mir. Aber ich muß durch ein offenes, ganzes Bekenntniß diese Schuld von meiner Seele wälzen. Sie sind mein Beichtiger, ich weiß, Sie können die Schuld nicht vergeben — das kann nur Robert — aber mir ist es schon eine Erleichterung, sie einer menschlichen Seele gestanden zu haben.

Als ich jenen furchtbaren Schritt that, der die Brücke zwischen mir und meinem Lebensglücke abbrach, da glaubte ich, von Leidenschaft verblendet, dem Rufe des Schicksals zu folgen. Ich wähnte an der Seite des Elenden, der meine Sinne umstrickt hatte, ein neues, ungeahntes Glück zu finden. Mir schien, als habe die Natur mich und ihn für einander geschaffen, und gewöhnt an ungebundene Freiheit im Handeln, dünkte ich mich in meinem Rechte, wenn ich selbst die Pforte des Kerkers öffnete, in welchem, wie ich glaubte, ein ungerechtes Schicksal mich eingeschlossen. Doch ich reflectirte überhaupt nicht, in wilhem Wahnsinn gab ich mich ganz dem Taumel der mich überwältigenden Leidenschaft hin. Wir durchflogen Italien — dieselben Stätten, die ich kaum ein Jahr vorher an Roberts Hand betreten. Und so ganz war die Erinnerung an diese Vergangenheit aus meiner trunkenen Seele ausgelöscht, daß ich mir kaum bewußt wurde, schon einmal hier gewandelt zu sein. Ach! und wie anders sah ich jetzt die Welt! Nicht das heilige Land der Kunst that sich mir auf, sondern jenes Land, in welchem unter Lorbern und Myrthen die Liebe rückhaltlos der Liebe sich hingiebt. Adolar that alles, um die in mir schlummernde Sinnlichkeit zu wecken; in raffinirtester Weise wußte er der Liebe immer neuen Genuß und Reiz zu verleihen, und mir schien, als hätte ich jetzt erst empfunden, was Liebe und Liebesglück sei. Daß hinter dem Allen die tiefste Noth des Gemüthes lag, kam mir erst zu spät zum Bewußtsein. Wir nahmen, nachdem wir Norditalien durchstreift, in Monaco längeren Aufenthalt. Die Leidenschaft des Spieles, mir völlig neu und fremd, ergriff mich. Es war die Freude eines Kindes, das mit Gold ebenso spielt wie mit blinkenden Rechenpfennigen. Ich hatte vom Werthe des Goldes nie eine Vorstellung gehabt; auch jetzt, wo ich Haufen Goldes vor meinen Augen rollen sah, aus einer momentan glücklichen Hand in die andere, alles, um nach kurzem Besiß von dem Rachen der Spielbank verschlungen zu werden — auch jetzt kam mir nicht in den Sinn, welche verzehrende Leidenschaft hier ihr Wesen treibe.

Ganz anders Adolar. Er hatte von dem Augenblicke an, wo wir in Monaco eintrafen, für nichts Anderes Interesse, als für das Spiel. Sein Gesicht bekam, wenn er stundenlang schweigend und regungslos an dem grünen Tische saß, etwas starres, glanzloses, gläsernes, und ich erschrak, als ich zum ersten Male diesen Ausdruck in seinen Augen gewahrte. Auch in den Stunden, wo die Bank geschlossen war, schien mir sein Wesen gegen früher sehr verändert. Er war zerstreut, hörte kaum auf meine Worte, und wenn er sprach, kam er immer auf das Spiel und die dabei sich bietenden Chancen

zurück. Kaum daß die in mir entfesselte Gluth ihn in unseren traulichsten Stunden mir als den früheren leidenschaftlichen Liebhaber erscheinen ließ.

Da eines Abends — ich selbst war an dem Tage durch Unwohlsein verhindert, ihn in die Spielsäle zu begleiten — kehrte er erregt nach Hause zurück.

Wir reisen noch heute Nacht ab, sprach er kurz und gebieterisch.

Ich, deren Wille gänzlich unter der dämonischen Gewalt, die mich umspinnen hielt, gebändigt ruhte, ich gehorchte, und noch denselben Abend fuhren wir in der Richtung nach Marseille ab.

Abolar hatte, wie ich nachher erfuhr, die Bank gesprengt. Eine ungeheure Summe Geldes war ihm damit zugefallen, und er hatte die seltene Energie gehabt, die die Herrschaft seines kalt berechnenden Verstandes über seine Leidenschaft bekundete, im rechten Moment abzubrechen, um nicht das Gewonnene nochmals auf's Spiel zu setzen. Es begann nun von Neuem ein üppiges Leben des Genusses, erst in Cannes und andern Badeorten der französischen Küste, um dann in Paris wo möglich noch glänzender fortgesetzt zu werden.

Dort in Paris ereilte mich die Rache und das Verhängniß. Er geriet in das Netz einer jener berühmten Schönheiten des Quartier Notre-Dame de Lorette, die die Kunst des Liebens noch besser verstanden als er selbst, besser vor Allem als ich einfältiges Naturkind, das ihm Nichts zu geben mußte, als ein glühendes Herz. In ihrer Nähe lernte er neue Genüsse kennen, die selbst ihn, den Vielerfahrenen, noch reizten. Was Wunder, wenn ich ihm nun langweilig und monoton erschien, wenn meine Küsse, und Umarmungen reizlos für ihn wurden!

Als er jene verhängnißvolle Bekanntschaft gemacht, theilte er mir mit, er habe einen alten Freund angetroffen, mit dem er noch ein paar Stunden des Abends zubringen wolle. Ich bat ihn, den Freund doch zu uns zu bringen. Er lehnte das unter irgend einem plausiblem Vorwande ab. Ich hatte kein Arg und ließ mich nach dem Diner von ihm nach Hause begleiten. Es war zum erstenmale, daß ich einen ganzen Abend allein in unserer Wohnung zubrachte. Die Gewohnheit, die mich Robert hatte lehren wollen, mich mit mir selbst zu beschäftigen, war längst aufgegeben; in der ganzen Zeit dieses Taumels von Genuß zu Genuß hatte ich außer Feuilletons von Zeitungen Nichts gelesen, hatte Nichts gethan, um meinem Geiste eine Nahrung zu bieten, alles Geistige war von dem Weltgetriebe um mich herum verschlungen worden.

Ich versuchte es an jenem Abend mit einem Buche, aber ich hielt es nicht lange aus. Immer wieder trat ich an's Fenster und spähte auf den Boulevard des Italiens hinaus, an welchem wir wohnten. Ich sah dem munteren Treiben der Cafés zu; die Habitués saßen auf den breiten Asphaltstufen der Trottoirs bei heller Beleuchtung, mitten unter ihnen in üppigen Toiletten die Damen der Halbwelt.

Allmählich wurde es stiller, wie Stunde um Stunde verrann. Als die Theater zu Ende waren, füllten sich noch einmal vorübergehend die Plätze, und dann erlosch ein Lichterglanz nach dem andern, bis die Stätte bunten lustigen Treibens in's Dunkel der Nacht getaucht da lag.

Ich lauschte jedem Schritte, der durch die offenen Fenster von der Straße zu mir heraufstörte; immer meinte ich, es müsse der feine sein. Es schlug zwei Uhr — er kam noch immer nicht. Ich legte mich, erschöpft und doch unfähig zu schlafen, angekleidet auf das Sopha. Eine Stunde verrann nach der andern, die Lampe war verloschen — ich lag, von qualvollen Gedanken verzehrt, im Dunkel. Der Morgen graute schon, als Adolar kam, überwachet, wie höhläugig erschien er mir in dem fahlen Lichte der ersten Tagesdämmerung. Er war unwillig, mich noch nicht im Bette zu finden; auf meine stürmischen Liebkosungen — denn ich hatte jetzt, im frohen Gefühle ihn wieder zu haben, kein anderes Verlangen, als ihn glühend in meine Arme zu schließen — erwiderte er ablehnend und sagte kurz mit einem glanzlosen Blicke der Augen: „Ich bin müde — laß uns schlafen gehen.“

Da erst fühlte auch ich die Müdigkeit von der durchwachten Nacht, ach! aber nicht Müdigkeit des Körpers allein — eine noch tiefere, traurigere der Seele bemächtigte sich meiner. Es war die mir selbst noch unklare Vorahnung dessen, was mir bevorstand.

Von nun an wiederholten sich diese Scenen. Er war, wie er angab, durch seinen Freund in einen Club eingeführt worden, in welchen er mich nicht mitnehmen und dem er aus verschiedenen Gründen nicht fern bleiben könne. Selbst am Tage ließ er mich nun hin und wieder allein, und einmal, als in den Nachmittagstunden die Hunderte eleganter Equipagen in dichten Reihen über die Boulevards rollten, glaubte ich sogar von meinem Fenster aus an der Seite einer Dame in elegantester Toilette Adolar in einem von ihm gelenkten Coupé zu erblicken. Doch das Gedränge der Wagen war zu groß und die Begegnung eine zu momentane, blickartige, als daß ich meiner Sache hätte gewiß sein dürfen. Als er zwei Stunden später nach Hause kam und ich ihm meine vermeintliche Beobachtung mittheilte, schien es mir zwar, als wenn ein leicht verlegenes Lächeln um seine müden Lippen zuckte, aber auch jetzt beruhigte ich mich, als er mir erklärte, er sei auf der kaiserlichen Bibliothek gewesen, wo er, wie ich wisse, schon mehrere Male zugebracht, um seine Studien zu einem früher begonnenen kriegswissenschaftlichen Werke wieder aufzunehmen. Auch das hatte ich ihm unbedingt geglaubt, und da er wenigstens in der nächsten Zeit im übrigen alle Rücksichten für mich hatte, so gab ich mich dem Wahne hin, es sei wirklich noch Alles beim Alten.

Eines Nachts aber blieb er gänzlich aus, auch am anderen Morgen kam er nicht wieder — das Schicksal hatte seine Rolle als Rächer ausgespielt. Ich war allein, verstoßen, verrathen.“

Sie schwieg. Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Sie werden fragen, wie ich nun nachträglich Alles erfuhr, was ihn mir abwendig gemacht. Ja! da war es eben der gute Freund, den er getroffen. Derselbe hatte, als wir einst im Palais Royal dinirten, im Restaurant auch meine Bekanntschaft gemacht. Ich war ihm seitdem noch ein paar-mal begegnet, aber sein Wesen war mir antipathisch, es schien mir, als werfe er mir freche Blicke zu, und auch seine Unterhaltung bewegte sich mit Vorliebe an den Grenzen dessen, was im Verkehr mit Frauen, denen man Achtung schuldet, nicht besprochen zu werden pflegt.

Als ich nun vierundzwanzig Stunden auf meinem Zimmer ausgeharrt, stellte der Freund sich bei mir ein. Er theilte mir unter dem Ausdruck sittlicher Entrüstung mit, daß Adolar in Gesellschaft jener Duhlerin Paris verlassen und in ein Bad an der Küste der Normandie gegangen sei; das Genauere wisse er selbst nicht. Er rathe mir, den Treulosen, der meiner unwürdig sei, zu vergessen, er werde sich alle Mühe geben, ihn mir zu ersetzen und mich zu trösten. Der freche Blick, womit er diese Worte begleitete, die dreiste Art, mit der er bei ihnen seinen Arm um mich zu legen versuchte, ließ mich nicht im Zweifel, in welchem Sinne er den ‚Trost‘ gemeint hatte. Ich wies indignirt sein Anerbieten zurück, und da er hierbei sich nicht beruhigte, im Gegentheil immer zudringlicher wurde, so zeigte ich ihm mit allem Aufgebot meiner erschöpften Kräfte die Thür. Er wagte denn auch wirklich nicht weiter zu gehen, sondern entfernte sich in der zuversichtlichen Erwartung, wie er sagte, daß ich seine verschmähte Hilfe doch noch annehmen werde.

Mein erster Gedanke war nun, dem Treulosen nachzureisen. Aber wohin? Auf ein ungewisses Ziel, ohne Mittel, die Welt durchzuwandern, ihn suchen, um, wenn ich ihn fände, vielleicht mit Hohn und Verachtung von ihm zurückgestoßen zu werden — ich hatte noch Klarheit des Geistes genug, um die Unthunlichkeit dieses Schrittes einzusehen. Ich wußte, wie mein Vater wegen meines Leichtsinns mir zürnte; aber ich gedachte des verlorenen Sohnes im Evangelium, der bereuend in's Vaterhaus zurückgekehrt und auch nicht verstoßen worden sei.

Ich verkaufte, was ich an Schmuck besaß, und reiste sofort nach Ungarn. Ohne meinen Vater vorbereitet zu haben, trat ich eines Tages bei ihm ein. Und ich hatte mich nicht getäuscht in seinem Vaterherzen. Ich kam elend, zerschlagen an Leib und Seele an — vielleicht, daß der Gram, der auf meinen verhärmten Bügen lag, ihn rührte — er schloß mich weinend in seine Arme. Aber in Einem war und blieb er fest: ich müsse Alles anbieten, um Robert zu versöhnen, ich müsse es allein thun, er könne und wolle mir darin nicht beistehen.

Es bedurfte dieser Bedingung nicht. Hatte ich doch in den bitteren Tagen, wo mir die Augen aufgingen über den Abgrund, an dem ich stand, Einkehr bei mir selbst gehalten! Jetzt erst erkannte ich, daß das Glück der Liebe etwas Anderes sei, als Sinnenrausch und schrankenloser Genuß. Mein

Herz sehnte sich, zu Roberts Füßen mein ganzes Schuldbekentniß niederzulegen. Und wenn ich wüßte, daß es der Augenblick meines Todes wäre, wenn diese Lippen ihre Beichte vollendet — ich spräche freudig das letzte Wort, nur daß in das Ohr der Sterbenden der süße Klang ertönte: „Ich habe Dir vergeben!“

Sie schwieg ausß Neue, erschöpft von der tiefen Erregung. Als nun Elfride, selbst in ihrem Innersten durch das eben Gehörte erschüttert, ihren weichen Arm um sie legte, ihre Hand ergriff und drückte, da löste der unsägliche Schmerz der Unglücklichen sich in wohlthuende Thränen und sie sank laut weinend an Elfridens Brust.

„Sie sollen und dürfen nicht unglücklich sein — hoffen Sie mit mir!“

Mit diesem Troste entließ sie Estelka, die, überwältigt von Dankgefühl, Elfridens Hand küßte.

Es wurde Elfriden nicht leicht, der inneren Bewegung, welche sie ergriffen, so weit Herr zu werden, daß sie am Abend Robert mit der gewohnten Ruhe und Unbefangenheit gegenübertreten konnte. Sie lenkte das Gespräch bald auf Dorners Ehe und auf Estelka, ohne jedoch irgendwie anzudeuten, was am Vormittag sich zugetragen hatte. Sie sprach die Hoffnung aus, daß die Unglückliche ihren Fehltritt erkennen und bereuend zu ihm zurückkehren werde.

„Reden Sie mir nicht von Versöhnung,“ versetzte er finster, „mit den Wurzeln aus meinem Herzen gerissen habe ich diese unselige Leidenschaft. Wenn Estelka in einem Irrthum befangen war, als sie glaubte, eine durch's Leben dauernde Liebe für mich zu empfinden, wenn sie diesen Irrthum erkennend, die ihr unerträglich gewordene Fessel brach, um dem Manne sich in die Arme zu werfen, der ihr ein volleres und reicheres Glück zu bieten wußte — ich zürne ihr nicht. Auch ich erkenne es, mit Schmerz und Reue, daß die Liebe, die ich ihr darbrachte, nicht die wahre und echte war. Jetzt wo ich Sie wiedergefunden, Elfride, fühle ich, was eine Liebe ist, die nicht in stürmischer Leidenschaftlichkeit, sondern in dem innigsten Verstehen zweier Seelen ihr Glück sucht und findet. Wie unter einer Winterhülle hat in den Jahren, wo wir uns nicht gesehen, diese Liebe geschlummert. Elfride, es ist Frühling geworden, die Liebe erwacht aus ihrem Schummer. Ja, ich fühle in mir noch die Kraft, glücklich zu machen und glücklich zu werden. Ich bin frei — frei durch ein Schicksal, das ich in Verblendung als das fürchtbarste Verhängniß ansah, und das der Himmel mir gesendet, um mein wahres Lebensglück mir dadurch vorzubereiten. Sei mein, geliebtes Mädchen, und gieb mir wieder, was ich nie wo anders als an Deinem Herzen hätte suchen sollen.“

Leidenschaftlich sank er ihr zu Füßen, an derselben Stelle, wo vor wenigen Stunden sein unglückliches Weib verzweifeln, hilflos gelegen hatte. Er bedeckte Elfridens Hände mit Küßten. Dann sprang er auf

zog sie in seine Arme und drückte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Elfridens Herz pochte stürmisch. Aber nur einen Augenblick gab sie sich dem unendlich süßen Gefühle hin, das sich ihrer zu bemächtigen und sie der Besinnung zu berauben drohte. Sanft machte sie sich aus seinen Armen los.

„Nicht mir,“ sprach sie leise, „einer Andern gebührt dies Recht.“

„Ich kenne keine Andere,“ sagte Robert düster, „sie hat jedes Recht auf mein Herz, auf meine Liebe verschert.“

„Verlassen Sie mich, Dorner,“ sprach Elfride mit flehender Stimme, „wenn Ihnen an meiner Ruhe nur das geringste gelegen ist. Ich kann und darf Sie nicht länger hören. Auch Sie selbst sind zu erregt, um jetzt Gründe, die ich Ihnen entgegenhalten könnte, anzuhören und zu verstehen.“

Am folgenden Morgen ergriff sie die Gelegenheit, um Robert, der fast niedergeschlagen und entmuthigt ihr entgegenkam, mitzutheilen, sie wisse, daß Stella, von Reue zerrissen, keinen heißeren Wunsch kennte, als sich zu seinen Füßen zu werfen und seine Verzeihung zu erflehen.

Erstaunt fuhr Robert empor. Sie bat ihn, vor der Hand noch nicht weiter zu forschen, aber es sei so.

„Und wenn es so ist,“ versetzte er, „es ist zu spät. Keine Reue macht ungeschehen was geschehen ist, kein Thau bitterer Thränen ruft die erstorbenen Blüthen des Vertrauens, der Liebe wieder in's Leben zurück.“

Noch an demselben Abend konnte ihm Elfride, als er zu ihr kam, zu seiner größten Verwunderung einen langen Brief von Stella in die Hände legen, den diese auf ihr Anrathen an Robert gerichtet, worin sie ihre ganze Schuld in vernichtender Selbstanlage gestand und in herzzerreißender Weise um seine Vergebung bat.

Elfride beobachtete Robert als er den Brief las. Er schien nicht unbeelegt. Langsam faltete er die Blätter zusammen und sagte nach längerem Schweigen:

„Und doch — es kann nicht sein! Ich kann ihr vergeben, und ich will ihr schreiben, daß ich ihr vergebe — aber ich kann ihr nicht mehr vertrauen, und was ist eine Ehe ohne Vertrauen?“

„Und Ihre Liebe?“ fragte Elfride mit leise bebender Stimme.

„O Elfride, wie schwach ist das Herz von uns Männern, die wir uns die Starken nennen. Soll und darf ich Ihnen gestehen, was ich zu meiner Beschämung in diesem Augenblick empfinde: Ja, ich liebe Stella noch!“

„O dann ist Alles gut,“ rief Elfride freudig erregt.

„Nicht so,“ versetzte Robert. „Und liebte ich sie noch glühender als ich sie einst in den Tagen süßester Leidenschaft geliebt, ich könnte doch keine Stunde froh an ihrer Seite werden. Wie ein dunkler Schatten würde in jedem Augenblick sich ihre Schuld zwischen mich und jede reine Empfindung von Glück drängen.“

„Ihre Schuld?“ erwiderte Elfride; „und fühlen Sie selbst von aller Schuld sich frei? Sind Sie sich wirklich bewußt, überall und immer dem Herzen dieses halben Kindes, das sie noch war, der richtige Leiter gewesen zu sein? Sie haben mir selbst erzählt, daß es Ihnen Freude machte, Ihre schöne junge Frau von Andern bewundern zu lassen. Wenn dadurch der im weiblichen Gemüthe, und grade in einem naiven, wurzelnde Trieb zu gefallen, genährt wurde, war das nicht natürlich? Sie sind ein Dichter, und gewöhnt die Welt von den idealen Höhen Ihrer Kunst zu betrachten. Sie vergaßen, daß Stella ein irdisches Wesen ist, nicht frei von all den Schwächen, die unserem Geschlechte anhaften und die Sie vielleicht berechtigen, sich das stärkere Geschlecht zu nennen. Aber wenn es eine Schwäche war, daß Stella in jenen Tagen, wo Sie krank waren, dem Wunsche nicht widerstehen konnte, dem glänzenden Leben draußen, das durch die Spalten Ihres Krankenzimmers lockend hereinblitzte, zu folgen — waren nicht auch Sie schwach genug, dem nachzugeben, statt sie mit Ernst an ihre Pflicht zu erinnern?“

„Wie?“ sagte Robert, „Sie machen das, was einem liebenden, wenn auch hier vielleicht schwachen Herzen entstammt, mir zum Vorwurf?“

„Nicht zum Vorwurf,“ versetzte Elfride, „aber ich möchte Ihnen nur klar zu machen suchen, was der Blick eines Mannes wie Sie, wenn er leidenschaftslos die Verhältnisse betrachtet, von selbst erkennen sollte. Wenn Sie das schöne, verwöhnte Wesen der Welt in die Arme warfen, wenn Sie ihr den Leiter und Führer ihrer Jugend nahmen, zu dem sie aufblicken konnte — war es dann ein Wunder, daß sie, geschaukelt von den sonnigen Wellen des Vergnügens, auf ihnen sich wiegte, bis sie, aufgewühlt von Leidenschaft, sie in ihren Abgrund zogen.“

„Seltsames Loos! Sie Stellas eifriger Anwalt!“

„Wir Frauen,“ erwiderte Elfride mit leichtem Lächeln, „lassen einander nicht im Stiche.“

„Sie können sich nicht in meine Lage versetzen,“ sprach Robert, „in kein Herz, das in seinen heiligsten Empfindungen sich gekränkt, verrathen betrogen sieht.“

„Und wenn ihr Herren der Schöpfung,“ sagte Elfride ernst und es war, als zittere ihre Stimme ein wenig in tieferer Bewegung, — „wenn ihr Männer das liebende Herz des Weibes, das ihr durch den glühenden Athem eurer Leidenschaft zum Erwachen rief, wenn ihr es dann zu Seite floßt, wie den Stein am Wege, damit ihr ungehindert eure Siegeslaufbahn durch die Welt ziehen könnt —“

„Ich verstehe Sie, Elfride,“ versetzte Robert. „Es ist grausam von Ihnen, mich an eine Schuld zu mahnen, die ich sühnen wollte, die zu sühnen das Glück meines Lebens sein würde, wenn Sie selbst es wollen.“

„Sie haben Nichts zu sühnen,“ sagte sie ernst, aber sanft, „nichts gegen mich. Ich hatte Ihnen längst verziehen, noch ehe eine wunderbare Fügung uns hier wieder zusammengeführt. Ich weiß, daß jene Neigung, die, ich

darf es Ihnen jetzt ohne Erröthen gestehen,“ — und doch überhauchte, als sie so sprach, eine leichte Röthe ihre Wangen, — „die ich mit der ganzen Innigkeit eines Mädchenherzens erwiderte, ich weiß, daß sie ein Irrthum war, in dem Ihr Herz sich befand, ein Morgentraum, schön genug, um auf mein Leben auch nach dem Erwachen noch einen verklärenden Glanz zu werfen. Erst in Etellas Liebe, die, das haben Sie selbst gestanden, auch nach dem Furchtbaren, was Sie erlebten, nicht erstorben ist, erst in ihr fanden Sie die wahre Liebe. War das, was Sie für mich zu empfinden glaubten, eine Täuschung, die Sie eine Zeit lang beglücken konnte, — warum reichten Sie mit Etellas jungem Herzen, das einer ähnlichen Täuschung verfiel, das nun von seinem Wahne erwacht und der wahren Liebe sich wieder bewußt geworden? Wenn diese Täuschung Ihnen bittere Stunden bereitet hat und diese Bitterkeit Sie nun nicht geneigt macht, zu vergeben, — o dann denken Sie, daß auch ein anderes Herz solche bittere Stunden gekannt hat, ehe es sich zu der Herrschaft über sein Empfinden durchgekämpft, die es stark genug macht, dem Fremde vertrauend und heiter entgegenzutreten.“

Sie reichte Robert die Hand, die er tiefbewegt ergriff.

„Und Sie stoßen ein Herz zurück,“ sprach er zögernd, „das Ihnen Alles, was Sie gelitten, zu vergüten als sein einziges Glück betrachten würde?“

„Ich kann und will,“ erwiderte Elfride, „ein Glück nicht erkaufen mit dem Elend eines anderen Herzen, das bessere Rechte auf dieses Glück hat. Sie selbst sagen, daß, auch wenn Sie Etellas Reue und Buße annähmen, doch immer das Bild ihrer Schuld zwischen Ihnen und jedem Augenblicke reinen Glückes stehen würde. Und Sie können glauben, daß nicht auch zwischen mich und das Glück, das Sie mir bieten, sich das vorwurfsvolle Bild eines Wesens drängen würde, das ich aus seinem Heiligthume verstoßen? Ich habe nie das Halbe in meinem Dasein, in meinem Empfinden ertragen können; ein halbes Glück kann und darf ich nicht annehmen, auch wenn die Hand des einst geliebten Freundes es mir darreicht.“

Robert war während dieses Gespräches aufgestanden und an die geöffnete Balconthür getreten. Er blickte hinaus in die Sommernacht, die mit ihren tausend Sternen ruhig und klar auf sein von den stürmischsten Gefühlen zertheiltes Herz hernieder sah.

„Es kann nicht sein,“ sprach er leise vor sich hin — „sie ist mir ewig verloren!“

Da stand Elfride auf, trat hinter ihn, und indem sie ihre Hand leicht auf seine Schulter legte, hauchte sie mit leiser, sanfter Stimme in sein Ohr die Worte seines eigenen Liedes:

„Nicht verloren! Nein auf's neue
Schenkte Dich das Schicksal mir.
Stoße nicht ein Herz von Dir,
Das, erfüllt von bitt'rer Reue,
Dir den heil'gen Schwur der Treue
Schwört zu Deinen Füßen hier.“

„Ja, hier, mein Freund, denn Etelka ist hier, und sie erwartet nur einen Wink, um zu Ihren Füßen zu stürzen und Ihre Verzeihung zu erflehen.“

„Ist's möglich,“ rief Robert aus, „Etelka hier? O Elfride, was haben Sie gethan?“

„Nicht mehr und nicht weniger,“ versetzte sie leise, „als was ein Herz, das der Liebe Leid und Glück verstehen kann und verstanden hat, an meiner Stelle auch gethan hätte.“

Er bedeckte seine Augen mit beiden Händen, große schwere Thränen rollten über seine Wangen. Seine Brust arbeitete in heftiger Bewegung.

„Und nun eilen Sie,“ fuhr Elfride fort, „ein Herz zu beglücken, das in qualvoller Unruhe sich verzehrt; eilen Sie, ihm den Frieden zu geben, den es durch aufrichtige Reue sich verdient hat, und den nur Sie allein ihm geben können.“

Sie drängte den noch immer wie in einem Traume Befangenen fort, nachdem sie ihm Etelkas Wohnung und den Namen mitgetheilt, unter welchem sie angekommen war.

Als Elfride ihm nachblickte, wie er raschen Schrittes die Straße hinab eilte und nach kurzer Zeit im Dunkel der Nacht entschwand, da war kein wehmüthiger Gedanke in ihrer Seele, daß mit ihm nun ihre Jugend und alle einstigen Träume eines jungen liebenden Herzens dahingegangen; sie dachte nur an die Arme, die, noch eben ein bejammernswerthes, in wenigen Augenblicken ein liebeseliges Weib sein werde. Zu dem Gedanken kam, sie wußte selbst nicht wie, ein stiller Frieden über ihre Seele, der ihr nach den Stürmen der letzten Tage, ja der letzten Stunden wunderbar erschien. Sie ging spät zur Ruhe, noch lange auf und nieder wandelnd in dem Zimmer, dessen Wände auf so viel Glück, auf so viel Unglück herabgesehen hatten.

Wie sie am andern Morgen erwachte, war es ihr wie ein neues Wunder, daß sie so ruhig und traumlos geschlafen, daß sie gestärkt und erquickt wie sonst selten sich erhob. Ein Gefühl von freudiger Kraft, das ihr wohl that, floß wie ein belebender Strom durch ihre Adern.

Sie traf Dorner nicht am Brunnen, es war das erstemal, daß er fehlte. Früher als sonst verließ sie die geräuschvolle Promenade und kehrte nach Hause zurück; die neugierigen Blicke, die verwundert auf ihr weilten und nach dem gewohnten Begleiter zu fragen schienen, dünkten ihr unerträglich.

Sie war noch nicht lange daheim, als sie Schritte auf der Treppe hörte, Schritte, ihr nur zu wohl bekannt. Wenige Augenblicke darauf standen Robert und Etelka vor ihr. Die junge Frau flog an Elfridens Hals und in langer inniger Umarmung ruhten die beiden schweigend an einander.

„Erwarten Sie keinen Ausdruck des Dankes,“ nahm Robert nach einer Pause tiefbewegt das Wort, indem er Elfridens Hand innig drückte. „Was Sie an uns gethan, dafür ist jedes Menschenwort zu schwach. Wir kommen

Ihnen Lebewohl zu sagen. Etella drängt es zu ihrem Vater zu eilen und aus seinem Munde das beglückende Wort der Versöhnung zu hören. Sie haben uns gesehen in Stunden, die zu den schwersten unseres Lebens zählen, und haben uns beigegeben als ein helfender Engel. Nicht wahr? Sie überzeugen sich bald mit eigenen Augen, daß das Werk, das Sie vollbracht, auch Dauer hat?"

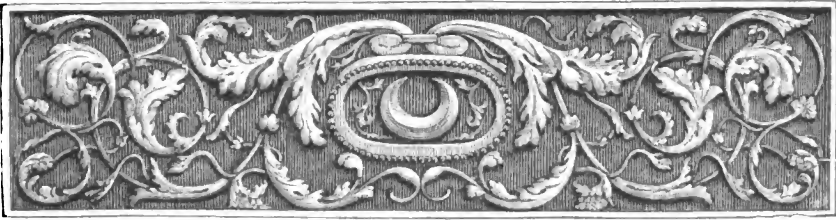
„O gewiß,“ rief Etella aus, „Sie kommen, Sie haben mir eine Heimath wiedergegeben, lassen Sie mich Ihnen in unserem Hause ein trautes Heim bereiten!“

Mit diesem Ausblick auf ein frohes Wiedersehen schieden sie.

Am Tage darauf reiste auch Elfrida ab; sie fürchtete, wenn sie länger an diesem Orte verweilte, jenes gehobene Gefühl der Freudigkeit zu verlieren, das sie seit dem letzten Abende erfüllte.

Eine schöne tiefsinnige Sage des Mittelalters legt dem Herzblut einer reinen Jungfrau, die es opferwillig darbringt, die Kraft bei, aus unheilbarer Krankheit genesen zu machen, an der die Kunst aller berühmten Meister scheitert; Gott aber fordert das Opfer nicht, sondern, auf den reinen Willen schauend, gewährt er in wunderbarer Weise die erstehete Rettung. Auch hier hatte ein edles, reines Wesen sein Herzblut freudig hingegeben, um die unheilbare Wunde zu schließen, die Wahn und Irrthum zwei vom Schicksal verbundenen Herzen geschlagen; auch hier hatte die Hand, die der Sterblichen Geschichte lenkt, das innere Lebensglück, das sie zum Opfer bringen wollte, nicht von ihr gefordert. Ihr Theil blieb jene Heiterkeit des Gemüthes, die selbst über die dunklen Schatten des Alters und der Einsamkeit den Sonnenstrahl wirft, der unvergänglich ist.





Buddha und Christus.

Von

Rudolf Seydel.

— Leipzig. —

Die deutsche Philosophie hat von den Anfängen ihrer selbständigen Ausbildung bis nahe an unsere Gegenwart heran in ihren ersten Führern aus freier Neigung die engste Gemeinschaft mit dem christlichen Glauben gesucht. Leibniz und Kant, Fichte und Schelling, Hegel und Schleiermacher, Weiße und Loge haben bei manichfachem, hier größerem, da geringerem Widerstreite gegen die kirchlichen Ueberlieferungen doch niemals einen unheilbaren Bruch zwischen Wissenschaft und Kirche gewollt, der Art, daß die Wissenschaft Alles das durch einen neuen Gedankeninhalt ersetzen müsse, was bisher als christlicher Glaube festgestanden; sie haben vielmehr einen Kern ewiger christlicher Wahrheit aus seinen vergänglichen Zeitformen hervortreten lassen und ihn für das kirchlich ungebundene Denken wiederzugewinnen gestrebt. Seit einigen Jahrzehnten überwiegt dagegen bei unseren Philosophen die Neigung, gleich den empirischen Forschern von den Gebieten sich ganz fernzuhalten, in welchen eine exact erwiesene Ueberzeugung nun einmal nicht erreichbar scheint. Aber was hat diese Enthaltksamkeit unserm inneren Leben, unserm geistigen Besizthum, unserer nationalen Bildung eingetragen? In den leeren Raum, den eine christliche Philosophie nicht mehr ausfüllen soll, und welchen gänzlich unausgefüllt zu lassen niemals menschliches Gemüths- und Geistesbedürniß dulden wird, ist für ziemlich Viele die Philosophie des Pessimismus getreten, deren Vertreter oft genug klar erkannt und offen ausgesprochen haben, daß sie im gleichen Verhältnisse zur buddhistischen Religion stehen, in welchem jene vordem einflußreicher gewesenem Denker zur christlichen standen.

Nicht ohne Zusammenhang hiermit hat in jüngster Zeit auch das Interesse an der Geschichte und an den Urkunden des Buddhismus ein auffälliges Wachsthum gezeigt, dem das Anschwellen der Literatur über diese Gegenstände theils antwortete, theils selbst wieder Nahrung gab. Und zu gleicher gegenseitiger Steigerung von Befriedigung und Bedürfniß haben sich der Buddhaforschung unserer Tage Quellen auf Quellen aus dem fernen Osten neu zur Verfügung gestellt. Seit der französische Gelehrte Grimbolt nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten im Jahre 1865 von Ceylon und Birma für die kaiserliche Bibliothek von Paris die 14,000 Palmblätter mitbrachte, welche eine sorgsam verglichene Copie der heiligen Schriften des Buddhismus in ihrer ältesten vorhandenen Fassung enthielten, verfügen die Indologen Europas bereits über eine Mehrzahl handschriftlicher Wiedergaben des gleichen Textes. Werthvolle Stücke dieses Textes konnten nun bald auch in Uebersetzungen weitere Verbreitung finden; ganz besonders gab Max Müller's schönes Unternehmen der Sacred Books of the East hierzu Veranlassung; vereinzelt stellen sich den hier gelieferten und anderen englischen Uebersetzungen der berufensten Fachmänner auch französische und deutsche zur Seite. Zugleich erfreuen wir uns einer Reihe von darstellenden Werken, in welchen englische, holländische, deutsche, französische Fachgelehrte in der Ausnutzung dieser ursprünglichsten Quellen wetteifern, und Uebersetzungen chinesischer Versionen von heiligen Urkunden des Buddhathums ergänzen auf's Wünschenswertheste, was uns schon früher durch Uebersetzungen aus dem Sanskrit oder dem Tibetanischen zugänglich war.

Durch jene inneren Anlässe sowohl, als durch diese äußeren Erleichterungen, würde sich eine kurz zusammenfassende Mittheilung, wie wir sie hier vorhaben, rechtfertigen, auch wenn nicht Interessen höchster Art davon auf eine unerwartete Weise getroffen würden. Es stellen sich nämlich Parallelen zu christlichen Ueberlieferungen und Lehren heraus, oft so frappant, allenthalben so merkwürdig, daß eine Kenntnißnahme vom Thatsächlichen nicht nur der theologischen Wissenschaft, sondern auch dem einzelnen christlichen Bewußtsein unumgänglich wird und ernste Aufgaben stellt. Möge das Folgende vor Allem zum Zwecke solcher Kenntnißnahme geneigte Leser finden; die Tendenz, welche bei der Darstellung durch das Medium bestimmter religiöser Ueberzeugungen hindurch nicht zurückzudrängen war, will nicht verschwiegen bleiben, aber ebenso wenig sich aufdrängen, und das Gleiche gilt von den Folgerungen und Hypothesen, die sich uns an das Thatsächliche knüpfen. Die Tendenz werden am Besten folgende Worte aus dem Anfange der berühmten Reden Schleiermachers „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ anzudeuten vermögen: „Immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt“. In einer entscheidenden Jugendperiode ist Schreiber dieses vom Inhalte dieser Worte so mächtig ergriffen worden, daß er die Richtung seiner religiösen Ueber-

zeugungen für immer darin vorgezeichnet fand. Wie ein erhellender Blick zeigte ihm dieser Ausspruch in augenblicklicher Klarheit, wie von Allem, was unter dem Namen der Religion an uns herantritt, doch in Wahrheit nur unser innerer Verkehr mit Gott selbst und die Lebensbäche, die ihm entfließen, Religion sind. Um dieses inneren Gewinnes und um seiner Verwerthung willen allein schien ihm die christliche Religion gegeben zu sein, schien ihm Jesus von Nazaret gelebt und gelitten zu haben, während alles Andere zu den Umhüllungen fiel, welche die Religion sich nur „lächelnd gefallen läßt“. Eben diese Ueberzeugungen nun sind es, welche durch nichts Anderes so sicher befestigt zu werden scheinen, als dadurch, daß wir gerade diese „Umhüllungen“ in verschiedenen Religionen einander ähnlich finden, in Buddhismus und Christenthum aber in so hohem Maße vergleichbar, daß sogar der Gedanke an einen äußeren Zusammenhang aufsteigt, bei welchem der buddhistischen Seite die Priorität zukommen müßte. Jedesfalls möchte in dem, was solchergestalt mit verschiedenen Religionen verträglich ist und auf's Leichteste verschmilzt, nicht der innerste, einzige Werth des Christenthums zu suchen sein. Vielmehr erscheint dieser Werth wie die Blume, die sich aus verweltenden und absterbenden Knospenhüllen an das Licht drängt.

Die beiden Brennpunkte gleichsam jeder voll ausgebildeten Religion liegen einerseits in ihrem Heilsideal, ihrem Ideal wahren Lebens mit Gott, andererseits in der wunderbaren Geschichte eines göttlichen Verkünders, der zugleich als die volle menschliche Verwirklichung jenes Heilsideals verehrt ist. Wir beschäftigen uns im Folgenden wesentlich mit dem letztgenannten dieser beiden Hauptobjecte aller Religionsvergleiche; denn auf dieser Seite liegt hauptsächlich die durch neue Materialien mögliche Ergänzung und Zusammenfassung. Ueberdies kann daneben eine Vergleichung des ideellen Gehaltes beider Religionen auch bei größter Kürze hinreichen, um in dieser unseres Erachtens allein maßgebenden Beziehung ein Werthurtheil zu begründen. So soll denn aus den Uebersetzungen verschiedener hierher gehöriger buddhistischer Quellen eine gedrängte Erzählung ausgehoben und zu einem Mosaik geordnet werden, welches auch da, wo keine besondere Hindeutung darauf erfolgt, mit fortgehender Erinnerung an die christlichen Evangelien gelesen werden muß, um des dadurch aufgegebenen historischen Räthsels sich bewußt zu werden. Die Anordnung geht hier der Reihenfolge nach, welche in den christlichen Evangelien herrschend ist; sie ist indessen in den parallelen indischen Büchern, soweit sie ein zusammenhängendes Ganze dieser Art liefern, in der Hauptsache naturgemäß dieselbe.

Buddha, d. h. der Erwachte, zur Erkenntniß Erwachte, auch Bhagavat, der Herrliche, Tathagata, der Vortreffliche, und mit manchem anderen preisenden Namen genannt, ist ein göttliches Wesen, welches auf Erden als Mensch erschien, um das wahre Heil zu lehren und alles Leid des Lebens zu tilgen. Schon mancher Buddha ist vor Zeiten herabgekommen; der, von welchem hier die Rede ist, hieß als Mensch Siddhartha oder Sarvartha-

Siddha, d. i. „des Wunsches Erfüllung“, dem König Subdhobana zu Kapilavastu im nördlichen Indien, aus dem Stamme der Satyas, die auch Gotama hießen, zum Sohne geschenkt. In dem Freudenhimmel der kampflösen Götter erquidete er die Schaaren der Seligen durch die Predigt des guten Gesetzes, als diese ihn auffordern, auch der Menschen zu gedenken, ihr Erlöser zu werden von den Banden Maras, des Geistes verderblicher Lust, als ihr „wahrhaftiger Arzt, in der Heilkunde wohl erfahrener“. Er beräth sich dann mit den Himmelsbewohnern über Zeit, Ort, Stand, Familie der Menschwerdung und über die Gestalt seines Eintritts in das irdische Dasein; entscheidend bestimmt ihn der Hinweis auf eine kühn ausgelegte Stelle der Vedas, der heiligen Bücher der indischen Nationalreligion, wonach er die Gestalt eines jungen weißen Elephanten wählt. Zur Mutter aber führt er ihrer Tugenden wegen Maya, die Gattin König Subdhobanas.

Maya, der Inbegriff aller weiblichen Güte und Schönheit, fromm und rein, den Göttern gehorsam, sucht ahnungslos die Einsamkeit ihres Sommerpalastes, um in strenger Entfagung einem Gelübde zu genügen. Die Götternymphen umschweben neugierig singend den Palast: „was wird doch jene für eine Jungfrau sein, welche den holden und reinen, den göttlichen Buddha tragen soll?“ Da erscheint ihr im Traume die Gestalt des jungen weißen Elephanten, der Gott wird zur Frucht ihres Leibes. Unter Sang und Klang, von himmlischen Schaaren begleitet, war er vom himmlischen Wohnsitze aufgebrochen; unendlicher Lichtglanz geht von ihm aus, der selbst die Finsternisse der Hölle durchdringt; aller Schmerz, alles Böse schwindet für diesen Augenblick; da waren „alle Wesen zu Liebe und Freundschaft gestimmt, mit einander vereint zu innigem Bunde“.

Die junge Königin, die noch nie Mutter gewesen, erhält durch brahmanische Priester die Auslegung ihres Traumes:

„Du wirst erfüllt werden mit höchster Freude. Ein Sohn wird Dir geboren werden, dessen Glieder bedeutsame Zeichen schmücken, ein edler Sproß königlichen Geschlechts, ein hochgefinnter König der Könige. Wenn er verläßt die Luft, sein Königreich und seine Residenz, um einzutreten, aus Liebe für alle Welten, frei von Begierden, in den Stand der Frommen, so wird er werth werden der Opfer der drei Welten und wird der Buddha sein, der allen Welten Freude geben wird durch die herrliche Kost der Unsterblichkeit!“

Auch am Sternenhimmel ist die Zeit dieser Buddha-Erscheinung durch ein besonderes Ereigniß bezeichnet: das Gestirn Puscha tritt in bestimmte Verbindung mit dem Monde.

Gulbigende Besuche empfängt das Kind schon vor der Geburt. Brahma, der höchste Gott der Inder, bringt ihm einen Thautropfen zum Geschenke, der alle Kräfte der Welt in sich birgt. So auch nach der Geburt erscheinen Götter, himmlische Nymphen, Könige und Priester mit ihren Gaben; Weichrauch und Narden bieten der Entbundenen die Götternymphen zur Stärkung dar. Die himmlischen Schaaren verkünden in Gesängen den Erlöserberuf

des Kindes: „Verbannt sind die Uebel, die Welt ist im Wohlsein, das Glück ist befestigt im All, ein Meister des Heils ist geboren!“

Vom Himalaya herab kommt der Brahmane Asta, der die Lieder der Götterföhne vernommen hat, ein alter, gebrochener, dem Tode sich nahender Mann; das zukünftige Heil zu schauen begierig, erkennt er das Kind als dessen Träger und ruft weissagend: „Dieses Kind wird der Buddha werden, der Erlöser, der Führer zu Unsterblichkeit, Freiheit und Licht!“

Der König des Landes Magadha, welches der Hauptwirkungskreis Buddhas werden sollte, läßt Boten durch das Land gehen, um zu erkunden, ob Jemand lebe, der seinem Herrscheranschen Gefahr bringen könne; sie erfahren von der Geburt des Sohnes Suddhodanas und hören, daß die Brahmanen, die ihm das Horoskop gestellt, geweissagt haben, er werde ein Großherrscher werden, wenn er im Weltleben bleibe, verlasse er aber die Welt, so werde er Buddha sein; der König möge ein Heer rüsten, dieses Kind zu verderben. König Bimbisara gleicht nicht dem Herodes: wird der Knabe ein Herrscher, so sündigt er, dann haben wir Frieden und Freude unter ihm, wird er ein Buddha, so wollen wir seine Schüler sein.

Die Ältesten des Sathageschlechts verlangen vom Könige, daß das Kind in den Tempel vor die Götter gebracht werde. Der Knabe lächelt und erinnert daran, daß ihm die höchsten Götter gedient und gehuldigt haben, und daß er selbst der Gott der Götter sei. Im Tempel verlassen die Götterbilder ihren Ort, um des Kommenden Füße demüthig zu begrüßen, und alle Götter stimmen einen Lobgesang auf Buddha an.

Einst bei einem Ausfluge war der Heranwachsende seinen Wärterinnen in einem weiten Gehölz verloren gegangen. Der Vater, geängstigt, umgibt sich mit hilfreichen Schaaren, um ihn zu suchen; man findet ihn sitzend unter einem Baume, unringt von heiligen Sängern der Vorzeit, in tiefe Beschauung versunken, mit dem Geiste in himmlische Regionen entrückt.

Vom ersten Lebensmomente an im vollen Bewußtsein seines Berufs, und im vollen Besitze seiner wunderbaren Gotteskräfte, zeigt sich der Knabe in allen Wissenschaften und Künsten fertig, noch ehe sie ihm gelehrt werden: allen Lehrern, allen Beurtheilern ist er vielmehr der überlegene Lehrer und Richter, auch in religiöser und moralischer Weisheit und Auslegung der heiligen Bücher. Seine Jugend vergeht inmitten der üppigen Lust der königlichen Paläste ohne innere Theilnahme daran; er durchschaut die Wichtigkeit des Daseins, er erfährt am Anblicke fremden Elends das Leid des Lebens, und durch den Eindruck vom stillen, demüthigen Glücke eines Bettlers wird er zum Entschlusse gebracht, sein Königreich, allen Besitz und all die Seinen, auch eine junge Gattin, zu verlassen, um in frommer Entfugung und Weltflucht die Erkenntniß des wahren Heils zu suchen, die gefundene der ganzen Welt darzubringen.

Die Weisen seines Volkes, die Brahmanen, die sein Ringen nach Wahrheit ihn zunächst aufsuchen heißt, befriedigen ihn nicht, sie werden vielmehr

zu Bewunderern seiner tieferen Einsicht. Fünf Schüler des Weisesten unter ihnen gehen zu Buddha über, um mit ihm die schweren leiblichen Peinigungen zu theilen, die er sich jetzt fastend in der Einsamkeit der Wüste am Nairanjanastusse auferlegt; sie weichen wieder von ihm, als er auch diesen Weg für einen irrigen erkennt und Speise nimmt. Nicht die Verlockungen des Versuchers Mara, des Dämons der Lust, konnten ihn hierzu bewegen, nur die bessere Erkenntniß dessen, was zum Heile dient. Den Versucher, der ihn mit klugen Worten bereden will zu Speise und Trank, weist er mit kräftigen Gegenreden zurück. Nun verläßt er die Einöde; im Flusse badend zuvor, wird er gefeiert vom Himmel her durch Tausende von Göttersöhnen, die ihn mit wohlriechendem Aloe- und Sandelstaub und einem Blumenregen überschütten. Er begiebt sich nach Bodhimanda zu dem Feigenbaume, unter dem er die volle Erleuchtung und die Weihe für seinen Beruf empfangen sollte. Der Versucher nahet ihm wieder, diesmal mit allen seinen haarsträubend häßlichen Herhausen, die bewaffnet sind mit Feuerflammen, Schlangen, Baumstämmen und Felskolossen: all dies verwandelt sich in eine leuchtende Gloriole und in Blumengewinde um das Haupt des ruhig ohne Abwehr die furchtbaren Wurfgeschosse erwartenden Heiligen. So beantwortet er schweigend die Aufforderung Maras, sich von seinem Sitze zu erheben und ihn anzubeten; das Anerbieten aber, ihm das Königthum über das ganze Erdreich zu verleihen, wenn er von seiner Buddhawürde sich scheidet, weist er zurück mit den Worten: „Wohl weiß ich, daß mir ein Reich beschieden ist, aber nicht ein weltliches Königthum begehre ich; ich werde Buddha werden und alle Welt jauchzen machen vor Freude.“ Jetzt bietet der Dämon seine Töchter auf, die Götternymphen, damit sie den Unerlöschlichen durch Liebreize überwinden; Buddha begegnet ihnen mit Versen eines heiligen Buches. Noch einmal Wortkämpfe mit dem Versucher, noch einmal Zurückschlagen seiner Armeen — endlich bekennt sich Mara besiegt mit dem Ausrufe: „meine Herrschaft ist dahin!“

Nach längerer innerer Vorbereitung in unbeweglicher Ruhe, in dem Zustande tiefster Beschauung, überkommt Buddha unter dem Feigenbaume die höchste Erleuchtung und volle Buddhawürde. Die Guldigungen der Götter und Göttersöhne feiern diesen Geburtsmoment des Heils. Die erste Buddhathat Satyamunis — denn so heißt er nun: „der Mönch aus dem Satyageschlechte“ — ist die Werbung zweier Brüder zu seinen Anhängern, aus einer vorüberziehenden Karavane, noch unter dem Feigenbaume (vgl. Ev. Joh. 1, 49); seine ersten Heilsworte sind Seligpreisungen:

„Selig die Einsamkeit des Freudvollen, der die Wahrheit erkannte und schaut; selig die Freiheit vom Bösen in dieser Welt, selig das Zurückziehen von Allem, was lebt, selig die Freiheit von jeglicher Lust, die Ueberwindung alles Wünschens und Sehens, die Erhebung über den Gedanken des eigenen Ich; — wahrlich, dies ist höchste Seligkeit!“

Nachdem er noch die letzten Zweifel niedergelämpft, ob auch die Menschen

sein Wort fassen werden, tritt er durch eine Aureda an Brahma sein Lehramt an, daß ihn nun wieder zurückführen soll mitten in die bewegte Menschenwelt:

„Weit geöffnet ist das Thor der Unsterblichkeit für Alle, welche Ohren haben zu hören; laß sie, o Brahma, Glauben entgegenbringen, um einzutreten; ohne Wangen vor der Schwere der Aufgabe, will ich den Menschen das liebliche, das gute Gesetz bringen!“

Benares, ein Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit, wird die erste Missionsstätte; hier findet Sathamuni die fünf Jünger wieder, die ihn verlassen hatten und gewinnt sie zurück. Seine Erfolge wachsen stetig; wandernd durchzieht er die Städte, selten länger als ein Jahr seinen Aufenthalt fixierend, ausgenommen gegen Ende seines Lebens; am liebsten weilt er auf Gebirgen und wählt einzelne Höhen, wie vor Allem den Geiersberg bei Radshagriha, der Hauptstadt des Landes Magadhya, zu Schauplätzen seiner Lehrthätigkeit, oder er versammelt seine Jünger in Gärten, die ihm reiche Anhänger bisweilen zum Geschenk machen. Hin und wieder unterbricht er sein Wirken durch erneute Sammlung in tiefer Einsamkeit. Aus dem engeren Jüngerkreise werden außer jenen fünf besonders hervorgehoben zwei Hauptjünger, Sariputra und Maudgalyayana, und einer, Ananda, als sein vertrautester Begleiter und Beistand; da die beiden ersteren vor dem Meister starben, finden wir sie, um die Dreizahl der Säulen der Kirche wieder voll zu machen, durch zwei Andere ersetzt, Kashyapa und Upali, als nach Buddhas Tode die erste, Glauben und Lehre für die Zukunft sichernde Versammlung stattfand, und Kashyapa, der Petrus unter ihnen, ist Leiter dieser Versammlung. Unstre älteste Quelle zählt der geworbenen Jünger erst bis zehn, dann springt sie durch eine Massenwerbung auf sechzig (ähnlich in den christlichen Evangelien erst zwölf, dann siebenzig), von da unterläßt sie das Zählen; später aber, bei einer namentlichen Aufzählung der Hauptjünger, kommt sie auf zwölf. Ein Verwandter Buddhas, von früher Jugend an dem Bevorzugten neidisch grollend, läßt sich unter die Erwählten aufnehmen, um dem Meister entgegenzuwirken, Spaltungen zu erzeugen, ihm sogar nach dem Leben zu trachten und die Leitung der Gemeinde an sich zu reißen, was jedoch Alles mißlingt; die Sage läßt ihn kläglich enden.

Die Lehrweise Sathamunis ist die des religiösen Gesprächs oder die der directen Verkündigung; mit Vorliebe greift er zum anschaulichen Bilde, und das einzelne Gleichnißwort erweitert sich nicht selten zur ausgeführten Gleichnißerzählung. Manche dieser Erzählungen erinnern entfernter oder näher an Gleichnisse oder auch erzählte Vorfälle in unseren Evangelien: an den getreuen Knecht, den verlorenen Sohn, den Säemann, die kostbare Perle, den Schatz im Acker, den Blindgeborenen. Auch einzelne Vergleiche überraschen uns durch Zusammentreffen mit Worten Jesu: die Sonne scheint Guten und Bösen, der Regen ergießt sich über Gerechte und Ungerechte; wenn die streitenden Brahmanen abgemalt sind als eine Reihe blinder Männer, von welchen weder der vorderste sieht, noch der mittlere, noch der

lehre, so müssen wir an die Pharisäer denken, die „blinden Leiter der Blinden“. Die Redeform bietet auch sonst Analogien dar zu der unsrer Evangelien: wir fanden das „Wer Ehren hat, zu hören“; das „Wahrlich, ich sage euch“ begegnet uns auch, „Iß, trink und sei fröhlich!“ im Munde des Leichtfertigen, und die Frage „Was dünket euch, was wäre euch besser?“ wird angewendet, um auf eine Selbstwahl des rechten Weges bei den Hörenden hinzudrängen.

Das äußere Leben, ein Bettlerleben, entsagend dem Besitze, der Liebe und Ehe, aller irdischen Lust, entsprach der Auffassung des Heilszieles und der Wege dahin: Armuth, Ehelosigkeit, Heimathlosigkeit werden zu Mitteln und zu äußeren Kennzeichen der inneren Befeligung; selbst Vater und Mutter zu verlassen, darf dem nicht schwer werden, der Buddha nachfolgt. Darum findet sein Wort vor Allem bei den Armen, Elenden, Verstoßenen und Verworfenen eine gute Statt; an sie wendet er sich, um das innere Heil der Seele ihnen zu reichlichen Erfolge zu bieten für Das, was das Leben versagt hat, und um ihnen selbst, wie ihren bevorzugten Verächtern, zu zeigen, daß in jenem göttlichen Besitze alle Menschen gleich sind und keine Kaste ein Vorrecht auf das Heil verleiht. Barmherzigkeit ist das innerste, das einzige Motiv seines Wirkens. „Mit Freude will ich erfüllen alle Wesen, deren Glieder verschmachtet sind, im Glücke befestigen die durch Mühsal Verzehrten“ — und „Ihr seid meine Kinder, ich bin euer Vater, ihr seid erlöst durch mich von eueren Schmerzen,“ — in solchen Worten zeichnet er seinen Beruf auf Erden. Die Sünderin Ambapali, die ihm zum Mahle läßt und die auf niedrigem Sessel zu seinen Füßen dem erquickenden Worte vom heiligen Leben lauscht, schätzt er mehr als die Vornehmen der Stadt, die sich die Ehre seines Umgangs zu eigener stolzer Genugthuung zu erjagen hoffen. Ein junges Mädchen aus einer der verachteten Kasten hat Ananda, der Lieblingsjünger, um einen Trunk, wie Jesus die Samariterin am Brunnen; sie selbst nennt ihm verwundert ihre Kaste, die ihr verbiete, ihm zu nahen. „Ich frage nicht nach deiner Kaste, noch deiner Familie, meine Schwester“ — antwortet der Jünger; Buddha tritt hinzu und erhebt das Mädchen zum Gliede seines Ordens. So wurde er denn bald geachtet als ein Gott, und auch Hochgestellte und Reiche, Fürsten und Könige öffneten ihm ihre Herzen. In der belebten Residenz Radschagriha hört man im Gewoge der Menge fragen: „Freund, wer ist das? — solch' einer war nie zuvor gesehen“, und die Einen halten ihn für den Gott des Mondes, Andere für den Liebesgott, Andere für einen der höchsten Götter des indischen Glaubens, für Indra oder Brahma, noch Andere für einen Höllenfürsten; die Eingeweihten ver-lachen dies Alles und verkünden ihn als einen Höheren denn alle die Genannten, als den wunderbaren Meister und Lehrer der Welt (vgl. Ev. Matth. 16, 13 ff.).

Wunderbar, wie er geboren, bleibt er ausgestattet mit Wunderkraft, schrankenlos allmächtig und allwissend, sein Leben hindurch. Er kennt Aller

Gedanken und fragt nur zum Schein, ohne der Antwort zu bedürfen. Raum, Zeit, Materie sind keine Hindernisse seines Willens. Er gebietet den Wogen, sie weichen vor ihm zurück; er ist jenseits des überfluthenden Ganges in dem Momente, in dem er es will. Alle Mächte der Welt, göttliche und dämonische, werden ihm dienstbar; die feindseligen weichen seiner Uebermacht. Unsere älteste Quelle unternimmt es von vornherein, die berichteten Wunder mit laufender Nummer zu zählen, verliert sich aber bald ins Maßlose. An wichtigen Wendepunkten des Lebens gehen von Buddha magische Kräfte aus, welche alle Uebel der Welt heilen. Schon vor seiner Geburt heilte er die Krankheiten Aller, denen seine Mutter die Hand auslegte. Aehnliche Vorgänge begleiten seine Geburt, so daß die Brahmanen jubelnd singen: „Die Blinden sehen, die Tauben hören, die Wahnsinnigen erhalten die Vernunft wieder, die Krankheiten aller Wesen sind geheilt; er ist der König des Heils!“ Er selbst bedient sich nur im geistigen Sinne des Bildes ärztlicher Heilkunde, die ihn befähige, durch die Lehre des guten Gesetzes alle Kranken gesund zu machen. Dennoch feiert auch den Antritt seines Lehramts die Legende durch Erzählung plötzlichen Ergusses seiner Wunderkraft über alle Welten bis in die Tiefen der Hölle: da schwinden auf einmal alle Sorgen und Klagen, die Armen werden reich, die Hungernden satt, die Gefangenen befreit, die Krüppel gesunden Buchses; aber auch alle Feindschaft, alle Sünde schwindet, in solchem Augenblicke sind alle Wesen erfüllt von Einem Wohlwollen, Einer Hilfsbereitschaft, wie eine in Liebe verbundene Familie. Unübersehlich sind in Zahl und Art die einzelnen Mirakel, mit welchen die lawinenhaft anwachsende Sage das Leben Buddha's und seiner Schüler überschüttete.

Fünf und vierzig Jahre wirkte Buddha lehrend und bekehrend auf Erden. Trotz der Schilderung rapider Ausbreitung seines Ordens und seiner weiteren Anhängerschaft vernehmen wir oft auch Klagen über Mißverstand und Harthörigkeit, über Urtheil nach dem Schein und Unbeständigkeit des Menschensinnes. Selbst den vertrautesten Jüngern ist Anlaß, Verhärtung des Sinnes, Kleinglauben, Schwäche, namentlich im Angesichte seines baldigen Todes, den sie aufhalten möchten, vorzuwerfen. Doch waren die Jünger die berufenen Gehilfen seines Werks; wir lesen, wie er sie in alle Welt absendet zu weiterer Werbung und ihnen ausführliche Instructionen ertheilt: „Zieht aus, ihr Jünger, und wandert, zum Heile für Viele, aus Erbarmen für die Welt, zur Freude für Götter und Menschen; geht nicht zu zweien denselben Weg; predigt die Lehre, die da herrlich ist, predigt sie nach dem Geiste und nach dem Buchstaben, aber liefert sie nicht aus an die Hochmüthigen, die von Begierden Berauschten, an Verächter und Spötter“ (vgl. Ev. Matth. 7, 6). Die Vorschriften im Einzelnen füllen lange Capitel. Dann werden die Verfolgungen und Schmähungen geschildert, welche die Jünger zu gewärtigen haben; seiner eingedenk sollen sie Alles dulden, er werde sie schützen, er werde ihnen die Worte eingeben, er werde unter ihnen

sein, auch wenn sie ihn nicht mehr sehen, er werde auf dem geliebten Berge bei der Stadt den versammelten Bekennern erscheinen, und überall, wo man das Gesetz lehre, werde es in seiner unsichtbaren Gegenwart geschehen (vgl. Matth. 18, 20. 28, 10—20. Joh. 15). Und wie schon lange Reihen von Buddhas in großen Zeitabständen vor ihm Mensch geworden, so werde auch nach ihm einst ein anderer kommen, Maitreya, der Freundliche, Liebevollle. Nach schweren Kämpfen, nach scheinbarem gänzlichen Verfall in Sünde und Wahn, nach grausamen Verfolgungen, wird endlich eine herrliche Welt des Heils erstehen, in orientalischer Pracht phantastisch geschildert, wie das „Neue Jerusalem“ in der Offenbarung Johannis, zuletzt wird auch der Hölle und sein Reich, die Hölle mit ihrer Feindschaft, ihrem Hohn und ihren Qualen überwunden sein.

In alle vier Himmelsrichtungen, zu allen Menschen ohne Schranke des Geschlechts, des Standes, des Volksstammes, werden die Jünger entsandt zum Erlösungswerke, und eine dreifältige Formel ist es, durch welche der Eintritt in den Orden erfolgt: „Ich nehme meine Zuflucht zu Buddha, zu dem Gesetz, zu der Gemeinde der Heiligen“.

In sicherer Kenntniß der Stunde seines Todes, bis zu der seine Wundermacht jede Krankheit bricht, bereitet er tröstend und ermahnend die Jünger darauf vor, während er mit ihnen der Stätte zuwandert, die ihm zum Abscheiden bestimmt ist. Noch einmal grüßt er aus der Ferne Nadschagriha und den Geiersberg. Kurz vor dem Tode wird sein Leib plötzlich hell leuchtend, er überglänzt das Gold eines ihm vorher verehrten Prachtgewandes. Als er von den Leiden dieses Lebens, achtzig Jahre alt, erlöst ward, da bebte die Erde, ein Meteor fiel, die Enden der Welt standen in Flammen, der Donner des Himmels erscholl. Nach der Verbrennung des Leichnams streiten die Könige und Priester der Umgegend um die Reliquien: ein Brahmane tritt durch eine Theilung schlichtend ein. Wie Buddha schon vorher bisweilen sich wieder in den Himmel erhoben hat, um Verstorbenen oder um den Göttern zu predigen, so kehrt er nach dem Tode ganz in die himmlische Heimath zurück; doch, wie wir hörten, hinterließ er den Seinen den Glauben an seine Allgegenwart und die Hoffnung, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wenn sie seiner bedürften. Auch in die Hölle drang er hinab, um dort seinen Verächtern und Hassern und den Feinden früherer Buddhas sanftmüthig zuzusprechen, bis er auch sie zur Seligkeit erhob.

Unmittelbar nach der Reliquientheilung soll mit fünfhundert Bekennern, an deren Spitze der Jünger Kashapa trat, das erste große Concil gehalten worden sein, zur Feststellung und Ordnung der heiligen Bücher. Da wir hiermit den Punkt erreicht haben, an welchem in der christlichen Ueberslieferung das erste Pfingsten steht, so sei es gestattet, mit einer Erzählung, welche in der Buddhalgende einen weit früheren Zeitpunkt schildert, aber eine merkwürdige Parallele zum Pfingstwunder darbietet, diesen Bericht zu schließen:

„Ein herrlicher Abend, lieblich wie ein junges Mädchen, vereinigt die Hörer der ersten Predigt Buddhas; die Götter drängen sich herzu in Schaaren, alle Himmel werden leer, und alle Welten lebender Wesen werden leer, denn Alles strömt zusammen zu einer endlosen Versammlung; aber sie hörte ihm still zu, wie ein wellenloser See. Und da glaubte jeder der zahllosen Hörer, der Weise blicke auf ihn und spreche zu ihm in seiner eigenen Sprache, und doch war es der Dialekt von Magadha, den er sprach.“

Daß in diesem Lebensbilde sich Geschichte, anekdotische Sage und sinnvoller Mythos zu einem schwer zu trennenden Ganzen verschmelzen, davon überzeugt uns der unmittelbare Eindruck, und nur dies Eine bedarf einer besonderen Versicherung, daß der geschichtliche Kern auch einen bestimmten historischen Religionsstifter einschließt. Welcher Zeit der Geschichte Indiens dieser angehört habe, und wann die Ausbildung der Legende etwa bis zu all den Details gediehen sei, welche das soeben vor uns aufgerollte Bild enthielt, darüber möge eine kurze Rechenchaft genügen, hinreichend, um den Einwand beurtheilen zu können, der dieses Bild völlig entwerthen würde: vielleicht sei es nur eine schlechte Copie der christlichen Evangelien. Die große buddhistische Religionsgemeinde, die jetzt noch der Christenheit an Zahl überlegen ist, ein großes Dritttheil der Erdbbevölkerung umfassend, ist aus einem Vetterorden hervorgewachsen, dessen Stifter schon frühzeitig den Ehrennamen Buddha erhalten haben mag. Jedenfalls im dritten Jahrhundert vor Christus finden wir ihn mit diesem Namen genannt und den Glauben an seine Religion durch die dreigliedrige Formel bezeichnet, die wir anführten: als Glaube an Buddha, an das Gesetz, an die Gemeinschaft. Wir würden noch ein weit früheres Datum hierfür gewinnen, wenn wir uns nicht ausschließlich an die absolut sichere Beweisquelle halten wollten, von der sogleich näher die Rede sein soll. Durch eben diese Quelle ist ferner das Jahr 500 v. Chr. als Durchschnittsziffer für die Lebenszeit dieses Buddha festgestellt, und durch Combination derselben Quelle mit einer jüngeren kann sogar mit großer Sicherheit sein Tod auf das Jahr 477 v. Chr. gelegt werden. So hätten denn fünf Jahrhunderte schon vor Christi Zeit für die Ausbildung und literarische Fixirung der Buddhallegende zu Gebote gestanden; es wäre zu verwundern, wenn dieser lange Zeitraum nicht benutzt worden wäre. Wir dürfen in der That sagen, daß mindestens in allen wesentlicheren Zügen diese Legende vor der christlichen Zeit feststand; und ist auch ein Nachwachsen in Einzelheiten nicht ausgeschlossen, so ist doch von allen Einzelzügen, welche hier mitgetheilt wurden, das Vorkommen schon in so früher Zeit nachweislich, daß ein nachträgliches Einfügen christlicher Elemente in die alten Bücher nur mit großer Kunst, und auch dann nur in unbedeutenden Kleinigkeiten, dafür in Anspruch genommen werden könnte. So schwankend die Chronologie Indiens auf anderen Gebieten sein mag, für die buddhistische Religionsgeschichte und Literatur besitzen wir zwei feste Stützpunkte, von welchen der eine im buchstäblichen Sinne felsenfest ist.

Dieser ist durch die Inschriften an Felsen, auf Säulen, an Granitblöcken gegeben, deren Abfassung durch den König Asoka im dritten Jahrhundert v. Chr. vollkommen zweifellos ist. Nennen sie doch als Zeitgenossen ihres Verfassers bekannte Fürsten des Westens, deren Jahre in die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. fallen: den Ptolemäus Philadelphus von Aegypten, den Antiochus II. von Syrien, den Antigonus Gonatas von Makedonien, den Magas von Kyrene. Eine dieser Inschriften, doppelt vorhanden, erst vor etwa acht Jahren durch den General Cunningham aufgefunden,*) diente zu der angeführten Bestimmung der Lebenszeit Buddhas, indem sie sich selbst auf das Jahr 256 nach Buddhas Tode datirt. Der andere Stützpunkt liegt in den zum Theil sehr speciell datirten Uebersetzungen buddhistischer heiliger Bücher durch die Gelehrten eines Volkes, das schon im grauesten Alterthume durch Gewissenhaftigkeit in Zeitangaben und geschichtlichen Sinn alle anderen übertrifft, des chinesischen. Schon König Asoka nun hat laut seiner gemeißelten Edicte für nöthig gefunden, den Buddhaglauben, den er zur Staatsreligion seines weiten indischen gesammten Reichs erhob, durch Hinweis auf gewisse besonders zu empfehlende Bücher zu sichern, in welchen Buddha's eignes echtes Wort enthalten sei, und welche er sonach aus einer schon mächtig angeschwollenen heiligen Literatur ausgehoben zu haben scheint. Zum Ueberflus gedenken die Inschriften sogar des weißen Elephanten im Geburtsmythus Buddhas. Eine chinesische Uebersetzung aber des indischen Werkes, woraus wir unsere Erzählung namentlich in ihrer ersten Hälfte geschöpft haben, des Valita Bistara, gab es nach den Angaben chinesischer Bücherkataloge schon um das Jahr 70 nach Chr. Solchen Angaben zu mißtrauen, wäre kein Grund, auch wenn ihnen die vorhin gerühmte Eigenschaft der chinesischen Literatoren nicht empfehlend zur Seite stünde; denn wir finden in solchen Katalogen Zeitangaben aus den verschiedensten Jahrhunderten, zunächst vom ersten bis herab zum sibenten unserer Aera, dann auch noch weiter abwärts, und gar manche Notizen darunter setzen Bücher von hohem religiösen Ansehen in ihrer gerade vorliegenden Uebersetzung sehr jung an, auch Uebersetzungen des Valita Bistara verhältnißmäßig sehr später Zeit werden angeführt: so verräth sich nirgends eine tendenziöse Absichtlichkeit; sehr oft ist der Name des Uebersetzers genannt und bisweilen die Geschichte des Uebersetzungsunternehmens genau erzählt. Jene Version aus dem ersten Jahrhundert ist uns nun freilich verloren, so daß Raum ist zu der Vermuthung, es könnten noch nach ihrer Zeit christliche Stücke in das indische Original eingetragen sein. Aber es giebt eine andere vom Jahre 194, worin unsere Legende mindestens in den Hauptzügen vom himmlischen Aufenthalte Buddhas an bis zur Niederwerfung Maras sich vorfindet, und eine dritte aus der westlichen Tsjin-Dynastie

*) Vgl. G. Bühler, Three new Edicts of Asoka, Bombay 1877 (reprinted from the „Indian Antiquary“).

(265—313), welche ohne jeden Abbruch die Erzählungen des Lalita Vistara wiedergiebt und die Todesgeschichte Buddhas aus noch älteren Quellen hinzufügt*). Wie unwahrscheinlich wäre schon an sich das Eintragen von Elementen einer fremden Religion in die peinlich gehüteten, abergläubisch heilig gehaltenen kanonischen Bücher des Buddhismus, deren göttlicher Ursprung in jedem Buchstaben seit Jahrhunderten festes Dogma war! Doppelt unwahrscheinlich aber — um nicht zu sagen unmöglich — wäre ein solches Eintragen aus christlichen Quellen zu einer Zeit, in der das Christenthum im mittleren Asien höchstens die ersten leisen Anfänge von Missionserfolgen hinter sich hatte. Nun kommt aber noch ein Umstand hinzu. Auch Werke einer üppig phantastischen und grüblerischen Ausspinnung der Buddhalehre, Werke aus der Hochblüthe der verhältnißmäßig späten Schule des sogenannten „großen Fahrzeugs“, sind in China schon im zweiten Jahrhundert nach Chr. übersetzt vorhanden. Unser Bericht hat darum einiges Wenige auch aus solchen Werken, soweit das Datum ihrer Uebersetzung in China nicht unter das dritte Jahrhundert herabging, ohne jeden Verdacht christlichen Ursprungs schöpfen dürfen: so namentlich aus dem durch Burnouf in's Französische übersetzten „Sutras des guten Gesetzes“. Der indische Lalita Vistara aber zeigt nur wenige Spuren des Einflusses jener Schule, keineswegs ihre Herrschaft, so daß wir ihn entschieden für noch älter halten müssen, als die soeben charakterisirten, schon so frühzeitig in China bekannten Werke. Endlich ist unsere zweite Hauptquelle für die Legende, die einschlagenden Theile des auf Ceylon im Pali-Dialekt redigirten Kanons, unbezweifelt höheren Alters als die von uns benutzten Sanskritbücher, und dennoch weisen die Pali-Urkunden beinahe den gleichen Bestand der Sage auf, deren allmählig immer buntere Ausdichtung wir darin sogar von den einfachsten Anfängen aus verfolgen können. Alles dies zusammengenommen mag hier genügen, um die Ueberzeugung zu stützen, daß auch nicht der kleinste unter den oben aneinandergerihteten Zügen der Buddhabiographie christlichen Ursprungs ist.

Da ich in einem vor kurzer Zeit erschienenen Werke**) in umgekehrter Richtung eine Vermuthung gewagt und zu begründen gesucht habe, glaube ich ein kurzes Wort hierüber auch an dieser Stelle schuldig zu sein.

Wer unsere Evangelien in jedem ihrer Stücke als Urkunden geschichtlicher Thatfachen verehrt, der muß den merkwürdigen Umstand der Uebereinstimmung fremder Religionsfagen mit diesen Thatfachen aus einer göttlichen

*) Vgl. Samuel Beal, The Buddhist Tripitaka, London 1876, p. 19, 109, 115 f. mit E. Senart, Essai sur la légende du Buddha, Paris 1875, p. 497 f. Seit obiges geschrieben wurde, hat Beal im 19. Bande der Sacred Books of the East noch speciellere Mittheilung über die ältesten Buddha-Biographien geliefert, und ist in dem Katalog des chinesischen Buddhistischen Kanons von dem Japanesen Bunyiu Nanjio (Oxford 1883) alles oben Bemerkte noch reichlicher bestätigt worden.

**) Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddhafrage und Buddha-lehre, mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht. Leipzig, 1882.

Züfung zu verstehen suchen, welche in jenen Sagen vorbildliche Anknüpfungen, symbolische Typen für diese Thatfachen schuf. Freilich hätten diese Vorbilder nur hindernd für die Annahme des christlichen Glaubens gewirkt; denn sie erweckten den gläubigen Bekennern jener anderen Religionen die Vorstellung, als besäßen sie schon längst von selbst, was die christliche Mission ihnen neu zu bringen meinte, und wenig geneigt konnten sie sein, sich zu einem bloßen Vorbilde oder symbolischen Vorspiele herabsetzen zu lassen, was ihre heilige Ueberlieferung nicht minder unter die Bürgschaft göttlicher Thatfachen-offenbarung stellte, als die christliche Ueberlieferung den Inhalt der Evangelien. Auf einem anderen Standpunkte wird eine solche Auskunft entbehrlich, und dieser Standpunkt ist vertreten von manchem gläubigen Christen unsrer Tage, der doch nichts preisgeben will von dem Gottesworte, für dessen Träger ihm das Neue Testament gilt, aber nur dieses Gotteswort zu scheiden entschlossen ist von „Umhüllungen, die es sich lächelnd gefallen ließ.“ Von dem Standpunkte aus, den wir hier meinen, fallen auch die christlichen Evangelien, wie jedes andere Literaturwerk, unter die Gesichtspunkte der menschlichen Geistesgeschichte und schriftstellerischen Production. Treten wir in diesem Sinne unbesangen den evangelischen Erzählungen gegenüber, so kann uns nicht gleichgiltig bleiben, daß auch die älteste Titelgebung nicht gewagt hat, von einem Evangelium des Matthäus, des Marcus u. s. w. zu sprechen, sondern nur ein Evangelium nach Matthäus, nach Marcus, nach Lucas, nach Johannes kennt. Der compilatorische Charakter, den wir hiernach an diesen Büchern zu finden erwarten müssen, wird überall durch ihre Uebereinstimmungen, die auf gleiche Quellen, und durch ihre Verschiedenheiten, die auf ungleiche Behandlung dieser Quellen und auf andere, ungleiche Quellen schließen lassen, zur Evidenz gebracht. Das dritte Evangelium bekennt sich ausdrücklich in seinen ersten Versen zu solchem compilirenden und harmonisirenden Verfahren. Der Buddhist würde nun gewiß von den so entstandenen christlichen Werken denselben unmittelbaren Eindruck davontragen, den wir unsererits den buddhistischen Erzählungen gegenüber so formulirten: sie erscheinen als schwer trennbare Verschmelzungen von sinnvollem religiösen Mythos, frei gestaltender Sage und einem festen geschichtlichen Kerne. Dieser Kern würde auch hier vor Allem die geschichtliche Gestalt des Religionsstifters sein, die welterneuende, gottdurchdrungene Persönlichkeit Jesu von Nazaret. Eine solche Auffassung unserer Evangelien enthält aber selbst wieder neue, schwer zu lösende Probleme. Sagenhafte Entstellungen der Thatfachen bringt die von Mund zu Mund gehende Berichterstattung wohl in kürzester Frist hervor, aber eine eigentliche religiöse Mythologie entsteht nur langsam, durch Jahrhunderte hindurch, und sie entsteht nicht mehr in einer hellen, historischen Zeit, geschweige in der Versfallzeit einer alten Cultur, mitten in der Gewöhnung an skeptische, zeretzende Verstandesreflexion, in einer Zeit, für welche das Achselzucken des Pilatus mit der Frage „Was ist Wahrheit?“ charakteristisch war.

Wollen wir in den wenigen Jahrzehnten von Jesu Tode bis zum Abschluß unserer kanonischen Evangelien — sollten es auch nicht so ganz wenige Jahrzehnte sein — mythenähnliche Producte entstehen sehen, so müssen wir den Begriff des eigentlich „Mythischen“ fallen lassen und an das verwandte Medium der Kunstpoesie denken. In der „Offenbarung Johannis“, welche um die Jahreswende von 68 zu 69 entstand, liegt ein unbestreitbares Beispiel früher christlich-religiöser Kunstdichtung vor. Bei Lucas macht die Einflechtung hymnischer Stücke, welche überall in dem gleichen Stile gehalten sind, besonders in den ersten Capiteln, den Gedanken wahrscheinlich, daß unter seinen im Anfangsverse erwähnten „vielen“ Gewährsmännern auch ein christlicher Dichter gemessen ist. Kunstdichtung aber entsteht auch noch in einem anderen Betracht nicht ebenso, wie volkstümlicher Mythos. Die gesammte Geschichte der Poesie zeigt uns, wie die der bildenden Künste, gewisse wiederkehrende Typen, welche von Hand zu Hand gehen, immer neu verarbeitete Motive, welche ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ein Künstler dem andern zureicht. Oft auch sind die benutzten, überkommenen Formen weit geringwerthiger, niedriger von Geschmack, als das, was die edlere Kunst eines gebildeteren Volkes oder eines höheren Genius daraus schuf. Was hat die griechische Sculptur aus ägyptischen und asiatischen Typen gemacht! Wie hat die christliche Frömmigkeit und die germanische Gemüthsstiefe das Bild der Madonna mit dem Kinde umgeschaffen, dessen Grundlinien nachweislich der Gruppe der Isis mit dem Horuskinde verdankt sind! So besitzen wir denn auch ein höchst interessantes, unbestrittenes Beispiel von christlicher Umdichtung der Buddhalegende. Es ist der Roman „Barlaam und Josaphat“, als dessen Verfasser der griechische Kirchenvater Johannes Damascus gilt (gest. 754). Sogar der Name Josaphat, eigentlich Joasaph, ist für eine Umgestaltung des Buddha-titels Bodhisattva erkannt worden; die katholische Kirche, die jenen Josaphat unter ihre Heiligen aufnahm, hat unbewußt in ihrem Dienst und in ihrem Kalender dem Buddha-Sakjamuni eine Stelle gegönnt*). Unmöglich ist es keinesfalls, daß ein ähnlicher Proceß vertiefender und reinigender Umdichtung buddhistischer Vorlagen der Abfassung der christlichen Evangelien vorausging und auf dieselbe von Einfluß war. Der phantastische Schwall, das Tändelnde, das specifisch Indische, würde vom christlichen Dichter hierbei in ähnlicher Weise beseitigt und durch den schlichten Ernst der semitischen Frömmigkeit verdrängt worden sein, wie es gegenüber der babylonischen Schöpfungs- und Sintfluthsage durch den alttestamentlichen Erzähler geschehen ist. Der Verkehr Indiens mit dem Westen, namentlich mit den großen Weltmärkten Syriens, Kleasiens und Aegyptens, war in der nächsten Zeit nach Christus auf Land- und Seewegen

*) Näheres hierüber in Max Müllers Essays, 3. Band, in Albr. Webers Indischen Streifen, 3. Band, S. 57, und bei Rhys Davids, Buddhist Birth Stories or Jataka Tales translated, 1. Vol., London 1880.

überaus bedeutend, und bei dem Fanatismus, mit welchem die Buddhisten den Auftrag des Meisters, die ganze Welt zu bekehren, als höchste religiöse Pflicht ergriffen, ist es ganz unmöglich, daß für sie die belebten Handelsstraßen und die mächtigen Rauffahrtsschiffe nicht sollten vorhanden gewesen sein, welche großen Mengen indischer Waaren den Absatz in Europa vermittelten, so daß nach Plinius das römische Reich jährlich 50 Millionen Sestertien, das heißt etwa 8 Millionen deutsche Reichsmark, nach Indien abgab. Denken wir nun zurück an die große Anzahl der oft frappanten Ähnlichkeiten der beiden verglichenen Literaturen, so werden wir der Vermuthung eines äußeren Zusammenhangs in der Richtung von Osten nach Westen wenigstens nicht von vornherein jede Wahrscheinlichkeit absprechen dürfen.

Aber, wäre auch diese Vermuthung zur Gewißheit erhoben, einen Verlust, der nicht nur jene „Umhüllungen“ beträfe, sondern den christlichen Glauben selbst, würden wir dadurch nicht erleiden, wohl aber den tiefgehenden Gewinn davontragen, daß uns der einzige Werth des Christenthums wie die aus dunkeln Wolkenschleiern tretende Sonne in einem neuen Glanze erschiene. „Man bekommt durch Ihre Zusammenstellungen einen gewaltigen Respect vor dem Christenthum“ — sagte mir ein ernstler Leser meines Buches und wies dabei auf den Gegensatz hin, in welchem die schlichte Weihe der christlichen Erzählung zu der sinnlich spielenden Leppigkeit und dem narrotischen Duft der indischen Legende steht. Dieser Gegensatz ist nicht nur ein ästhetischer, nicht nur ein Gegensatz gleich berechtigter nationaler oder ethnologischer Eigenheiten, er hat vielmehr seine Wurzeln in dem Religionsgehalte selbst, der auch den Umhüllungen, die ihn bedecken und zum Theil verbergen, doch seinen Geist und Ungeist unverkennbar mittheilt. Zwar besitzen wir in den ältesten buddhistischen Werken auch Erzählungen von großer Einfachheit und Sammlungen von Lehrsprüchen ohne jedes legendarische Gewand; allein jene Erzählungen offenbaren nur durch den Mangel an ergreifenden Zügen mächtigen religiös-ethischen Lebens ihres Helden den Anlaß, diese Lücke später durch phantasiereiche, aber wenig gehaltvollere Erfindung zu füllen, und die Lehrsprüche, obwohl oft vom höchsten sittlichen Inhalte und darin manchem Jesuworte auffallend verwandt, lassen dennoch deutlich den ursprünglich dürren Boden hindurchfühlen. Nur in Zeiten ganz besonders guter Weckerung und Pflege hat dieser Boden vorübergehend das Beste getragen, aber gar bald ist immer wieder seine natürliche Sterilität zur Erscheinung gekommen in dem überwuchernden Unkraute leerer Grübeleien, kindischen Tandens, ängstlich kleinlichen Gesezeswesens, stupiden Aberglaubens und priesterlicher Selbstvergötterung. Dieser Boden ist der des Pessimismus und zwar eines aus Schrecken und Furcht vor den materiellen Uebeln des Daseins entstandenen Pessimismus. Alle eigenthümlich charakteristischen Elemente des buddhistischen Religionsgehaltes lassen sich aus dieser Grundlage verstehen. Es mag zunächst paradox erscheinen, daß eine Religion

vollkommener Entfagung, gefühlvoller Barmherzigkeit und äußerster Opferbereitschaft ihre Wurzeln in einem materiellen Pessimismus haben soll. Nichts aber steht fester als dies, daß das physische Elend des irdischen Daseins, Krankheit, Alter, Tod, der mannigfache schmerzvolle Druck, mit dem die Natur auf uns lastet, und welcher durch den besonderen Druck des indischen Kastenwesens doppelt empfindlich wurde, dem buddhistischen Heilsgedanken Entstehung und Richtung gegeben hat, und daß eine aus diesem sthigischen Quelle eingesogene pessimistische Verzweiflung es verhinderte, die Rettung und das letzte Endziel alles Sehns und Trachtens in etwas Mehrerem zu suchen, als in bloßer Befreiung von jenen Leiden, in dem Glücke und Genusse der Freiheit von allem eigentlichen Lebensinhalte also rein an sich, ohne daß ein neuer, besserer Lebensinhalt an Stelle des geslohenen zum Gegenstande des Strebens wurde. Da aber nach dem indischen Seelenwanderungsglauben, den der Buddhismus im Ganzen unverändert übernahm, dem Gestorbenen eine abermalige Geburt und eine unabsehbare Reihe von Wiederholungen eines leidvollen Lebens drohte, zumal wenn er nicht das Glück hatte, in der Brahmanenkaste geboren zu sein, so nahm jene Sehnsucht nach Befreiung hier nothwendig die Gestalt des Verlangens nach Befreiung von der Wiedergeburt an, und es wurde zum Hauptmotiv Buddha's, den kürzesten, innerlichen, religiös-sittlichen Weg hierzu Jedermann ohne Unterchied der Kaste zu eröffnen. Dies ist der Wesenskern der buddhistischen Religion geblieben, so viele Wandelungen sie auch in ihrer mehr als zweitausendjährigen Geschichte und in ihrer Anpassung an die verschiedensten Nationalcharaktere durchlebt hat. Auch darin ist sie sich gleich geblieben, daß sie die Hindernisse jener Befreiung in der sinnlichen Lust und selbstischen Begierde und in Allem fand, was diese anregt. So mußte denn die völlige Abtödtung aller Begierden, die völlige Entfernung von allen ihren Gegenständen, freiwillige Armuth, Ehelosigkeit, Niedrigkeit, Enthaltung von jedem Genusse, Beschränkung auf die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse, als einziger Weg zum vollen Heile gepredigt und geübt werden. Die Stiftung der buddhistischen Religion war daher von Haus aus zusammengefallen mit der Gründung eines Ordens bettelnder Mönche und Nonnen; dem Laienanhange legte man nur die nöthigsten Moralgebote auf, und war ihm dankbar für die Almosen, von welchen die Ordensglieder leben mußten, ohne ihm jedoch die volle Befreiung vom Leiden und von der Wiedergeburt zusichern zu können. Entsprechend ist in der Auffassung des Heilsziels dieser negative Begriff der bloßen Befreiung jederzeit das herrschende, wesentlich färbende Moment geblieben, wie mannigfaltig immerhin die Auslegung des in diesem Sinne mit dem negativen Worte *Nirwana* bezeichneten Heilsideals in den zahlreichen buddhistischen Theologenschulen auseinanderging. Von Anfang an ist unter *Nirwana* der innere Zustand unseres Geistes gemeint, welcher entsteht, wenn wir uns alles Begehrens, alles Interesses am realen Dasein entschlagen, jeden Wunsch in uns tilgen, der uns zu der Wirklichkeit des Lebens hin-

überzieht, ein Zustand also, in dem uns eigentlich Nichts fesselt, Nichts überhaupt beschäftigt, als das Festhalten dieses Zustandes selbst; denn es darf nicht vergessen werden, daß ein neuer Inhalt an Stelle dessen, wovon solche Befreiung frei machen sollte, nicht angeboten wurde. Dieser Zustand leerer innerer Freiheit galt zugleich als Befreiung von der neuen Einklehr in reales Leben nach dem Tode, da in solchem Zustande jeder Keim neuer Geburt erstickt scheint. Dennoch aber wurde diese Freiheit als ein Gut, als Gegenstand des Genusses, als ein seliges Dasein, gedacht und empfunden; war sie ja doch eben Freiheit vom Leiden, Freiheit vom Ungefühl des Begehrens, Freiheit von der Welt, Freiheit von zukünftiger Leiblichkeit. Ja, dieses selige Freisein war Unsterblichkeit; denn über den von allen Banden der Natur losgelösten Geist hat auch der Tod keine Macht. Wir begreifen, wie hiernach schon frühzeitig das Nirwana ein „Mittelglied zwischen Sein und Nichtsein“ genannt werden konnte; denn die inhaltlose Freiheit ist eigentlich Nichts, aber da sie in einem Geiste existirt, der sie als Glück empfindet, ist sie doch wiederum weit mehr als Nichts. Wir begreifen auch, wie die doppelte Weiterentwicklung in den Schulen auskommen konnte, wonach hier die Seligkeit des Nirwana zu einer ziemlich glanzvoll ausgedichteten Freudenwelt, dort die Inhaltslosigkeit zu völliger Vernichtung gesteigert wurde. Auch die andere Fortbildung aber werden wir verstehen, durch welche zu Zeiten aus dem Keime jener Entsagungsmoral hohe Lehren von liebevoller Duldsamkeit, Opferbereitschaft, ja von thätiger Liebe bis zur Feindseligkeit hervorbrachen. Denn die Selbstlosigkeit, die Begierdelosigkeit des Entsagenden läßt in seiner Seele die Regungen der Warmherzigkeit und Liebe leicht von selbst emporsteigen, welche von der Eigenlust unterdrückt werden. Wenn aber die thätige Liebe dennoch fortfährt, kein anderes Ziel zu kennen, als jene leere Freiheit, so müssen auch ihre kräftigsten Anläufe immer wieder in den Opiumtausch des „seienden Nichtseins“ ausmünden; die Liebeshandlung hat dann kein anderes Object als dieses, allen Menschen durch ihre Bekehrung die Seligkeit solcher inneren Leere zu eröffnen. Und wie immer diese Seligkeit realistisch ausgemalt werden mochte, niemals ist verleugnet worden, daß das Beglückende in ihr jene leere, innere Freiheit selbst ist, welcher nur eben jedes Begehren und Handeln dadurch erspart sein soll, daß sie von einem allgemeinen Vollendungsstande der Dinge umgeben ist.

Die Religion Jesu zeigt uns zu diesem Allem das vollkommene Widerpiel. Wenn der Buddhismus aus pessimistischer Verzweiflung am realen Dasein alles Wollen und Handeln überhaupt fliehen heißt, und nur absichtslos, gleichsam unterwegs, einige thätige, wirksame Liebe mitgewinnt: so sehen wir das Christenthum aus dem ganz realistisch und optimistisch gedachten Ideale des jüdischen Gottesstaats hervordringen, dieses Ideal zum allgemeinen und einigen Gottesreiche erweitern, den Gottesglauben vom starken und eifernden nationalen Jehovah zu dem Allvater der Schaffenden

und sorgenden Liebe emporheben, und die Gesinnung des knechtischen Gehorsams gegenüber peinvollen Gesezeslasten zur kindlichen Vereinigung mit dem göttlichen Liebewillen vertiefen und vereinfachen. Hier sind es die vereinzelt, an Buddhismus gemahnenden Züge von Abtödtung, Weltflucht, äußerer Armut und thatlosem Erdulden des Unrechts, die sich fremdartig ansetzen und zu Grundlagen des mönchischen und mittelalterlichen Heiligenideals wurden, welches allerdings weit mehr buddhistisch ist als christlich. Vielleicht daß derselbe buddhistische Einfluß, den wir für die Entstehung einzelner evangelischer Erzählungen heranzogen, auch in den Lehrstoff Eingang fand und u. A. Ursache jener „ebionitischen“ Züge geworden ist, die ja wiederum bei Lucas am meisten auffallen. Das Christenthum Jesu ist nicht getragen vom Schmerz über den Schmerz, über Leiden, Alter, physischen Tod, nicht getragen von Furcht vor Erneuerung solcher Uebel, sondern von Schmerz und Entrüstung über die pharisäische Lüge und die sadducäische Hoffarth, von Erbarmen mit der Heerde, die keinen Hirten hat, der sie zu einer Gemeinschaft gottinnigen, sittenreinen, in Liebe thätigen Lebens sammelt. Die Liebesthat, auch wo sie nur einem Thier gilt, das in den Brunnen fiel, steht Jesu höher als die beschauliche Ruhe des Sabbath, und die volle Verwerthung aller Güter der Natur — der Natur, deren tiefempfundene Schönheit aus Jesu Neben allenthalben uns entgegenstrahlt, der Natur, die er so oft als Zeugniß der göttlichen Güte preist —, die Verwerthung dieser Güter ist ihm kaum ein Gegenstand der Erwägung, geschweige des Verbots; die Ehe gilt ihm als von Gott selbst zusammengefügt, wenn er sie auch seines besonderen weltgeschichtlichen Berufes willen sich versagte, und alle Fasten- und Speisegebote bläht das einzige Wort hinweg: „Nicht, was eingeht in den Mund, macht die Menschen gemein, sondern was ausgeht aus dem Munde; was in den Mund hineinkommt, geht in den Leib, was aber aus dem Munde herauskommt, geht aus dem Herzen hervor; aus dem Herzen kommen die argen Gedanken, die sind es, die den Menschen gemein machen!“ Der Ausblick in die Zukunft vollendeten Heils ist für Jesus wahrlich nicht der Ausblick in ein Freisein von allem Lebensinhalt. Aus naher Ferne leuchtet seiner Hoffnung das vollendete Bild einer reich gegliederten Welt entgegen, in welcher die ganze Fülle der Natur im Dienste der menschlichen Liebe, die Talente der individuellen Thatkraft im Dienste der Allgemeinde, alle geistigen Wesen im innigen Bunde mit Gott stehen, der Seligkeit theilhaft, die Gott selbst durch unablässige schöpferische Liebesthat an sich erfährt. Hatte der Buddhismus dagegen in Nirwana, in jenem feindlichen Nichtsein oder nichtfeindlichen Sein, den höchsten Gegenstand seines Trachtens, so mußten ihm auch die Götter zu erlösungsbedürftigen Existenzen herabsinken, und in demselben Maße mußte der Buddhist sich selbst, soweit ihm das Nirwana zum Besitz geworden, als ein Gott aller Götter vornehmen. Daher im buddhistischen Selbstbewußtsein, das häufige Umschlagen aus der extremsten Demuth in die extremste Ueberhebung und der fast

gänzliche Mangel einer gesunden, maßvollen Würdigung eigenen persönlichen Werths, die dem Menschen nur gelingen kann, wenn er seine Unterordnung unter das göttliche Gesetz zugleich als persönliches Durchdrungensein von göttlichen Kräften auffassen darf, die ihm seinen besonderen Beruf in der Erarbeitung allgemeiner Güter anweisen. Als das Buddhakind den Göttern dargestellt wurde, lächelte es und sprach: „Wo ist der Gott, der mir gleiche oder mich überragte?“ Als der Jesusknabe im Tempel gefunden ward, mit den Schriftgelehrten sich unterredend, antwortete er den Seinen: „Wußtet Ihr nicht, daß ich sein muß in Dem, was meines Vaters ist?“ Auch die Mannesgestalt des Messias wird so für den christlichen Glauben stets das Urbild eines gottgeeinten machtvollen Wirkens sein, das aus Liebe zur Menschenwelt allen Kampf auf sich nimmt, ja im Martyrium endet, nicht um das Dasein von seinem Inhalte zu befreien, sondern um es mit dem höchsten und besten Inhalte zu erfüllen.





Utt= Toscana.

Eine culturgeologische Studie

von

E. Heper.

Das Mergelland Toscanas mit seinen Gabbrofuppen sehen wir begrenzt im Osten von den jung aufgestauten Ketten des Apennin, im Westen von jenen Alluvialebenen, welche in historischer Zeit gegen das Meer vorgeschoben worden sind. Alle drei Gebiete unterscheiden sich sowohl durch den Relief, als auch durch die Vegetation. Im Apennin treffen wir zumeist arme Buschwälder, im mergeligen Hügel-land bald italienische Cultur, bald öde Gebiete, aus welchen dichtbewaldete Eruptivfuppen aufragen, die Maremmen endlich sind reich an üppigen Feldern und Weiden.

Wir wollen nun in ferne Vergangenheit blicken und betrachten, wie sich die Geschichte des Landes und der Menschen im Laufe dreier Jahrtausende geändert haben. Die Contraste, welche sich da entfalten, sind gedanken- anregend, sie eröffnen uns ein tieferes Verständniß für die Gegenwart.

Im Postpliocen treffen wir bereits einen thiergleichen Menschen in Mittelitalien; die späteren prähistorischen Funde zeigen uns den Menschen versehen mit Bronzewaffen und Werkzeugen. Diese anschließliche Bronce- cultur hat in Italien wohl bis gegen 1000 v. Chr. geherrscht; später findet das Eisen durch die Etrusker zunächst eine beschränkte, durch die Römer aber eine allgemeine Verwendung.

Uebersichten wir das vorrömische Italien, so treten uns verschiedenartige Culturen entgegen. Hier wie anderwärts im Mittelmeere kreuzen sich schon ein Jahrtausend vor Christi indo-europäische und orientalische Rassen. Sociale Leiden, Krieg und Handel treiben die Völker von Land zu Land und mengen sie vielfach.

Die altorientalischen Quellen berühren unsere Gebiete nicht, die europäischen Nachrichten reichen aber nur mittels ihrer sagenhaften Wurzeln bis in jene frühen Zeiten zurück. In späterer Epoche treffen wir ein buntes Gemenge zum Theil barbarischer, zum Theil aber hoch cultivirter Völker in der italienischen Halbinsel sesshaft. Im Nordwesten treffen wir die Ligurer, Verwandte jener Basten, welche als ein Relict Alteuropas noch heute im spanisch-französischen Grenzgebiete vegetiren. Im Nordosten Italiens herrschen in der alten Zeit die indo-europäischen Tyrrheno-Pelasger, welche um die Zeit des trojanischen Krieges aus Kleinasien zugezogen sein sollen. Sie erscheinen als Schiffahrer, Städtebegründer, Gewerbetreibende und haben gewiß in Italien manch' orientalische Kenntnisse verbreitet. Im Poebelta stammen die Städte Spina und Ravenna von den Pelasgern, im Westen erscheinen die Orte Pisa, Cerae und Tarquinius als Colonien dieser tüchtigen Einwanderer.

Im östlichen Mittelitalien treffen wir die gräco-italischen Umlerer, deren culturelle Bedeutung fraglich ist, im Römischen erscheinen oskische und andere den Römern verwandte Völkerschaften, in Süditalien und Sicilien wohnen die in frühester Sagenzeit eingewanderten Siculer, Verwandte der Griechen, im heutigen Toscana aber herrscht das wichtigste altitalische Kulturvolk, die Etrusker.

Sind uns auch Rasse und Sprache dieses Volkes noch heute unbekannt, so liegen doch so viele Ueberlieferungen und Werke aus jener Zeit vor, daß wir das alte Etrurien culturell wohl charakterisiren können.

Die Städte der Etrusker waren im ganzen Land zerstreut. In den apenninischen Längsthälern lagen Perugia und Cortona, ferner Chiusi und Arezzo, in dem toscanischen Hügelland erhoben sich Fiesole, Volterra, im Süden Volturnum, Tarquinius, Cerae. Am Ufer treffen wir die pelasgische Colonie Pisa, ferner die etruskischen Städte Populonium und Rusellae, Cosa und Graviscae. Fast all' diese Orte waren klein, aber vorzüglich besetzt; zumeist krönten sie Hügel oder Höhenzüge. —

Nachdem das Volk in den Stammsitzen erstarkt war und der Raum nicht mehr genügte, breiteten sich die Stämme über die Nachbargebiete aus. Um 1000 v. Chr. dringen die Heere der Etrusker über den Apennin und in das Poebene. Pelasgische Städte fallen ihnen zu. Sie besiedeln die Poebene und gründen mehrere Niederlassungen, u. a. Adria, das Venedig des alten Italien. Im Nordwesten dringen die Etrusker gleichfalls vor und colonisiren Lunae im ligurischen Lande. Im Süden beherrschen sie durch

lange Zeit das ganze Land bis zum Tiber und einen Theil der neapolitanischen Ebene.

Durch mehrere Jahrhunderte bewahrte das Volk diese dominirende Stellung. Erst im 5. Jahrhundert vor Chr. verlierten die Etrusker die Herrschaft im Norden zufolge des siegreichen Vordringens der Gallier in der Poebene. Nun halten sie sich als freies Volk in Toscana, bis sie den rasch erstarkenden Römern erliegen. Im Folgenden sollen zunächst die bekannten Thatfachen der etruskischen Culturgeschichte in einem Bilde zusammengefaßt werden; dann schildere ich einige bedeutungsvolle culturgeologische Wandlungen des Landes. —

Die etruskischen Gestalten, welche uns aus den alten Bildwerken entgegentreten, sind kräftig unterseht, lebhaft bewegt, die Köpfe und Gesichtszüge sind derb und ausdrucksvoll. Kleidung und Waffen sind ähnlich jenen, welche die Römer trugen. Ueppige Feste, durch Flöten- und Pfeifenspiel erheitert, werden mit Vorliebe dargestellt. Das Weib erscheint als Hausgenossin des Mannes. Sie ist bekleidet mit langem faltigem Gewande, sie trägt schöngeslochtene Zöpfe und zierlichen Goldschmuck; auch die Fußbekleidung ist fein und geschmackvoll.

Fröhliche Bilder treffen wir allerwärts; selbst der Todtencultus ist üppig und glänzend; ein reicher Zug giebt dem Todten das Geleit; die Leidtragenden gehen ein in den mit Lebensbildern geschmückten Todtensaal, welcher kunstreich in den Fels gehauen ist. Der Todte wird beigelegt, ein reiches Todtenmahl wird gefeiert.

Die religiösen Vorstellungen gleichen den griechisch-römischen dermaßen, daß man an eine Aunverwandtschaft der besagten Völker denken muß. Besonders ausgebildet ist bei den Etruskern der Glaube an Menschen-Geister, welche die Natur beleben, den Menschen schützen und über dem Hause walten.

Die Städte erscheinen als freie Gemeinwesen, welche gleich den alten Communen Mittelitaliens von einem Patricier-Senat regiert werden.

Von besonderem Interesse ist die technische Cultur der Etrusker. Zunächst fallen uns die Bauwerke auf. Die Mauerung ist primitiv, die mächtigen Steine werden ohne Mörtel gefügt. Vorherrschend ist die Quadermauerung, seltener werden polygonale Bruchsteine in cyclopischer Weise gefügt. Mächtige Stadtmauern mit vorspringenden Thürmen, Thore, öffentliche Gebäude und Gräber wurden in dieser Weise ausgeführt.

Eigenthümlich und mannigfaltig sind die Gräber. Im mittleren und nördlichen Etrurien treffen wir zumeist Felsgräber. Die Felsgehänge in der Nähe der Städte und die Felskuppen, auf welchen die Gebäude selbst stehen, sind oft ganz durchbrochen und durchsetzt von Gängen und Kammern. Bei den größeren Familiengräbern tritt man zunächst in einen Gang ein und aus diesem gelangt man in die einzelnen Kammern. Bei den Gräbern besonders reicher Leute führt der Gang in einen Felsaal mit Nebenkammern. Die Wände der Gänge und Säle sind mit Reliefs, Trophäen, Wandgemälden

geschmückt. Urnen, Vasen, Krüge und Schalen stehen in dem Saale als Ehrengeschenke für den Todten. Sie mochten zum Theil beim Todtenmal gebient haben.

Eine andere Form der Gräber treffen wir im südlichen Etrurien und im Römischen. Hier wird ein runder Quaberring aufgeführt, innerhalb dessen der Todte ruht. Ueber diesem Grabthurme wird ein Hügel aus Erde aufgeschüttet.

Der Eingang in die Felsgräber und Grabthürme ist oft kunstvoll. Da treffen wir einen Bogen, dort jene merkwürdige gegen oben verjüngte Thüre, welche der ägyptischen Baukunst eigen ist. Im Süden endlich erscheint auch der griechische Tempelgiebel als Grabfaçade verwendet. Sphynge oder Greife ruhen über den Pforten der Gräber.

Tritt uns schon unter diesen Werken viel Eigenartiges entgegen, so erstaunen wir vollends vor der Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit der etruskischen Kunstindustrie. Die zahllosen Vasen und Krüge, welche in den Gräbern beigesetzt waren und nun unsere Museen schmücken, sind genugsam bekannt; weniger verbreitet sind die Metallgeräthe, Gefäße und Waffen, die zierlichen Lager- und Tischgestelle, die Spiegel, Lampen und Statuetten, die prächtigen Geschmeide und Intaglien, welche größtentheils in den toscanischen Museen verwahrt sind.

Diese Kunstwerke zeigen eine feine Arbeit und eine befremdende Verschiedenartigkeit. Sogleich fallen zwei stylistische Gegensätze auf: einerseits treffen wir phantastische Thier- und Pflanzenformen, Palmen, Sphynge und Scarabeen als Motive verworhet, andererseits sehen wir Formen, welche der griechischen Kunst verwandt sind. Die Figuren des einen Typus sind hart und bizarr, während andere Figuren in Bezug auf Form und Bewegung den griechischen Werken gleichen. Denselben Gegensatz haben wir schon bei den Gräbern beobachtet. Auch dort trafen wir einerseits orientalische, andererseits griechische Formen.

Beide Typen gehören verschiedenen Culturepochen an. In der ältesten Zeit erscheinen die Etrusker, welche durch Vermittlung der Phönizier, dann aber auch selbständig mit dem Orient verkehrten, durch die ägyptischen, assyrischen, phönizischen Vorbilder beeinflusst. Sie nehmen viele Formen fast unverändert auf. Die Maché ist in dieser Kunstperiode mitunter schon recht gut, die Formen aber erscheinen noch plump, gebunden. Später lernen die Etrusker von den griechischen Colonisten in Unteritalien neue Formenreihen kennen: der etruskische Tempel ist nach großgriechischem Vorbilde geformt. Bilder aus der griechischen Sage werden mit Vorliebe dargestellt. Die Thon- und Metallwaaren jener Epoche entsprechen selbst dem verfeinerten Geschmade der Griechen, welche die etruskischen Werke hoch schätzen.

Das herrschende Nutzmetall blieb nach wie vor die Bronze. Das zur Bronze-Erzeugung nöthige Kupfer gewannen die Etrusker im eigenen Lande, Zinn wurde aus Spanien, Gallien, Britannien eingeführt.

Eisenschmelzen bestanden auf Elba und im Gebiete von Populonium. Schon um 1000 v. Chr. soll das Eisen von den Etruskern verworthen worden sein, doch blieb seine Verwendung bis in späte Zeit beschränkt.

Diese wenigen Züge mögen zur Charakteristik genügen. Wir erfahren, daß die Etrusker in den Gewerben, in der Kunstindustrie und Kunst Vortreffliches leisteten zu einer Zeit, da die Römer noch auf einer tiefen Culturstufe standen. Die altrömische Geschichte enthält manche bezügliche Thatfachen. Wir erfahren, daß mehrere Könige des alten Rom Etrusker waren. Numa giebt den Römern die ersten religiösen Ordnungen und Gesetze nach etruskischem Vorbild; Servius führt die etruskische Bewaffnung mit Panzer, Schild und Schienen bei der ersten Klasse des Heeres ein. Mit Bewunderung betrachten die Römer die Kunstwerke, welche sie in den Kriegen mit den Etruskern aus den Städten der Letzteren erbeuten. Etruskische Baumeister, Handwerker und Künstler werden in dem rasch anwachsenden Rom beschäftigt; von ihnen lernen die Römer. Dieses Uebergewicht hat den Etruskern für immer die Achtung der Römer gesichert. Durch zwei Jahrhunderte zogen sich die Kämpfe zwischen beiden Völkern hin. Zum Schlusse erscheinen die Etrusker als gleichberechtigte Verbündete der Römer — freilich nur der Form nach. In der That machte sich das energische Rom alle Kräfte des culturell überlegenen Etrurien dienstbar und wuchs auf Kosten der Genossen, welche von nun an vom Schauplatze der Geschichte abtraten.

Nach erfolgter Vereinigung beider Nationen erwähnt die Geschichte nur noch eine bedeutungsvolle Episode, in welcher die Etrusker im Gegensatze zu den Römern eine folgenreiche That vollbrachten. Die besagte Episode bildet einen wesentlichen Bestandtheil der punischen Kriege.

Die Römer hatten Spanien eben unterworfen und hielten es für gerathen, einzuhalten. Umsonst eiferte der feurige und ehrgeizige Scipio seine Mitbürger an, die Karthager auch zur See zu fassen. Der Senat verhielt sich ablehnend. Die besonnenen Männer wagten es nicht, den seemächtigen Semiten ihr eigentliches Element streitig zu machen.

Da waren es die Etrusker, welche die Entscheidung herbeiführten. Sie waren fechtüchtig genug, um im Vereine mit den Römern den Seekrieg zu wagen. Sie mußten gerade auf diesen Entscheidungskampf dringen, weil ihre Schifffahrt durch die Concurrnz der Phönizier fortwährend bedrückt und bedroht wurde.

Scipio fand aus diesen Gründen nicht in Rom, wohl aber in Etrurien kraftvolle Unterstützung. Durch freiwillige Beisteuer der etruskischen Städte wurde eine Flotte gebaut, ausgerüstet und verproviantirt: Perugia, Chiusi, Ruffellae stellten Holz und Getreide, Volterra rüstete die Schiffe aus, Arezzo gab Geld und Waffen; die Schmelzöfen und Schmieden von Populonium lieferten das nöthige Eisen, Tarquinii versah die Schiffe mit Segeltuch, die übrigen Städte lieferten Lebensmittel. So entstand durch die thatkräftige Hilfe der Etrusker jene Flotte, deren Erfolge es den Römern ermöglicht haben,

ihre continentale Herrschaft auch über die Meere auszudehnen und die Cultur des Orients dem Abendlande dienlich zu machen.

Zum letztenmale tritt uns hier die volle Bedeutung der Etrusker entgegen; in der späteren Geschichte verfließen die Leistungen dieses Volkes mit jenen der Römer zu einer Einheit. Dies ist wohl begreiflich: Die oberste Gewalt ruhte in Rom. Wer im Staate etwas gelten wollte, zog in die neue Hauptstadt und diese gedieh nun auf Kosten der Provinz. Die Einwanderer nahmen die römische Sprache an und nannten sich dann wohl selbst Römer. Es bestand von nun an zwischen beiden Theilen etwa dasselbe Verhältniß, wie heute zwischen den Parisern und den Franzosen der Provinz. Der Pariser nennt jeden tüchtigen Einwanderer einen Pariser, der Provinziale aber fühlt sich geehrt und vergißt gerne über dem großstädtischen Leben seine alte Heimath. So ging es auch im obigen Falle: alle tüchtigen Elemente wurden romanisirt.

Unter solchen Verhältnissen verschwinden natürlich die Etrusker ganz aus unserem Gesichtskreise. Unwillkürlich kommt es uns vor, als habe das alte Culturvolk seit der römischen Herrschaft alle geistigen Qualitäten und alle Bedeutung verloren.

Solche Anschauungen verdanken wir der alten Methode der Geschichtsschreibung, welche uns noch heute beherrscht, obwohl schon seit Langem eine echt wissenschaftliche Culturgeschichte neben der alten Schlachten- und Cäsaren-Chronik zu Recht besteht. Noch immer ist unsere Aufmerksamkeit in kindlicher Weise auf die äußerlichen Erfolge gerichtet und wir übersehen darüber das eigentliche innere Wesen und Leben der Völker.

Durch die alte Methode erhält man in dem vorliegenden Falle den Eindruck, als sei die Cultur der Etrusker in Folge der Römerherrschaft erloschen, ja wir gewöhnen uns daran, das Volk selbst als verschollen und ausgestorben zu betrachten. Eine derartige Anschauung ist aber offenbar falsch. Die etruskische Cultur hat im Alterthum einen integrierenden Bestandtheil der „römischen“ Cultur ausgemacht, die Etrusker haben, obwohl sie im Laufe der Zeit die lateinische Sprache angenommen, ihre eigentliche Existenz nicht verloren, sie haben gleich anderen hochbegabten Völkern die Weltcultur fort und fort wesentlich beeinflusst. Einige Städte der Etrusker sind allerdings schon zu Römerzeiten geschädigt oder vernichtet worden, andere sind im Mittelalter durch Krieg oder in Folge von geologischen Wandlungen zu Grunde gegangen; dafür haben Pisa, Siena, Arezzo und Volterra sich während dieses Zeitraumes entfaltet und neue Städte, welche zur Römerzeit noch unbedeutend waren, haben in der Folge eine weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen.

Das Bild, welches sich da vor uns entrollt, ist so mannigfaltig, daß man auf dessen volle Behandlung füglich verzichten muß. Man erhält aber eine genügende Vorstellung von dem Gange der Wandlung, wenn man je zwei Zeitbilder miteinander contrastirt. Wir wollen uns hier darauf

beschränken, jene Metamorphosen zu skizziren, welche sich von der frührömischen bis zur spätrömischen Zeit im Gebiete der toscanischen Küste vollzogen haben.

In der alten Zeit entwickeln hier Pisa, Vada, Populonium, Faleria, Rusellae, Telamone, Cosa, Graviscae und Pyrgoi eine bedeutende Handelsthätigkeit. Pisa tauscht die Rohproducte des Arnothales gegen ausländische Waaren, Vada dient der mächtigen Gemeinde von Volterra als Hafen, das feste Populonium ist der erste Stapelplatz für Metalle. Im Hinterlande der heutigen Stadt Grosseto lag die Etruskerstadt Rusellae mit ihren gewaltigen cyklopischen Mauern; sie stand ursprünglich wohl nahe am Meere, aber schon in spät-etruskischer Zeit erscheint sie verlandet und veracant. Weiter im Süden folgt der Hafen des festen Cosa, jener Stadt, welche in römischer Sagenzeit dem Helden Aeneas 1000 Mann Hilfsstruppen gesendet; endlich wird genannt Graviscae, der alte Hafen der Tarquinier und Pyrgoi, der Stapelplatz von Cerae. Bilder eines mächtigen Lebens entfalten sich vor uns, wenn wir in jene frühen Zeiten blicken.

Und wie ganz anders erschien dies Land vier Jahrhunderte n. Chr. Die Römerkriege hatten manchen Ort vernichtet, das römische Principat schädigte das provinziale Leben, indem es die tüchtigen Kräfte nach Rom zog. Die Bürgerkriege und die Einfälle nordischer Völker verwüsteten weite Gebiete. Dazu die unablässig wirkende Verlandung. — Wer mit den alten Berichten vertraut war, erkannte das arme Land kaum wieder.

Wir haben eine poetische Reiseskizze aus jener späten Zeit erhalten, welche diese Wandlungen und Gesche in treffenden Zügen schildert. Der Verfasser, ein reicher römischer Bürger Namens Rutilius Numantianus, kehrt im Jahre 416 von Rom in die gallische Heimath zurück, um dort seine durch die Gothenzüge verwüsteten Güter zu schützen und zu retten. Der Landweg ist ungangbar: weite Gebiete sind wüst, die brückenlosen Flüsse scheiden das Land in Länder — unter solchen Verhältnissen wählt Rutilius den Seeweg. Eine Barke führt ihn längs der toscanischen Küste nordwärts.

Hinter sich das gealterte Rom, welches aus einem Chaos socialer und religiöser Kämpfe sich emporringt zu einem neuen Leben; um sich vergangene Größe; vor sich ein zerstörtes Land, eine ungewisse Zukunft — unter solchen Auspicien schreibt der ernste Mann seine „Heimkehr“, ein Gedicht, welches, recht im Einklang mit dem tristen Inhalte, mitten im Flusse der Beschreibung und Betrachtung abbricht. Es sei mir gestattet, die bezeichnenden Stellen hier wiederzugeben. Der Autor berichtet wie folgt:

„Alsium fuhren wir erst vorüber und weiter an Pyrgi, wo ein wechselndes Loos Städte zu Weilern gemacht; dann auf Caere's Gebiet hindeutet der kundige Fährmann. — Jetzt zeigen dem Blicke sich Graviscae's spärliche Dächer, denen verpesteten Hauch im Sommer senden die Sümpfe — rings die Umgebung bedeckt der Waldung grünendes Laubdach; wechselnde

Schatten auf's Meer spielend die Pinie wirft. Cosa's Mauern sobann, die verfallenen, sehen wir ragen, wo kein Hüter das Haus, ruhend im Schatten, bewacht.“ —

Am dritten Tage der Reise erreicht das Boot die Mündung des Umbro. Hier rammen die Schiffer die Ruder in den sandigen Boden und breiten darüber das Zeltbaldach; aus nahem Myrtengehölz fällen sie Holz zum nächtlichen Feuer. Am andern Tage ziehen sie weiter. Der Wind ruht, das Schiff scheint zu ruhen; langsam und träge gleiten die Bilder vorbei — der traurige Ruf der rudernden Schiffer tönt durch den todstillen Tag.

An Galeria ziehen sie vorüber nach „Populonia's schützender Stätte, wo in's Ufer hinein schneidet die Bucht“. Hier erhebt sich auf mächtigem Fels ein fester Signalthurm — — „Nings spähest auf der Höh' Du umsonst nach den Werken der Vorzeit. Mauern gewaltigen Baues versanken in formlose Trümmer; Wohnungen, glänzend vordem, liegen begraben in Schutt — — Darum laßt klagen uns nicht, wenn menschliche Leiber zerfallen, während im Wechsel wir sehen sterben die Städte dahin.“

Es ist ein melancholisches Sterbe-Bild, das sich da vor uns entrollt und es wird sich wohl nicht leugnen lassen, daß das etruskische Leben längs den toscanischen Küsten damals in der That erloschen war.

Ueberblicken wir aber das innere Land, so finden wir an vielen Orten eine continuirliche culturelle Entwicklung: Arezzo, Siena und vor Allem Pisa waren zu Römerzeiten bedeutungsvolle Städte, sie haben dann im Mittelalter eine Productivität entfaltet, wie wenige ihrer Rivalen; später aber hat Florenz sein großes Leben gelebt.

So sehen wir denn allerdings im Laufe der Zeit einige Culturcentra verschwinden; dafür treten aber andere auf. Die etruskische Sprache ist erloschen, das etruskische Volk aber hat sich erhalten, es hat gelebt und gewirkt zu allen Zeiten. Die großen Staatsmänner, die Krieger, die Künstler und Gelehrten, welche Toscana im Mittelalter und in der Neuzeit hervorgebracht, sind gewiß zum großen Theil und wesentlich Nachkommen eben jener Etrusker, von welchen die Römer die Elemente der Kunst erlernt haben.

Die Römer haben von den Etruskern die Baukunst erlernt, sie haben dann diese Technik und die technischen Namen dem nördlichen Europa mitgetheilt. Unsere Sprache legt hiervon Zeugenschaft ab. Die Worte: Straße, Ziegel, Mörtel, Weiler, Fenster, Kamin sind ursprünglich römisch; wir sind also in zweiter Linie — Schüler der Etrusker. Später haben die Nachkommen der Etrusker zu den alten technischen Verdiensten neue erworben. Als Ingenieure, Festungsbauer und Artilleristen erscheinen sie zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der Neuzeit geradezu maßgebend für Europa.

Viele Künste und viele Namen haben wir von diesen Neu-Etruskern erlernt und angenommen. Täglich werden Millionen musikalischer Werke

reproducirt. Eigenthümliche Schriftzeichen genügen, um die musikalischen Gedanken der Nachwelt zu überliefern; ein Etrusker — Guido von Arezzo — hat diese Schrift erfunden. — Bewundernd betrachtet der nordische Wanderer die gewaltigen Werke in der sizilianischen Capelle; er denkt nicht daran, daß der Urahn des großen Meisters vielleicht eine Schlacht gegen die Römer geschlagen oder die Flotte gegen die Karthager gerüstet und bemannt habe.

Und doch liegen die Beziehungen so nahe, es gewährt solche Freude, das ferne Todte und das nahe gegenwärtige Leben zu einer großen Einheit zu verbinden.

Wir sehen da, wie gewisse Lebens-Erscheinungen im Laufe der Zeit sich fortwährend reproduciren und zugleich unmerklich wandeln; andere Erscheinungen sind kaum geändert bis in unsere Tage erhalten geblieben. Wenn wir heute die alten Stadtmauern von Volterra oder die Gräber von Chiusi besuchen, werden wir unmittelbar in die alte Zeit zurückversetzt. Aber auch wenn wir den modernen Wurzelpflug, den kleinen Thonkrug, das Dellämpchen, die zweirädrigen Karren oder die primitiven Werke des toscanischen Kupferschmiedes (Kessel, Brunneneimer) betrachten, werden alte Erinnerungen wachgerufen; wir fühlen die Verwandtschaft des modernen Toscaners mit dem alten Etrusker lebendig. —

Es wäre ein großes Unternehmen, die culturellen Wandlungen, welche Toscana im Laufe von zwei Jahrtausenden durchgemacht, im Einzelnen zu schildern und zu zeigen, wie viel sich im Laufe der Zeit geändert hat. Ich beschränke mich darauf, einen Contrast zwischen Einst und Jetzt hervorzuheben: Ich meine den Gegensatz zwischen der Vegetation des alten Etrurien und jener des neuzeitlichen Toscana.

Der größte Theil Italiens war in ältester Zeit zweifellos von dichten Fichten-, Tannen- und Eichenwäldern bedeckt. Nur die fruchtbaren Hügel-länder und Ebenen waren theilweise cultivirt.

Da bauten die Etrusker gleich anderen asiatischen Einwanderern Korn, Hirse, Bohne und Weizen. Von Hausthieren hatten sie Rind, Schaf, Schwein, Pferd und Hund. Weizen und Wolle waren die Hauptproducte, welche einer ausgebreiteten Textilindustrie dienten; aus Weizen wurden nach semitischem Vorbilde leichte Panzer gefertigt; die Segel der Flotte bestanden gleich jenen der phönizischen Schiffer aus Weizenwand.

Die fernere Bereicherung der vegetativen Cultur verdankt das alte Etrurien vier Quellen: erstens den phönizischen Kaufleuten, zweitens den Pelasgern in Oberitalien, drittens dem eigenen Seehandel, viertens den Griechen in Unteritalien und Sicilien.

Leider fehlen uns Nachrichten aus der älteren vorrömischen Zeit und selbst die Berichte über den zeitweiligen Stand der Cultur im Gebiete von Rom sind nicht maßgebend, da es gewiß ist, daß hier in der ältesten Zeit eine geringe Cultur herrschte, während Unteritalien, Toscana und die Poebene sich bereits eines fortgeschrittenen Feldbaues erfreuten. Vom Weizen

wissen wir, daß er in Toscana und Oberitalien cultivirt wurde, während er im Römischen in der alten Zeit fast unbekannt war. Mit der Olive mag es sich ähnlich verhalten. Der asiatische Delbaum wurde schon im siebenten Jahrhundert v. Chr. in Unteritalien, in früher Zeit auch in Etrurien gepflegt, aber erst später in's Römische eingeführt. Weinstock, Feige, Cyprisse, Myrte und Lorbeer wurden gleichfalls schon in früher Zeit aus dem Orient importirt, doch läßt sich über Zeit und Ort der Uebertragung nichts näheres eruiren; auch wird es wohl immer fraglich bleiben, ob das Verdienst der Einführung den Phöniziern, den Pelasgern, den Griechen oder den Etruskern gebühre.

Die Rose und die Mandel wurden nachweislich durch die Griechen nach Italien gebracht. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. wurde auch die Kastanie aus den kaukasischen Ländern nach Italien verpflanzt; spätrömische Erzeugenschaften sind die Aprikose und der Pfirsich.

Die Kriege der Kaiserzeit haben viele Gefangene aus den orientalischen Kulturländern nach Rom gebracht; ihnen hat Italien die Verpflanzung orientalischer Künste, vor Allem aber die feinere Gartencultur zu verdanken.

Die persische Limonie wurde im Mittelalter durch Kreuzfahrer oder italische Kaufleute nach Italien gebracht, die süße Orange kam aber erst im sechzehnten Jahrhundert aus dem Orient.

Aus den angeführten Daten entnehmen wir, daß Italien zur Zeit der Etrusker durchaus kein Gartenland war; es hatte damals nur eine bescheidene Feldcultur. Die Weingärten, welche heute weite Landstrecken bedecken, die silbergrauen Olivenhaine, welche in unseren Tagen ganze Hügellandschaften beherrschen, haben in früh-etruskischer Zeit wohl gefehlt. Jahrhunderte mochte es dauern, bis diese Pflanzen in einer oder der anderen Gegend so verbreitet wurden, daß die Landschaft dadurch ein eigenthümliches Gepräge erhielt.

Noch in römischer Zeit waren große Gebiete des Apennin, ferner die Hügellande von Perugia, Chiusi, Nusellae u. s. w. reich an prächtigen Tannenzwäldern. Erst in spätrömischer Zeit erscheinen einzelne Gebiete Campaniens Etruriens und der Poebene gut bewässert und mit Gartencultur bedeckt. Die neue Zeit aber hat die Canalisirung, die Bebauung des Landes und die Entwaldung der Gebirge so weit getrieben, daß manche Gegend im Vergleich mit früheren Tagen gewiß unkenntlich geworden ist. So große Wandlungen hat der Mensch bewirkt. Rechnen wir dazu die neuen Ansiedelungen und Städte, das starke Straßennetz und die Eisenbahnen, so müssen wir wohl gestehen, daß seit den Zeiten der Etrusker die ganze Physiognomie des Landes von Grund aus verwandelt worden ist.

Das sind aber nicht die einzigen für den Culturgeographen wichtigen Züge. Noch ungleich größere Veränderungen hat das Land in Folge der geologischen Prozesse erlitten. Luft und Wasser haben die Oberfläche des Landes fortwährend bestürmt. Der Fels verwittert, Schlamm und Sand werden in's Thal und weit hinaus zum Meer getragen. Zwischen jenen

Hügeln, welche in früh-etruskischer Zeit bis an das Meer vortraten, sind Alluvialebenen abgesetzt worden. Inseln und Sandbarren haben sich im Meer gebildet und dahinter sind Fiebersümpfe entstanden. Die ehemaligen Seestädte, welche die Hügel jenseits der Ebene krönten, sind in Folge der Verlandung und Versumpfung zu Grunde gegangen und verschollen.

Bei Piombino reichte noch zu Römerzeiten eine Bucht weit in's Land; jetzt ist die Bucht verlandet. Im heutigen Gebiete von Grosseto mag in früher Zeit eine große Bai tief hinein geragt haben bis nahe an die Berge von Rufellae; schon zu Römerzeiten schob sich aber eine mächtige Barre vom Ombronedelta vor; sie hat den Meerbusen im Laufe der Zeit in eine Lagune verwandelt; binnen weniger Decennien wird wohl der letzte Rest dieses alten Beckens trocken gelegt und verlandet sein. Pisa, welches in ältester Zeit am Meere lag, erscheint heute tief in's Inland geschoben, so sehr ist das Schwemmland der Flüsse angewachsen.

Heute, da die angedeuteten Prozesse größtentheils abgeschlossen sind liegt das gewonnene Land als ein dem Meere abgewonnenes Geschenk vor Aller Augen. Durch Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit mußten aber die armen Lande klagen. Die Sümpfe wuchsen, die Menschen starben; machtlos ergab sich das Volk in sein Schicksal. Nach vielhundertjährigem Elend haben endlich Natur und Menschenjinn und Menschenfleiß den Fluch in Segen verwandelt. Die Sümpfe schwinden, das Land wird gesund; über den tödtlichen Lagunen und Morästen erhebt sich ein reiches, üppiges Leben. Meilenweite Culturebenen sind so im Laufe der Zeit an Stelle des alten Meeres gewachsen.

Und noch größere Wandlungen haben sich vollzogen. Das Gebirge ist jung, es ruht nicht, es regt sich, es schwillt und wandert. Alte Spalten reißen wieder auf, neue Risse entstehen in der mächtigen Erdkruste. Bei jedem solchem bebenden Rücken heben und verschieben sich gewaltige Massen des Gebirges um einen kleinen Betrag. Durch die Jahrhunderte aber summiren sich diese kleinen Werthe zu imposanten Größen.

Langsam wird so das Relief des ganzen Landes geändert; steile Gehänge und Schründen bilden sich an Orten, welche einst flach waren; dort wird umgekehrt ein scharfes Relief verflacht.

Der Lauf der Gewässer folgt diesen langsam wirkenden Processen. Das Gefälle des Wassers verringert sich, Sümpfe entstehen. Die Gewässer suchen nach anderer Richtung einen Abfluß, sie finden ihn, sie graben ihn tiefer.

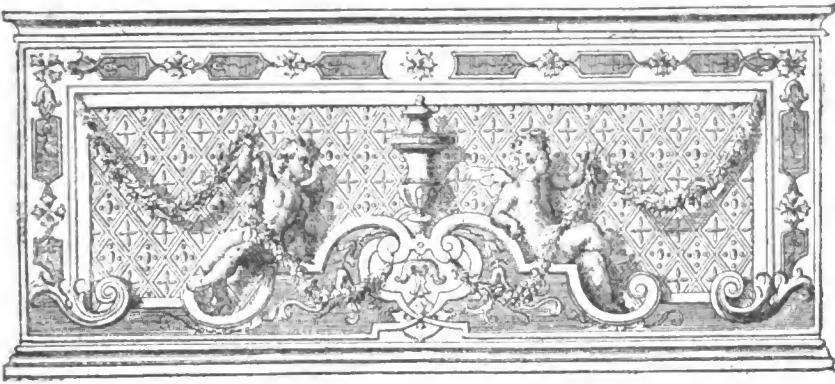
Der Arno, welcher heute bei Arezzo den apenninischen Längszug durchbricht, um westwärts gegen Florenz zu wandern, hat in jung-terziärer Zeit diesen Weg noch nicht gekannt. Damals staute sich der kleine Fluß längs des apenninischen Walles und strömte aus dem so entstandenen See geradaus weiter durch das heutige Val di Chiana in den Tiber. Später hat sich im Gebiete von Arezzo eine Hebung (oder aber westlich von Arezzo eine

Senkung) vollzogen. Das Gewässer brach nun seitlich durch gegen Florenz. Das Val di Chiana, welches in Folge dieser Wandlung wasserarm wurde, blieb dem Tiber tributär, bis neuerliche Niveauschwankungen das ganze Gebiet der Versumpfung preisgaben. Da ging ein großes Sterben durch das Thal. Die alten Städte standen wüst. Aber die Gewässer fanden Abfluß, gegen Arezzo, und Zug um Zug wurde das Thal wieder gesund und reich.

So ändern sich die Geschicke der Erde und der Menschen. Es ändern sich die Wasserläufe, das Gebirge wächst und wird doch zugleich zerstört. Das Schuttland rückt vor und drängt das Meer zurück.

Unermülich und unwiderstehlich vollziehen sich diese Wandlungen. Sie sind in kurzer Zeit so geringfügig, daß die kurzlebenden Menschen sie kaum gewahr werden. In wenigen Jahrtausenden aber sind die Ergebnisse schon groß über alles Erwarten. —





Die internationale Kunstausstellung in München.

Von

L u d w i g P i e t s c h.

— Berlin. —

(Schluß.)

Die große Mehrzahl der hier ausstellenden deutschen Genremaler besteht aus, mehr oder weniger rühmlich, bekannten Künstlern. Völlig neu unter den hervorragenderen sind für mich wenigstens nur zwei Talente: der junge Graf Kalkreuth, der Sohn des Alpenmalers, und Höcker, beide in München.

Des Ersteren Bild eines Leichenbegängnisses auf dem Lande bei Regenwetter ist eine sehr bemerkenswerthe Schöpfung, originell in der Erfindung und Naturanschauung, wie von einer ganz ungewöhnlichen, künstlerischen Potenz zeugend. In Höckers Interieurs aus Holstein und Holland, wie in den Gestalten beschaulicher alter Männer und schmucker, sittiger, einfacher, kleiner Mädchen womit er sie staffirt, bekundet sich eine feinsinnige Natur, schöne coloristische Empfindung und reifes, technisches Können.

Zur Wahl der schönen unverhüllten Menschengestalt als Gegenstand der Darstellung entschließen sich die deutschen Maler nur sehr ausnahmsweise — und noch seltener will ihre Bestrebungen in dieser Richtung ein besonders glänzendes Gelingen krönen. Janssens großes Bild und das desto kleinere „die Bacchantin“ von Knaut erwähnte ich bereits. G. Gräfs

anmuthige Felicia ist ein bereits vielgesehenes und geschätztes Werk. C. Hüblers schlafende Nymphe, ein Bild von kleinem Maßstab ist ein Figürchen voll Grazie in der Ruhe, von idealem Linienzuge; eine der lebensvollsten nackten Gestalten in der deutschen Abtheilung: die Kniefigur eines weiblichen Modells im Atelier Papperitz in München.

Das historische und das damit fast zusammenfließende historische Costümggenre ist bei den deutschen Malern noch immer eifrig cultivirt. Albert Keller, ehemals in München der Maler allermoderner weiblicher Schönheit und Eleganz, der nun das Innere eines römischen Tempels in der Kaiserzeit mit reicher Staffage, eine glänzende Probe lebhaften coloristischen Sinnes und Talentes, malte, Fräulein Monje in Düsseldorf, Sophie Löwe ebendasselbst, Kieffahl, Holmberg, Beyschlag, Weiser, Stelzner, Hackl, Lössow, v. Arnim, Koch, sämmtlich in München; Ehrentraut, E. Hildebrandt, Scheurenberg in Berlin sind unter dieser Gruppe besonders zu nennen. — Auch der Orient dient für die Genremaler wie für die Landschaftler aller Nationen noch immer als Fundgrube pittoresker Motive. Das eigenartigste, aber nicht am wenigsten zum Widerspruch herausfordernde, derartige Bild ist das schwarzbraune Liebespaar, die „Idylle in der Ehebaide“ von W. Genz, in Berlin; das lebendigste, durch die charakteristische Wahrheit der Schilderung der syrischen Menschen, der Einzelgestalten wie des gesammten echt orientalischen Markt-Treibens, und die Energie des Sonnenlichtes darin Bauernfeinds (München) Markt zu Jaffa. — Bodelman in Düsseldorf. Sein hier wieder ausgestelltes, ergreifendes Werk „Eine Verhaftung“, ist bekannt. Ebenso des in der kraftvollen Charakteristik und Malerei gleich tüchtigen Otto Günther (Weimar): „Bußpredigt im Kerker“. Ebenso auch Brütts (Düsseldorf) „Aus bewegter Zeit“ — ein Bild, welches er hier in jeder Hinsicht noch weit übertrifft durch ein neuerdings gemaltes: „Bauernprotest“. — Vautier, bis dahin der erste Meister solcher Schilderungen, ist hier nur durch ein feines, munteres, aber gar zu zahmes und stumpf im Ton gehaltenes, häuerliches Genrebild „Schwarzer Peter“ vertreten. — Als ein paar neue, tüchtige, junge Talente, welche ehrlich beobachten, fleißig und ernsthaft studiren, heiligen Respect vor der Wahrheit und ungewöhnliche malerische Qualitäten offenbaren, zeigen sich in ihren Bildern „Schwurgerichtssitzung“ und „Das Frühstück der Mähder im Oberbruch“ von Schlaßik und Henseler in Berlin. — Liebermann ist in der Farbe nicht mehr so schwer und schmutzig wie ehemals. Die Passion für die Darstellung des ausgefuchst Häßlichen und für eine eigenthümlich klebende, unerfreuliche, absichtlich rohe Technik hat er behalten. Bastien Lepage's vielbewundertes und nachgeahmtes Muster hat ihn ersichtlich für den ganz hellen, aufgelösten Lichtton begeistert. In dieser Richtung hat er hier in seiner großen dörlichen Gartenlandschaft „Die Bleiche“, in dem Wilde „Amsterdamer Waisenmädchen“, in der „Mäh-

stunde“, der „Schusterwerkstatt“ und „Alte Frau“ Werke geschaffen, welche durch die Feinheit und schlichte Wahrheit ihrer hellen Lichtwirkung frappiren und jesseln. Uhde steht in Bezug auf diese in seinen Bildern „Trommelübung“ und „Der Leiermann“ dem künstlerischen Gesinnungsgegnen nicht nach. Aber er sieht die Menschenwesen doch mit etwas freundlicheren Augen an! — Kühn, das vielverheißende Talent der Münchener Schule, hat in Paris die Wege Fortunys eingeschlagen und ist auf denen zu manchen überraschenden, von den Feinschmeckern sehr goutirten Resultaten gelangt. — Farburger, das neue, hoffnungreiche Reiz der Münchener Malerpsanzschule, brachte jenes, im Ton wie in seiner Malkunst und Art an Teniers erinnernde, köstliche, kleine Werk, „Das nähende Mädchen“, zur Ausstellung, welchem ein zweites, Kücheninterieur mit Staffage, freilich nicht ganz gleichkommt. — Grünner hat in der Farbe wie im Ausdruck und der plastischen Herausarbeitung der Gestalten nichts Besseres geschaffen als seine hier ausgestellte „Klosterschneiderei“. Seine Münchener Collegen, die „Tiroler“ Mathias Schmid und Knabl können ihre künstlerische Abstammung von Defregger nicht verleugnen, dessen nachträglich eingetroffenes humoristisches Meisterwerk „Salontiroler“ ihm den herzlichsten ungetheilten Beifall Aller erwirbt. Schmid bewährt in dem Bilde: „der eingeseifte Herr Pfarrer“ einen behaglichen lebenswürdigen Humor; in dem großen Gemälde „Rettung“ eine dramatische Kraft, wie man sie kaum bei ihm erwartet hätte und eine nicht geringere malerische in Weiden. Knabl hat dem oberbayerischen Bergvolf sein echtes Wesen und Gesicht genauer und richtiger abgelauscht und weiß es ungeschminkter und überzeugender zu malen, als die meisten seiner Genossen.

Auch unter den deutschen Landschaften trifft man fast durchweg auf wohlbekannte Meister sowohl als Werke. Die componirte, „heroische“ Landschaft hat unter den hier Ausstellenden kaum mehr als zwei Vertreter: Kanoldt in Karlsruhe, der eine solche mit der Gestalt einer Antigone staffirt, ein Werk von schöner poetischer Conception malte, und Willroder in München. Auch seine, reale Landschaften noch vorhandenen Motiven schildernden, Gemälde: das „Hochplateau der Saualp“, und „von der Riviera“, zeichnet der Sinn für das Erhabene und Grandiose aus. Aber zu noch mächtigerem Stil erhebt er sich in der merkwürdigen Landschaftsbildung: „Dies irae“, ein Bild beginnender Sündfluth, der Vernichtung des Landes durch das einbrechende Meer, während Finsterniß das Erdreich einhüllt. Von Bracht, Schirm, v. Meckel, Berninger sehen wir manche meisterliche großartige Schilderungen orientalischer Landschaft. Körner und Bossart sendeten ihre jüngst in Berlin ausgestellt gewesenen spanischen Bilder; Oswald Achenbach, Lutteroth, Frau Vegas-Parmentier, Ravenstein, Keller-Weuzinger und wohl zum ersten Mal auch Villitalienische Landschaften und Stadtansichten. Wenn die drei Erstgenannten der italienischen Natur den alten legendarischen Ruhm die Sonnenhaftigkeit, des hellen, warmen Lichts zu erhalten bemüht sind, so malte

Dill, ganz abweichend von der gewohnten Auffassung eine Canal-scenerie aus dem Innern Venedigs mit so trüber von Herbstdunst und Regen erfüllter Luft, daß man ein Bild aus Rotterdam zu sehen meint; übrigens eins der geistreichsten und tüchtigsten Bilder der Gattung unter den Deutschen. — Als Maler des Hochgebirges bleibt der Berliner C. Ludwig auch hier einer der Ersten. Seine derartige Landschaft, Motiv vom Gotthardt, ist unübertroffen in der überzeugenden Wahrheit, in welcher er das Ungeheure des Naturbildes, die erhabene Debe der Gebirgswelt, und das hereinhängende, sich ballende und zerrinnende Gewölk auf der Bildfläche zur Anschauung bringt. Graf Kaldreuth und v. Kamecke bewährten als Maler der Alpenlandschaft von neuem ihre Tüchtigkeit. Desterleys prächtvolle norwegische Gebirgsseelandschaft im Licht der nordischen Sommernacht und C. Lessings originelles Bild „Früh Schnee in den Vogesen“ finde ich hier wieder. — Zu einem der ersten Maler jener einfachen, der blendenden Schönheiten und allgefälligen Reize ganz entbehrenden, Flachlandschaft und der feinsten Luftstimmungen, hat sich Waisch (jetzt in Karlsruhe), der früher vorzugsweise als Thiermaler geschätzte, entwickelt. Drei derartige Bilder, in denen die sie staffirenden Kinder an Meisterschaft der Malerei der der Landschaft nicht nachstehen, in welche sie vorzüglich hineingestimmt sind, geben eben so viele Beweise dafür. — Wenglein vereinigt eine ähnliche Kunst im Treffen der Töne der Luft und des Terrains, zumal unter trübem schwer wolkigem Himmel mit eigenthümlicher ernster Großartigkeit der Auffassung und edlem Schmelz der Malerei. Die öden vegetationsarmen bayerischen Hochmoore und das Isarbett bei Tölz gaben ihm die Motive zu Gemälden von wahrhaft großer und vornehmer Wirkung. — Der Weimarer Hagen geht unter allen deutschen Landschaftern vielleicht am entschiedensten auf das Herausarbeiten energischer Sonnenwirkung aus. Er erreicht allerdings frappante Effecte, aber durch den Gegensatz ganz übertriebener Dunkelheiten. — Andreas Achenbach behauptet sich durchaus auf der alten Höhe. Seine beiden See-sturm-bilder sind so vollendete Schöpfungen, wie sie ihm je gelungen waren, von einer Energie des Naturgefühls und einer Macht der Darstellung, die kein Anderer erreicht. Den andern Seestücken, Landschaften und Architekturen eine Besprechung werden zu lassen, wie sie ihrer künstlerischen Bedeutung entspräche, muß ich mir hier versagen.

Unter den Bildnißmalern fehlt diesmal Franz Lenbach. — Von einem Münchener Kollegen erringt F. A. Kaulbach die glänzendsten Ehren durch einige ausgezeichnete Arbeiten. Auch sie zeigen übrigens sähnlich wie die Lenbachs den „verschönernden Rost der Jahrhunderte“ bereits mit in die Farben gemischt. Die Kobleffe des Tons wird dadurch vermehrt. Aber wie werden sie nach fünfzig Jahren aussehen? Das Bildniß seines Vaters F. Kaulbach, die Portraitgruppe zweier kleinen Mädchen, von vornehmer Schönheit und Grazie, und besonders ein Paar in Pastell

leicht hingeschriebene Frauenköpfe von bezauberndem Reiz stehen in erster Reihe unter allen ausgestellten Werken der Gattung. — Neben diesen und dem schon erwähnten Knabenportrait Defreggers sind von den Bildnissen süddeutscher Meister die der Münchner E. Zimmermann, G. Schneider, H. Kaulbach, Erdeltdt, v. Habermann, v. Miller, das Portrait der Dame in Schwarz mit dem Hunde von dem Karlsruher F. Keller, das die Berliner Ausstellung schmückte, und die Arbeiten von Marie Graß ebendasselbst, mit Auszeichnung zu nennen. — Leon Pohles bekanntes Portrait Ludwig Richters, des Zeichners, und des Berliner Meisters Gustav Richter, beide Bildnisse vornehmer Damen, das eine nach der Photographie einer Verstorbenen, das andere, das einer berühmten Schönheit der Berliner Hofgesellschaft höchst reiz- und lebensvoll nach der lebendigen Natur gemalt; Dielig', Paulsens, Gräfs, Scheurenbergs, Seemanns, Fr. Kaulbachs Portraits repräsentiren in sehr bezeichnender Weise im Gegensatz zu jenen die Bildnißmalerei unserer norddeutschen Schulen. Die besten Münchener sind — man muß ihnen das zugestehen — coloristischer gedacht, poetischer im Ton; die besten Berliner (und das gilt auch für den Dresdener Pohle) dafür aufrichtiger.

Keine andere Nation hat unter ihren Künstlern heut einen Maler des jagdbaren Wildes aufzuweisen wie Kröner in Düsseldorf; und gewiß: in der Malerei der landschaftlichen Natur, des Aufenthalts seines Roth- oder Schwarzwildes ist er nicht weniger außerordentlich. — Paul Meyerheims lebensgroßer Löwenkopf, sein Thier-Stilleben, sein Kuhstall-Interieur „Die Gutsherrin“ (das Motiv ist G. Freytags „Berlerner Handschrift“ entlehnt) zeugen auch hier wieder von der uralten künstlerischen Kraft und allseitigen gründlichen Naturkenntniß dieses Meisters, sein „Affenskat“ von dem frischen übermüthigen Humor, der sich bei ihm so glücklich damit verbindet. Die Kinder und die Hunde haben in den Münchenern Gebler und Zügel ein Paar ausgezeichnete Darsteller; neben ihnen sind Baisch, Meißner, Maffei ebendasselbst, als Maler des Wollenviehs vor Allen Brendel in Weimar zu nennen; als die berufensten Pferdemaalere E. und Fr. Adam in München, als der liebevollste Beobachter und Schilderer des Federviehs Fuß in Düsseldorf. Die Stilllebenmalerei wird heut auch bei uns wieder von hervorragenden Talenten im großen Sinne der alten Niederländer mit bedeutendem Erfolge cultivirt. Außer durch Paul Meyerheim ist diese Gattung in der deutschen Abtheilung durch die Münchener Holmberg und Parlaggh-Barchfeld und die Karlsruher Malerinnen Fr. H. Schmidt v. Preuschen und Fr. Hormuth sehr gut vertreten.

Eine der größten und originellsten zeichnerischen Schöpfungen der deutschen Ausstellung haben wir unter den Radirungen zu suchen: es ist der Echlus der von Max Klinger in Berlin erfundenen und geätzten Compositionen „Dramen“. Mächtige Phantasie und ein oft an Bala er-

innernder Naturalismus sind hier innigst verschmolzen; und mit seltener Kunst und Kraft in der Behandlung der Nadirnadel und des Negwassers sind diese kühnen, packenden, düstern und tragischen modernen Lebensbilder in energischer Tonwirkung auf der Platte hervorgerufen.

Zu der in den deutschen Sälen vertheilten Ausstellung von Bildhauerwerken hat Berlin — von einer „Berliner Schule“ kann man heut kaum noch sprechen — eine kleine Wiederholung von H. Wegas' Venus- und Amorgruppe, Ottos wahrhaft genialen Entwurf eines Victor Emanuel = Denkmals, M. Kleins „Germane im Circus“, einige schöne Büsten von Bergmeier und Enke, die Venus- und Amor-Gruppe von Schweiniß, W. Kruses preisgekrönte Bronzestatue „Der Bote von Marathon“ und drei Arbeiten G. Eberleins gesendet. Von der diesem Meister charakteristischen Vereinigung lebendigster Naturwahrheit mit Adel und Grazie der Form und Bewegung giebt keine schon ältere Statue eines, den Dorn aus dem Fuß ziehenden, Knaben ein noch völliger befriedigendes Beispiel als sein neueres symbolisches, so viel anspruchsvolleres Kolossalrelief der „Genius Deutschlands“. Ohmann in Rom ist aus H. Wegas' Schule hervorgegangen. In seiner großen Statue des trunkenen, ruhenden Fauns zeigt er sich seines Meisters werth. Es ist ein freier großer Zug in der Formengebung, während sich das gewissenhafte Naturstudium in allen Theilen erfreulich bekundet.

Die Münchener Schule ist durch ihr größtes neueres Talent, den verstorbenen Wagnmüller, und seinen Gefinnungsgeossen Gedon der älteren „klassischen“ Richtung noch mehr entfremdet worden, als die Berliner Plastik durch H. Wegas. Des ersten Meisters Liebig-Statue ist eines der lebendigsten und besten Werke der modernen monumentalen Portraitbildnerei, die ich kenne. — Kramer, Gedons Schüler und Mitarbeiter modellirte drei große Reliefs, plastische Genrebilder aus dem achtzehnten Jahrhundert, Familienscenen von köstlicher naiver Anmuth und Frische, aber durchaus malerischen Stils. Wahl, ebenfalls in München, bildete ein Paar charakteristische Orientalengestalten von kräftigem Realismus: einen Tscherkessen und einen das Hinrichtungsschwert abwischenden arabischen Henter. Hervorgehoben seien hier ferner noch die Broncestatuetten einer Pandora von Gamp in München; die beiden anmuthvollen kleinen Bronzegruppen von Sommer in Rom: „Satyr und Amor“ und „Wer kauft Liebesgötter“; die sehr lebendige, von frischem Talent und Naturgefühl zeugende Statue eines „Knaben in Gefahr“ (von einer Biene an der Hüfte gestochen zu werden) von Bösch in Stuttgart; Karl Cauers große Marmorgruppe des Hektor und der Andromache mit Astyanax auf dem Arm und Schermeiers symbolische Frauen-Statuen für das Casseler Galeriegebäude „Frankreich“ und „Niederlande“.

Der Unmöglichkeit gegenüber, innerhalb des hier gewährten Raumes den architektonischen Entwürfen und Modellen und den zahlreichen,

faßt durchweg hochinteressanten phantasie- und kunstreichen Werken der Kleinkunst in der deutschen Abtheilung nur einigermaßen im Einzelnen gerecht zu werden, verzichte ich auf die Besprechung dieser wichtigen Partien derselben. Von der kräftigen, gesunden Bewegung auf beiden Gebieten und von dem Talent und der schöpferischen Kraft bei den heutigen Architekten Nord- und Süddeutschlands, wie von dem, an den Mustern der Renaissance herangebildeten, Geschmack und der technischen Meisterschaft der Münchener und Nürnberger Kunsthandwerker empfangen wir hier überzeugende Proben in großer Zahl. Auch die Entwürfe für die Lösung einer der höchsten Aufgaben, welche deutschen Architekten gestellt werden konnte, für's deutsche Parlamentshaus, sind hier noch einmal zur Ausstellung gelangt. Ihre Reihe wird noch vermehrt durch einen noch nach erfolgter Ertheilung des Auftrags an Wallot rein aus der idealen Freude an der Sache angefertigten Plan. Die Zeichnungen sind mit einer Kühnheit und Sicherheit ohne Gleichen aus freier Meisterhand mit der Feder (ohne Reißzähne) und dem Tuschpinsel hingeschrieben. Die architektonische Conception ist von wahrer künstlerischer Größe und praktischer Angemessenheit in allen Stücken; man vermag angesichts dieser Pläne sich des Bedauerns nicht erwehren, daß sie ewig — Pläne bleiben müssen. Ihre Autoren und Aussteller sind Kayser und von Großheim in Berlin.

Von den beiden in aller Welt bekanntesten und gefeiertsten Malern Oesterreich-Ungarns, Makart und Munkacsy, stellte der Letztere diesmal gar nicht, der erstere kein Bild, sondern einen in Oelfarbe gemalten Entwurf und die geometrischen Zeichnungen zu einem Palast von phantastischer Großartigkeit, Schönheit und Pracht der Gesamtanlage wie der einzelnen Räume und der Decoration aus. Dieses Künstlers eigenthümliches Genie würde sich auch in der praktischen Ausführung einer solchen Aufgabe sehr wahrscheinlich glänzend bethätigen. Für kirchliche Zwecke, d. h. für Glasgemälde und Altarbilder lieferten Trenkwald und Rieser in Wien Cartons — Compositionen aus den Evangelien und einzelne Heiligen gestalten von so correcter akademischer Zeichnung und so feierlichem Stil und Ausdruck wie das heut überall durch die dazu berufenen Künstler aller Schulen geschieht.

Gaul malte die pompöse Gestalt einer Austria in Haltung und Farbe so, daß sie einem directen Abkömmling von Palma Vecchios hl. Barbara gleicht. Kay bewies seinen Geschmack und Sinn für Reiz und Anmuth der weiblichen Gestalt in der Form und Bewegung in den schwebenden nackten Schönen des in seinem Dämmerton durchgeführten Bildes: ein Elfenreigen. Viska malte eine Hagar, neben dem verschmachtend hingestreckt liegenden Knaben in über Wüste knieend, mit ergreifender und überzeugender Wirkung. Die Krönung Kaiser Friedrich II. als Knabe zu Palermo, von Reiffenstein, ist ein großes historisches Ceremonienbild nach herkömmlichem Recept und im

„historischen“ Münchener Asphalton gemalt. Hubers lebensgroße Reiterbildnisse des Vertheidigers von Wien Graf von Starhemberg und des Türkenbesiegers Karl von Lothringen sind (die Helden wie die schweren ramsnastigen flandrischen Pferde) tüchtige zeitliche Charakterbilder. Aber seine schöne malerische Begabung und Meisterschaft wird noch viel entschiedener in zwei Thierstücken und ihrer Landschaft offenbar: „Mutterfau mit Jungen“ und „Ochsengepann“. Broziks „Balladenfänger“ und „ein Fest bei Rubens“, zwei längst bekannte Arbeiten des begabten Böhmen, zeigen eine charakteristischen Vorzüge und Schwächen in sich vereinigt: schöne Kraft, Fülle, Reichthum und Harmonie der Farbe, geschickte Vertheilung der Gestalten und Gruppen im Raum, glänzende Technik und einen dadurch nicht völlig gedeckten Mangel an tieferer Charakteristik und geistigem Leben in den dargestellten Menschen. Schönn's figurenreiche Bilder: „Markt in Tunis“, „Römische Winzer“ und „Markt in Serajewo“ lassen im Gegensatz dazu in der Charakteristik wenig zu wünschen übrig, desto mehr im Ton, der auch da, wo Sonnenwirkungen wiedergegeben werden sollen, eigenthümlich schwer und trübe ist. Swobodas „Teppichhändler in Cairo“ ist ein Meisterstück technisch vollendeter farbenschöner Darstellung einer prächtigen malerischen Wirklichkeit, dabei echt und wahr in den Menschentypen. Ullmanns großes historisches Genrebild, das Einreiten der Dampierre-Kürassiere in die Wiener Hofburg 1619 ist eine gut gezeichnete, lebendig bewegte Composition, im Zeitcharakter wohl getroffen. Eine wenig verlockende, schwierige Aufgabe wurde von Rargher vorzüglich gelöst: „die Sängerkühnigkeit gelegentlich des Festzuges zur Silberhochzeitfeier des österreichischen Kaiserpaars“ in einem Bilde mit hunderten von meist schwarz befrachteten, resp. uniformirten, kleinen Portraitfiguren zu malen. An Wahrheit der Erscheinung kommt es fast einer Moment-Photographie gleich, während sich im Arrangement und der Vertheilung der feine künstlerische Sinn des Malers wohlthuend bekundet. Die gleiche Kunst fast photographisch genauer Wiedergabe der Wirklichkeit beweist derselbe in dem Bilde einer Gruppe venetianischer Volksfiguren an der Ecke der Säulenhalle des Dogenpalastes. — L. Passini erscheint wieder in seiner ganzen einzigen Liebeshwürdigkeit und natürlichen Anmuth in einem großen Aquarellbilde: Männer, Frauen und Kinder aller Stände und Typen, welche beisammen stehend oder umherwandelnd den Lagunenquai Venedigs beleben. — In einem Frauen-Portrait von außerordentlicher Feinheit der Charakteristik und Vornehmheit des Tons zeigt sich Canon wieder als einer der ersten lebenden Meister der Bildnißmalerei. H. v. Angelis weibliches Portrait (im Profil) bleibt bei allem heitern Glanz der Farbe dagegen zurück. Es kommt nicht plastisch aus der Fläche heraus und läßt jene Ruhe und jenen Adel der gesammten Haltung vermissen. Vortrefflich in jeder Hinsicht dagegen ist sein Portrait des Ministers Unger. Ein anderes ausgezeichnetes Werk der Bildnißmalerei ist Griepenkerls Portrait eines Bischofs. — Lasinsky, Majic, Ranjonnet, Wolz, Kumpfer,

Gaul, Helon, Probst haben an Genrebildern, Portraits, Charakterfiguren und Köpfen manch rühmliches Werk geliefert, welches besonders in Bezug auf malerisch-technische Virtuosität den besten der deutschen Abtheilung gleich steht. Auch an hervorragenden Landschaftsmalern hat die heutige Wiener Schule keinen Mangel. Lichtenfels ist einer der ersten nicht nur unter den österreichischen; seine felsige Küstenlandschaft ein Bild von großartiger Naturauffassung und edlem Schmelz der Farbe und Malerei. Darnauts Dorf-landschaften sind von entzückender Intimität und Naturfrische. Schindler, Ruß, Van Haanen, Ruben (von letzterem eine stille schlichte Fluß- oder Canallandschaft, ein Meisterwerk feiner Stimmungsmalerei), Ditscheiner, Schäffer, Santos, Tina Blau und Ribarz, ein schönes Talent von ganz origineller Naturauffassung, sollen nicht unerwähnt bleiben. Rud. Alts neue aquarellirte Architekturbilder gehören wie seine früheren zum Eminentesten, was im zugleich geistreichen und schlicht getreuen Nachschreiben der Erscheinung reich gestalteter Bauwerke, ganzer Gebäudegruppen und Straßenfluchten mittelst des Aquarellpinsels geleistet werden mag. Der freie Fluß, die unbedingte Sicherheit der Pinselzeichnung und die simple Wahrheit in diesen Blättern (San Moise und San Marco in Venedig, das Treppenhaus des Wiener Belvedere, das Rathhaus zu Bruck) sind stupend. — Eine wahrhaft künstlerische freie und charaktertreue Wiedergabe prächtiger schönheits- und charaktervoller Wirklichkeit zeigen die von Fux in Aquarell ausgeführten Gruppen des berühmten costümirten Festzuges in Wien vom April 1879. Tüchtige Thierstücke enthält die österreichische Abtheilung außer den schon erwähnten von Huber, von Ranzoni, (in der ganzen Art an Trohon erinnernd) von Blaas, von Thoren und A. Schödl (ein kleines Stallinterieur von diesem von reizender Delicateffe). Als Stilllebenmaler stellt sich H. Charlemont den besten aller Nationen zur Seite. M. Schrödl, Camilla Friedländer leisten in derartigen Bildern von miniaturartiger Durchführung, Moos und Tina Blau in der Blumenmalerei sehr Anerkennenswerthes.

In der Wiener Bildhauerschule dominirt der entschiedenste Realismus. Tilgner und Strasser, die begabtesten und interessantesten Meister derselben, gehen darin zur letzten Consequenz. Der Erstere hat indeß in der knieenden lebensgroßen Portraitstatue des Herzogs Ernst von Coburg Dame im Ceremonialcostüm des Hosenbandordens ein ziemlich trocknes und „würdiges“ Werk geliefert; dazu eine charakteristische Genrefigur einer im Empirecostüm und eine Gladiatorengruppe, welche das gerechteste Befremden erregt. Gleich sie doch einer wenig variirten Wiederholung der bekannten großen Gruppe, durch welche der Pariser Maler Gérôme sich 1878 auch als bedeutender Bildhauer legitimirte. Von großer Frische und Lebendigkeit sind Tilgners Portraitbüsten. Strasser gab eine so köstlich gelungene Probe bemalter Plastik in seiner, eben so vollendet lebenswahr und naturalistisch modellirten als colorirten, Statue eines

schwarzbraunen mohrisch-arabischen Wasserträgers in halber Naturgröße, mit ungegürtetem, seidestreifigem, weißem langem Rock bekleidet, daß eine wirksamere Propaganda für polychrome Sculptur nicht gemacht werden könnte.

Die ungarische Kunst ist von der österreichischen streng gesondert. Aber es fehlte viel, daß ihre Vertreter sich von denen der deutschen Reichshälfte durch ihre Kunstweise ähnlich streng unterschieden, wie die edeln Magyaren von den „Schwabern“ durch Tracht, Sprache und Sitten. Buda-Pest hat es zu einer nationalen Kunstschule noch nicht gebracht. Was die transleithanischen Meister können, das haben die Einen in München, die Andern in Paris gelernt.

Eins der originellsten, freilich auch an Verzerrungen und Outrittheit reichsten, darunter ist E. Gyarfás' großes effectvoll gemaltes Bild „Das Wahngericht“: eine junge Herrin scheint sich angesichts des aufgebahrten Leichnams ihres Gatten als dessen Mörderin zu verrathen und eilt mit Geberden des Wahnsinns hinaus, wo die am Fuß der Stiege zusammengedrängten alten Weiber und Kinder aus dem Volk sie voller Entsetzen anstarren. Als die größte und geschulteste Kraft unter diesen ungarischen Malern erscheint mir der Münchener Venczur. Die Gruppe lebensgroßer Halbfiguren „Die Verlassene“ — ein schönes junges verrathenes Mädchen, Trost am Herzen einer Nonne suchend; die lebensgroße und lebensschwellige, angelehnt stehende, nackte Gestalt einer weinseligen prächtigen Bacchantin, und vor Allem das figurenreiche Bild der „Constituierenden Generalversammlung der ersten ungarischen Assuranzgesellschaft“ weisen ihm einen hohen künstlerischen Rang zu. Letzteres Bild, das eine große Zahl von wohlportraitirten ungarischen Patrioten, Geschäfts- und Staatsmännern jener Epoche, um den Tisch des Sitzungssaales, theils stehend, theils sitzend in natürlich wahren Stellungen und Gruppierungen mit einander verhandelnd zeigt, verdient durch die Art und Kunst, wie der widerspänstige Gegenstand bewältigt wird und interessant gemacht ist, wie die Persönlichkeiten, speciell die Hände und Köpfe, in Zeichnung und Farbe individualisirt sind, rückhaltlose Anerkennung. Man wird an die klassischen „Doelenstücke“ und „Regentenbilder“ der großen Holländer des 17. Jahrhunderts erinnert. Badiß, Viezen Mayer, Deri, Wago, der Maler des geistreichen und naturfrischen Bildes aus der heimischen Rußta „Am Wege“ und „Emigranten auf der Flucht“, Peske, der humoristische Autor des „Lustigen Besuchs“, Tarnoczky, der Landschaftler, Kemendy, der Maler der „Kauferei“, Parlagh-Barcsfeld, ein sehr tüchtiger Portraitmaler — sie Alle sind begabte Jünger der Münchener Schule. Kovusz zeigt in seinem Bilde aus magyarischem Volksleben „In der Csarda“ und Ebener in dem „Heimkehrende Schnitter“, daß sie in Paris sehen und malen gelernt haben. Joanovics in Wien, und Aggházy in Pest verrathen ihre Schule weniger deutlich; wohl aber ein ganz respectables künstlerisches Vermögen.

Zum ersten Mal wird es dem deutschen Publikum hier zur Anschauung

und zum Bewußtsein gebracht, welches große reiche Kunstleben im heutigen Spanien blüht. In zwei Richtungen besonders bethätigten diese spanischen Maler ihr Talent und ihr Können in glänzendster Weise: in der großen Geschichtsmalerei im Sinne der französischen Romantiker der Dreißiger und Vierziger Jahre und einiger auch heute noch, wenn auch ziemlich vereinzelt, in Paris wirkender ernster Meister, wie Laurent; und in den Schilderungen des modernen nationalen Volkslebens, wie der vornehmen und bürgerlichen Gesellschaft der letzten Jahrzehnte des 18. und der ersten des 19. Jahrhunderts. Für die spanischen Maler der letztern Richtung, wie für die dortigen Orientmaler und die Aquarellisten, bleibt Fortuny das große, nie zu verleugnende Muster. Auf beiden Wegen haben die heutigen Spanier sehr Bedeutendes erreicht. Sie verstehen es, die großen und furchtbaren Thaten, Ereignisse und Menschen der nationalen Geschichte in umfangreichen Bildern voller Kühnheit und Leidenschaft, von großer Zeichnung, mächtiger malerischer Behandlung und Wirkung lebendig hinzustellen. Und sie wissen andererseits die Menschen und Scenen der eleganten Welt bald mit geistreicher Freiheit und Leichtigkeit, bald mit der Subtilität der besten Kleinmeister und das farbige warmblütige Volksleben leb, frisch und derb zu schildern. — Die Lust an der Grausamkeit und am Blut, welche tief im spanischen Volkscharakter liegt, verleugnen auch die Geschichtsmaler nicht. Casabos großes packendes Gemälde: „Die Glocke von Huesca“ mit fünfzehn enthaupteten Körpern und eben so vielen abgeschlagenen Köpfen auf blutüberschwemmtem Boden, übrigens eine vielfach bewundernswerthe Schöpfung; Veras Bild der heroischen Vertheidigung von Numancia, wo der selbstgewählte Tod in mannigfachen Formen wüthet, von wildem Feuer und mächtigem Pathos; Manuel Ramirez' „Enthauptung des Don Alvaro de Luna 1453“, beweisen diese Lust am Grausamen, aber zugleich auch den männlichen Sinn und die Begeisterung für das Große und Tragische als Gegenstand der Kunst.

Ferrants' „Begräbniß des h. Sebastian in den Katafomben“; die prächtige lebensgroße Gruppe der beiden Gladiatoren, die sich, nach dem Kampfe, am unterirdischen Bassin in der Arena von Blut und Schweiß reinigen, von dem jungen Carbonero in Rom, welcher derben Realismus und Größe des Stils so wohl zu vereinigen weiß, und des berühmten Pradilla kolossales figurenreiches Bild: „Die Uebergabe Granadas“ sind unter diesen großen Tafeln noch mit Auszeichnung zu nennen. Talent, Poesie, Inspiration, Geschichts- und Naturstudium, große und charakteristisch lebenswahre Zeichnung und malerische Kunst, welche alle Figuren, Menschen, Pferde, Architektur und Landschaft von Luft und mild gedämpftem Tageslicht allseitig umflossen, plastisch in dem weit vertieften Raum erscheinen läßt, treffen bei Pradilla zusammen. Eine gewisse Monotonie der Gesichtstypen der spanischen Fürsten, Krieger und Frauen auf dem Bilde ist freilich nicht vermieden. Daß der Meister desselben auch der Maler jener drei Gemälde

winzigsten Formats ist, welche Scenen des römischen Carneval mit zahllosen Figürchen in höchster Lebendigkeit, einer unerhörten, von aller Feinlichkeit doch freien Detailausführung, voll Farbenglanz und Pracht schildern, erscheint schwer begreiflich. Auch Casado, der Maler jener blutigen Tragödie von Huesca, zeigt sich in einem kleinen Bilde „Die Belohnung des Stiersechters“ (18. Jahrhundert) als eben so ausgezeichnete Kleinmeister voll Eleganz und Grazie. In verwandter Richtung, als Nachfolger Fortuny's excelliren ferner Guardia, Palmaroli, Domingo, Jimenez. Letzterer malte die sehr interessante, figurenreiche Darstellung einer Kapuzinerpredigt in dem Orangerienhof der Kathedrale von Sevilla im 18. Jahrhundert. In der gedrängten Zuhöreremenge, welche die Kanzel umsteht, sind Typen aus allen Volks- und Gesellschaftsklassen meisterlich charakterisirt: das Ganze ist nur in gar zu hellbuntem Ton gehalten. Madrazzo sandte das eleganteste Bild, die Einzelgestalt eines reizenden jungen Weibes im Domino mit schwarzer Maske, ein. Masriera, Melida, Benlliura, Domingo, und Sanchez Barbudo, haben noch manches eigenartig fesselnde Genrebild ausgestellt. An trefflichen Landschaftsmalern fehlt es in der spanischen Abtheilung eben so wenig. Ich nenne vor Allem Marques, Urgell, Tusquet und Sanchez-Perier. In der Malerei der Gartenlandschaft, welche Fortuny bei den Spaniern in Mode gebracht hat und die wir auch von vielen der genannten Genremaler mit Vorliebe cultivirt sehen, leistet Perier das Außerordentlichste in seinen mit erstamlicher Delicatesse durchgeführten, mit heißem Sonnenlicht getränkten, kleinen Bilde „Die Gärten des Palastes St. Zelmo“. Einfacher Adel der Zeichnung und Farbe und gewinnende Anmuth zeichnen die auf Goldgrund ausgeführten decorativen Malereien, symbolischer nackter und ideal drapirter Einzelgestalten und Gruppen von De Villados: die Religion, die Industrie, der Handel, die Krönung der Büste des Columbus aus. Ginós und Frances Frucht- und Blumenstücke gleichen an vollendeter Kunst und Schönheit bei täuschender Wahrheit den großen holländischen Meisterwerken dieser Gattung aus dem 17. Jahrhundert. Als brillante Aquarellisten thun sich Pradilla, Alorda, de Villados, Hernandez, Mas-y-Fenduila, hervor. Groß auch erscheint aber diese Kunst des Aquarellisten neben der des strengen Zeichners in den geometrischen und doch zugleich alle Töne und alle Zerstörungen aufs genaueste wiedergebenden Aufrissen alter Bauwerke (wie des Tempels zu Ebfu, des Tempels des Antonius und der Faustina zu Rom) vom Architekten Amador de los Rios und der Markuskirche von Zabala-y-Gabardo.

Daß die spanischen Bildhauer bestrebt sind, sich mit den Malern auf gleicher Höhe zu erhalten, beweisen L. Tassis Statue des Velasquez, Paredas Knabe als Springbrunnenfigur, Benlliures höchst lebendige Statue des Chorknaben, der sich am Räucherfäßchen die Finger verbrannte, und Gaudarias italienisch elegante Marmorstatue einer nackten symbolischen Schönen, die auf der Himmelskugel balancirend sitzt.

Jenen Zug zum Großen, Heroischen, Männlichen, welcher in der spanischen Malerei sich so mächtig geltend macht, suchen wir in der heutigen italienischen vergebens. Besonders charakteristisch ist ihren Meistern und Gesellen ganz allgemein die entschiedenste Abwendung von den klassischen Mustern der großen Zeit der Renaissance, das Streben, nichts anderes, als eine durchaus unbefangene realistische Schilderung des sie umgebenden Menschenlebens oder auch des der Vergangenheit und der wirklichen Landschaft zu geben. Auch in allem was Ton und Technik betrifft, huldigen sie den „vorgesrittensten“ modernen Principien und Moden. Theils Fortuna, theils die Pariser Impressionisten sind unverkennbar ihre bevorzugtesten Muster. — Das mit Recht bewunderte Hauptwerk ist des Venetianers Nono großes Bild „Refugium peccatorum“. Ein junges Mädchen aus dem Volke kniet, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in tiefer Bektürschung und hüßlosem Jammer, wie Gretchen im Zwinger, draußen auf den Fliesen eines Quais, über dessen, mit zopfigen Vasen und Statuen geschmücktem, Geländer ein Muttergottesbild mit Blumen und Lämpchen zu seinen Füßen sichtbar wird; jenseits der Brüstung das dunkle Wasser mit einzelnen großen Booten, deren Masten mit braunen Segeln in die dämmernde Abendluft aufragen. Die Verzweiflung des armen Herzens ist in der einsamen Gestalt mit innig rührender Gewalt zum Ausdruck gebracht und die weite Bildfläche in jedem Punkt durch ihre große, freie, geistreiche malerische Behandlung interessant belebt. — Bannutellis „Römische Novizen in der Kirche“ ist eine anmuthige und charakteristische, vorzüglich gemalte Sittenschilderung. — Sein frisches, gesundes und liebenswürdiges Talent in der Darstellung des Volkslebens, seine Kunst der Malerei der Menschen in warmer Luft und Sonne zeigt auch hier wieder wieder Dall'Occa in Verona in seinen drei derartigen Bildern. — Tinatelli, Favretto, ein sein beobachtender Skizkist, Rossi, der Neapolitaner, de Chirico, Foris, Senét, Alidoso, Dalleani, Santoro, Giancastelli, Caprili, Mancini, sind nächst jenen als die besten italienischen Maler ähnlicher Richtung zu nennen. Scharf von ihnen unterschieden sind Tito Conti, der eine lustige Conversationscene im Costüm des 17. Jahrhunderts — ein hübscher Page schönen muntern, versüßlicherischen, vornehmen Damen ein gewagtes Lied singend, — mit der glatten Eleganz und Durchführung eines Willems malte; Mariani, der Maler des Bildes „Aegyptische Wasserschöpferinnen“, Faccioli, der der „traurigen Reise,“ und Fagliari, der einzige Darsteller einer nackten Schönheit, in seiner Anschauungs- und Malweise der des Morelli ziemlich ähnlich.

Die modernen italienischen Landschaftler sind überwiegend Stimmungsmaler. Den Ton genau zu treffen, welchen in bestimmter Tages- und Jahreszeit und unter dem Einfluß der wechselnden Wetterzustände Erde und Luft zeigen, gilt ihnen fast durchweg als die einzige Aufgabe ihrer Kunst.

Um nur die zu citiren, welche dieselbe in der relativ besten Weise lösen, nenne ich Bezzi, Ciardi, Piccini, Boggiani, Avanzi, Mojani.

In der Aquarelltechnik sind die heutigen Italiener glänzende Virtuosen. Die Palme aber trägt der Römer Cerbi davon mit seiner großen Aquarelle „Fünf Minuten Aufenthalt“: eine Gruppe italienischer Dragoner in langen blaugrauen Mänteln benutzt diese Minuten des Halts ihres Bahnzuges im Regen im freien Felde, um auszustiegen und sich von der ambulanten Liqueurverkäuferin an der Straße ein paar stärkende Tropfen einschenken zu lassen. In seiner Einfachheit und Manierlosigkeit ist das Bild von einer ganz imposanten Wucht und Macht des künstlerischen Gehalts.

In der italienischen Sculptur treten neben den vielbeliebten, eleganten, weichlichen, süßlichen, glatten Marmorwerken der bekannten Art neuerdings die Erzeugnisse einer Schule immer entschiedener auf, welche sich zu dem ungeschminkten Naturalismus bekennen und jener geleckten „Schönheit“ und verzierten Grazie, die häßliche und charakteristische Wahrheit der Natur oder auch das Grotesk-Humoristische gegenüberstellt. Diese Tendenz hat begabte Vertreter, besonders in Marsili, Soranzo, d'Orsi (seine Bronzestatue des hochenden Fischerknaben verdient den Preis unter Allen), Beliazzi, Albano: zu den Virtuosen der entgegengesetzten Richtung gehören Calvi, Pere da (Afrikaner und Afrikanerinnen aus schwärzlicher Bronze in weiß marmornen Gewändern und Kopfhüllen sind ihre Specialität), Macagnani, Felici, Calandra, der Autor der vielbewunderten Marmorstatue eines schönen, bestrickenden türkischen jungen Weibes in prächtiger Balltracht, das er, nach dem Ausdruck des Naturells in Augen und Zügen und nach der Tunique aus gestreifter Surrah, „ein Königstiger“ nennt, und Ginotti in Rom, der Meister der überlebensgroßen Marmorbüste, eines, mit tief einschneidenden Strichen um Schultern und Brust gefesselten, üppigen Weibes mit von Haß und Wuth verzerrtem Antlitz, der „Petroleuse“. In der lebenswarmen Darstellung kolossaler schwellender weiblicher Formen habe ich nie ähnlich Vollendetes erreicht gesehen. —

Die französische Ausstellung im Glaspalast ist diesmal der Qualität wie der Quantität der eingesendeten Kunstwerke, der Gemälde wie der Sculpturen, nach hinter der im Jahre 1879 entschieden zurückgeblieben. Einigermassen wird der Mangel der betreffenden Abtheilung ausgeglichen durch eine Anzahl meist bekannter älterer ausgewählter Bilder berühmter französischer Meister in der „Collection Geffner“, welche neben diesen eine ganze Blumenlese von Werken „erster Nummern“ aller Nationen enthält. Darunter unseres A. Menzel „Straße in Paris“; zwei andere köstliche malerische Kleinode, Bilder aus dem intimen Leben des römischen Hauses der Kaiserzeit, von Alma-Tadema; des zum Engländer gewordenen Herkommer bereits 1878 mit den höchsten Ehren zu Paris gekröntes Meisterwerk „die letzte Musterung“, d. h. die Versammlung alter, roth-

rückiger Invaliden der britischen Armee in der Kirche ihres Hauses zu Greenwich, und desselben Künstlers Bildniß des belanten Kriegscorrespondenten Archibald Forbes; manches vorzügliche Werk von Baron Leys, seinen belgischen Landsleuten de Jonghe, Clays, de Haas, Maris, Gabriel, Rölofs; den Holländern Bishop, Mesdag, Israels, Ruyff; dem Schweden Wahlberg; den Deutschen Schreyer, Kühl, H. Meyerheim, Th. Weber, Vier, Baisch, Bochmann, Deder, Müller (in Wien); den Spaniern Benlliura, Ribera, Madrazo; den Engländern Webb, Leader, Bartlet, Bentley, Holl; den Italienern Pasini, Michetti, de Nittis. — Unter den dazwischen versprengten französischen Gemälden leuchten einige der schönsten Schöpfungen der großen landschaftlichen Stimmungsmaler, Corots, des „Dichters in silbergrauen Tönen“, Daubigny's, der vor Allen doch den wunderbarsten Schmelz zarter, feuchtdunstiger Lüfte durch seine Bilder aus nordfranzösischer Natur zu verbreiten weiß; Duprés, Rousseaus und Diaz', welcher seine sonnen- durchbligten Wälder und smaragdnen Wiesen mit dem idealen Geschlecht schöner Nymphen und sonstiger Wesen aus goldenem Zeitalter so passend belebt. Hier sehen wir Luminais' bekanntes großes, graufiges Bild wieder: „Die Entnerbten von Jumieges“; ein paar Costümfiguren Rohbets von prächtiger coloristischer Kraft und Tiefe; J. Brétons zugleich so schlicht naturwahre und so wahrhaft stilvolle Gestalt der Aehrenleserin, die in der Abenddämmerung über das Feld hinschreitet; Henners „Eklage“ — die beiden nackten Nymphenfiguren, deren einheitlich warmgoldig getönte Körper in so magischer Leuchtkraft aus dem Dunkel compacter Laubmassen heraustritt, in welche ihre Umrisse aufgelöst hinüber zu schmelzen scheinen; die schöne bräunliche nackte Gestalt der hüßenden Magdalena von Bertrand, und den Stolz in bewunderte Musterschöpfung des avancirtesten neufranzösischen malerischen Naturalismus: den „Bettler“ von Bastien-Lepage. Es ist die lebensgroße hagere Figur eines, in armselige, schmutzige, lumpige und geflickte Tracht gekleideten, graubärtigen Landstreichers, der ein an der Thür eines Kleinbürgerhauses eben empfangenes Stück Brod widerwillig in die umgehängte graue Sacktasche an seiner Seite schiebt, während er auf den in schweren Holzschuhen steckenden Füßen schleppenden Schrittes weiter geht. Das kleine Töchterchen, drinnen am Thürpfosten stehend, blickt dem unheimlichen Alten verschüchtert nach. Der seelische Ausdruck des Bettlertopfes, das Gemisch von Stolz, Ingrimm, Verachtung und den Spuren guten, ja vornehmen Herkommens, die Zeichnung der ganzen Gestalt, der Hände zumal, die Feinheit des Gesamttöns und die Wirkung dieser auf alles Herauskehren der Virtuosität, ja fast auf das plastische Herausarbeiten des Körperlichen verzichtenden, Malerei, machen den Ruhm und Erfolg dieses Werkes sehr begreiflich. —

In der von Paris her organisirten französischen Abtheilung ist dieser Naturalismus nicht minder, aber auch die diesem entgegengesetzte Kunstrichtung

vertreten, welche in der idealeren Schönheit, der Grazie und dem Adel der Form, in der Wahl bedeutender und reizender Gegenstände und in der Eleganz der Malerei noch immer nichts der wahren Kunst Unwerthes erkennen will. Cabanel's älteres großes Bild „Absalon und Thamar“ ist trotz der unleugbaren Noblesse der Zeichnung der halbliegenden weiblichen Gestalt keine besonders glückliche Probe dieser Richtung. Eine desto schönere Doucets „Sagar“, die bis zur Hüfte hinab nackte Gestalt eines schönen jungen ägyptischen Weibes verschmachtend im Wüstensande hingestreckt; kühler und indifferenter die „Ekloge“ von Foubert, sehr grazios gezeichnete Nymphe und Bacchus von Desobry; Groß als Lautenspieler (auf der Senne seines Bogens) von Moset-Granger; Nixens „Der Ruhm“. In Gestalt einer schönen nackten beschwingten Göttin erscheint er dem am Arbeitstisch entschlummerten jungen Musiker, dessen Stirn küßend, und in erhobener Hand den goldnen Vorberzweig zeigend. — Die Lust am Gräßlichen wird bei den französischen Künstlern nie aussterben. Falguieres „Sphinx“, die sterbend und getödtet neben der Räthselgeberin auf dem Höhlenboden hingewälzter Opfer derselben, diese in nackt realistischer Weise behandelte Darstellung der mythischen Scene, und das von mächtigem Talent, kühner origineller schöpferischer Phantasie, reichem künstlerischem Wissen und Können, feuriger Kraft und Leidenschaft zeugende, aber wahrhaft blutrünstige Bild des jungen Roche-Grosse: „Vitellius vom Böbel durch die Straßen Roms zum Tode geschleppt und gemißhandelt“ — sind zwei beredte Belege dafür. Einem desto lebenswürdigeren freudigeren Geist und Empfinden ist Flamengs großes historisches Genrebild „Camille Desmoulins in seiner Familie“ entsprungen; schade daß seine sonnigwarme, leuchtende glanzvolle Farbe an zu starker Neigung zur Transparenz leidet.

Der stärkste physische Effect wird durch Renoufs kolossale Tafel „Der Lootse“ hervorgebracht: ein Stück Meer in natürlicher Größe! Und auf den gewaltigen, dem Beschauer entgegenstürzenden, die ganze Breite der wandgroßen Tafel einnehmenden Parallelwellen dahergetragen, ein Lootsenboot, mit drei Männern, welche diese Wogen mit kräftig geführten Rudern theilen. Ein höherer Grad des täuschenden Scheins der Körperlichkeit ist nie durch die Malerei erreicht worden, als in diesem Fahrzeug und seiner Besatzung. Tattegrains Bild, „les deuillants à Etaples“ fehlt es bei kräftigem Naturalismus der Darstellung nicht an herzergreifender Poesie. Den tristen Jammer der Armuth in voller Lebensgröße schilderte Pelez in seinem Bilde der ermittelten Mutter mit ihren hungrigen Kindern auf der Straße: „sans asyle.“ Ferrandeaus „Wittwe“, Renards (lebensgroße) Gestalt einer müden ausruhenden Mähderin lassen an nüchternen Wahrheit in der Schilderung des Armseligen und Traurigen so wenig wie jenes Bild zu wünschen übrig. Jenoudets „November“ — ein todtkrankes kleines Mädchen, das sich im Stuhl noch einmal auf den Hof unter die Bäume hinaustragen ließ und nun traurig die welken Blätter fallen sieht — ist ein Werk von rührender,

beklemmender Wehmuth. Duez schildert in den beiden lebensgroßen, Gestalten einer tadellos eleganten Dame aus der haute Cocotterie und ihres Gegenstückes, einer armen alten Lumpensammlerin, mit treffender Charakteristik diese Typen aus dem Pariser Leben; Aublet nicht minder gut das Treiben der eleganten Welt auf dem Strande eines französischen Modebades; Sicard in aller Naturwahrheit einen „Accident“ von der Gasse — ein Fialer-
pferd, auf der schneebedeckten Straße gestürzt, wird von Neugierigen um-
standen, von einigen Männern aufzurichten versucht. Von der französischen
Portraitmalerei geben die meisterlichen Männerbildnisse von Bonnat
Carolus-Duran, Dagnan-Bouveret, Gaillard, Courtois, Lay-
naud; die weiblichen von Aublet, Courtois und Lefebvre einen sehr
vortheilhaften Begriff. Jeder dieser Künstler sucht das Heil auf seinen be-
sonderen Wegen und jeder in erstem Naturstudium.

In der Landschaftsmalerei behauptet die Pariser Schule siegreich
ihren alten Ruhm. Die Malerei der „schönen Gegend“, der großartigen
Gebirgsscenerien, der Ideallandschaften südlichen Charakters ist in ihr gründ-
lich überwunden. Jedes Stück der Natur ist ein guter und berechtigter
Gegenstand für diese Maler; nur muß man seine eigenste Physiognomie
und vor Allem den Ton treffen, welchen Luft- und Lichtstimmung geben.
Ich muß mich auf das kurze Hervorheben der Künstler beschränken, welche
in dieser Richtung das Bedeutendste geleistet haben: Frère in seinem be-
wunderten Bilde „Gipsmühle zu St. Brice“; Colin „Die Teiche von
Gréville“; Saintin in der großen lichtstrahlenden Frühlingslandschaft „das
Thal von Roche-Gouet“; Daubigny in dem „Thal von Touque in der
Abenddämmerung“; Rapin — Landschaft im Platzregen; Barau — „Ende
September“, ein Bild in wunderbar fein gestimmtem Silberton; Layraud
— herrliche Abendlandschaft: „Tréport zur Ebbezeit“; Allègre — „les
Martigues“ in der Provence, im Licht der reinsten Sommer-
sonne; Lansyer „Ende des Sturms“ und „Dünen von Donville“; Rosier „San Giorgio
Maggiore im Morgenlicht“. — Die im heutigen Paris zu einer so hohen
Stufe gebrachte Stillebenmalerei ist durch ein Musterwerk kunstvoller sub-
tiler Ausführung in der „Amethystvase“ von Desgoffe vertreten; die
plastische Kunst ziemlich stiefmütterlich. Delaplanche's kleine lebendige
und sehr interessante sitzende Portraitstatuette Aubers (Gipsmodell),
Truphèmes Bronzestatue: die Mutter Moses', den Knaben im Korbe auf
dem Haupt tragend; Basselots bronzenener Christus im Grabe, Katafall
und Gewand aus schwarzem Marmor, ein künstlerisch und technisch sehr an-
erkennenswerthes Werk und die genialste und vollendetste Schöpfung unter
Allen: Idrac's (Gips-)Statue der Salambo, die ihre nackten Glieder
von ihrer heiligen Schlange, dem Python, umwinden läßt, und seinen
züngelnden Kopf liebkost, eine herrliche lebensschwellige Gestalt, so großartig
als anmuthvoll, — das sind die bemerkenswertheften französischen Bild-
werke. Wie reich und glänzend alle reproductiven Künste auch im

heutigen Frankreich entwickelt sind, wie sorglich und liebevoll sie gepflegt werden, weiß die Welt auch ohne diese Ausstellung. Die französischen Architekten bringen hier ihre antiquarische Gelehrsamkeit und ihren Studieneifer mehr noch als ihre schöpferische Kunsttätigkeit zur Geltung. Sie stellen fast nur Aufnahmen antiker Monumentruinen und ebenso gelehrte als kunstvolle Pläne zu deren Reconstruction aus (Bernier — das Mausoleum zu Halikarnas; Lohiot: das Parthenon; Thomas: Milet und der Rathamische Golf). Außerdem macht uns die Regierungscommission der historischen Monumente mit einer Menge der schönsten Aufnahmen der auf französischem Boden befindlichen Architekturdenkmale der antiken, der saracenischen und der mittelalterlichen Kunst bekannt.

Der belgischen und der holländischen Abtheilung merkt man es an, daß ihr Inhalt aus den Resten zusammengebracht ist, welche die reiche Besichtigung der Amsterdamer Ausstellung zurückgelassen hat.

Wauters sendete das in Berlin im Polytechnikum ausgestellt gewesene schöne Bildniß des Knaben auf dem Bonny am Seestrand; de Briendt das bereits vielgewanderte Bild voll inniger Empfindung und gefälliger Anmuth, die Leichenwacht des Priesters neben der getödteten Märtyrerin, der heiligen Cäcilie; dazu eine seltsame Darstellung aus den letzten Tagen der Mutter des Heilands: auf dem flachen Dach eines orientalischen Hauses sitzend, von welchem man das unten hingebreitete Jerusalem, Bürger in arabischer Tracht sieht, läßt sich die Gramgebeugte von einem vor ihr Hockenden in der beginnenden Abenddämmerung noch aus heiligen Schriften vorlesen. Zwei alterthümliche Künstler von schönem Talent, welche den von Veyß eingeschlagenen Werken folgen, Lohbärt und Cleynhens, haben ein Paar kleine Gemälde dieses Stils von seltener Kraft und Emaille der Farbe gesendet. Delperée ist nicht besonders glücklich in dem „Historienbild“ in lebensgroßen Figuren aus der neuesten belgischen Geschichte: die Verhinderung der beabsichtigten Jubiläumsprocession des Bischofs von Lüttich (1880) durch die Beamten der Regierung. Es ist zugleich nüchtern und theatralisch. Bemerkenswerthe Genrebilder sind aus modernem Leben von Cogen, Simons, van Dyens, l'Abry (dem Maler auch eines großen tüchtigen Reiterbildnisses), de Jans, Slineneyer ausgestellt. Die belgische Landschaftsmalerei ist durch ihre allbekanntesten Meister Schampheleer, Coosemans, Clays, den bewundernswerthen Seemaler, Bernaerts, van der Luppen, durch Heymanns (mit einer köstlichen Winterlandschaft von seiner, origineller Schönheit), Beekmann und de Coc durchaus rühmlich vertreten; die Bildhauerei nicht minder durch des genialen de Groot bekannte Kolossalstatue der „Arbeit“ und des Desenjants „Herodias.“

Den Preis unter den Holländern verdient und erwirbt noch immer Israels der Vater. Seine Bilder des leidvollen Lebens und Sterbens der Armen und Elenden sind realistische schwermüthige Dichtungen von tief rührender Wirkung bei schlichter Wahrheit und zartem Stimmungszauber des

Tones. Der alte gesunde Naturſinn iſt in der Heimath der Landſchaftsmalerei nicht verloren gegangen. Man ſieht es in dieſen Bildern von van der Sande = Bachhuizen, Meſſdag, Tholen, Gabriel, Rölöf, Fuhgens. Nicht unerwähnt auch ſollen die liebenswürdigen Meiſterwerke holländiſcher Blumenmalerei von Margarethe Roſenboom, Maria Molyn, Meſſdag van Gouten und van de Sande = Bachhuizen bleiben.

Die ſchwediſche und norwegiſche Kunst iſt faſt ohne Ausnahme die Tochter der franzöſiſchen und deutſchen. Alle dieſe ſcandinaviſchen Maler könnten mit gleichem Recht die Finen mit den Pariſern, die Andern mit den Dülſeldorfern, Berlinern und Münchnern ausſtellen. Hagborg, eines der größten ſchwediſchen Talente für Ton und Farbe, hat daſſelbe in Paris zur Reife entwickelt. Sein großes Bild „Der Kirchhof zu Tourville“ am Meere mit den beiden Geſtalten in Trauer an einem Grabe, iſt ein Meiſterwerk realiſtiſcher Stimmungsmalerei. v. Cederſtröm iſt in ſeinem gar ſo nüchternen Bilde „Begräbniß in Alſike“ nicht auf ſeiner alten Höhe. Thoulow, ebenfalls Pariſer Schwede, malt mehr im engliſchen Sinne. Sein Bild „Das Waterhaus“ erinnert in ſeiner intimen Stimmungspoefie durchaus an derartige Schöpfungen britiſcher Meiſter. Hellquiſt, jezt in Paris, iſt in München gebildet. Außer zwei bekannten älteren kleineren Bildern brachte er eine große, etwas ſchwer und compact gemalte, ſtumpf grau im Ton gehaltene Compoſition, reich an trefflichen charakteriſtiſchen Geſtalten zur Ausſtellung: die Diſputation zwiſchen dem lutheriſchen Reformator Gſais Petri und dem gelehrten Prieſtermönch Peter Galle vor dem Könige zu Upſala 1524. — Dahl, Ekenäs, Knut Ekwall, Wergeland, Sinding, die ſämmtlich in Deutſchland lebenden Genremaler, die Pariſer Landſchaftler Wahlberg, einer der gefeierten Größen dieſer Kunst, Kiellund Larſſen, die Dülſeldorfer Munthe, Normann, Nordgren, Raſmuſſen, Fernberg, Aſkebold, Morten = Müller und der Münchener D. Sinding haben neben Jenen dafür geſorgt, der ſchwediſch = norwegiſchen Abtheilung Reichthum an geſundem künſtleriſchem Gehalt, Reiz und Glanz der Erſcheinung zu geben.

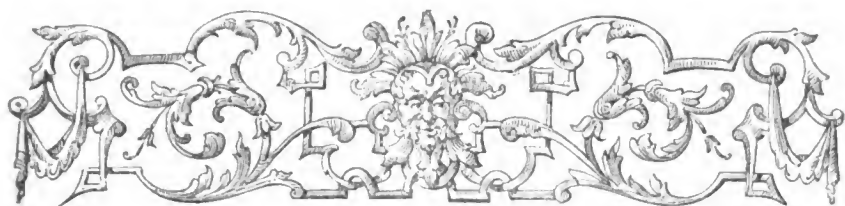
Von der ſlaviſchen Kunst, die heut in Rußland und Polen, wie in Deutſchland und Frankreich manchen weltbekannten Meiſter zu den ihren zählt, giebt dieſe Ausſtellung eine durchaus unzureichende Vorſtellung. Die Polen Matejko, Siemieradſky, J. Brandt fehlen. Von den Ruſſen haben nur v. Klever, der einige in Berlin ausgeſtellt gewefene intereſſante Landſchaften hierherbrachte, der geſchätzte Portraitmaler Kramſkoi und der im Genre Siemieradſkys malende, ausgezeichnete Swedomſky ſich betheiliget. — Der geniale, ſeinem Meiſter ſinnverwandte polniſche Schüler J. Brandts, Kowalski = Wierusz, ſtellt in einem der internationalen Säle ein ſo liebenswürdig er = als empfundenes, fein geſtimmtes und markig gemaltes Genrebild echt nationalen Gepräges aus: „Podoliſche Poſt“.

Ueberrafchend wirkt die Fülle von Talent und künſtleriſchem Vermögen,

die sich in der nordamerikanischen Ausstellung offenbart. Allerdings verleugnen auch diese Maler und Zeichner nicht, daß sie ihre Bildung nicht der Heimath, sondern ihrem Studium zu Paris und München danken. Ihre bedeutendsten Erfolge liegen auf dem Gebiete der Portraitmalerei. Einen der originellsten und interessantesten unter den lebenden Bildnißmalern besitzt die Union. Es ist William Chase in New-York. Das Bild seiner fesselnden Persönlichkeit giebt uns ein großes Portrait von seinem kaum minder tüchtigen Collegen Beckwith. Neben diesen Meistern zeichnen sich durch eigenartige Schöpfungen im ernstern und heiteren Genres besonders die in München gebildeten Maler Rosenthal, Selinger, Trone, Caliga, Groß, der Düsseldorfer Neal, der Humorist Brown, ferner Maynard, der Maler des „Kriegs-correspondenten“, Turner, der unter englischem Einfluß stehende Maler des schwermüthigen stimmungsvollen Bildes „Vergangene Tage“; nicht minder in der Landschaftsmalerei und in der Naturauffassung besonders Rite und Kensett aus.

Noch glänzendere und mannigfaltigere Leistungen als in der Malerei hat Nordamerika in der farblosen Zeichnung, dem Holzschnitte und der Radirung aufzuweisen. Welch ein Reichthum an Geist und Phantasie in diesen Compositionen; in den Zeichnungen nach der Natur — welche Beobachtungsgabe, welcher reine Sinn für die Wahrheit! Chase, Pyle, Reinhardt, Fenn, Brennan, Abbey, Eaton, Dielman, Butler, Farny haben bewundernswerthe derartige Blätter jedes Genres. Durch Holzschnneider, wie Jüngling, Clousson Hoskin, King, Johnson, Cone, Bogert, Harper und Heinemann sind ihre Zeichnungen mit einer Feinheit des künstlerischen Verständnisses und einer keine Schwierigkeiten kennenden technischen Meisterschaft xylographisch wiedergegeben. Die Radirer, unter denen Paris als der Erste bezeichnet werden muß, wie treffliche Blätter auch neben seinen Arbeiten von Holzshoven, Ritchie, Sobewell, Wenban ausgeführt sind, bleiben hinter jenen Meistern des Holzschnittes nicht zurück.

Wir sind am Ende unserer Revue der internationalen Ausstellung. Zu welcher Länge sich auch ein solcher Bericht ausdehne, — daß der so viel umfassende Gegenstand darin wahrhaft erschöpfend behandelt werde, bleibt dennoch immer unmöglich. Den Eindruck aber, den ich von dieser Ausstellung empfangen habe, mögen diese theils schildernden, theils kritischen Mittheilungen über deren Inhalt spiegeln. Die Kunst der Culturnationen ist keineswegs zurückgegangen. Das Kunstleben stockt nicht; die Schaffenskraft und Freude sind nicht versiegt, wie man es so oft beklagen hört. Was geringer geworden und mehr und mehr an Credit verloren hat in der Kunst aller Völker, ist die „Lust am Trug“ mit der lärmenden Phrase, der conventionalen Formenschönheit, dem blendenden Coloritschwindel. Desto allgemeiner aber regt, desto mächtiger bethätigt sich im heutigen Kunstschaffen „der Drang nach Wahrheit“ Und damit ist viel gewonnen!



Henrik Ibsen.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

I.

Henrik Ibsen zählte 36 Jahre, als er in die Verbannung ging aus welcher er bis heute nicht zurückgekehrt ist. Er verließ Norwegen mit düsterem, verbittertem Sinn nach einer an der Schattenseite des Lebens verbrachten Jugend. Er wurde am 20. März 1828 in der kleinen norwegischen Stadt Skien geboren, wo seine Eltern sowohl väterlicher-, wie mütterlicherseits den angesehensten Familien der Stadt angehörten. Der Vater befand sich als Kaufmann in einer verschiedenartigen und ausgebreiteten Wirksamkeit und liebte es, eine unbeschränkte Gastfreiheit in seinem Hause zu zeigen, aber 1836 mußte er seine Zahlungen einstellen und es blieb der Familie Nichts übrig, als ein Landhaus in der Nähe der Stadt. Dort hinaus zogen sie und wurden dadurch des Verkehrs verlustig mit den Kreisen, denen sie früher angehört hatten. In „Peer Gynt“ hat Ibsen seine eigenen Kindheitsverhältnisse und Erinnerungen als eine Art Modell für die Schilderung des Lebens in dem Hause des reichen Jon Gynt gebraucht.

Henrik Ibsen kam als Jüngling zu einem Apotheker in die Lehre, arbeitete sich unter manchen Schwierigkeiten durch, um, 22 Jahre alt geworden, die Universität zu beziehen. Er hatte als Student weder Neigung noch die Mittel zu einem Brodstudium, mußte er sich doch längere Zeit sogar das regelmäßige Mittagessen versagen. So gestaltete sich seine Jugendzeit hart und streng, zu einem Kampf mit dem täglichen Leben; sein Vaterhaus bot ihm, wie es schien, keinen Hort dar.

Nun bedeuten zwar solche Verhältnisse in einer so armen und demokratischen Gesellschaft, wie die norwegische ist, weniger als anderswo, und Ibsen entbehrte weder die Fähigkeit des Jünglings, sich durch Begeisterung für Ideen, noch die des Dichters, sich durch ein Leben in der Einbildungskraft über die Mißheiligkeiten der Wirklichkeit hinwegzuschwingen. Immerhin aber prägt frühzeitig empfundene Armuth dem Gemüth einen Stempel auf. Sie kann Demuth erzeugen, und sie kann zur Opposition aufreizen, sie kann den Geist unsicher oder selbständig oder hart für's ganze Leben machen.

Auf Ibsens in sich gefehrtes, streitbares und satyrisches Naturell, das mehr dazu angethan war, die Umgebung zu beschäftigen, als sie zu gewinnen, muß die Armuth wie eine Herausforderung gewirkt haben. Daher vielleicht eine gewisse gesellschaftliche Unsicherheit, ein gewisses Verlangen nach jenen äußeren Auszeichnungen, die ihm ein Recht der Gleichheit gaben mit den Gesellschaftsklassen, von welchen er als Jüngling ausgeschlossen war, daher aber auch ein mächtiges Gefühl, nur auf sich selbst und seine inneren Hilfsmittel gestellt zu sein.

Nachdem er einige Monate hindurch als Herausgeber eines Wochenblattes ohne Abonnenten thätig gewesen, wirkte er (1851—57) als Dramaturg an dem kleinen Theater zu Bergen und stand darnach als Direktor dem Theater zu Christiania vor, das 1862 Bankrott machte. Ibsen, der mit den Jahren so gefest wurde und dessen Tage nun so regelmäßig ablaufen wie ein Uhrwerk, soll als junger Mann ein ziemlich ungebundenes Leben geführt haben und blieb deshalb von der üblen Nachrede nicht verschont, die in kleinstädtischen Klatschnestern, wo Jedermanns Thun und Treiben vor Aller Augen offen liegt, sogar eine geringe Unordnung, geschweige denn die Zügellosigkeit der Genialität zu verfolgen pflegt. Ich denke mir Ibsen zu Beginn der Mannesjahre von Gläubigern geplagt und von der Kaffeeschweßtern-Moral täglich in effigie hingerichtet. Er hatte eine nicht geringe Anzahl schöner Gedichte geschrieben und eine Reihe seiner nun so berühmten Dramen veröffentlicht, darunter einige der am meisten bewunderten; aber sie wurden nicht wie jetzt seine Werke und diejenigen der übrigen norwegischen Dichter in Kopenhagen veröffentlicht; sie erschienen in Norwegen in häßlichen, auf schlechtes Papier gedruckten Ausgaben, und sie brachten dem Dichter, selbst seitens der Freunde, nur eine ziemlich kühle Anerkennung seines Talentes ein, zugleich aber das vernichtende Urtheil, daß ihm „idealer Glaube und ideale Ueberzeugung fehle.“ Norwegen wurde ihm verleidet. 1862 hatte er, polemisch und satirisch angelegt, wie er war, die „Comödie der Liebe“ herausgegeben, die mit schneidendem Hohn auf die Erotik der Philistrität ein tiefgehendes Mißtrauen zu der Tragkraft der Liebe durch die Wechselfälle eines Lebens verband. Unumwunden hatte er seine Zweifel an die Fähigkeit der Liebe ausgesprochen, ihr ideales und schwärmerisches Wesen unbeschadet und unverändert in der Ehe zu bewahren! Es konnte ihm nicht un-

bekannt sein, daß die Gesellschaft mit der ganzen Fähigkeit des Selbsterhaltungstriebes das Vertrauen in die Unveränderlichkeit der normalen und gesunden Liebe als eine Pflicht festhalte; aber er war jung und trotzig genug, um durch die Verbindung Schwanhilds mit dem alten reichen Spießbürger Guldstadt lieber der trivialsten Auffassung der Ehe ein relatives Recht zu geben, als daß er sein Mißtrauen auf die Dogmatik der Liebe verborgen hätte. Das Schauspiel rief ein Geschrei der Erbitterung hervor. Man gerieth außer sich über diesen Angriff auf die ganze erotische Gesellschaftsordnung, die Verlobungen, die Ehen u. s. w. Anstatt daß man sich getroffen fühlte, geschah, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt: man begann das Privatleben des Dichters auszuforschen, die Beschaffenheit seiner eigenen Ehe zu untersuchen, und hätte er sich, wie Ibsen mir einmal andeutete, die gedruckten Recensionen des Stückes allenfalls gefallen lassen, so war das mündliche und private Kritisiren geradezu unerträglich. Selbst ein so vortreffliches Werk wie „Die Kronprätendenten“, welches 1864 folgte, vermochte nicht, den Namen des Dichters zu reinigen und zu heben. Das Stück wurde, soviel ich weiß, von der Kritik nicht gerade abfällig behandelt, aber auch nicht nach Verdienst gewürdigt und erregte keinerlei Aufsehen. Ich glaube nicht, daß 20 Exemplare davon nach Dänemark kamen. Jedenfalls machte erst „Brand“ den Namen des Dichters außerhalb Norwegens bekannt.

Zu diesen persönlichen Gründen, welche Ibsens Mißmuth erregten, kam ein Gefühl tiefer Unzufriedenheit wegen der Haltung Norwegens während des dänisch-deutschen Krieges. Als im Jahre 1864 Schweden und Norwegen trotz der bei Studentenversammlungen und in der skandinavisch gesinnten Presse abgegebenen Versicherungen, welche Ibsen für bindend oder doch für verpflichtend angesehen hatte, es unterließen, Dänemark gegen Preußen und Oesterreich beizustehen, da ward ihm die Heimath, welche ihm als Inbegriff der Unbedeutendheit, Schlawheit und Muthlosigkeit erschien, dermaßen verhaßt, daß er sie verließ.

Seitdem lebte er abwechselnd in Italien, in Dresden, München und dann wieder in Italien, in jeder der genannten deutschen Städte 5—6 Jahre. Doch eine bleibende Stätte hat er nirgends gehabt. Er führte ein stilles, regelmäßiges Familienleben, oder vielmehr: er hat innerhalb des Rahmens eines Familienlebens sein eigentliches Leben in seiner Arbeit gehabt. Er verkehrte an öffentlichen Orten zwar mit den hervorragenden Männern der fremden Städte, empfing eine Anzahl durchreisender Skandinaven in seinem Haus; aber er lebte wie in einem Zelt zwischen gemietheten Möbeln, die am Tage der Abreise wieder zurückgeschickt werden konnten; seit neunzehn Jahren hat er nie seinen Fuß unter den eigenen Tisch gestellt, noch in eigenem Bette geschlafen. Zur Ruhe gesetzt in strengem Sinne hat er sich niemals; er hat sich daran gewöhnt, sich in der Heimathlosigkeit heimisch zu fühlen. Als ich ihn zuletzt besuchte und die Frage an ihn stellte, ob in der Wohnung, die er inne hatte, denn Nichts ihm gehöre, deutete er auf

eine Reihe von Gemälden an der Wand; dies war Alles, was darin sein Eigen war. Selbst jetzt als wohlhabender Mann fühlt er nicht den Drang, Haus und Heim zu besitzen, noch weniger, gleich Björnson, Grund und Boden. Er ist ausgeschlossen aus seinem Volk, ohne irgend eine Thätigkeit, die ihn mit einer Institution, einer Partei, ja selbst nur mit einer Zeitschrift oder einem Blatt daheim oder draußen verbände — ein freistehender Mann. Und in seiner Isolation schreibt er:

„Dir, meinem Volke, das in tiefer Schale
Den heilsam bittern Stärkungstrank mir gab,
Der Kraft zum Kampf im Abendsonnenstrahle
Dem Dichter eingelöst, schon nah dem Grab:
Dir, meinem Volke, das mit der Angst Sandale,
Der Sorge Bündel, der Verbannung Stab
Mich ausgerüstet, mit dem Ernst zum Streite —
Dir send' ich meinen Gruß nun aus der Weite!“

Er sandte viele und gewichtige Grüße. Doch alle seine Productionen, sowohl vor dem Exil als während desselben, zeigen eine und dieselbe Stimmung, diejenige seines Naturells: die Stimmung des Unheimlichen und der Ungebundenheit. Dieser Grundzug, so natürlich bei dem Heimathlosen, schlägt überall durch, wo Ibsen am stärksten wirkt. Man entsinne sich nur einiger seiner eigenartigsten und dabei von einander durchaus verschiedenen Productionen, wie des Gedichtes „Auf Bergeshöhen“, in welchem der Erzählende vom Hochgebirg aus die Hütte seiner Mutter in Flammen aufgehen und mitsammt der Bewohnerin niederbrennen sieht, während er selbst, willenlos und verzweifelt, die effectvolle Nachtbeleuchtung beobachtet, oder „Aus meinem häuslichen Leben“, wo die Phantasiegebilde des Dichters, seine besflügelten Kinder, die Flucht ergreifen, sobald er sich selbst mit den bleigrauen Augen, der zugeknöpften Weste und den Filzschuhen im Spiegel erblickt; man denke an die Poesie der ergreifenden Unheimlichkeit, wo Brand seiner Frau die Kleider des verstorbenen Kindes entreißt; man erinnere sich der Stelle, wo Brand seine Mutter zur Hölle fahren läßt und der in ihrer tiefen Originalität bewunderungswürdigen Scene, wo Peer Gynt die seinige in den Himmel hineinflüßt; man vergegenwärtige sich den peinlich überwältigenden Eindruck von „Nora“ — diesem Schmetterling, der drei Acte hindurch mit einer Nadel gestupft und zuletzt durchbohrt wird — und man wird daraus deutlich fühlen, daß die Hauptstimmung, welche dem landschaftlichen Hintergrund bei Gemälden entspricht, in allen pathetischen Partien die der wilden Unheimlichkeit ist. Sie kann sich zum Entsetzlichen, zur Tragik steigern, aber sie ruht nicht darin, daß der Dichter schlichtweg ein Tragiker ist. Schillers Tragödien oder diejenigen Dehnschlagers sind nur momentan unheimlich; und selbst der Dichter von „König Lear“ und „Macbeth“ hat so harmonisch schmelzende Dinge geschrieben wie „Der Sturm“ und „Ein Sommernachtstraum“. Bei Ibsen aber ist jene Stimmung die ursprüngliche überall. Sie mußte natürlich entstehen bei dem geborenen Idealisten, der von Haus aus nach

der Schönheit, in ihren höchsten Formen als ideeller, seelischer Schönheit, düsterte; sie war unvermeidlich bei dem geborenen Rigoristen, der, grundgermanisch, bestimmter norwegisch von Natur und Temperament, von seiner orthodoxen Umgebung dahin beeinflusst war, das Sinnenleben häßlich und sündhaft zu finden, und in Wirklichkeit keine andere Schönheit anzuerkennen, als die moralische. Im Grunde seines Wesens war Ibsen scheu: einige wenige Täuschungen schon genügten, ihn in sich selbst zurückzusehen mit dem Argwohn gegen die Außenwelt im Herzen. Wie frühzeitig muß er verwundet, zurückgestoßen, gleichsam gedemüthigt worden sein in seinem ursprünglichen Gang zu glauben und zu bewundern! Ich denke mir, der erste tiefe Eindruck, den seine geistige Individualität empfing, war der von der Seltenheit des moralischen Werthes — oder von dessen „Nüchtheit“, wie er in bitteren Augenblicken hinzufügte —; und getäuscht in seinem Suchen nach seelischem Adel mag er eine Art von Linderung darin gefunden haben, überall die traurige Wahrheit ihres Scheines zu entkleiden. Die Lust um ihn war angefüllt mit schönen Worten, man sprach von ewiger Liebe, von tiefem Ernst, von Glaubensmuth, Charakterfestigkeit, norwegischer Gesinnung („das kleine, doch felsenste Klippenvolk“); er sah sich um, er spähte, suchte — und fand Nichts in der wirklichen Welt, das solchen Worten entsprochen hätte. So entwickelte sich denn eben aus der Vorliebe für das Ideale eine eigenthümliche Fähigkeit in ihm, überall die Unzuverlässigkeit zu entdecken. Es wurde sein Trieb, das scheinbar Echte zu prüfen, um sich ohne viel Verwunderung von der Unechtheit zu überzeugen. Es wurde seine Leidenschaft mit dem Finger an Alles zu pochen, was wie Erz aussah, und seine schmerzliche Befriedigung, den Klang des Hohlens zu hören, der zugleich sein Ohr verletzete und seine Vermuthung bestätigte. Ueberall, wo das sogenannte Große ihm entgegentrat, hatte er die Gewohnheit, ja den Drang zu fragen, wie in seiner poetischen „Epistel an eine schwedische Dame“: „Ist es wirklich groß, das Große?“ Er hatte einen geschärften Blick für den Egoismus und die Unwahrheit, welche dem Phantasielieben häufig innewohnen („Peer Gynt“), für die Stümperei, die sich mit der politischen Freiheits- und Fortschrittsphrase decken will („Der Bund der Jugend“) und allmählig ward ein großartiges ideales oder moralisches Mißtrauen seine Muse. Es inspirirte ihm immer kühnere Untersuchungen. Nichts imponirte ihm oder schreckte ihn, weder was im Familienleben den Anschein idyllischen Glückes hatte, noch was im Gesellschaftsleben dogmatischer Sicherheit glückte. Und in dem Maße wie seine Forschungen eindringlicher wurden, nahm die Unerschrockenheit zu, womit er das Resultat derselben mittheilte, verkündete, laut ausrief. Es wurde seine Hauptfreude als Geist, alle Diejenigen zu beunruhigen und zu ärgern, die ein Interesse daran hatten, die Schäden mit Euphemismen zu verkleistern. So wie er stets gefunden, daß man viel zu viel rede von Idealen, denen man niemals im Leben begegne, so fühlte er mit immer größerer Sicherheit und voll Garm, daß die Menschen wie auf Verabredung

Schweigen beobachteten über die tiefsten, unheilbarsten Brüche mit dem Ideale, über die eigentlichen, wirklichen Schrecknisse. In der guten Gesellschaft wurden dieselben als unwahrscheinlich oder als unbefprechbar stillschweigend übergangen; in der Poesie übergang man sie als unheimlich; denn das allzu Schneidende, Peinliche oder Unversöhnte war ja von der Aesthetik nun einmal aus der schönen Literatur verbannt. So ungefähr ist es gekommen, daß Ibsen der Dichter des Unheimlichen wurde, und daher sein ureigenster Trieb, in schneidenden, bitteren Aeußerungen seine Stellung der Menge gegenüber zu behaupten.

Henrik Ibsens Aeußeres deutet auf die Eigenschaften, welche er in seiner Poesie an den Tag gelegt. Die Gestalt ist untersezt und schwer. Strenger, sarkastischer Ernst ist der Hauptausdruck des Gesichtes. Der Kopf ist groß, umwallt von einer Mähne ergrauenden Haares, das er ziemlich lang trägt. Die Stirne, welche das Gesicht beherrscht, ist ungewöhnlich, trägt, steil wie sie ist, hoch, weit, aber durchgeformt, den Stempel von Größe und Gedankenreichtum. Der Mund ist, wenn er schweigt, zusammengekniffen und fast ohne Lippen; man merkt ihm an, daß Ibsen wenig spricht. In der That sitzt der Dichter, wenn er sich in Gesellschaft von Mehreren befindet, wortfarg als stummer, zuweilen barscher Thorwächter vor dem Heiligthum seines Geistes. Unter vier Augen oder in ganz kleinem Kreise kann er sprechen, aber selbst da ist er nichts weniger als mittheilsam. Ein Franzose, den ich einmal in Rom vor Ibsens Büste führte, bemerkte: „Der Ausdruck ist mehr spirituell als poetisch.“ Man sieht Ibsen an, daß er ein satirischer Dichter, ein Grübler, aber kein Schwärmer ist. Doch seine schönsten Gedichte wie „Fort“ und einige andere beweisen, daß einmal im Kampf des Lebens ein lyrisches Flügelroß unter ihm getödtet wurde.

Ich kenne zweierlei Ausdrücke in seinem Gesicht. Der erste ist jener, wo das Lächeln, sein gutes, feines Lächeln die Gesichtsmaske durchbricht und beweglich macht, wo all' das Herzliche, Innige, das zutiefst in Ibsens Seele liegt, Einem entgegentritt. Ibsen ist bis zu einem gewissen Grade verlegen, wie es bei schwerfälligen ernstern Naturen häufig der Fall. Aber er hat ein so hübsches Lächeln, und durch Blick und Händedruck sagt er Vieles, was er nicht in Worte kleiden möchte oder kann. Und dann hat er eine Art, während des Gespräches schmunzelnd, mit einer gewissen gutmüthigen Schelmerei, eine abweichende, nichts weniger als gutmüthige Bemerkung hinzuzuworfen — eine Art, in welcher die liebenswürdigste Seite seiner Natur zum Vorschein kommt; das Lächeln mildert die Schärfe des Worts.

Doch kenne ich auch einen anderen Ausdruck in seinem Gesicht, den, welchen Ungeduld, Zorn, gerechter Unwille, beißender Hohn darin hervorbringen — ein Ausdruck von fast grausamer Strenge, welcher an die Worte in seinem alten, schönen Gedicht „Terje Wigen“ erinnert:

„Unheimlich nur hat's um sein Aug' oft gezücht,
Zumal, wenn ein Wetter nah —
Dann hat fast Jeder sich schon gedrückt,
Wenn er Terje Wigen sah.“

Dies ist der Ausdruck, den seine Dichterseele der Welt gegenüber am häufigsten annahm.

Ibsen ist der geborene Polemiker, und seine erste dichterische Kundgebung („*Catilina*“) war seine erste Kriegserklärung. Er hat, seit er in die reiferen Jahre kam — was übrigens nicht frühzeitig war — eigentlich niemals daran gezweifelt: er, der Einzelne, auf der einen Waagschale, und das, was man Gesellschaft nennt — für Ibsen ungefähr der Inbegriff all' Derer, welche die Wahrheit scheuen und die Schäden mit Nebenarten überpflastern — auf der anderen Waagschale, das ergebe mindestens ein Gleichgewicht. Er pflegt unter manchen komischen Paradoxen zu behaupten, daß es zu jeder Zeit nur eine bestimmte Summe von Intelligenz gebe, die zur Vertheilung gelange: würden einige Wenige, wie z. B. in Deutschland Goethe und Schiller ihrerzeit, besonders reich ausgestattet, so blieben ihre Zeitgenossen desto dümmer. Ibsen, sollt' ich meinen, ist der Ansicht zugänglich, daß er seine Fähigkeiten zu einem Zeitpunkt empfing, wo sehr Wenige da waren, die Summe zu theilen.

Darum fühlt er sich nicht als Kind eines Volkes, als Theil eines Ganzen, als Führer einer Gruppe, als Glied einer Gesellschaft; er fühlt sich ausschließlich als geniales Individuum, und das Einzige, woran er eigentlich glaubt und was er respectirt, ist die Persönlichkeit. In diesem Abgelöstsein von jedem Zusammenhang, in diesem Behaupten des eigenen Ichs als Geist ist Etwas, das lebhaft an jenes Zeitalter der nordischen Geschichte erinnert, in welchem er seine Bildung empfing. Besonders ist der überwiegende Einfluß Kierkegaards auffallend*). Bei Ibsen hat jedoch die Isolirtheit ein verschiedenartiges Gepräge, zu dessen Vertiefung wahrscheinlich Björnsons ganz entgegengesetztes Wesen nicht wenig beigetragen hat. Es ist immer von Bedeutung für eine Persönlichkeit, historisch so gestellt zu sein, daß ihr vom Schicksal selbst der Contrast an die Seite gegeben wurde. Nicht selten ist es ein Unglück für einen hervorragenden Mann, wenn er seinen Namen beständig mit einem anderen zusammengesoppelt sehen muß, sei es nun zur Verherrlichung oder zum Tadel, so doch stets zum Vergleich; das unfreiwillige Zwillingsverhältniß, das sich nicht abschütteln läßt, kann aufreizen und schaden. Ibsen hat es vielleicht dazu verholten, die Eigenthümlichkeit seines Wesens bis in's äußerste Extrem zu treiben, das heißt in diesem Falle: dessen Sinnigkeit und Verborgenheit zu potenziren.

Keiner, der wie Ibsen an das Recht und die Fähigkeit des befreiten Individuums glaubt, Keiner, der so früh wie er sich auf dem Kriegsfuß mit der Umgebung fühlte, hat eine vortheilhafte Meinung von der Menge. Augenscheinlich bildete in Ibsens beginnendem Mannesalter sich Menschen-

*) Ich erlaube mir auf mein Werk: Sören Kierkegaard (Leipzig 1879) hinzuweisen.

verachtung in ihm aus. Nicht, als ob er von Anfang an eine übertrieben hohe Meinung von seinen eigenen Anlagen oder seinem eigenen Werthe gehabt hätte. Er ist eine suchende, zweifelnde, fragende Natur:

„Ich frage meist, Antworten ist mein Amt nicht“

und solche Geister neigen nicht zur Einbildung. — Man sieht auch, wie lange er braucht, eine ihm angemessene Sprache und Form zu finden, wie unfertig er mit „Catilina“ beginnt; wie er in dem kleinen ungedruckten Drama „Der Hünenhügel“ sich stark von Dehlenschläger beeinflusst zeigt (besonders von „Das gefundene und wieder verschwundene Land“), wie er in „Nordische Heerfahrt“ wirkungsvolle Züge aus Sage und Geschichte in großem Maßstabe benützt, bevor er es wagt, sich völlig auf seinen eigenen Fond und seine persönlich ausgeprägte Form zu verlassen. Ibsen gehörte im Anbeginn weit eher zu den Naturen, die mit viel Ehrfurcht in's Leben hinaustreten, bereit, die Ueberlegenheit Anderer anzuerkennen, bis ihnen Mißgeschick das Bewußtsein ihrer eigenen Kraft giebt. Aber von diesem Augenblick an sind solche Naturen in der Regel weit größere Starrköpfe als die ursprünglich selbstzufriedenen. Sie nehmen die Gewohnheit an, die Andern, die früher ohne weiteres Anerkannten, mit dem Blicke, gleichsam auf einer unsichtbaren Waagschale zu wägen, befinden sie zu leicht und werfen sie beiseite.

Ibsen findet die Durchschnittsmenschen klein, egoistisch, erbärmlich. Seine Anschauungsweise ist nicht die rein naturwissenschaftliche des Beobachters, sondern diejenige des Moralisten; und in seiner Eigenschaft als Moralist verweilt er weit mehr bei der Schlechtigkeit der Menschen als bei ihrer Blindheit und ihrem Unverstand. Für Flaubert ist die Menschheit schlecht, weil sie dumm, für Ibsen umgekehrt ist sie dumm, weil sie schlecht ist. Man denke z. B. an Helmer. Während des ganzen Stückes blickt er dumm, stohdumm auf seine Frau. Als Nora Dr. Rank das letzte Lebewohl sagt, d. h. wo der Selbstmordgedanke dem Todesgedanken in's Auge starzt und dieser mit mitleidiger Zärtlichkeit antwortet, steht Helmer wie die berauschte Brunst und breitet die Arme aus. Aber nur sein selbstgerechter Egoismus macht ihn so dumm.

Und just schlecht findet Ibsen die Menschheit, nicht böse. Es findet sich unter den Aphorismen in Kierkegaards „Entweder — Oder“ einer, der zu einem Wahlspruch für Ibsen sehr geeignet scheint: „Mögen Andere darüber klagen, daß die Zeit böse sei; ich klage darüber, daß sie erbärmlich ist, denn sie ist ohne Leidenschaft. Die Gedanken der Menschen sind dünn und unhaltbar wie Spitzen, sie selbst elend wie Spitzenklöpplerinnen. Ihre Herzensgedanken sind zu erbärmlich, um sündig zu sein.“ Was sagt Brand Anders, wenn er über den Gott des Geschlechtes klagt und seinen eigenen Gott, sein eigenes Ideal demselben gegenüberstellt:

„Wie das Geschlecht ergraut sein Gott:
Als Greis mit dünnem Silberhaar,
So stellt Ihr den Gottvater dar.“

Doch dieser Gott ist nicht der meine —
 Meiner ist Sturm, wo Wind der Deine.
 Ein Heldenjüngling kühn und stark,
 Kein schwacher Alter ohne Mark.“

Was Anderes sagt der Knopfgießer? Er antwortet Peer Gynt ungefähr, wie Mephistopheles in Heibergs „Eine Seele nach dem Tode“ der „Seele“ antwortet. Peer Gynt soll keineswegs in den Schwefelpfuhl, er soll bloß wieder in den Gießlöffel und umgeschmolzen werden; er war kein Sünder, denn, wie es heißt, „es gehört Kraft und Ernst zu einer Sünde“; er war ein Mittelschlechter:

„Drum wirst Du als Ausschuß nun umgegossen,
 Bis mit der Masse in eins du geflossen.“

Peer Gynt ist in Ibsens Gedanken der typische Ausdruck für die Nationallaster des norwegischen Volkes. Wie man sieht, flößen sie ihm weniger Schreden als Geringschätzung ein.

Diese Weise, die Zeitgenossen aufzufassen, erklärt auch solche Jugendwerke Ibsens, in welchen seine dichterische Ursprünglichkeit noch unentwickelt ist. Margit in „Das Fest zu Solhoug“ ist eine Frauengestalt, die zum Vergleiche mit Ragnhild in Henrik Herzs älterem Drama „Ewend Dyrings Haus“ einladet; dennoch ist die Gestalt aus einem ganz anderen Metall wie bei Herz, härter, wilder, entschlossener. Ein Mädchen der Gegenwart, das in Verzweiflung liebte, würde sich eher mit Ragnhild verwandt fühlen als mit Margit; denn Margit steht als Wahrzeichen da, daß die Leserin das Kind einer abgeschwächten Zeit ist, ohne den Muth und die Konsequenz der Leidenschaft, in Halbheit verloren. Und weshalb greift Ibsen in „Nordische Heerfahrt“ zurück zu der wilden Tragik der Wölungen-Sage? Um dies Bild der Gegenwart vorzuhalten, um ihr zu imponiren, um das heutige Geschlecht zu beschämen, indem er ihm die Größe der Vorfahren weist — die Leidenschaft, welche, einmal entfesselt, ohne Rücksicht nach rechts oder links dem Ziele entgegenstürmt, die Stärke und den Stolz, der karg an Worten ist, der schweigt und handelt, schweigt und duldet, schweigt und stirbt, diese Willen von Eisen, diese Herzen von Gold, Thaten, welche Jahrtausende nicht in Vergessenheit zu bringen vermochten — da, seht Euch im Spiegel!

Nimmt man dies streitbare Pathos in seinem ersten Ausbruch, so ist es Catilina, aufgefaßt mit der ganzen Sympathie eines Primaners. Catilina verachtet und haßt die römische Gesellschaft, wo Gewalt und Eigennutz herrschen, wo man durch Ränke und List zur Macht gelangt; er, der Einzelne, lehnt sich dagegen auf. Beobachtet man dies streitbare Pathos in einem von Ibsens letzten Werken, seinem vielleicht bewunderungswürdigsten Drama „Nora“, so klingt es gedämpft, aber nicht weniger schneidend von Frauenlippen. Wenn Nora, die Lerche, das Eichhörnchen, das Kind, am Schlusse sich sammelt und spricht: „Ich muß sehen dahinterzukommen, wer Recht hat, die Gesellschaft oder ich“; wo dies zarte Geschöpf es wagt, sich

auf die eine Seite zu stellen, die ganze Gesellschaft auf die andere — da fühlt man, daß sie Ibsens Tochter ist. Und man vernehme endlich dies kampflustige Pathos in seinem noch jüngeren Ausbruch: „Gespenster“, in Frau Alwings Aeußerung über die Lehren der modernen Gesellschaft: „Ich wollte bloß einen einzigen Knoten entwirren, und als ich ihn gelöst, ging Alles mit einander auf. Da merkte ich, daß es Maschinennacht war“ — da klingt, trotz der Entfernung, die den Dichter von dem gedichteten Charakter trennt, durch die Worte ein erleichternder Seufzer durch, einmal, wenn auch nur indirect, das Aeußerste gesagt zu haben.

Bei Catilina und bei Frau Alwing, Ibsens erster Männer- und seiner letzten großen Frauengestalt, dasselbe Gefühl der Einsamkeit wie bei den dazwischen liegenden Persönlichkeiten: Falk, Brand und Nora, und dasselbe verzweifelte Kennen mit der Stirn gegen die Wand. In seinem letzten Schauspiel „Ein Volksfeind“ dreht sich sogar Alles um diesen einen Angelpunkt, die Kraft, die in der Isolirtheit liegt, und das Stück endigt mit dem didaktisch ausgesprochenen Paradoxon: „Der Stärkste ist der, welcher allein steht!“

Man bezeichnet bekanntlich diese Art, Welt und Menschen zu betrachten, im modernen Europa mit dem Ausdruck „Pessimismus“. Aber der Pessimismus hat viele Arten und Schattirungen. Er kann, wie bei Schopenhauer und E. von Hartmann, die Ueberzeugung bedeuten, daß das Leben selbst ein Nebel ist, daß die Summe von Freuden im Vergleich zu der Summe von Schmerzen und Qualen eine verschwindende ist; er kann darauf ausgehen, die Nichtigkeit der höchsten Güter zu beweisen, zu zeigen, wie schwermüthig die Jugend, wie freudlos die Arbeit, wie leer das Vergnügen an sich ist und wie sehr wir durch Wiederholung für dasselbe abgestumpft werden — Alles, um vermöge dieser Einsicht entweder, wie Schopenhauer, die Askese, oder, wie von Hartmann, die Arbeit für den Culturfortschritt anzupreisen, jedoch mit der Ueberzeugung, daß jeder Fortschritt in der Cultur ein steigendes Gefühl des Unglücklichseins für das Menschengeschlecht mit sich bringt. Dieser Pessimismus ist nicht derjenige Ibsens. Auch Ibsen findet die Welt schlecht; aber die Frage, ob das Leben ein Gut sei, beschäftigt ihn nicht. Seine ganze Anschauungsweise ist moralisch.

Der pessimistische Philosoph verweilt bei der illusorischen Beschaffenheit der Liebe, weist nach, wie gering das Glück ist, das sie birgt; wie dieses Glück überhaupt nur auf einer Täuschung beruht, da ja nicht die Glückseligkeit des Individuums, sondern die größtmöglichste Vollkommenheit der künftigen Generation ihr Ziel sei. Für Ibsen besteht die Comödie der Liebe nicht in der unvermeidlichen erotischen Illusion — diese allein ist in seinen Augen über die Kritik erhaben und besitzt seine volle Sympathie — sondern in der Erschlaffung der Charaktere und in der aller Poesie baren Philistrität, welche die ursprünglich aus erotischen Gründen gestifteten bürgerlichen Verbindungen zur Folge haben. Daß der Theologe, der sich zum

Missionär auszubilden, durch die Verlobung zum Lehrer an einer Mädchenschule umgewandelt wird, das ist ein Gegenstand für Ibsens Satire, darin besteht die Comödie der Liebe für ihn. Nur ein einziges Mal, gleichsam blitzweise, hat er sich hoch über seine gewöhnliche moralische Auffassung der erotischen Sphäre erhoben, ohne deshalb den satirischen Standpunkt aufzugeben, und zwar in dem Gedicht „Verwickelungen“ — nicht nur das wichtigste, sondern auch das tiefstinnigste von allen seinen Gedichten.

Der pessimistische Philosoph verweilt gerne bei dem Gedanken, daß das Glück unerreichbar sei, sowohl für den Einzelnen als für die große Menge. Er hebt hervor, daß der Genuß uns unter den Händen ent schlüpft, daß wir Alles, was wir wünschen, zu spät erreichen, und daß das Erreichte bei weitem nicht jene Wirkung auf den Sinn übt, welche die Sehnsucht uns vorgespiegelt. In einer Aeußerung wie der bekannten Goethes: daß er während 75 Jahren nicht vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt, sondern stets einen Stein gerollt habe, der immer von neuem aufgehoben werden mußte — in einer solchen Aeußerung erkennt der pessimistische Philosoph den entscheidenden Beweis für die Unmöglichkeit des Glückes. Denn was ein Goethe, der Liebling von Göttern und Menschen, nicht erreichte, wie sollte das der erste beste Sterbliche erringen können? — Anders Ibsen. So skeptisch er im Uebrigen ist, so zweifelt er doch nicht eigentlich an der Möglichkeit des Glückes. Selbst die von den Verhältnissen so hart beeinträchtigte Frau Alving meint, daß sie unter anderen Lebensverhältnissen hätte glücklich werden können, ja, sie hält nicht für unmöglich, daß sogar ihr erbärmlicher Mann es hätte sein können. Und augenscheinlich theilt Ibsen diese ihre Meinung. Es ist ihm aus dem Herzen gesprochen, was sie sagt von der halbgroßen Stadt (Christiania), welche keine Freude zu bieten habe, nur Vergnügungen; kein Lebensziel, nur ein Amt; keine wirkliche Arbeit, nur Geschäfte. Das Leben selbst ist also kein Uebel, das Dasein selbst nicht freudlos; nein, wenn ein Leben der Lebensfreude verlustig geht, so giebt es einen Schuldigen, welcher dies zu verantworten hat; und als dieser Schuldige wird die traurige, in ihren Vergnügungen rohe, in ihrer Pflichtforderung bigotte norwegische Gesellschaft bezeichnet.

Für den pessimistischen Philosophen ist der Optimismus eine Art von Materialismus. In dem Umstand, daß der Optimismus auf allen Straßen gepredigt wird, erblickt der Pessimist die Ursache, daß die sociale Frage ein Weltbrand zu werden droht. Nach seiner Auffassung gilt es vor Allem, die große Masse zu lehren, daß sie von der Zukunft nichts zu hoffen hat, da nur die pessimistische Erkenntniß des All-Leidens die Menge über die Zwecklosigkeit ihres Strebens aufklären kann. Diese Anschauungsweise findet sich nirgends bei Ibsen. Wo er die sociale Frage berührt, wie in „Stützen der Gesellschaft“ und anderweitig, sind die Schäden stets moralischer Natur, sie beruhen in der Schuld. Ganze Gesellschaftschichten sind verfault, ganze Reihen von Gesellschaftspfeilern sind morsch und hohl. Die zusammen-

gepreßte Luft in der kleinen Gesellschaft ist schlecht; in den großen Ländern ist Platz für „große Thaten“. Ein Windstoß von außen, ein Hauch von dem Geiste der Wahrheit und der Freiheit kann die Luft reinigen.

Wenn Ibsen also die Welt schlecht findet, so fühlt er kein Mitleid mit den Menschen, sondern Harm über sie. Sein Pessimismus ist nicht metaphysischer, sondern moralischer Natur, begründet in der Ueberzeugung, daß sehr wohl die Möglichkeit vorhanden, die Ideale in die Wirklichkeit zu überführen; er huldigt mit einem Wort dem Enttäuschungs-Pessimismus. Und sein Mangel an Mitgefühl mit manchen Leiden ist durch seine Ueberzeugung von der erziehenden Macht des Leidens bedingt. Diese kleinen, elenden Menschen vermögen nur durch Leiden groß zu werden. Diese kleinen, elenden skandinavischen Staaten können nur durch Kämpfe, Züchtigung, Niederlagen gesund werden. Er, der selbst gefühlt, wie Mißgeschick stählt, der selbst den stärkenden Heiltrank der Bitterkeit leerte, glaubt an den Nutzen des Schmerzes, des Mißgeschicks, der Unterdrückung. Man sieht dies vielleicht am deutlichsten in seinem „Kaiser und Galiläer“. Ibsens Auffassung von Julianus Apostata ist, daß dieser durch die Verfolgung seiner christlichen Unterthanen der eigentliche Schöpfer des Christenthums in seiner Zeit, das heißt, der Wiedererwecker desselben vom Tode wird. Julians welthistorische Bedeutung ist für Ibsen folgende: Er gab dem Christenthum, indem er es aus einer Hof- und Staatsreligion zu einer verfolgten, unterdrückten Lehre verwandelte, das ursprüngliche Geistesgepräge und die primitive Märtyrerkleidenschaft desselben wieder. Herausgefordert von den Christen, straft Julian mit Strenge, aber seine Strenge hat eine von ihm selbst nicht geahnte Wirkung. Seine alten Studiengenossen, jener Gregor, der nicht den Muth zu einer rasch entscheidenden Handlung besaß, sondern „seinen kleinen Kreis, seine Verwandten zu vertheidigen hatte“, und jener Basilios, „der weltliche Weisheit auf seinem Landgute erforschte“, die erheben sich nun, stark durch die Verfolgung, wie Löwen gegen ihn.

II.

Ein Schriftsteller giebt sich nicht ganz in seinen Werken, das ist klar. Zuweilen macht sogar seine Persönlichkeit einen Eindruck, der seinen Schriften einigermaßen widerspricht. Das ist bei Ibsen nicht der Fall. Und daß er die oben besprochenen Ansichten nicht nur zur Schau trägt oder seinen Büchern zu lieb annimmt, kann ich nach siebenzehnjähriger Bekanntschaft mit ihm durch manchen kleinen Zug erhärten.

Ich will versuchen durch einzelne seiner mündlich hingeworfenen Aeußerungen, die in der Form eines Scherzes, eines Paradoxon oder eines bildlichen Vergleiches das Gedankenleben des Dichters illustriren, und durch ein paar schriftliche Aeußerungen, in deren Mittheilung Ibsen eingewilligt hat, einige Hauptumrisse seines Geistes lebendiger und getreuer zu zeichnen, als die Bücher allein es möglich machen.

Als im Jahre 1870 Frankreich blutend, verstümmelt unter Deutschlands Füßen lag, war Ibsen, der mit seinen Sympathien zu jener Zeit eher auf Frankreichs Seite stand, weit entfernt, die in den nordischen Ländern herrschende Niedergeschlagenheit über diesen Sachverhalt zu theilen. Während alle anderen Freunde Frankreichs sich in Klagen des Mitleids ergingen, schrieb Ibsen (20. December 1870):

„ Die Weltbegebenheiten nehmen übrigens einen großen Theil meiner Gedanken in Anspruch. Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke zer schlagen; wenn nun auch das neue factische Preußen zer schlagen würde, so wären wir mit einem Sprung drinnen in einem neu beginnenden Zeitalter. Sei, wie die Gedanken rings um uns rumoren würden! Und es wäre wahrhaftig auch an der Zeit. All' das, wovon wir bis dato leben, sind ja doch nur die Brosamen von dem großen Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und diese Kost ist nun lange genug wiedergekaut worden. Die Begriffe verlangen nach einem neuen Inhalt und einer neuen Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, wie zur Zeit der seligen Guillotine. Dies ist's, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Specialrevolutionen, Revolutionen im Aeußerlichen, in dem Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, das ist das Revoltiren des Menschengesistes“

Keiner kann in diesem Briefe den historischen Optimismus übersehen, den ich bei Ibsen angedeutet habe. So düster er auch die Zukunft zu sehen scheint, so hat er doch die beste Hoffnung, das größte Vertrauen auf das neue Leben, welches durch Unglück hervorgerufen wird. Ja, mehr als das: nur so lange das Unglück, welches das Eintreten der Ideen in die Welt begleitet, die Sinne wach hält, sind die Ideen ihm eine wirkliche Macht. Selbst das Rasseln der Guillotine schreckt ihn so wenig, daß es im Gegentheil mit seiner optimistischen und revolutionären Weltbetrachtung harmonisch zusammenklingt. Nicht die Freiheit als todter Zustand, sondern die Freiheit als Kampf, als Streben, scheint ihm von Werth. Lessing sagte, daß wenn Gott ihm die Wahrheit in seiner rechten, das Streben nach Wahrheit in seiner linken Hand böte, so würde er nach Gottes Linken greifen. Ibsen unterschriebe diesen Satz, wofern man statt „Wahrheit“ das Wort „Freiheit“ setzte. Wenn er die Politiker verabscheut, so beruht dies darin, daß sie nach seiner Ansicht die Freiheit als etwas Aeußerliches, Seelenloses auffassen und behandeln.

Aus Ibsens optimistischer, sozusagen pädagogischer Auffassung des Leidens, erklärt sich vornehmlich der Eifer, womit er die Idee verfolgte, Norwegen sollte Dänemark im Kampf um Schleswig beistehen. Natürlich ging er wie die übrigen Scandinaven, von der Stammverwandschaft, von den gegebenen Versprechen, von Dänemarks Recht als Ausgangspunkt aus; aber sein Optimismus ließ ihn den Nutzen eines solchen Beistandes als untergeordnet betrachten. Auf die Bemerkung: „Ihr hättet gehörige Prügel be-

kommen!“ antwortete er einmal: „Gewiß. Aber was hätte es geschadet? Wir wären mit in die Bewegung gekommen, hätten zu Europa gehört. Nur nicht bei Seite bleiben!“

Ein andermal — 1874 glaub' ich — pries Ibsen in hohen Tönen Rußland; „Ein prächtiges Land,“ sagte er lächelnd, „all' die brillante Unterdrückung dort drüben!“

„Wieso?“

„Denken Sie nur an all' die herrliche Freiheitsliebe, die dadurch erzeugt wird. Rußland ist eines von den wenigen Ländern auf Erden, wo Männer die Freiheit noch lieben und ihr Opfer bringen. Darum steht das Land auch so hoch in Poesie und Kunst. Denken Sie nur, daß es einen Dichter besitzt wie Turgeniew, und es hat auch Turgeniew's unter seinen Malern; wir kennen sie nur nicht, aber ich sah ihre Bilder in Wien.“

„Wenn all' diese guten Dinge eine Folge der Unterdrückung sind,“ sagte ich, „so müssen wir dieselbe freilich preisen. Aber die Knute — schwärmen Sie auch für sie? Gesezt, Sie wären ein Russe: Ihr kleiner Junge da,“ (ich deutete auf seinen damals halbwüchsigcn Sohn) „sollte der Knutenhiebe bekommen?“ — Ibsen schwieg einen Augenblick mit einer undurchdringlichen Miene. Dann erwiderte er lachend: „Bekommen sollte er sie nicht, geben sollte er sie.“ Der ganze Ibsen ist in dieser humoristischen Ausflucht. Er selbst giebt in seinen Dramen dem Geschlecht beständig Knutenhiebe. Hoffentlich sollten die eventuellen Schläge in Rußland zur Abwechslung einmal die Unterdrücker treffen.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß Henrik Ibsen bei solchen Anschauungen keineswegs begeistert war, als Rom von den italienischen Truppen eingenommen wurde. Er schrieb in launigem Mißmuth:

„ So hat man denn nun Rom uns Menschen genommen und den Politikern gegeben! Wo sollen wir jetzt hin? Rom war der einzige geweihte Ort in Europa, der einzige, welcher wahre Freiheit, die Freiheit von der politischen Freiheitstyrannie, genoß Und der schöne Freiheitsdrang — der ist nun auch vorbei; ja, ich muß jedenfalls sagen, das Einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf für sie, um den Besitz kümmerge ich mich nicht“

Mir scheint, dieser Standpunkt gegenüber der Politik hat zwei Seiten: einerseits alte romantische Reminiscenz — der Abscheu vor dem Utilitarismus, welcher den romantischen Schulen aller Länder gemeinsam ist — andererseits etwas Persönliches und Eigenthümliches: der Glaube an die Kraft des Einzelnen und die Neigung für radicale Dilemmen. Der Mann, welcher in Brand die Lösung formulirte: „Alles oder Nichts!“ kann der Parole des politischen Praktikers „Jeden Tag einen kleinen Schritt“ kein williges Ohr leihen. Ich möchte wissen, ob Ibsens obenerwähnte, voreingenommene Stimmung für Rußland nicht zum Theil ihre Ursache darin hatte, daß dort kein Reichstag ist. Seinem ganzen Naturell zufolge muß

Ibsen einen Unwillen gegen Parlamente haben. Er glaubt ans Individuum, an die einzelne große Persönlichkeit: ein Einzelner kann Alles ausrichten, und zwar nur ein Einzelner. Solch' eine Corporation wie ein Parlament ist für ihn eine Versammlung von Rednern und Dilettanten, was natürlich nicht ausschließt, daß er für den einzelnen Parlamentarier als solchen große Achtung hegen kann.

Ibsen hat darum sein ewiges Ergößen, so oft er in einer Zeitung liest: „Und dann ernannte man eine Commission“, oder: „Dann gründete man einen Verein“. Er sieht ein Symptom der modernen Entmannung darin, daß, sobald Einer eine Sache oder einen Plan durchsetzen möchte, sein erster Gedanke dahin zielt, einen Verein zu stiften oder eine Commission aufzurufen. Man denke nur an das Hohngelächter, welches durch „Der Bund der Jugend“ schallt.

Ich glaube, daß Ibsen in seinem stillen Sinn den Individualismus bis zu einem Extrem treibt, von dem man aus seinen Werken allein keinen Eindruck empfangen kann. Er geht in diesem Punkte sogar weiter als Sören Kierkegaard, an welchen er sonst in diesem Punkte stark erinnert. Ibsen ist z. B. ein weitgehender Gegner der modernen strammen Staatsidee. Nicht in dem Sinne, daß er Kleinstaaten wünschte. Niemand kann einen größeren Schrecken haben vor der Tyrannei welche sie ausüben, und vor der Kleinlichkeit, die sie mit sich führen. Wenige haben deshalb so warm wie er das Wort dafür ergriffen, daß die drei nordischen Reiche dem Beispiel Italiens und Deutschlands folgen und sich zu einem politischen Ganzen verbinden sollten. Sein werthvollstes historisches Drama „Die Kronprätendenten“ behandelt ja ausschließlich eine ähnliche historische Zusammenschmelzungs-Idee. Ibsen geht in diesem Punkte so weit, daß er, nach meiner Ansicht, die Gefahren übersieht, welche das politische Einheitsstreben für die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Geisteslebens in sich birgt. Italien erreichte in künstlerischer Hinsicht seine höchste Blüthe zu der Zeit, da Siena und Florenz zwei verschiedene Welten bezeichneten, und Deutschland stand in geistiger Hinsicht niemals höher als zu dem Zeitpunkt, wo Königsberg und Weimar Centren waren. Aber trotz seines Schwärmens für Einheit träumt Ibsens Dichterhirn von einer Zeit, da die Staatsmacht ein weit größeres Maß als nun von individueller und communaler Freiheit gewährt, wo also Staaten, wie wir sie jetzt haben, nicht mehr existiren. Obgleich Ibsen wenig liest und sich durch Bücher nicht sonderlich über die Gegenwart orientirt, schien es mir doch oft, als ob er in einer Art heimlicher Uebereinstimmung mit den gährenden und keimenden Zeitideen stände. In einem einzelnen Fall hatte sich sogar den bestimmten Eindruck, daß Gedanken, die historisch im Ausbruch waren, ihn beschäftigten und gleichsam peinigten. Unmittelbar nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges, zu einer Zeit, da alle Gemüther ganz von dem Ereigniß eingenommen waren und der Gedanke an etwas wie

die Commune in Paris kaum in einem einzigen nordischen Hirn auftauchte, stellte mir Ibsen als politische Ideale Zustände und Ideen dar, deren Wesen mir zwar nicht klar durchdacht vorkamen, die aber unzweifelhaft nahe verwandt mit jenen waren, welche kaum einen Monat darnach, von der Pariser Commune proclamirt, in stark verzerrter Form durchbrachen. Durch das Auseinandergehen unserer Ansichten über Freiheit und Politik veranlaßt, schrieb Ibsen (17. Februar 1871):

„Der Kampf für Freiheit ist ja nichts Anderes als die beständige, lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt als wie etwas, wonach er strebt, der besitzt sie todt und seelenlos; denn der Begriff der Freiheit hat ja gerade das an sich, daß er, während wir suchen, sie uns anzueignen, sich mehr und mehr erweitert. Wenn daher Jemand während des Kampfes stehen bleibt und ruft: „Jetzt hab' ich sie!“ — so beweist er just dadurch, daß er sie verloren hat. Aber gerade dies todt Stehenbleiben auf einem gewissen gegebenen Freiheitsstandpunkt ist etwas für unsere Staaten Charakteristisches; und das war's, wovon ich sagte, es sei nicht von dem Guten. Ja, gewiß kann es ein Gut sein, Wahlfreiheit, Steuerfreiheit u. s. w. zu besitzen, aber wer hat den Gewinn? Der Bürger, nicht das Individuum. Es ist aber durchaus keine Vernunftnothwendigkeit für das Individuum, Bürger zu sein. Im Gegentheil. Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Staatsstärke erkauft? Mit dem Aufgehen des Individuums in den politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. Und auf der andern Seite das Judenvolk, der Adel des Menschengeschlechtes. Wie bewahrte es seine Eigenart, seine Poesie, trotz aller Rohheit von Außen? Dadurch, daß es keinen Staat durchzuschleppen hatte. Wäre es in Palästina geblieben, so würde es längst in seiner Construction untergegangen sein, ebenso wie alle anderen Völker. — — — — Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle Freiwilligkeit und geistliche Verwandtschaft als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf — das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas taugt. Eine Umänderung der Regierungsform ist nicht anderes als ein Krampen im Detail. Etwas mehr, oder etwas weniger. — Erbärmlichkeit alles miteinander! Der Staat wurzelt in der Zeit, er wird in der Zeit gipseln. Größere Sachen als er werden fallen. Jegliche Religionsform wird fallen. Weder die Moralbegriffe, noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. An wie Vielem sind wir im Grunde festzuhalten verpflichtet? Wer bürgt mir dafür, daß 2 und 2 nicht droben auf dem Jupiter 5 macht?“

Henrik Ibsen hat sicher den ebenso sinnreichen wie paradoxen Versuch des anonymen Schriftstellers „a barrister“ nicht gekannt, der gerade beweisen wollte, wie denkbar es sei, daß 2 und 2 auf dem Jupiter 5 ergeben; wahrscheinlich hat er auch nicht gewußt, wie stark Stuart Mill und alle anderen Anhänger des radicalen Empirismus jene letzte Zeile applaudiren würden; seine Geistesrichtung hat ihn aber durch ihren eigenen Gang zu der

univerfellen Skepſis geführt, die bei ihm ſo merkwürdig mit thatkräftigem Vertrauen vereint iſt. Ließ er doch ſchon ſeinen Brand ſagen:

„Der Kirche Sakungen und Lehren
 Bermag ich füglich nicht zu ehren;
 Sie ſind entſtanden in der Zeit,
 Und alſo kann es wohl geſcheh'n,
 Daß ſie auch in der Zeit vergeh'n.
 Erſchaff'nes iſt dem Tod geweiht:
 Was Motten nicht und Würmer freſſen,
 Weicht einſtens, laut Geſetz und Norm
 Einer noch ungebor'nen Form.“

Die angeführte Briefftelle liefert einen energiſchen Commentar zu dieſen Worten und man kann dieſelbe als Beweis von Ibsens genialen Ahnungen über das, was in ſeiner Zeit verborgen vorgeht, wohl mittheilen, ohne fürchten zu müſſen, ihn in den Augen eines geehrten Publikums herabzuſetzen, nachdem ja ſelbſt Fürſt Biſmarck das „Körnchen geſunde Vernunft“ öffentlich anerkannt hat, welches den Kern bildete von dem verirrtten Streben der Pariſer Commune. Am 18. Mai 1871 ſchrieb Ibsen:

„. . . Iſt das nicht niederträchtig von der ‚Commune‘ in Paris, herzugehen und mir meine vortreffliche Staatstheorie oder vielmehr Nicht-Staatstheorie zu verderben? Nun iſt die Idee für lange Zeit zu Grunde gerichtet, und ich kann ſie anſtändiger Weiſe nicht einmal mehr in Verſen aufwerfen. Aber ſie hat einen geſunden Kern in ſich, das ſeh' ich klar, und einmal wird ſie ſchon noch ohne jede Caricatur practicirt werden . . .“

In ſeinem Behaupten der Selbſtherrlichkeit des Individuums gelangt Ibsen dazu, ſich der Staatsidee wie der Idee der Geſellſchaft polemisch gegenüberzuſtellen. Ich bin nicht ſicher, ob ich ihn in dieſem Punkte völlig verſtehe; ich begreife, daß man, wie z. B. Lorenz von Stein oder nach ihm Gneiſt, in der Geſchichte der neuern Zeit einen beſtändigen Kampf zwischen Staat und Geſellſchaft ſehen und, von einer neuen, energiſchen Auffaſſung des Staatsgedankens ausgehend, ſich polemisch gegen die Geſellſchaft wenden kann; aber die doppelte Frontſtellung, die ich bei Ibsen finde, verſteh' ich nicht recht, und ich weiß nicht einmal, ob er fühlt, daß hier eine doppelte Front iſt.

Doch Ibsen erſtreckt ſeine Bedenken, daß der Stachel der Perſönlichkeit abgeſtumpft werde und daß ſie ihr beſtes Eigenthum zufehe, noch weiter Er meint, daß Individuum müſſe, um Alles zu entwickeln, was in ſeinem Weſen als fruchtbare Möglichkeit liegt, vor allen Dingen frei ſtehen und allein; deßhalb hat er ein wachſames Auge für die Gefahren, welche jede Aſſociation, die Freundschaft, ja ſelbſt die Ehe, in dieſer Hinſicht mit ſich führt. Ich entſinne mich ſeiner Antwort auf einen meiner Briefe, worin ich einmal in einer jener mißmuthigen Stimmungen, denen man in der Jugend ſo bereitwillig Ausdruck giebt, geäußert hatte, daß ich wenige oder keine Freunde hätte. Ibsen ſchrieb (6. März 1870):

„ . . . Sie sagen, daß Sie keine Freunde daheim haben. Das dachte ich mir längst. Wenn man, wie Sie, in einem innigen Persönlichkeits-Verhältniß zu seiner Lebensaufgabe steht, so kann man eigentlich nicht verlangen, seine Freunde zu behalten . . . Freunde sind ein kostbarer Luxus; und wenn man sein Capital für einen Beruf und eine Mission hier im Leben einsetzt, so hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten. Das Kostspielige, Freunde zu halten, liegt ja nicht in dem, was man für sie thut, sondern in dem, was man aus Rücksicht für sie zu thun unterläßt. Deshalb verkümmern viele geistige Keime in Einem. Ich habe dies durchgemacht, und deshalb liegt ein Theil meiner Jahre hinter mir, wo ich nicht dazu gelangte, ich selbst zu werden“

Fühlt man nicht Ibsens ganzen Unabhängigkeitsdrang und sein Bedürfniß nach Einsamkeit in diesem ironischen „das Kostspielige, Freunde zu halten“; und liegt nicht in den angeführten Worten eine Aufklärung über die Ursache des verhältnißmäßig späten Durchbruchs von Ibsens Genialität? Er hat, wie ich oben behauptete, seine Wahrheitsaugenscheinlichkeit ohne überschwängliches Selbstvertrauen begonnen.

Und wie die Freundschaft unter gewissen Umständen ein Hinderniß für die Selbständigkeit des Individuums werden kann, so auch die Ehe. Darum weigert Nora sich, die Pflichten gegen ihren Mann und ihre Kinder als ihre heiligsten Pflichten anzusehen; sie hat eine noch heiligere Pflicht gegen sich selbst. Darum antwortet sie auf Helmers:

„Du bist vor Allem Gattin und Mutter!“:

„Ich glaube, daß ich zuerst ein Mensch bin — oder jedenfalls, daß ich versuchen muß, es zu werden.“

Ibsen theilt mit Kierkegaard die Ueberzeugung, daß in jedem Menschen eine Riesenseele schlummert, eine unüberwindliche Macht; aber er hat diese Ueberzeugung in anderer Form als Kierkegaard, für welchen der Werth der Persönlichkeit ein übernatürlicher ist, während Ibsen auf dem Grund und Boden des Menschlichen steht. Der Mensch soll bei ihm auf sich allein gestellt sein, nicht um höherer Mächte, sondern seiner selbst willen. Und da er vor allen Dingen frei und ganz dastehen soll, erblickt Ibsen in den Einräumungen, die der Welt gemacht werden, den Feind, das böse Princip.

Hier stehen wir bei dem Grundgedanken von „Brand“. Man entsinne sich, wie Brand spricht:

„Und doch, aus diesen Seelenstümpfen,
Aus diesen Geistesstorforümpfen,
Aus diese Köpfen, diesen Händen,
Soll einst ein Ganzes sich vollenden,
Das Gotteswerk, ein Mann voll Mark,
Der neue Adam, jung und stark.“

Darum muß „Alles oder Nichts“ Brands scheinbar so unmenschliches Lösungswort werden. Darum ist ihm „der Geist des Accordes“ im Augenblick des Todes nichts anderes als eine Versucherin, die seinen kleinen Finger forbert,

um sich der ganzen Hand zu bemächtigen; und darum kehrt der Geist des Accordes in „Peer Gynt“ wieder als „der Krumme“, das heißt, all' das Feige, Geschmeidige im Menschen, das ab- und umbiegt:

„Schlag' dich!

So dumm ist der Krumme nicht!

Er schlägt sich niemals.

Kämpfe, du Wicht!“

„Der Krumme sucht nicht ein Schwert voll Scharten.

Der große Krumme siegt durch Warten.“

Das Geschlecht loszureißen aus der erdroffelnden Umarmung des „Krummen“, den Geist des Accordes zu fangen, in einen Schrein zu zwingen, diesen zu versiegeln und in's Meer zu versenken, wo es am tiefsten — dies ist das Ziel, welches Ibsen als Dichter vor Augen hat. Und dies Losreißen des Einzelnen von dem Accord und dem „Krummen“, das ist seine Revolution.

Ich fragte Ibsen einmal: „Ist unter allen dänischen Dichtern ein einziger, um welchen Sie sich auf Ihrer jetzigen Entwicklungsstufe etwas kümmern?“ Er antwortete, nachdem er mich eine Zeitlang vergeblich hatte rathen lassen: „Auf Seeland war ja einmal ein alter Mann, der im Bauernittel hinter seinem Pfluge herging, und auf Welt und Menschen sehr böse zu sprechen geworden war, den mag ich ganz gut leiden.“ — Es ist bezeichnend, daß Bredahl derjenige dänische Dichter ist, welcher Ibsens Herzen am nächsten steht? Auch Bredahl war ja ein Enttäuschungspeffimist — gewiß kein sehr tiefblickender Psychologe, aber doch ein Geist, in dessen Pathos man gleichsam den Donner hat, welcher Ibsens Blitz vorausgeht. Bredahl gewahrt anoch nur die äußere, grobe Tyrannei und Heuchelei, während Ibsen sie in den verborgenen Falten des Herzens aufsucht; Bredahl ist nur wie Ibsens Revolutionsredner:

„Er sorgt für den Wajerschwall rings in der Welt.“

Sein großer Nachfolger geht gründlicher zu Werke:

„Er legt Torpedos, daß die Arche zerschellt.“ *)

Wenn ich also Ibsen eine revolutionäre Natur genannt habe, so brauche ich mich nun kaum gegen das Mißverständniß zu vertheidigen, daß ich eine Natur damit meinte, welche für äußere, gewaltsame Umwälzungen schwärmt. Weit entfernt — ja, im Gegentheil! Denn einsam wie er ist

*) An meinen Freund, den Revolutionsredner!

Du sagst ich sei „conservativ“ geworden.

Ich gehöre noch immer zum selben Orden.

Schlachtsteine zu rücken kann mich nicht erlaben.

Stürzt um das Spiel, dann sollt ihr mich haben.

Ihr sorgt für den Wajerschwall einst in der Welt;

Ich lege Torpedos, daß die Arche zerschellt.

und sich fühlt, unwillig gestimmt gegen alle Parteien bloß als Parteien vornehm, geschliffen, zurückhaltend, „das Nahen der Zeit abwartend in einem fleckenlosen Hochzeitleide*), ist er im rein äußerem Sinn am nächsten conservativ, zwar ein etwas sonderbarer Conservativer, der aus Radicalismus, weil er von Specialreformen sich nichts erwartet, sich keiner Fortschrittspartei anschließen will. In seinem Gedankenleben ist er entschiedener Revolutionär; aber die Revolution, für welche er schwärmt und wirkt, ist die rein innere, die ich geschildert habe. Man wird die Schlußworte der citirten Briefstelle vom December 1870 nicht übersehen haben: „Um was es sich handelt, das ist „Revoltiren des Menschengesistes“. Diese Worte blieben in meinem Gedächtniß haften: denn sie enthalten gewissermaßen Ibsens ganzes dichterisches Programm — ein vortreffliches Programm für einen Dichter.

Ich würde indessen mein eignes Wesen verleugnen, wenn ich sagte, daß Ibsens Lebensanschauung mir mehr zu enthalten scheint als ein kräftiges Wahrheitselement. Es ist eine Lebensanschauung, auf Grund deren man denken und dichten, aber nicht handeln, ja, streng genommen, in der Welt, wie sie ist, sich nicht einmal direct aussprechen kann, denn man fordert bis zu einem gewissen Grade Andere schon dadurch zur Handlung und das heißt in diesem Falle zu Todesverbrechen auf. Wer aus Sehnsucht nach großen, entscheidenden, durchgreifenden Umwälzungen gleichgiltig oder verächtlich auf die langsamen, kleinen Veränderungen des Entwicklungsganges herabsieht, auf die faumseligen, schrittweise vorsichgehenden Verbesserungen der Politik, auf die Compromisse, welche der Praktiker schließen muß, weil er nur so die theilweise Verwirkelung seiner Ideen erreichen kann, auf die Associationen endlich, ohne welche es für Jeden, der nicht brutal zu befehlen vermag, unmöglich ist, einen einzigen Gedanken in die Wirklichkeit zu übertragen — der muß im praktischen Leben darauf verzichten, einen Finger zu rühren; der kann, wie Sören Kierkegaard, wie Brand, niemals etwas Anderes thun, als auf die gährende Kluft deuten, welche die Wirklichkeit, in der wir leben, vom Ideale trennt. Eine dem ersehnten Ziel entsprechende Handlung mit der Hilfe Anderer zu versuchen, hieße sein Geolge über den Rand jenes schwindelnd tiefen Abgrundes, welcher das Existirende von dem Erwünschten scheidet, kopfüber springen zu lassen, und sich selbst augenblicklicher Arrestation aussetzen. Ja, sogar der Dichter kann eine so abstract ideale Lebensanschauung nur indirect, andeutungsweise, oder vieldeutig aussprechen, in dramatischer Form durch voll verantwortliche Personen, also mit jedem Vorbehalt, was den Autor selbst anbelangt. Selbstverständlich waren es nur plumpe Gegner, welche

*) Doch mich schreckt der Lärm der Massen:
Will mir nicht vom Schmutz der Gassen
Mein Gewand bespritzen lassen;
Will in meinem Hochzeitleide
Harren auf den Zukunftstag.

Ibsens „Ballonbrief“.

den grausamen Scherz mit dem Torpedos unter die Arche legen für buchstäblichen, blutdürstigen Ernst halten konnten; diese Lebensbetrachtung bedingt also und führt mit sich einen Dualismus zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem Individuum und dem Bürger, zwischen der geistigen Freiheit und jenen praktischen Freiheiten, welche die Form einer Verpflichtung haben — einen Dualismus, der sich in der Wirklichkeit nur durchführen läßt von einem in der Verbannung lebenden Dichter, welcher nach Staat, Gesellschaft, Politik, Parteien und Reformen gar nichts zu fragen braucht.

Auch das Ideal von geistiger Vornehmheit, welches dieser Lebensanschauung entspringt, scheint mir nicht das höchste zu sein. Gewiß sorgt ein ausgezeichnete Schriftsteller am besten für seine äußere Würde, wenn er sich nicht in's Handgemenge begiebt; gewiß ist es vornehm, sich zurückzuhalten, sich nie in Tagesfreitigkeiten zu mischen, niemals einen Zeitungsartikel zu schreiben. Aber vornehmer, dünkt mich, handelt man, wenn man es macht wie jene legitimistischen Generäle, die sich als gemeine Soldaten zum Dienst in Condés Armee meldeten, und die es trotz ihrer Generals-epauletten nicht verschmähten, sich zuweilen zu Fuße und in erster Reihe zu schlagen. Von ihrer innern wirklichen Würde büßten sie dadurch nicht das Geringste ein.

III.

Die psychologische Analyse ist nun so weit geführt, daß wir den Standpunkt dieses Geistes so sehen können, wie ihn das literarische Bewußtsein und Streben seiner Zeitgenossen beleuchtet. Ich sage ausdrücklich seine Zeitgenossen, nicht sein Volk, denn Ibsen ist ein ebenso ausgeprägt europäischer Geist, wie Björnson trotz seiner kosmopolitischen Bildung national ist. Diese Stellung eines Dichters ergibt sich aus dem Verhältniß, in welchem er zu den Ideen und Formen seiner Zeit steht; denn jede Zeit hat ja ihre Ideen, welche innerhalb der Kunst als Gestalten und Ideale auftreten.

Die Ideen stammen nicht von den Dichtern her: sie tauchen auf bei der Arbeit der Denker und Forscher; sie treten hervor als große, geniale Ahnungen von den Verhältnissen und Gesetzen der Wirklichkeit; sie entwickeln und gestalten sich unter naturwissenschaftlichen Versuchen, unter historischer oder philosophischer Forschung; sie wachsen, läutern sich und erstarben im Kampfe für und gegen ihre Wahrheit, bis sie, wie die Engel der Bibel, ihre Schwingen entfalten, zu Mächten, Thronen, Fürstenthümern werden und die Zeitgenossen beherrschen.

Ideen hervorzubringen, das ist nicht die Sache noch der Beruf der Dichter. Die echten Dichter aber werden, während die Ideen im Wachsen begriffen sind und sich durchkämpfen müssen, von ihnen erfaßt und stellen sich mitkämpfend auf ihrer Seite. Sie werden hingerissen und können nicht anders; sie verstehen, ohne immer gelernt zu haben. — Die schlechten

Poeten, jene, welche nichts andres vom Dichter an sich haben als die ererbte oder erworbene Routine, haben kein Ohr für das dumpfe Tosen der Ideen, die unter der Erde ihre Minen graben, kein Ohr für ihren Flügelschlag in der Luft. Heine sagt in der Vorrede zu „Neue Gedichte“: „Während dem Schreiben war mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen wie den Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern davon erzählte,“ schließt er, „sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen passirt sei.“ Dieses Rauschen, welches die Berliner Dichter nie gehört hatten, war eben jener Flügelschlag der Ideen.

Ohne Ideen kann aber kein Dichter etwas hervorbringen. Die schlechten Poeten haben deshalb auch welche, diejenigen der Vergangenheit; und diese, denen die Meister der älteren Periode einen ausgezeichneten dichterischen Ausdruck verliehen, geben sie nun in mattem, schlaffem Ausdruck wieder. Die Ideen der Gegenwart kommen ihnen in der Regel ganz und gar „unpoetisch“ vor: sie halten es für unmöglich, denselben Poesie abzugewinnen.

Aber der Dichter, welcher schon in seiner Jugend (in „Die Kronprätendenten“) den denkwürdigen Satz schrieb: „Für Euch ist's unausführbar, denn Ihr könnt einzig die alte Sage wiederholen, aber für mich ist's leicht, wie es leicht für den Nar ist, die Wolken zu zertheilen“, hat sich niemals dauernd von den Gedanken seines Zeitalters scheiden lassen. Mancher neuen Idee hat er Fleisch und Blut gegeben, und indem er sie verkörperte, half er zu ihrer Verbreitung; manchen zeitgenössischen Gedanken hat er erweitert und vertieft, indem er denselben mit seinem Gefühlsquell durchströmte. Wie stark Ibsen die Nothwendigkeit eines lebendigen Verhältnisses zu den keimenden Ideen gefühlt, das ahnt man, wenn man die schönen Strophen liest, in welchen Garnknäuel, trockene Blätter und geknickte Halme Beer Ghnt anklagen:

Wir sind die Gedanken,
Die Du hättest denken sollen.

Wir strebten nach vollen,
Rauschenden Ohren,
Und müssen hier rollen —
Wer mag uns hören?

Wir sind das Feldgeschrei,
Das du hättest verkünden sollen;
Im matten Einerlei;
Hast du es nicht finden wollen.

Die Werke sind wir,
Die zu üben du säumtest;
Doch geknickt sind vom Wind wir,
Während zweifelnd du träumtest.

Anklagende Worte, womit der Dichter in schlaffen Zeiten sich selbst angespornt haben mag, die man sich aber unmöglich in Form einer Selbst-

anklage Peer Gynt's vorstellen kann. Wie hätte der jämmerliche Peter jemals eine Lösung aufstellen können, wie kann er sich vorwerfen, es unterlassen zu haben!

Sehen wir nun, welche Ideen und Stoffe das Bewußtsein des Zeitalters vorzugsweise erfüllen. Sie fallen, wie ich glaube, in folgende Gruppen:

Erstens solche Ideale und Stoffe, welche Bezug haben auf die Religion, das heißt, das Ehrfurchtsverhältniß der Menschen zu Ideen, die als Mächte betrachtet werden, besonders solche Stoffe, die auf die Kämpfe zwischen denen Bezug haben, welche jene Ideen als äußere, und denen, die sie als innere Mächte auffassen.

Demnächst solche Stoffe und Ideale, die sich auf den Unterschied beziehen zwischen zwei Zeitaltern: Vergangenheit und Zukunft, Alt und Jung oder Altes und Neues, besonders auf den Kampf zwischen zwei aufeinander folgenden Generationen.

Ferner solche, welche auf die Gesellschaftsklassen und ihren Lebenskampf Bezug haben, auf Standesvorurtheile, besonders auf den Unterschied zwischen Reich und Arm, socialem Einfluß und socialer Abhängigkeit.

Endlich eine ganze Gruppe von Ideen und Stoffen, die sich auf den Gegensatz der Geschlechter beziehen, auf das gegenseitige erotische oder sociale Verhältniß von Mann und Weib, ganz besonders auf die ökonomische, sittliche und geistige Emancipation der Frau.

Die religiösen Stoffe und Probleme sehen wir in unseren Tagen höchst verschiedenartig, wenn auch überall in modernem Geiste, behandelt. Man durchlaufe im Geiste einige Hauptnuancen. Bei dem größten Dichter der älteren Generation in Frankreich, Victor Hugo, macht sich, trotz einer leidenschaftlichen Freidenterei, ein vager, pantheistisch gefärbter Deismus geltend; man spürt bei ihm noch den Einfluß des vorigen Jahrhunderts: die Religion wird verherrlicht auf Kosten der Religionen, die Liebe als vereinigende Macht gepriesen im Gegensatz zum Glauben, der trennt und zersplittert. Bei den hervorragendsten Dichtern des nächsten Geschlechtes, wie Flaubert, wird die Religion mit wissenschaftlicher Kälte, doch stets von der Schattenseite dargestellt; für ihn und seine Geistesverwandten ist sie eine Hallucination, an die man glaubt. Der größte englische Dichter unserer Tage, Swinburne, ist ein leidenschaftlicher, poetischer Heide; das Christenthum als Naturverleugnung aufgefaßt, ist für ihn der Feind, welchen er bekämpfen will. Der größte unter den modernen italienischen Dichtern, Leopardi, versenkte sich in einen erhabenen metaphysischen Pessimismus, welcher in stoische Resignation ausmündet; Carducci, der erste von Italiens jetztlebenden Dichtergeistern, ist ebenso modern und noch mehr polemisch. In Deutschland haben die ersten Dichter, wie Gottfried Keller, Paul Heyse, Fr. Spielhagen, in ihren Werken einen selenvollen atheistischen Humanismus verfochten.

Im Norden waren die Constellationen besonderer Art. Die dänischen Dichter der vorhergehenden Periode hatten durchgehends der Orthodoxie gehuldigt; der einzige philosophisch angelegte unter ihnen, J. L. Heiberg, welcher anfänglich protestirt hatte, endigte damit, der Kirchenlehre, wenigstens anscheinend, Concessionen zu machen (im Gedicht „Gottesdienst“); und die Versuche, welche in Dänemark gemacht wurden, um die Autorität der Kirche zu untergraben: Kierkegaards gewaltsame Angriffe auf die Staatskirche, waren nicht gegen die Lehre, sondern gegen deren Befenner gerichtet, namentlich insofern das Leben der Priester nicht mit der Lehre übereinstimmte. Diese Haltung Kierkegaards ist für die dänisch-norwegische schöne Literatur bis auf die jüngste Zeit bestimmend gewesen. Die moderne Poesie in Dänemark und Norwegen hat selten oder nie die objective Seite der Sache, das Wesen der Religion, sondern fast ausschließlich die subjective Seite berührt; darauf beruht der außerordentliche Reichthum an Priestergestalten in dieser Literatur, sowohl bevor als nachdem die Schriftsteller sich von der Orthodoxie emancipirt. Die Priester in Björnsons und Magdalena Thoresens Bauern-erzählungen bezeichnen den Standpunkt vor der Emancipation, diejenigen in Schandorffs, Kiellands, Gjellerups, Ibsens neuesten Werken den Standpunkt darnach.

Ibsen folgt der von Kierkegaard angegebenen Spur. Wie alle nordischen Männer seiner Generation im Zeitalter der Romantik aufgewachsen, beginnt er in seinem Verhältniß zur Religion mit Unklarheit. Außerdem war in seiner Natur ein doppelter Gang, der ihn einem inneren Bruch aussetzen mußte: eine Neigung zur Mystik und eine ebenso ursprüngliche Anlage zu schneidendem, trockenem Verstand. Bei wenigen Andern findet man einen solchen fast krampfhaften Aufschwung vereint mit einem solch' ruhigen Weilen bei der Prosa des Lebens. „Brand“ und „Stützen der Gesellschaft“ sind in einem Hauptpunkte so verschieden, daß sie von zwei verschiedenen Verfassern herrühren könnten. Das erstere Werk ist in seinem Wesen die lautere Mystik, das andere dreht sich um die reine Prosa. Dort eine bis zum Aeußersten exaltirte, hier eine gut bürgerliche Moral.

Für Niemand, der nordische Gemüthszustände kennt, kann ein Zweifel darüber obwalten, daß „Brand“, welches Werk Ibsens Dichterruhm begründete, nur darum so große Aufmerksamkeit erregte, weil es als eine Art poetischer Predigt, als eine Strafrede, ein Erbauungsbuch betrachtet wurde. Nicht die wirklichen Vorzüge der Dichtung waren es, welche der Menge imponirten und die vielen Auflagen veranlaßten — nein, man strömte in die Buchläden, um „Brand“ zu kaufen, wie man in die Kirche strömt, die einen neuen, scharf eifernden Prediger bekommen hat. In Privatäußerungen hob Ibsen indessen ausdrücklich hervor, daß Brands Wirksamkeit als Priester nur die rein äußerliche, zufällige Seite der Sache sei. In einem Briefe vom 26. Juni 1869 schreibt er:

„ Brand ist mißdeutet worden, jedenfalls was meine In-

tion betrifft Die Mißdeutung hat offenbar ihre Ursache darin, daß Brand ein Priester und das Problem ins Religiöse gelegt ist. Ich würde im Stande sein, den ganzen Chyllogismus ebenso gut über einen Bildhauer oder einen Politiker zu machen, wie über einen Priester. Ich könnte mich von der Stimmung, die mich zur Production trieb, ebenso gut dadurch befreit haben, wenn ich anstatt Brand z. B. Galilei behandelt hätte (mit der Aenderung natürlich, daß er sich stramm gehalten und das Stillestehen der Erde nicht eingeräumt), ja wer weiß — wär' ich hundert Jahre später geboren, so hätte ich vielleicht ebenso gut Sie selbst und Ihren Kampf gegen Rasmus Nielsens Accordphilosophie behandelt. Im Ganzen genommen ist mehr Objectivität in „Brand“ als man bis jetzt darin gesucht; und darauf thu' ich mir, qua Poet, etwas zu Gute . . .“

Obgleich ich sonst alles Persönliche aus diesen Citaten sorgfältig zurückhielt, führe ich hier die scherzhafte Andeutung auf die literarischen Streitigkeiten jener Tage an, weil sie beweist, wie wenig das Priesterliche Ibsen hier die Hauptsache war. Einen weiteren Beweis davon giebt die Aeußerung in einem Briefe, den ich von Ibsen erhielt, als ich über der Einleitung zu meinem Buche „Hauptströmungen“ brütete. Die Stelle lautet:

„. . . . Es kommt mir vor, als befänden Sie sich nun in derselben Krise, wie ich in jenen Tagen, als ich daran ging, „Brand“ zu schreiben; und ich bin gewiß, daß auch Sie das Heilmittel finden werden, welches die Krankheit aus dem Körper treibt. Ein energisches Produciren ist eine vortreffliche Cur . . .“

Wie man sieht, liegt nach des Dichters eigener Auffassung in „Brand“ das Hauptgewicht in der Opferwilligkeit und Charakterstärke, nicht in der Lehre. Obwohl Ibsen selbstverständlich der beste, der einzig competente Richter ist über das, was er mit seinem Werk beabsichtigte, so unterschätzt er doch nach meiner Meinung die Stärke des Unbewußten, wovon er gedrängt wurde, gerade diesen Stoff zu wählen und keinen anderen; und dieses Unbewußte war, wie ich glaube, sein norwegisch romantischer Hang zur Mystik. Doch selbst wenn man Brand genau nach Ibsens Deutung auffaßt, so ist gleichwohl die Parallele mit religiösen Phänomenen im nordischen Geistesleben eine sehr naheliegende. Den Dänen mußte es vorkommen, als hätte Ibsen ausschließlich Kierkegaard in mente gehabt; denn auch Dieser legte ja das ganze Gewicht auf die persönliche Innigkeit. Norwegische Freie Priester, die übrigens von Kierkegaard beeinflusst waren, haben inbessen, wie der Dichter mir einmal andeutete, an der Figur des Brand größeren Antheil gehabt, als irgend eine literarische Einwirkung von dänischer Seite.

In „Kaiser und Galiläer“ ist der Einfluß des Kierkegaard'schen Standpunktes, obgleich immer noch stark, schon im Abnehmen. Zwar ist hier die Märtyrer-Begeisterung als Kraftmesser für die Wahrheit aufgestellt; zwar ist die psychologische Grundanschauung des Stückes die, daß nur die Lehre innere Wahrheit besitzt, welche im Stande ist, Märtyrer hervor-

zubringen; aber hiermit vereinigt sich ein in halb mystischem, halb modernem Geiste durchgeführter Determinismus, ferner ein Schopenhauer'scher Glaube an den unbewußten und unwiderstehlichen Weltwillen, endlich eine moderne Prophezeiung von der Ablösung sowohl des Heidenthums wie des Christenthums durch ein drittes Reich, das beide verschmelzen wird. Bezeichnend für Ibsens geistigen Habitus ist, daß die beiden Male, wo er religiöse Stoffe behandelt, all' das, welches Kampf und Streben vergegenwärtigt, unendlich mehr hervortritt und viel besser gelungen ist als die Darstellung der Versöhnung und Harmonie. „Das dritte Reich“ steht in „Kaiser und Galiläer“ ebenso undeutlich im Hintergrund, wie jener „Dous caritatis“, womit „Brand“ schließt. —

Stoffe, die sich um das Verhältniß zwischen zwei auf einander folgenden Zeitaltern oder Generationen oder schlichtweg um das Verhältniß zwischen zwei Lebensaltern drehen, welche in modernen Werken in Rußland, Deutschland, Dänemark und Norwegen von so vielen Seiten und auf so verschiedene Weise behandelt wurden, haben auch Ibsen beschäftigt: in seiner ersten Periode in „Die Kronprätendenten“, beim Uebergang zu seiner zweiten Periode in „Der Bund der Jugend“. Beide Dramen sind ausgezeichnete Werke, aber keines von ihnen hat seine Stärke in historischem Blick oder in historischer Unparteilichkeit.

„Die Kronprätendenten“ ist kein wirklich historisches Drama. Es war nicht der Plan des Dichters, durch eine Reihe von Bildern aus der Vergangenheit uns eine Vorstellung von der Menschennatur zu geben, wie sie unter bestimmten Verhältnissen in einer bestimmten Zeit auftrat; er ging nicht von einem historischen Standpunkt aus, sondern gebrauchte das Historische nur als Vorwand. Der Hintergrund des Stückes ist mittelalterlich, der Vordergrund modern; denn Jarl Skule ist eine moderne Figur. Die historische Auffassung würde dazu geführt haben, Skule als Vollblut-Aristokraten und Bischof Nikolaus als fanatischen, aber ehrlichen Meritalen darzustellen. Denn Skules Kampf gegen Hakon bezeichnet historisch den letzten mißlungenen Versuch der Aristokratie, die königliche Gewalt einzuschränken, und der Kampf des Bischofs den vom Standpunkte der Geistlichkeit berechtigten Haß gegen den Kirchenfeind und Usurpator Sverre und sein Geschlecht. Statt dessen hat Ibsen Bischof Nikolaus zu einem Unmenschen gemacht, welcher die Willenlosigkeit, den Neid, die Zwietracht in Norwegen durch Zeiten hindurch symbolisirt, und Skule zu einem Ehrgeizigen, der, während er nach dem höchsten Ziele strebt, zugleich von einem unglücklichen Zweifel an seinem Recht und Beruf, dasselbe zu erreichen, gepeinigt wird. Hakon und Skule stehen sich zwar gegenüber als Repräsentanten zweier Zeitalter, da aber des Dichters Interesse für das Psychologische so viel größer ist als sein Sinn für das Historische, wird jener Gegensatz ganz zurückgedrängt von dem Unterschied zwischen den individuellen Charakteren und ihrem Verhältniß zu Einer Idee. Hakon repräsentirt den „Königsgedanken“, den er zuerst gedacht hat,

nd geht ganz darin auf; Skule vertritt keine ältere historische Idee, sondern nur den Mangel an Selbstvertrauen. Er stiehlt Hakons Königsgedanken, um durch denselben sich die Berechtigung zum Thron zu verschaffen. Dies gelingt ihm nicht; der Stalbe erklärt ihm, daß ein Mann nicht für das Lebenswert eines Andern leben könne, und Skule selbst erkennt die Wahrheit hiervon an. Ganz klar ist der Gedanke des Stalben nicht ausgedrückt. Denn warum sollte man nicht für fremde Ideen leben können, wie man sich anzueignen und in sein eignes Fleisch und Blut zu verwandeln möchte, natürlich ohne sie zu stehlen und sich für den Erfinder auszugeben? Der Diebstahl, nicht das Leben für fremde Ideen wär's, was Einen unglücklich machen würde. Das ist's auch, was Skules Unglück verursacht. Aber die Sache ist, daß Ibsen zufolge seines ganzen Naturells sich mehr für die Kämpfe interessiert, welche in einer einzelnen Persönlichkeit vorgehen, als für die Kämpfe zwischen historischen Mächten. Das, was ihn an Skule interessierte und diesen zur Hauptperson des Stückes machte, war das „Ineressante“ an dieser Gestalt, ihre zusammengesetzte Natur, ihr kämpfender Geist, der selbst im Unrecht Hakons fertiges, siegesgewisses Wesen überstrahlt, es war die verzweifelte Kraft in diesem großen Nureddin, welcher trotz der Sehnsucht nach der Lampe, trotzdem er Aladdin's Lampe entwendete, zu Grunde gehen muß: es ist die Vorstellung von einem Geiste, der höher hinauf will, als er vermag; und diese selbe Vorstellung ist's, welche in Bischof Nikolas variirt ist, dessen große Gaben in lauter theils körperlich, theils geistig ohnmächtigen Begierden und Wünschen zu Grunde gegangen sind. Der Kampf zwischen Fähigkeit und Sehnen, zwischen Wille und Möglichkeit in der Seele des Einzelnen, dies Verhältniß, welches schon in „Castilina“ und in „Gunnar“ (in „Nordische Heerfahrt“) angedeutet wurde, das tritt hier in Skules Verhältniß zu dem Gedanken Hakons von neuem hervor. Skule steht dem Königsgedanken gegenüber wie Julian dem Christenthum, betroffen durch die Ahnung von der Größe der Macht, welche er bekämpft, in einer unheilbar schiefen Stellung zu der großen siegreichen Idee. Das psychologische Interesse schlägt das historische aus dem Felde.

Das Verhältniß zwischen zwei auf einander folgenden Generationen ist ferner dargestellt in „Der Bund der Jugend“, ein Lustspiel, das in äußerst witziger Weise eine Parodie auf das Streben eines jüngeren Geschlechtes liefert, ohne zugleich die Berechtigung desselben zuzugeben. Man kann diese Arbeit nicht mit Werken vergleichen, wie Turgeniew's „Väter und Söhne“ oder „Neuland“, welche mit großer Strenge gegen das jüngere Geschlecht Schonungslosigkeit gegen das ältere verbinden und nichtsdestoweniger beide mit Sympathie umfassen. Ibsen's Pessimismus hat die Sympathie zurückgedrängt. Der einzige ehrenvolle Repräsentant des jüngeren Geschlechtes in diesem Stücke ist Dr. Selbmann, eine ganz passive Natur. Daß er Arzt ist, dürfte kaum ein Zufall sein; der tüchtige Arzt spielt überhaupt eine schöne Rolle in der modernen Poesie, er ist augenscheinlich der Held

der Zeit. Die Ursache ist wohl, daß er als Incarnation von den streng modernen Ideen der Zeit gelten kann, welche sind: theoretisch die Wissenschaft, welche sich zu den Gegensätzen Wahr und Falsch verhält, praktisch die Humanität, welche sich auf die Gegensätze Glücklich und Leidend bezieht, jene Gegensätze, die psychologisch und social das Zeitalter in Anspruch nehmen.

In Schillers Dramen ebenso wie in denen des jungen Deutschlands spielt der Kampf für politische und geistige Freiheit eine Hauptrolle. Auch die Standesunterschiede sind in verschiedenen deutschen Schauspielen aus einer jüngeren Periode ein beliebtes Thema, selten dagegen hat in früheren Zeiten die Poesie herangezogen, was man heutzutage „das sociale Problem“ nennt. In der schönen Literatur unserer Tage hat allmählich die sociale Frage die politische vom hervorragendsten Platze verdrängt. Die moderne Poesie läßt sich in manchen Ländern durch das Mitleid mit den Geringeren inspiriren; sie erinnert die Bessergestellten an ihre Pflichten. Diese Frage ist keine von denen, welche Ibsen als Dichter stark beschäftigten, aber dennoch hat er sie nicht selten berührt. Als er „Catilina“ schrieb, war er noch zu unentwickelt, um sociale Probleme zu verstehen; doch viele Jahre später führte er in „Stützen der Gesellschaft“ einen Schlag gegen die leitenden Klassen in seinem Vaterland. Eine socialpolitische Tendenz hatte das Stück bekanntlich durchaus nicht, aber so tief ist der darin enthaltene Pessimismus, daß, wenn man mit nordischen Verhältnissen und namentlich mit der Stellung des Dichters zu seinem Publikum nicht bekannt war, man eine solche Tendenz herauslesen konnte. Als das Stück in Berlin aufgeführt wurde, gaben manche Zuschauer (und, wie ich versichern kann, nicht die unverständigsten) sich dem Irrthum hin, dasselbe sei von einem Socialisten geschrieben. Ich mußte Einigen erklären, daß es vielmehr den (damaligen) Lieblingsdichter der conservativen Partei in Norwegen zum Verfasser habe.

In dem Schauspiel „Stützen der Gesellschaft“, das sich wie ein Supplement zu „Der Bund der Jugend“ ausnimmt, kommen indeß so wenig wie in letztgenanntem Lustspiel die beiden Seiten der Sache zum Vorschein. Ibsen wirkt hier, wie überall, durch Einseitigkeit.

Das Verhältniß zwischen Mann und Frau ist eines von denen, welche ihm am stärksten beschäftigten, und wo er am meisten originell und modern empfunden hat.

In seinen ersten Jugendarbeiten ist dies Verhältniß noch etwas traditionell behandelt. In „Das Fest zu Solhoug“ ergreift er dasselbe Motiv, welches Björnson später in „Gulda“ behandelt hat: die Stellung des jungen Mannes zwischen der etwas älteren Frau, die er als Jüngling geliebt, und dem jungen Mädchen, um das er nun gern werben möchte — ein allgemein menschliches, wenn auch schon häufig variirtes Motiv. Demnächst stellt Ibsen in „Catilina“ und in „Die Herrin von Ostrot“ ein und dasselbe etwas gesuchte, aber ergreifende Motiv dar: wie ein Mann nach übel ver-

brachter Jugend durch seine Liebe zu einem Mädchen gestraft wird, das ihn trotz ihrer Gegenliebe verabscheut und verflucht, weil er dessen Schwester verführt und frühzeitig in's Grab gebracht.

Dann nimmt der Dichter in der „Comödie der Liebe“ zum ersten Male die erotischen Zustände in seinem Vaterlande als Thema auf. Eine nicht geringe Anregung hatte er augenscheinlich durch die damalige nordische Literatur erhalten. Während Björnson in seiner ersten Periode sich von Volksagen und Volksdichtungen beeinflussen ließ, war Ibsen schon in seiner frühesten Zeit durch die fortgeschrittensten zeitgenössischen Geister in Bewegung gesetzt. Es ist etwas in der Inspiration der „Comödie der Liebe“, das sich auf Camilla Colletts „Die Amtmannstöchter“ zurückführen läßt. Dies kühne Buch erfüllte zu jener Zeit alle nordischen Gemüther; es richtete bereits sehr wichtig, nur etwas formloser, den ganzen Angriff gegen Verlobungen und Ehen, der in Ibsens Drama mit männlicher und festerer Hand geführt ist. In Gleichnissen und Bildern verspürt man haarscharf Frau Colletts Einfluß. Das in Ibsens Wiedergabe so berühmte Thee-Gleichniß stammt von ihr. In „Die Amtmannstöchter“ heißt es von der Liebe:

„Beschütze denn, o Menschheit, diese erste Blüthe unseres Lebens . . .
 Wachte auf ihr Wachsthum und ihre Frucht. . . .
 Zerstore nicht leichtsinnig die zarten Herzblättchen, in dem Glauben, daß die gröbern Blätter nachher noch gut genug sind. . . .
 Nein, sie sind nicht gut genug! Es ist ein ebenso großer Unterschied zwischen diesen beiden Arten, wie zwischen der Sorte, mit welcher wir gewöhnlichen Erdbewohner sürlieb nehmen, und jener, wovon der Kaiser des himmlischen Reiches trinkt, welche erst der wirkliche Thee ist; der wird zuerst geerntet und ist so fein und zart, daß er mit Handschuhen gepflückt wird, nachdem die Einsammler sich, glaub' ich, vierzigmal gewaschen.“

Bei Henrik Ibsen heißt es:

„Ach meine Damen, jedes Mädchen hält
 Ihr eigen „himmlisch Reich“ in sich verschlossen;
 Da sieht man tausend zarter Keime sprossen,
 Wenn der Verschämtheit Chinamauer fällt.“

Aud die Stelle schließt:

„Doch folgt noch eine zweite Ernte (beide
 Verhalten sich wie Hanf zu feiner Seide),
 Die man mit Schutt und Stiel zusammenharft.
 Das ist der schwarze Thee.

Der füllt den Markt.“

Ibsen hat dies Gleichniß nur weiter entwickelt und ihm das feste Gefüge des Werkes gegeben.

Wie bekannt ist in „Comödie der Liebe“ nichts unzweifelhaft als der Spott. Das Stück enthält eine Satire auf die Ehe, welche gleich wenig Sympathie für die Vertheidiger wie für die Angreifer des Bestehenden einflößt und aus der man unmöglich entnehmen kann, ob des Dichters Meinung

in letzter Instanz dahin geht, an dem Ueberlieferten festzuhalten oder es über den Haufen zu werfen. Das Einzige, was gewiß, ist nur sein misanthropischer Blick auf die Verlobungen und Ehen, welche rings um ihn her geschlossen werden. Ich entsinne mich, daß ich bezüglich dieses Stückes ein Gespräch mit Ibsen führte, das sich um die Liebe zwischen Brautpaaren im Allgemeinen drehte. Ich sagte: „Es giebt kranke Kartoffeln und es giebt gesunde.“ Ibsen antwortete: „Ich fürchte, ich habe niemals welche von diesen Kartoffeln zu sehen bekommen, die gesund waren.“

Indeß zieht sich durch Ibsens Werke ein stets steigender Glaube an die Frau und eine stets entschiedener Verherrlichung der Frau. Bisweilen tritt diese Verherrlichung sogar abstoßend doctrinär hervor, z. B. wenn Solveig in „Peer Gynt“, in dem seit Goethes „Faust“ und Paludan-Müllers „Adam Homo“ traditionellem Stil, durch ihre Liebe die — in diesem Falle wahrlich allzu unwürdige — Seele des Geliebten rettet; aber dieser Glaube an das Weib, durch welchen Ibsen gleichsam seine Veringschätzung des Mannes aufzuwägen zu wollen scheint, ist immer vorhanden, und derselbe hat eine Reihe schöner und wahrer Frauengestalten hervorgebracht, wie jene Margretha in „Die Kronpräsidenten“, die in wenigen Strichen in unbergänglicher Schönheit gezeichnet ist, oder jene Selma in „Der Bund der Jugend“, welche den ersten Entwurf zur Gestalt der Nora bildet. Als diese Figur noch neu war, bemerkte ich in einer Kritik, daß dieselbe nicht genug Spielraum im Stücke habe, daß Ibsen aber ein ganzes neues Schauspiel über sie schreiben sollte. Er that es in „Nora“.

Nach meiner Meinung war der Gedanke von der Emancipation der Frau im modernen Sinne Henrik Ibsen zu Beginn seiner Laufbahn durchaus nicht lieb und vertraut. Im Gegentheil. Ibsen hat ursprünglich keine sonderlich große Sympathie für die Frau. Es giebt Schriftsteller, die in sich eine Affinität mit dem weiblichen Wesen haben, ja bis zu einem gewissen Grade feminin angelegt sind. Zu diesen gehört Ibsen nicht. Ich glaube, er findet mehr Vergnügen daran, mit Männern zu sprechen als mit Frauen; und gewiß hat er weit weniger Zeit in Gesellschaft von Frauen zugebracht, als sonst Dichter zu thun pflegen. Man glaube auch nicht, daß moderne Schriften über die Berechtigung einer Veränderung in der gesellschaftlichen Stellung der Frau einen begeisterten Leser in ihm fanden. Wenn ich nicht irre, so mißfiel ihm Stuart Mills Buch über die Frauenfrage recht sehr, und Mills Schriftstellerpersönlichkeit flößte ihm keine Sympathie ein. Es war besonders die Behauptung oder das Zugeständniß Mills, daß er seiner Frau Vieles und das Beste in seinen Schriften verdanke, welches Ibsen bei seinem ausgeprägten Individualismus lächerlich vorkam. „Denken Sie,“ sagte er lächelnd, „wenn man Hegel oder Krause lesen müßte mit dem Gedanken, nicht bestimmt zu wissen, ob man eigentlich Herrn oder Frau Hegel, Herrn oder Frau Krause vor sich habe!“

Ich glaube nicht, daß bei Ibsen jener Unwille gegen die Per-

fönlichkeit Stuart Mills eine Sache für sich war, ohne Zusammenhang mit seinem Gefühl für die Frauenfrage. Ich vermuthe vielmehr, es fand sich bei ihm ein Anfangswiderstand, entweder durch die Erziehung oder durch einen natürlichen Aerger über die Caricaturformen der Frauenemancipation hervorgerufen; jedoch ein Widerstand, dessen Bestimmung es war, durch einen desto leidenschaftlicheren Anschluß abgelöst zu werden. Hier war es Ibsens Verstand, der die Umwandlung in seinem Gefühlsleben bewirkte. Er ist echt dichterisch im Stande, mit voller Brust sich für eine Idee, die ihn zuerst kalt ließ, zum Organ zu machen, wenn er fühlt daß diese Idee einer der zukunftsreichen Kampfgedanken des Zeitalters ist. Und liest man nun die letzte Scene in „Nora“, diese Repliken, welche wie Schwertschläge fallen; diejenigen Helmer's:

„Niemand opfert seine Ehre, für die, welche er liebt —“
und Nora's Antwort:

„Das haben hunderttausend Frauen gethan“ —

Repliken, in welchen zwischen den beiden Eheleuten, die an dem Tisch sich gegenüber sitzen, der Abgrund sich entsetzlicher öffnet als jemals die Unterwelt in alten romantischen Dramen — so fühlt man, daß Ibsen nicht nur seine Seele mit den Gedanken der Zeit erfüllt, sondern dieselben größer gedacht und schärfer zugeschliffen hat, so daß er sie durch seine Kunst selbst in verhärtete Herzen eintreibt. Das Stück machte einen mächtigen, wenn auch erschreckenden Eindruck. Seit Jahrhunderten hatte die Gesellschaft durch ihre Priester und Dichter die in Liebe gestiftete und von keinem Dritten gestörte Ehe als einen sichern Hafen aufgefaßt und besungen. Nun sah man, daß dieser Hafen voll Klippen und Untiefen war. Und es war, als ob Ibsen jedes Leuchtfeuer ausgelöscht habe.

Die „Gespenster“ folgten. Wieder wie in „Nora“ ist hier eine Ehe analysirt, das Gegenstück von jener. Das Große und Feine in „Nora“ war vornehmlich, daß Ibsen dem Ehemann so viel eingeräumt hatte. Was hatte er ihm nicht Alles zugegeben! Helmer ist ein grundehrenwerther, pünktlich rechtschaffener Mann, ein vorzüglicher Haushalter, eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit Fremden und Untergebenen gegenüber, ein strenger und liebevoller Vater, ein gutherziger, ästhetisch gebildeter Mann u. s. w. — und doch! Doch war die Gattin dieses Mannes ein Opfer und die Ehe der Weiden ein übertünchtes Grab.

Der Mann in der Ehe, in welche die „Gespenster“ uns einen tiefen Einblick geben, ist von einer gerade entgegengesetzten Beschaffenheit gewesen: roh, ein Trunkenbold, rücksichtslos ausschweifend; aber doch besaß er so viel von jener zügellosen Menschen oft eigenen Fähigkeit, durch anscheinende Gutmüthigkeit Herzen zu gewinnen, daß es seiner Frau gerade noch möglich war, seine Lebensweise zu verhüllen und den Schein zu wahren. Indem sie bei ihm aushielt, sich ihm hingab, brachte sie nicht nur ihre persönliche Wohlfahrt und ihr Glück zum Opfer, sondern wurde Mutter eines von Geburt an zu

Grunde gerichteten Wesens, eines Sohnes den Todesmattigkeit, Verzweiflung, Wahnsinn, Idiotismus beim Eintreten des Mannesalters ergreifen! — und doch! Doch nennt derjenige Theil der Gesellschaft, den Herr Pastor Manders repräsentirt, dieses Opfer ihrer selbst und ihres Sohnes Pflicht, und findet, daß ein Aufstandsversuch gegen dieses Gräßliche ein Verbrechen gewesen wäre.

Dies ist das Pathos des Stückes, und dieses Pathos erschreckte das große Philisterium noch mehr als „Mora“. Diesmal war es, als ob Ibsen sogar die Sterne ausgelöscht habe. „Nicht ein Lichtpunkt!“

Das Verhältniß zwischen Mann und Frau ist in „Gespenster“ von einem neuen Gesichtspunkt dargestellt: die Verantwortung dem Kinde gegenüber bildet gleichsam den Maßstab dafür. Das Drama behandelt in dichterischer Form den Gedanken der Vererbung; es stellt auf Grund jenes Determinismus, der nun einmal das letzte Wort der modernen Wissenschaft in der Sache ist, die durchgehende Bestimmtheit des Kindes durch die Eltern dar, und giebt dieser Thatsache einen stimmungsvollen, gedankenerregenden Hintergrund, indem es auf die allgemeine Thatsache hinweist, die schon der Titel andeutet („G engangere“, Gespenster im Sinne des französischen „revenants“), nämlich: auf die durch Vererbung bedingte Bewahrung von Gefühlen — und dadurch von Dogmen — deren ursprüngliche Lebensbedingungen ausgestorben und andern gewichen sind, mit denen diese Gefühle im Streite liegen.

Es knüpft sich in Bezug auf Ibsens Entwicklung ein Hauptinteresse an diesen Griff, diese Wahl des Stoffes, weil wir den Dichter hier zum ersten Male den Ring durchbrechen sehen, welchen sein Individualismus sonst um den Einzelnen als solchen zu ziehen pflegt. In einem Briefe von 1871 schrieb Ibsen folgende Worte, welche für Vieles bei ihm bezeichnend sind:

„ Für das Solidarische hab' ich eigentlich niemals ein starkes Gefühl gehabt; ich nahm es nur so mit als traditionelle Glaubenssagung — und hätte man Muth, es ganz und gar außer Betrachtung zu lassen, so würde man vielleicht des Ballastes los, welcher am schwersten auf die Persönlichkeit drückt . . . “

Jetzt, zehn Jahre darnach, sind ihm für die Bedeutung des Solidarischen die Augen aufgegangen; jetzt hat er gründlich eingesehen, daß „Muth“ nichts nützt, um sich darüber hinwegzusetzen, und daß wir Alle schon von Geburt an solidarisch mit Personen und Verhältnissen verbunden sind, über die wir nicht Herr werden. Ibsen ist augenscheinlich im Verlauf der Jahre in immer innigere Beziehung zu den Grundideen der Zeit getreten.

So sehen wir ihn, der, wie fast alle jetztlebenden älteren Schriftsteller von Anfang an bis zum Gürtel in der romantischen Periode stand, sich aus derselben heraus- und emporarbeiten und allmählich immer moderner, zuletzt der Modernste unter den Modernen werden. Dies ist nach meiner Ueberszeugung Ibsens unvergänglicher Ruhm und wird seinen Werken einen bleibenden Werth verleihen. Denn das Moderne ist nicht das Ephemere, sondern die Flamme des Lebens selbst, der Lebensfunke, die Ideenseele eines Zeitalters.

Es ist zu hoffen, daß die Mißstimmung, welche Ibsens letztgenanntes Werk in manchen Kreisen erweckte, und die plumpe Kritik, der es zum Gegenstand diente, nicht hemmend auf seine Productivität einwirken wird. Im ersten Augenblick freilich mochte diese Ausnahme niederschlagend auf ihn wirken. Er schrieb darüber:

„ . . . Wenn ich denke, wie trüg und schwer und stumpf das Verstandniß daheim in Norwegen ist; wenn ich Acht darauf gebe, als wie leicht die ganze Betrachtungsweise sich erweist, so überkommt mich ein tiefer Mißmuth, und manches Mal will mir scheinen, ich könnte meine literarische Wirksamkeit auf der Stelle beschließen. Bei uns daheim braucht man eigentlich gar keine Dichterwerke; man behilft sich mit der Storchings-Zeitung und der „Lutherischen Wochenchrift“. Und außerdem hat man ja die Parteiblätter. Ich habe kein Talent zum Staatsbürger und auch keines zum Orthodoxen; und wenn ich für etwas kein Talent besitze, so besaß ich mich nicht damit. Für mich ist Freiheit die erste und höchste Lebensbedingung. In der Heimath bekümmern sie sich nicht sonderlich um die Freiheit, sondern bloß um Freiheiten, einige mehr oder einige weniger, je nach dem Parteistandpunkt. Höchst peinlich fühle ich mich auch berührt von all diesem Unfertigen, diesem für's gemeine Volk Berechneten, in unserer öffentlichen Discussion. Unter den sehr rühmlichen Bestrebungen, unser Volk zu einer demokratischen Gesellschaft umzubilden, gelangte man ein gut Stück Weges dahin, uns zu einer Plebejer-Gesellschaft zu machen. Die Vornehmheit der Gesinnung scheint daheim im Abnehmen . . .“

Der Sturm über die „Gespensker“, das Werk, in welchem Ibsen seinen düstersten Gedanken, seinen hoffnungslosesten Stimmungen Ausdruck gegeben hat, legte sich bald und hat dem Dichter keinen Schaden gebracht, ja der schlechte Empfang, der jenem Trauerspiel zu Theil wurde, ist ihm sogar insofern förderlich gewesen, als er „das Motiv“ zu seiner letzten Arbeit „Ein Volksfeind“ abgab, einem Schauspiel, das allegorisch jene Vorgänge auf die Bühne bringt. Eben ist auch jene verrufene Tragödie, — die vor kaum zwei Jahren von den königlichen Bühnen in Kopenhagen und Stockholm zurückgewiesen, ja selbst von der Theaterdirection in Christiania verworfen wurde — von schwedischen Schauspielern in Kopenhagen mit stürmischem Erfolg aufgeführt worden, und hierauf hat das Stück auch in Stockholm das Publikum erobert. Nur das Vaterland des Dichters weigert sich noch, sein merkwürdigstes und kühnstes Drama spielen zu lassen.

Ein gutes Omen für Ibsens künftige Werke ist der Umstand, daß in dem Maße wie er mehr modern geworden, er ein immer größerer Künstler geworden ist. Die Ideen der neuen Zeit haben bei ihm nicht die Gestalt von Symbolen angenommen, sich nicht in Typen verkörpert. In jüngern Jahren hatte er einen Hang zu großen Gedankenbildern: Brand, Peer Gynt u. s. w.; doch merkwürdigerweise wurden seine Gedanken, je mehr er deren hatte, desto klarer und seine Gestalten immer individueller. Ibsens technische Meisterchaft ist in den letzten Werken von Jahr zu Jahr gestiegen. In „Nora“

übertraf er die Technik der berühmtesten französischen Dramatiker, und in „Gespenster“ legte er (trotz des Unbefriedigenden im Motiv des Nihilbrandes) im Dramatischen eine Sicherheit, Einfachheit und Feinheit an den Tag, welche an die antike Tragödie unter Sophokles (Oedipus rex) erinnert.

Dieser stetige Fortschritt beruht auf Ibsens künstlerischem Ernst, seinem gewissenhaften Fleiß. Er arbeitet äußerst langsam, schreibt sein Werk wieder und wieder um, bis es in Reinschrift ohne jedwede Correctur vorliegt, jede Seite glatt und fest wie eine Marmorplatte, an welcher der Zahn der Zeit nicht nagen kann. Dies stetige Steigen in Vollkommenheit beruht aber genau besehen wieder darauf, daß Ibsen einzig Dichter ist, nie etwas andres sein wollte. Wohl mag es den Eindruck von Kälte und Verschlossenheit machen, wenn ein Schriftsteller sich durch keinen äußern Anlaß jemals hinreißen läßt, sein Wort mit in die Debatte zu geben; wenn nichts, was geschieht, ihn zu einer Meinungsäußerung aufreizen oder begeistern kann. Die einzigen Zeitungsartikel, welche Ibsen in den letzten Jahren geschrieben, waren solche, die sich auf seine Rechte gegenüber den Verlegern oder auf seine Rechtlosigkeit im Verhältniß zu seinen Uebersetzern bezogen, aber man darf nicht vergessen, daß diese kalte Zurückhaltung ihm gestattet hat, die Meisterschaft in seiner Kunst unverwandt vor Augen zu haben, gleichwie seine fixe Idee, sein nie aus den Augen verlorenes Ideal — und er hat dasselbe erreicht. Man kann sich schwerlich einen größern Unterschied denken, als zwischen diesem Dichter, der einsam, nach allen Seiten gegen die Außenwelt abgeschlossen, drunten im Süden wohnt und, ohne sich durch irgend etwas von seinem Beruf abziehen zu lassen, künstlerische Meisterwerke formt und zufeilt — und seinem großen Geistesbruder im Norden, der aus vollen, allzureichen Händen große und kleine Artikel über politische, sociale und religiöse Fragen in die Presse hinausstreut, der mit seinem Namen überall voran ist, niemals Rücksicht nimmt auf die Klugheitsregel, die vorschreibt, sich selten zu machen, sich vermissen zu lassen; welcher Lieder schreibt, Reden hält agitirt, von Volksversammlung zu Volksversammlung reißt und sich am wohlsten befindet, wenn er auf dem Rednerstuhle unter tausend Freunden und hundert Gegnern steht und die ganze Schaar durch seine Kühnheit und durch seine Kunst in Athem hält.

Henrik Ibsen hat keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern jetzt lebenden Dichter und ist von keinem beeinflusst worden. Unter den Deutschen müßte man ihn am nächsten mit ernstern und tiefkritischen Darstellern, wie Otto Ludwig oder Friedrich Hebbel zusammenstellen, wenn man ihn absolut einer europäischen Gruppe einreihen wollte. Er ist jedoch weit moderner und ein weit größerer Dichter als sie beide. Mit Björnson, dessen Name Einem beständig in die Feder kommt, so oft man sich mit Ibsen beschäftigt, hat er die Gemeinschaft, welche gleiches Vaterland, gleiche Lebenszeit, Wettstreit in der Stoffbehandlung und Gleichartigkeit der Entwicklung mit sich führen. „Der Bund der Jugend,“ den Ibsen verfaßt

hatte, gab Björnson den Impuls, bürgerliche Schauspiele zu dichten. Als Björnson „Ein Fallissement“ geschrieben, bekam Ibsen Lust, den Stoff in „Stützen der Gesellschaft“ zu variiren. Björnson erzählte mir, daß er in seinem Manuscript zu „Staub“ einen Satz austreichen mußte, weil derselbe sich fast wortwörtlich in Ibsens „Gespenster“ fand, welches Drama während des Druckes der Novelle erschien. Die Ursache ist, daß beide Dichter einen ganz parallelen Entwicklungsgang zurückgelegt haben. Henrik Ibsen hat etwas früher als Björnson sich aus den althistorischen, sagenhaften und phantastischen Stoffen herauszuarbeiten vermocht; denn freier gestellt wie er war, losgerissen von der Heimath und mitten in der Brandung der Ideen der Gegenwart stehend, hatte er weniger Hemmungen, die ihm davon zurückhielten, dem Ruf seines Zeitalters zu folgen, weniger Naivetät und weniger Pietät. Aber der Unterschied bezüglich der Zeit, in welcher beide Dichter von einer überwiegend romantischen zu einer überwiegend realistischen Betrachtungsweise ihrer Stoffe gelangten, beschränkt sich auf ein paar Jahre und ist ein verschwindender gegen die merkwürdige Uebereinstimmung in der Periodeneintheilung ihrer Dichterlaufbahn. Man kann, scheint mir, Björnson und Ibsen in dieser Hinsicht mit den beiden altnordischen Königen Sigurd und Gylfein vergleichen, die in dem berühmten Gespräche, welches die Sage überliefert hat, und das u. A. Björnson in seinem „Sigurd der Kreuzfahrer“ benützte, ihre Verdienste gegen einander aufstellen: Der Eine ist daheim geblieben und hat von hier aus sein Vaterland civilisirt; der Andere hat sich von der Heimath losgerissen, ist weit umher gezogen und hat auf seinen kühnen mühsamen Fahrten dem Vaterlande Ehre gebracht. Jeder hat seine Bewunderer, Jeder sein streitbares Heergesolge, welches den Einen auf Kosten des Andern erhebt. Aber sie sind Brüder, wenn sie auch eine Zeitlang feindliche Brüder gewesen, und das einzig Richtige ist, wie es auch beim Schlusse des Stückes geschieht: daß das Reich friedlich unter ihnen getheilt wird.



Illustrierte Bibliographie.



Wanderlieder aus den Alpen von Rudolf Baumbach. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher und einem Holzschnitte nach dem Gemälde von Ernst Heyn. Leipzig, N. G. Liebeskind.

Diese Wanderlieder könnte man ruhig ihrem Schicksale überlassen. Sie bedürfen keiner Empfehlung: man braucht sie nur zu sehen, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß das etwas nicht Gewöhnliches ist. Aber wir können es uns nicht versagen, unser Heft wenigstens mit einer der meisterhaften Illustrationen aus diesem Werke zu schmücken, ebensowenig, wie wir es versäumen möchten, die Leser dieser Zeilen darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich einmal wieder eine große Freude, einen feinen geistigen Genuß bereiten können.

Im Uebrigen — was könnten wir noch sagen? Das Schöne läßt sich rühmen, aber es beschreibt sich schwer. Und diese Aufgabe ist um so undankbarer, wenn der Gegenstand, wie hier, in seinen Grundzügen wenigstens bekannt ist.

Freilich widersteht man nur schwer der Versuchung, das eine oder das andere Ge-

dicht abzudrucken. Widersteht vielleicht nur, weil die Wahl gar so schwer ist. Soll man das heitere oder das ernste wählen? Das neckende Liebeslied oder die Nachstimmung mit dem tief musikalischen Ton? Denn wenn etwas falsch ist — das zeigt

bisher streitigen Fragen, besonders über den Proceß der Tempelherrn, ihrer Lösung um ein gut Theil näher geführt werden. Die Darlegung der culturgeschichtlichen Wirkungen der Kreuzzüge, der Tauchbeziehungen zwischen dem Westen und Osten, der Einwirkungen auf bildende Künste, Dichtung und Wissenschaft bilden den Schlußabschnitt des Werkes. —

So ist jede Seite des staatlichen, rechtlichen und socialen Lebens berücksichtigt, sind alle die verschiedenen großen Wechselwirkungen, die sich für Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr ergeben, behandelt worden: etwas zu dürftig scheint uns dabei die arabische Philosophie fortgekommen zu sein. Im Uebrigen ist gerade die reiche Cultur des Islam mit besonderer Vorliebe dargestellt worden. Der Verfasser bezeichnet dieselbe geradezu als der auf der römischen Kirche beruhenden Cultur des Abendlandes überlegen, und auf sehr vielen Gebieten war sie es unfraglich. In seiner Schilderung der islamitischen Cultur, in der Darlegung des Verhältnisses zwischen Christenthum und Islam, zwischen Christen und Muhamedanern hat der Verfasser unzweifelhaft manches Vorurtheil beseitigt. Er zeigt uns, daß die Wahnvorstellungen über den Islam vielfach von der Kirche verbreitet waren, daß an und für sich keine geradezu unverföhnlichen Gegensätze bestanden, daß die Lage der Christen in den muhamedanischen Ländern lange Zeit eine keineswegs ungünstige war und daß erst im Laufe der Kreuzzüge der eigentliche Glaubenshaß erwuchs. Damit hängt es zusammen, daß der Verfasser die treibende Ursache der Kreuzzüge nicht in dem Gegensatz zwischen Christenthum und Islam sieht, daß er die Ansicht bekämpft, als hätten die Kreuzzüge bezweckt, die Befridelung der heiligen Stellen durch den Islam zu bestrafen und auszutilgen. Es ist nicht leicht, die Mächtigkeit der verschiedenen Impulse, die zu den Kreuzzügen geführt haben, richtig abzumessen. Wie bei allen großen Wendungen der Weltgeschichte haben auch hier tiefe Unbefriedigungen auf materiellem Gebiet, schwere Nothstände des socialen Lebens, die sich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung, in den Massen geltend machten, einen weit reichenden Einfluß geübt: hochgradige Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, hervorgerufen durch den Druck der oberen Klassen, durch Mißernten, Hungernöth hatten einen starken Zug, wenn nicht zum Umsturz, so doch zu gründlicher Besserung, zur Beseitigung dessen, was auf der großen Ueberzahl der Menschen lastete, vor Allem das Streben, solchen Lasten und Bedrückungen zu entinnen, erzeugt; es kam hinzu, daß die Betheiligung am Kreuzzuge große Vortheile bot, dem Leibeigenen die Freiheit dem Schuldner Freiheit vom Zins, Nachlaß der Schuld u. A. Diese rein weltlichen Momente sind vom Verfasser mit Recht mehr als bisher geltend gemacht worden, sodaß die von der Kirche beherrschte Ueberlieferung, als seien die Kreuzzüge ausschließlich von religiösen und ethischen Beweggründen ausgegangen, die nothwendige Beschränkung erfährt. Dennoch darf das religiös-kirchliche Element als treibende Ursache nicht unterschätzt werden. So wichtig es für den Verlauf, namentlich der späteren Zeit, der Kreuzzüge ist, daß die religiöse Erregung, welche nur zeitweise und immer nur während kurzer Perioden von größerem Einfluß gewesen, allmählig gänzlich verschwunden sei, daß die weltlichen Interessen mehr und mehr bei den Franken überwogen und im Abendlande die Neigung erstarben sei, sich in ausichtslosen Abenteuern für die Kirche zu opfern — so scheint uns doch, als ob für den Beginn der Kreuzzüge die treibende Macht der Kirche, die doch der Hauptsache nach den Weg anweist, der gegangen wird, stärker betont werden muß, als es in den einleitenden Capiteln des Buches geschieht. Am Schluß, bei dem Rückblick auf die gesammte Entwicklung, ist der Verfasser diesem Gesichtspunkt gerechter geworden, indem er den hervorragenden Antheil der Kirche an dem Zustandekommen der Kreuzzüge und ihre leitende Stellung dabei scharf hervorhebt. Und nicht minder richtig ist es, wenn darauf hingewiesen wird, daß sich dann im Laufe der Zeit die Bewegung bald der Leitung der Kirche entzogen hat, und daß die weltlichen und antikirchlichen Elemente allmählig überwogen und die Kreuzzüge in ihrem Gesammtergebniß geradezu un-

kirchlich, zum Theil antikirchlich und so zu einer Niederlage der Kirche führten, indem sie das Bewußtsein von dem individuellen Recht der Völker gegenüber der römischen Idee des Weltstaates und der Weltkirche und den Zweifel an die ausschließliche Berechtigung der katholischen Kirche wahrhaften und die Unabhängigkeit des politischen wie des wissenschaftlichen Lebens von der Kirche begründeten.

Wir brechen hier ab, doch dürfen wir von dem Buche nicht scheiden, ohne auch der Vorzüge seiner Darstellung zu gedenken: es ist lebendig und fließend geschrieben und liest sich vortrefflich. Es mag hierzu beitragen, daß Citate und Noten wie sie sonst in wissenschaftlichen Werken den Text unterbrechen, in einen besonderen, sehr reichhaltigen Anhang verwiesen sind, der den gesammten kritischen Apparat und einige werthvolle Quellenbeilagen enthält. Für die weiteren Lesereise liegt hierin ein nicht zu unterschätzender Vorthiel, und wir zweifeln nicht und möchten auch unsererseits dazu beitragen, daß das tüchtige Werk auch in diesen Kreisen die ihm in vollem Maße zukommende Beachtung findet.

I. R.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Belart,** Hans. Lobenstragödie eines müden Mannes. Zürich, Verlags-Magazin. (F. Schabelitz).
- Berkow,** Karl. Winter-sonne. Historische Erzählung aus dem dreissigjährigen Kriege. 2 Bände. Berlin, Otto Janke.
- Die Kunstschatze Italiens** in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. 8. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Drews,** M. Anleitung zur Majolikamalerei. Berlin, J. H. Schorer.
- Finck,** Karl. Fabeln. Cassel. Ferd. Kessler.
- Firnhaber,** Dr. C. G. Die Nassauische Simultan-Volksschule. Ihre Entstehung, gesetzliche Grundlage und Bewährung nebst einer Geschichte der alten Nassauischen Volksschule. Band II. Wiesbaden C. G. Kunzer Nachf. (Dr. Jacoby.)
- Gauthier,** Judith. Richard Wagner und seine Dichtung von Rienzi bis zu Parsifal. Mit Bewilligung der Verfasserin übersetzt von Louise Welter. Minden i. W., J. C. C. Brunns Verlag.
- Geschichte der Kunst im Alterthum.** Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. 12—14 Lfg., Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Haugwitz,** Gustav von. Aus Friedrichs des Grossen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht Mit einer Radirung von B. Mannfeld. Berlin, R. von Decker's Verlag.
- Hausprüche und Inschriften.** im Elsass. Gesammelt von Kurt Mündel. Strassburg, C. F. Schmidt's Univers.-Buchhandlung.
- Heilwald,** Friedrich von. Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. 6. u. 7. Lfg. Augsburg, Lampart & Co.
- Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Dritte neu bearbeitete Auflage. Lieferung 8. Augsburg, Lampart & Comp.
- Heimgarten.** Eine Monatschrift, gegründet und geleitet von F. K. Rosegger. Gratz, Druck und Verlag von Leykam.
- Junghaus,** Sophie. Neue Novellen. Leipzig. Breitkopf & Haertel.
- Lippert,** Julius. Allgemeine Geschichte des Priestertums. Lfg. 3—6. Berlin, Theodor Hofmann.
- May,** Andreas. Der Zügel von San Marco. Trauerspiel in fünf Aufzügen. München, Theodor Ackermann.
- Molkenboer,** Hermann. Geschichtsunterricht in Volksschulen und Soldatenwesen. Aphorismen. Leipzig, Oswald Mutze.
- Paulus,** Dr. Eduard. Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland. Stuttgart, Adolf Benz und Comp.
- Politische Gesellschaftsblätter.** Local-politische Wochenschrift. 2. Jahrgang. 34. Heft. Commissions-Verlag von R. Pohl. Berlin W.
- Reumont,** Alfred von. Lorenzo de Medici il Magnifico Zweite vielfach veränderte Auflage. 2 Bände. Leipzig, Duncker und Humblot.
- Riedel-Ahrens.** Bortha. Enthüllte Frauenherzen. Roman. Halle, Max Kuestler.
- Rogge,** Dr. F. W. Adolf Friedrich Graf von Schack. Eine literarische Skizze. Berlin, Otto Janke.
- Rössler,** Robert. Mein erster Patient. Erzählung. Berlin, Otto Janke.
- Trojan,** Johannes. Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Vining,** Edward P. Das Geheimniss des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Wachenhusen,** Hans. Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und blauen Meer. Berlin, Otto Janke.
- Wagener,** Hermann. Die Politik Friedrich Wilhelm IV. Berlin, R. Pohl.
- Weber,** Dr. Georg. Mein Leben und Bildungsgang. Leipzig, Wilhelm Enckelmann.
- Wildenradt,** Johann von. Zwölf Balladen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1883er. Frische Füllung 1883er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ⁰⁰ R.
Mühlbrunn . .	44 ⁰⁰ R.
Schlossbrunn .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	48 ⁰⁰ R.
Konbrunn . . .	49 ⁰⁰ R.
Marktbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Ranz. Kronquelle	28 ⁰⁰ R.
Felsenquelle . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	31 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad 1/18öhmen

sowie durch

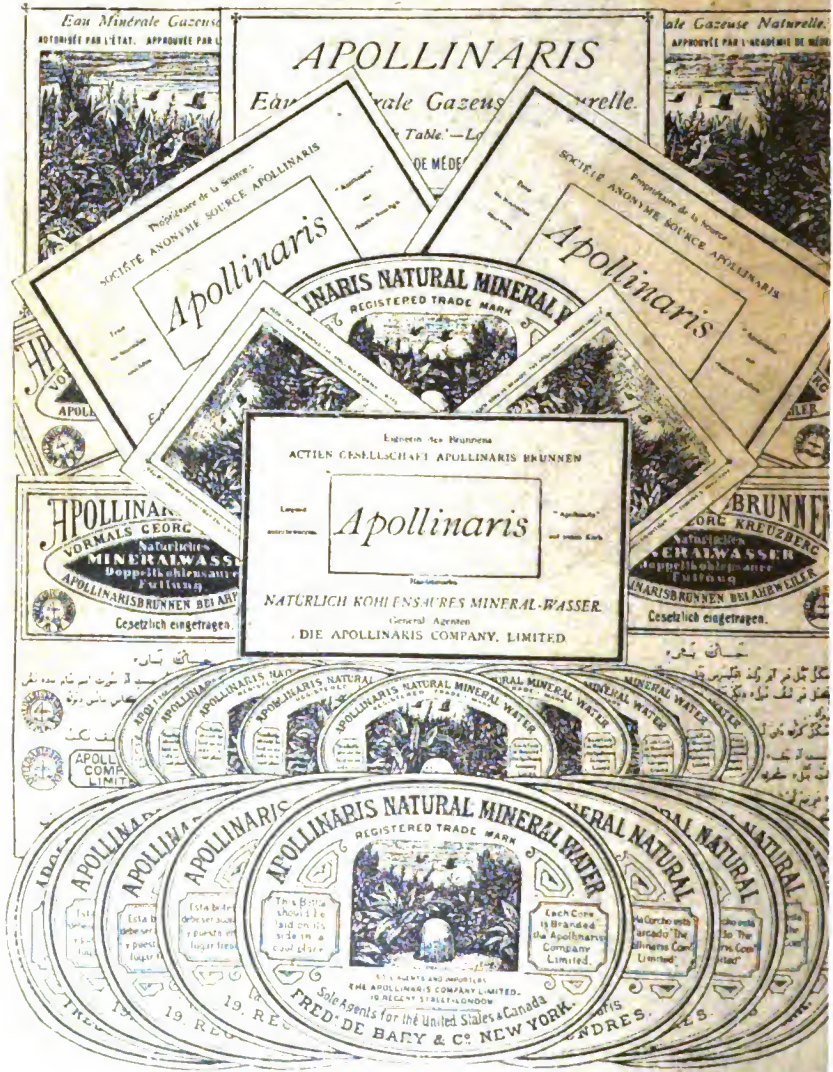
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER
 APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSE



KÄUFlich BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS COMPANY (LIMITED)
 Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

H. C. Schottlaender

Band 27. — Heft 81.

†
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1883.

Breslau.
S. Schottlaender.

December 1885.

Inhalt:

Moriz Jokai in Budapest.	506
Fürst und fra Diaocle.	205
Friedrich Althaus in London.	
Der wahre Lord Byron.	511
Ludwig Moiré in Mainz.	
Das Problem der Anthropologie: die menschliche Kunst und ihre Bedingungen.	527
Moriz Cantor in Heidelberg.	
Aus Universitätsstreifen.	543
Welf Friedrich Graf von Schack in München.	
König Cheops.	551
von Stein Nordheim in Weimar.	
Die montenegrinischen Frauen.	561
Preußen in Kurhessen.	
Erinnerung eines alten Offiziers an die preussische Expedition in Kurhessen im November und December 1850. (Schluß).	578
Paul Lindau in Berlin.	
Wie denken Sie über America?	590
Bibliographie.	415

Hierzu ein Portrait von Moriz Jokai. Radirung von
Wilhelm Krauskopf in München.

— Nach und nach erscheinend am Montag jeder Woche. — Seiten nur je einer Künstlerin
— Preis pro Quartum in Liefer. 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den obenstehenden Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind an die
Redaction mit Postfr. W. 62, von der Breitenweg 11, in Augsburg, zu versenden. Postremittanzes genügt. —

Beilagen zu diesem Hefte

VON

- Dire. Alphons in Leipzig. (Ein Kunstfreund.)
- Dr. Otto Meißner in Berlin. (Kunstwerke Seltsamkeiten)
- Dr. Otto Meißner in Stuttgart. (Die Kunst der christlichen Kunst.)
- Dr. Otto Meißner in München. (Kunstwerke, Kunstwerke.)
- Dr. Otto Meißner in Breslau. (Kunstwerke.)
- Dr. Otto Meißner in Leipzig. (Die Kunst der Kunstwerke.)
- Dr. Otto Meißner in Berlin. (Die Kunstwerke.)
- Dr. Otto Meißner in Berlin. (Die Kunstwerke.)



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **brotschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) brotschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXVII (October bis December 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umsehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX.,
X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII.,
XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII.,
XXIV., XXV., XXVI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —

pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18,
19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48,
49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63,
64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78
79, 80, 81

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXVII. (October
bis December 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII.,
VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI.,
XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII.,
XXIII., XXIV., XXV., XXVI.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

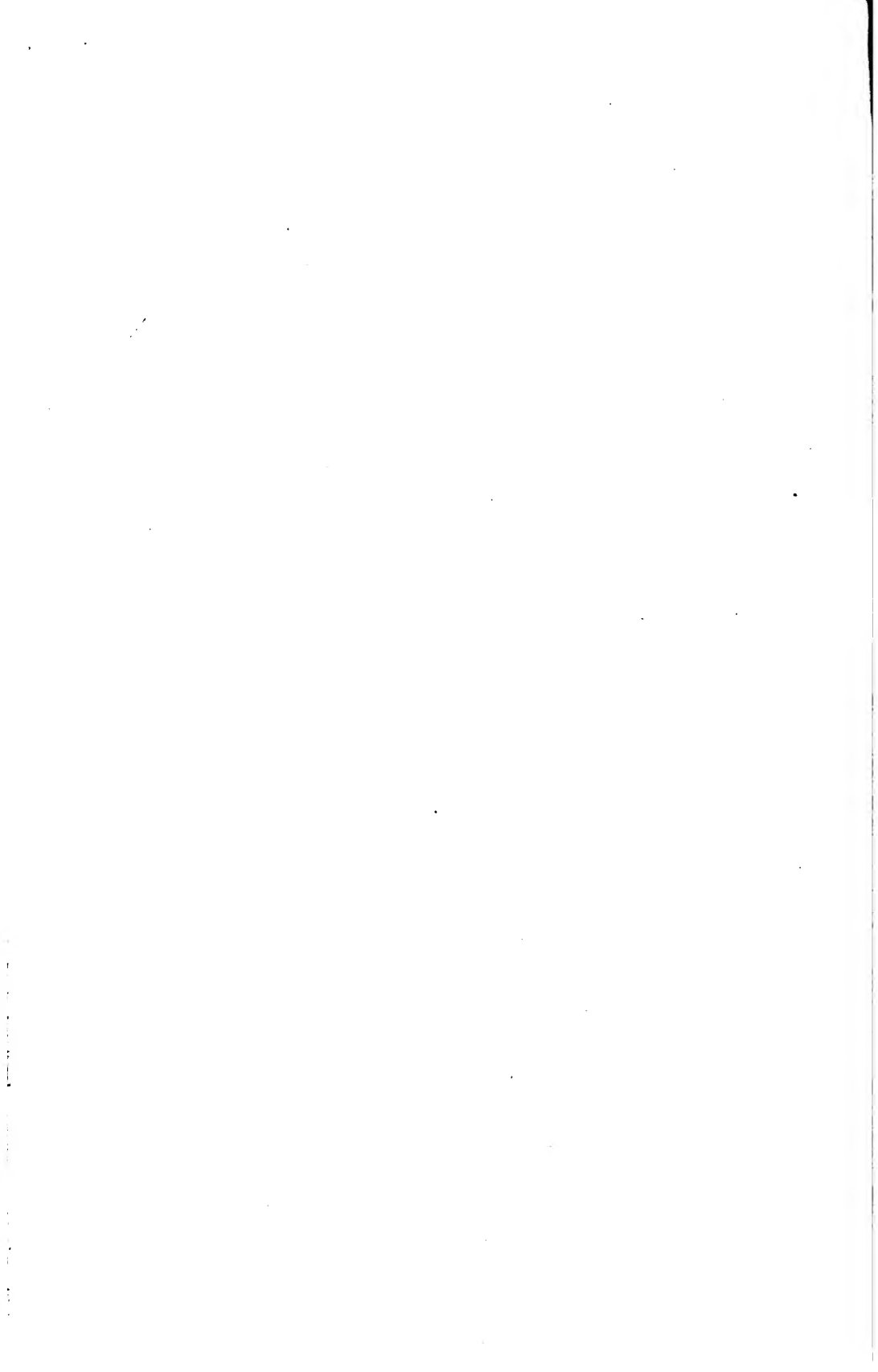
XXVII. Band. — December 1883. — 81. Heft.

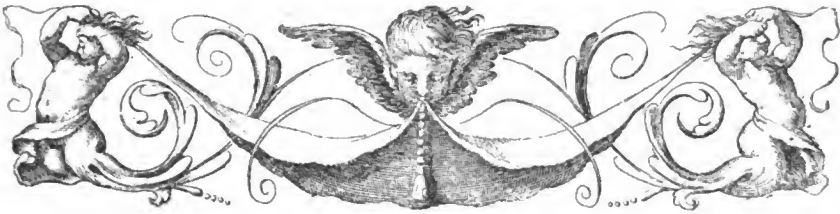
(Mit einem Portrait in Abtragung: Moriz Jofai.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.





Fürst und Fra Diavolo.

Erzählung

von

Moriz Jokai.

— Budapest. —

(Autorisirte Uebersetzung von Julian Weiß.)

In jenem Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, in welchem das niedergetretene Gras aufs neue zu wachsen begann, ereignete sich die folgende komische Geschichte.

Bei uns in Ungarn grünte es ebenfalls da und dort.

Es geschah damals, daß ein Magnat seine ganze Jahreseinnahme zu dem Zwecke opferte: die Gründung der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu ermöglichen. Als man ihn fragte, was er während dieses Jahres treiben wolle, entgegnete er: ich werde mich bei meinen Freunden einquartieren und bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen wohnen. Aus Mitgliedern anständiger Familien, jungen Männern und Mädchen, hatte sich damals eine Gesellschaft zur Aufführung von Opern gebildet. Diese Truppe entsagte ebenfalls allen Einkünften und die Freunde derselben mußten sie hier und dort aushalten.

Der Leiter dieser Gesellschaft war Herr Pali, ein musikalisches Genie, denn er war im Stande, die Melodien der schönsten Opern, welche er in Wien hörte, aufzuzeichnen und aus solchen Partituren lehrte er dann die Mitglieder seiner Truppe die neuen Lieder. Es war dies der einfachste und billigste Weg, Partituren zu erlangen, und die Opernvorstellungen klappten trotzdem ganz vortrefflich. Das „Alpenmädchen“, „die Haimonskinder“, „die Schweizerfamilie“ und all' jene berühmten Opern, welche unsere Väter sangen, kamen auf diese Weise in den Besitz Pali's. Die beliebteste Oper war indessen „Fra Diavolo“, und in dieser Oper sang der Director wie in

allen anderen die erste Partie. Er besaß eine wunderbare Tenorstimme, und zur Zeit, als ich ihn hörte — und damals war er schon ein recht alter Bursche — sang er noch das hohe „f“ so rein, daß es ihm Keiner gleich thun konnte. Seine Frau war selbstverständlich die Primadonna.

Der Director besaß eine kräftige Gestalt und es würde gefährlich gewesen sein, sich ihm zu widersetzen, wenn er in Zorn gerathen wäre, doch glücklicherweise erfaßte ihn niemals die Leidenschaft — nicht einmal auf der Bühne. Was man mit Farbe auf ein Antlitz malen konnte, das war bei ihm zu sehen. War er verliebt, dann bildeten seine Augenbrauen Halbkreise und seine Schnurrbartspitzen hingen herab; war er ein Held, dann standen seine Augenbrauen schnurgerade und der Schnurrbart rechte sich gen Himmel. Aus dieser Ordnung war er nicht zu bringen. Wenn in seiner Rolle vorgeschrieben war „er zieht den Säbel und sticht“ dann zog er das Schwert und stach. Sein Gegner hatte die Pflicht dort zu stehen, wohin er stechen wollte, und nicht er dorthin zu stehen, wo Jener stand. War die Primadonna nicht hoch genug und es kam dazu, sie zu umarmen, so suchte er sie nicht lange, und er umarmte oft die Luft über dem Haupte der Sängerin

Doch all dies verzieh ihm das Publikum, weil er wirklich sehr hübsch sang. Pali war übrigens auch im gewöhnlichen Leben ein phlegmatischer Mensch und seine Gemahlin war würdig, sich neben ihm setzen zu lassen.

. . . . Der Landtag von Preßburg hatte sein Ende erreicht und damit war auch die Theatersaison abgeschlossen. Der Sommer kam näher. Alle Leute ernten jetzt, nur die Theaterdirectoren nicht. Für viele Arme ist es eine schwierige Aufgabe zu überwintern, für den Theaterdirector ist das Ueberwintern weit schwieriger. Couliissen, Garderobe, Requisiten, Partituren, alles war schon eingepackt, die schweren eisernen Kisten und Koffer standen bereit, doch der Director wußte noch immer nicht wohin er den Theatriskarren lenken sollte. Er hatte zwischen den Städten Kaschau Szegedin, Komorn und Klausenburg zu wählen. Jeder dieser Orte besaß seine guten und schlechten Seiten. Unzählige kleine Umstände mußten bedacht werden, beispielsweise, daß hier der Ober-Mäcen Familientrauer hatte, dort das Orchester (die Zigeunerbande nämlich) abgereist war u. s. w. All' diese Umstände wurden dem Director von seinen Agenten im ganzen Lande gemeldet und jeder neue Schritt mußte daher sorgsam bedacht werden.

Einmal nach Tische sagte der Director:

„Ich habe einen Contract abgeschlossen.“

„Mit wem?“ fragte die Primadonna, die bereits das Tischtuch andächtig zusammen faltete.

„Mit Abakum.“

„Wohin?“

„Nach Bukarest.“

Jetzt legte die Hausfrau das Tischtuch nieder.

„Wie belichten nur zu sagen?“

„Nach Bukarest.“

„Wo ist das, ich bitte.“

„Gleich da, von Kronstadt ein Raßensprung.“

Die junge Frau stützte sich auf den Tisch und betrachtete bewundernd den Director.

„Ist das recht weit?“

„Fürchten Sie sich nicht, junge Frau.“ (Sie duckten sich principiell nicht.) Es führt ein gemachter Weg dahin, auch haben wir gute Fahrgelegenheit! Unser Freund Avakum kommt direct von dort, denn der neue Fürst hat ihm den Auftrag gegeben, unsere Gesellschaft für die Dauer von zwei Monaten zu engagiren. Fize Bezahlung, Tausend Ducaten, außerdem noch die Tageseinnahmen und freies Quartier.“

„Aber das ist so weit, sogar außerhalb der ungarischen Grenze.“

„Wir waren schon in Ugram und das ist ebenfalls außerhalb der Grenze.“

„Ich würde auch nicht mehr dahin zurückkehren, denn die kroatische Sprache verursacht mir noch heute Ueblichkeiten Ja, in welcher Sprache sollen wir dort eigentlich spielen?“

„Selbstverständlich rumänisch, denn in Bukarest versteht man keine andere Sprache.“

Jetzt flog das Tischtuch aus der Hand der jungen Frau.

„Daraus wird nichts.“

„Steht es in ihrer Rolle, daß Sie das Tischtuch zur Erde werfen sollen? Können Sie nicht ohne Gesticulationen conversiren? Hier gibt es keine Galerie! Weshalb also die Stimme anstrengen? Es genügt vollständig, wenn Sie hier, wie auf der Probe, nur markiren Und warum soll nichts daraus werden? Wozu wäre denn der Souffleur da? Wußte denn Herr Artányi jemals, was er sagen soll, ehe es der Souffleur flüsterete? Und hat nicht Frau Lengö erst jüngster Tage Applaus erhalten, als sie declamirte: ‚Aus dem Hausknecht entstand die Welt‘ obwohl sie hätte sagen sollen: ‚Aus dem Chaos entstand die Welt‘. Ist es nicht ganz gleichgiltig, ob Jemand seine Rolle rumänisch nicht weiß oder ungarisch. Nur der Souffleur muß rumänisch verstehen und dafür garantire ich Ihnen.“

„Der Herr hat leicht reden. Sie thun ja nichts anderes, als die Hände an die Brust legen und die Daumen fortwährend im Kreise von rechts nach links drehen.“

„O ich bitte, ich drehe sie auch von links nach rechts.“

„Doch wir Anderen, wie sollen wir spielen, wenn wir kein Wort des Textes verstehen?“

„Ich will Ihnen etwas sagen, was Sie gewiß verstehen werden. Sie erhalten monatlich zwei Benefize und die übrigen Solisten je eines. Haben Sie begriffen?“

Das verstand sie, und auch die übrigen Sänger und Sängerinnen erklärten, nach der Versicherung des Directors, daß ein Benefiz mindestens vierhundert Pfister einträgt, rumänisch zu verstehen.

„Und noch eines will ich Ihnen sagen,“ bemerkte der Director, als bereits die ganze Gesellschaft für die Expedition gewonnen war, „der rumänische Fürst ist ein junger Mann und die Fürstin eine junge Frau; es ist gewiß, daß sie sich in mich verlieben wird und er in Sie, meine liebe Gattin. Wir werden großartige Geschenke erhalten.“ —

Man suche in diesen Worten keine Unmoralitat. Weder Herrn Pali noch seiner Gemahlin schadete es etwas, wenn sich Jemand in sie verliebte; im Gegentheil es brachte ihnen nur allerlei Schmuck, goldene Uhren und schöne Perlen, — andere Consequenzen hatte diese Liebe niemals. Der Director und seine Frau waren nämlich im Leben eben so kalt, als auf der Bühne; sie ließen alle Leute ihre Strophen absingen und hörten ruhig zu. Sie glichen immer zwei Marmorstatuen, trotzdem war ihnen aber daran gelegen, daß möglichst viele Zuhörer sich in sie verlieben, denn das hob das künstlerische Geschäft.

Und nun lehren wir zu Avakum zurück, dessen Worten der Director fest vertraute. Avakum war ein Grieche, der in Kronstadt wohnte, aber fast immer umherreiste, alle möglichen Sprachen verstand, sich mit Schmuggel und anderen dankbaren Dingen beschäftigte, und überdies noch ein wenig Politiker war.

Pali hingegen verstand nur die Musik, von allen anderen Dingen wußte er nichts, von der Politik sogar noch etwas weniger. Politische Musiker gibt es überhaupt nicht, und deshalb war es dem guten Avakum ein Leichtes, die ganze Gesellschaft zum Besten zu halten. Als nämlich die Gesellschaft beim Abschiedsmahle saß, erhob er sein Glas und sprach: „Sahet Ihr jemals Bukarest? Nein? Dann habt Ihr überhaupt nichts gesehen! Die Stadt ist so groß wie Wien, nur schöner. Es gibt hier Hundertdrei- unddreißig Kirchen und wenn die Glocken in all diesen Kirchen zu läuten beginnen, zittert die Erde. Jede Kirche hat einen goldenen Thurm und der größte ist einmal insoforn vielen Lautens von der Kirche gefallen. Es gibt einen Platz in Bukarest, der so groß ist, daß die ganze Stadt Preßburg auf demselben untergebracht werden könnte. Der Bukarester Jahrmarkt ist von ganz Europa und Asien besucht und hier werden echte Perlen in Körben verkauft. Es gibt nur Gold- und Silbergeld.“

„Und was ist's mit den Wein?“ fragte Herr Artanyi.

„Der fließt wie die Donau! Für einen Sechser bekommt man einen ganzen Eimer; ein so hublicher Bursche wie Sie braucht übrigens gar nichts zu bezahlen.“

„Wie sieht das Theater aus?“ lautete die Frage der Directorin.

„Gewiß nicht schlechter, als die Wiener Theater. In einer langen Promenade steht an dem einen Ende der Palat des Fürsten und an dem

anderen das Theater. Fürst Kallimaki hat das Gebäude ursprünglich zu einem Bazar bestimmt.

„Und sein Sohn hat ein Theater daraus gemacht?“ fragte Herr Kovacs, der Solotänzer.

„Der Sohn!“ brummte Abakum, „welcher Sohn? Ich bitte, reden Sie nichts, sondern tanzen Sie nur. Wozu braucht der Rumäne einen Sohn nach dem Vater? Er ist froh, wenn er sein Fürstengeschlecht wechseln kann. Jetzt hat Rumänien einen jungen hübschen Fürsten, der in Paris studirt hat, französisch spricht und nur Champagner trinkt.“

„Ist er ein hübscher Mann?“ wünschte Fräulein Wetti, die Naive, zu wissen.

„Ach, man kann gar nicht sagen, wie schön er ist. Er gleicht in der Gestalt dem Herrn Director, und wenn dieser einen Bart besäße, wäre er mit dem Fürsten Johann zu vertauschen.“

„Ist die Fürstin schön?“ fragte der Director.

„Ihre Augen gleichen den Feuerrädern beim Feuerwerk.“

„Und das Uebrige?“

„Das kann man nicht sehen.“

„Sie wird doch nicht verschleiert umher gehen, gleich einer Türkin?“

„Doch, doch, sie ist die Tochter eines Großveziers und der Fürst hat sie von Konstantinopel geholt. Sie lebt ganz nach türkischer Sitte, bleibt immer zu Hause und spricht mit keinem fremden Manne.“

„Die Fürstin besucht demnach nicht das Theater? Wie? Wem werde ich dann meine Lieder singen?“

„Wem der Herr singen wird? Weiß denn der Herr nicht, daß es in Bukarest zwölftausend Wagen gibt, die den gnädigen Wojaren gehören, von welchen jeder einzelne so reich ist, daß jeder Knopf an seinem Rocke einen größeren Werth besitzt, als ein ungarisches Dorf.“

Die Directorin hatte noch eine Frage.

„Werden wir wirklich rumänisch unsere Rollen sprechen müssen? Wer wird dieselben übersetzen? Herr Pali versteht wohl sieben Sprachen, aber die rumänische ist nicht darunter.“

„Das ist das Wenigste. Es wohnt der berühmte Poet Taraksaki in Bukarest; derselbe wird Eure Stücke einrichten. Ihr kennt doch den berühmten Taraksaki? Er ist bedeutender als Schiller; er hat den „Wojwoden Michael“ in sechs Aufzügen geschrieben, und auch dieses Stück werdet Ihr am Namensstage des Fürsten spielen müssen. O, Taraksaki wird Eure Opern einrichten, daß alle Welt glauben wird, sie seien rumänisch zur Welt gekommen. Wie? Und Ihr kennt Taraksaki nicht!“

Diese Unwissenheit schmerzte Abakum so sehr, daß er von diesem Gegenstande nicht mehr sprach und nur noch die Bemerkung machte: in Bukarest seien mehr Magyaren zu finden, als in Preßburg. Diese letztere

Bemerkung schien zufällig wahr zu sein. Abakum bereute sie deshalb auch und sprach kein Wort weiter.

Am nächsten Tage machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg. In zwei großen Wagen, welche allerlei Waaren von Kronstadt nach Wien gebracht hatten und jetzt leer zurückkehrten, fand die ganze Gesellschaft Platz. Freilich waren vor jedem Wagen dreizehn Pferde gespannt und der innere Raum des Wagens glich einem Zimmer.

Nach vielen Mühen und Beschwerden erreichte man Rumänien und hier hielten die Comödianten endlich ihren Einzug. Sie wurden mit Freudenjubel empfangen.

Fürwahr Abakum hatte nicht übertrieben. Bukarest ist eine schöne Stadt, freilich ein wenig schmutzig, aber mein Gott, es kann nicht jede Stadt mit Brettern gebohlt sein, wie z. B. Debreczin. Die Mitglieder der Gesellschaft fanden hübsche Quartiere, man begrüßte sie mit schönen Reden, sie erwiderten dieselben und schließlich wurde auf beiden Seiten Vivat gerufen, ein Wort, das sowohl Magyaren als auch Rumänen verstehen.

Am Abend brachten die Sänger dem Fürsten eine Serenade. Sie sangen ihre hübschesten Lieder und machten dem großen Publikum lange Zähne.

Tags darauf war die erste Vorstellung. Man konnte nur einige National-Gefänge vortragen und Nationaltänze zeigen, denn die Opern waren noch nicht übersetzt. Trotzdem schien das Publikum von dem Gebotenen entzückt zu sein und die Einnahme überstieg alle Erwartungen.

Der große Dichter Taraksaki stellte sich noch im Laufe des Abends der Gesellschaft vor. Sein Aeußeres entsprach nicht dem Bilde, welches man sich von ihm gemacht hatte, denn er hinkte und besaß einen Höcker. Freilich müssen die Poeten bei einer ritterlichen Nation immer ein wenig krumm sein, denn die stattlichen Männer haben ganz andere Dinge zu thun — als zu dichten. Taraksaki lebte übrigens in der glücklichen Einbildung, daß er der schönste und liebenswürdigste Mann auf Erden und nebstdem noch der größte Dichter sei. Er machte selbstverständlich allen Sängerinnen den Hof, gab dem Director gute Rathschläge und blieb dafür zum Mittag- und Abendessen bei ihm. Taraksaki begann damit, daß er dem Director sein Drama in sechs Aufzügen zur Aufführung empfahl. Der Director besaß genug Erfahrung, den Dichter zu vertrösten und ihm zu versprechen, daß er das Drama am Namenstage des Fürsten darstellen wolle. Vorher bat er aber Taraksaki, die Oper „Fra Diavolo“ in's Rumänische zu übersetzen. Der Dichter sagte zu, wogegen der Director versprach, die Rollen des sechsactigen „Wojwoden Michael“ vertheilen zu lassen.

Dieses Drama war wunderbar schön und die ganze Weltliteratur besitzt kein Stück, welches ihm an die Seite gestellt werden könnte. Jeder Mann in diesem Theaterstücke war ein Held und jede Frau hochherzig und

edelmüthig. Taraksaki erschien immer bei den Proben und besonders mit dem Director, welcher die Titelrolle spielen sollte, gab er sich viele Mühe. Er zeigte ihm, wie er die Hände ausstrecken, wie er mit den Füßen stampfen, sich in's Haar fahren, mit den Fäusten drohen und den Feind im Kampfe bestegen solle. Auch der Frau des Directors gab er Lectionen und wenn er die Rolle mit süßlicher Stimme und verliebtem Augenverdrehen vortrug, so hätte man das für eine Liebeserklärung halten können. Es war in der That nichts anderes, und der rumänische Dichter machte auch kein Hehl daraus, daß sein Herz für die reizende Primadonna flammte. Der arme Dichter hatte jedoch das Unglück, auf diesem Felde einen sehr gefährlichen Rivalen zu besitzen — den Fürsten selbst.

Der Wojwode Johann, der gegenwärtige Fürst von Rumänien, war zur Zeit der Restauration von seinen Eltern nach Paris gesandt worden und lehrte als moderner Mensch, der die Ideen seiner Zeit eingefogen hat, in sein Vaterland zurück. Die hohe Pforte verhalf ihm zur Regentschaft und er reformirte auch das Land, soweit dies in seinen Kräften stand. Er war es, der die ersten Billards nach Rumänien brachte, er ließ ein Theater erbauen und unter seiner Herrschaft wurden der erste Kalender und die ersten Theaterzettel gedruckt.

. Die ganze Stadt wußte bald, daß der Fürst der schönen Primadonna den Hof macht. Im Wagen des Fürsten fuhr Frau Pali von ihrer Wohnung zur Probe, oder zur Vorstellung und wieder zurück, die Leibdiener des Fürsten brachten der schönen Frau ganze Körbe voll Delicatessen, während der Vorstellung saß der Fürst in einer Loge und begann mit den Applaus, so oft Zerlina vortrat, und in jedem Zwischenacte eilte der Fürst von seiner Loge auf die Bühne, ja er betrat sogar die Garderobe der Sängerin. Bei solchen Gelegenheiten geschah es oft, daß er unserm Taraksaki, der vor der Thüre des Allerheiligsten lauschte, auf die Bühnenaugen trat, was die Comödianten außerordentlich erheiterte. Was dem Fürsten erlaubt ist, ist dem Dichter noch immer nicht gestattet.

Taraksaki schnitt ein Gesicht wie Richard III. und rief: „Was ist mir der Wojwode Janko! Ich stecke zwei Finger in den Mund, pfeife Cines und er fällt von seinem Throne!“

Doch diese Drohung erregte nur Heiterkeit, obwohl dieselbe nicht ohne ernsthafteste Grundlage war.

In Rumänien gab es zu jeder Zeit Politiker, vor welchen das Land am liebsten davonlief. Damals hielt es Theil mit den Türken, ein anderer mit den Russen, doch beide Theile waren übereinstimmend der Ansicht: die Landeskasse sei eigentlich nur dazu da, damit der Bauer sein Geld hineinlege und der Adelige dasselbe herausnehme Plötzlich entstand aber eine neue Partei, welche es weder mit Türken noch Russen, ja nicht einmal mit den Bojaren hielt und die etwas ganz neues, nämlich „Freiheit“ ver-

langte. Diese Partei nannte sich „Getaeria,“ und ein Führer dieser politischen Partei war unser Tarakfati.

Der Hauptsitz der Getaeria war nicht Bukarest, sondern Galatz, denn dort wohnten zumeist eingewanderte Griechen.

. Herr Pali und seine Gesellschaft hatte mit diesen Griechen nichts zu schaffen; die Gesellschaft besaß andere Aufgaben, sie mußte heute „Fra Diavolo“ singen, morgen dieselbe Oper auf „allgemeines Verlangen“ wiederholen und übermorgen auf „allerhöchsten Befehl“ nochmals Fra Diavolo aufführen, denn das war die einzige Oper welche man rumänisch einstudiert hatte. Es ist wahr, dem Fürsten gefiel dieses Stück, besonders die Scene im Schlafgemache wo Zerlina vor dem Spiegel singt: „Fürwahr mein Wuchs ist nicht übel!“ Dieses Lied war ganz nach seinem Geschmack, und so oft er in das Ankleidezimmer der Primadonna trat sang er: „Fürwahr mein Wuchs ist nicht übel“ — dabei sang er aber sehr schlecht und falsch.

Tarakfati sagte dem Director oft und oft, er möge doch ein anderes Stück zur Aufführung bringen, weil das Publikum die Geduld verlieren könnte und dann eine Katastrophe nicht mehr hintanzuhalten wäre. Der Director hatte aber immer allerlei Ausreden.

Eines Abends geschah es nun, daß, als Zerlina aus den Coullissen trat, ein riesiger Kranz — von Zwiebeln ihr vor die Füße fiel.

Doch diesen Kranz hatte nicht die Getaeria werfen lassen, die Gattin des Fürsten arrangirte das Ganze.

Die Prinzessin Unnahar war eine Türkin und als solche besuchte sie niemals das Theater. Doch sie hatte erfahren, daß ihr Gemahl mit Leidenschaft einer schönen Schauspielerin den Hof mache und das ist eine Gelegenheit, die selbst die beste Christin zu einer Heidin machen kann.

Die arme Primadonna war einer Ohnmacht nahe, denn dieser Empfang war zu schrecklich. Doch der Director, welcher sich eben auf der Bühne befand, hob den Kranz mit seltenem Phlegma vom Boden, steckte denselben an den Arm und sprach mit Ruhe: „Wird gut sein zum Abendessen!“ und dann sang er hübsch weiter.

Dieser Improvisation ist es zu danken, daß Fra Diavolo zu Ende gespielt werden konnte.

Der Director sagte aber nach Schluß der Vorstellung: „Es wird gut sein ein anderes Stück zu studiren, denn die Sperlinge singen jetzt schon: „Mein Wuchs ist nicht übel.“ Wir müssen die Huld des Publikums zurückgewinnen. Der beste Weg hiezu ist die Aufführung des Dramas von Tarakfati. Lerne Jeder seine Rolle, es wird schon gehen. Wir haben härtere Bissen verpeißt, denket doch nur an Agram, wo wir ein Stück in kroatisher Sprache vortrugen. Zeiget was Magyaren zu leisten im Stande sind.“

Diese Aufforderung genügte. Die Comödianten begannen zu lernen. Besonders Herr Pali war sehr fleißig und lernte alle Monologe vom ersten

bis zum letzten Worte gewissenhaft. Die Proben fanden in Gegenwart des Dichters statt und gingen vortreflich.

. . . Große Aufregung herrschte in Bukarest. Man erwartete mit Spannung das neue Stück. Die Bojaren borgten dem Director prachtvolle Möbel und sogar den herrlichen Dolman des Fürsten und seine hohe Mütze erhielt die Gesellschaft leihweise. Wenn der Director diese Kleidung angelegt, einen schmalen Schnurrbart angelebt und die Augenbrauen stark geschwärzt hätte, er würde ein Doppelgänger des Wojwoden Johann geworden sein, man hätte beide miteinander verwechseln können.

Kein Mensch wußte, welchen Inhalt das neue Stück besaß, es kümmerte sich auch Niemand darum, denn in Rumänien gab es keine Censur.

Am Namenstage des Fürsten wurde das Stück zur Aufführung gebracht. Obwohl Freikarten keine Giltigkeit hatten, war das Theater überfüllt und mit Spannung erwartete das Publikum den Beginn der Vorstellung. Der Fürst erschien in seiner Loge, die Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und das Orchester blies dreimal Tusch. Hierauf begann die Ouverture und nach Schluß derselben ging der Vorhang in die Höhe. Der erste Act spielt im türkischen Lager. Die Schauspieler sprachen dem rumänischen Soufleur schreckliche Dinge nach, so zwar, daß das Publikum glaubte, es werde auf der Bühne türkisch gesprochen. Die schönsten Phrasen erweckten laute Heiterkeit, es war ein Erfolg, ganz dazu geeignet, den Dichter zu veranlassen, sich die Haare auszuraufen. Doch wo war er, daß er das nicht that?

Taraksaki ist nicht anwesend. Er hat ganz andere Dinge zu thun. Diese Tragödie war nur eine Comödie, sie war das Zeichen der Verschwörer.

Für diesen Tag war nämlich der Ausbruch der Revolution festgesetzt. In dem Augenblicke, in welchem der Fürst in's Theater trat, ergriffen die Mitglieder der geheimen, politischen Verschwörung die Waffen und eilten unter der Führung des Theodor Vladimiresko zum Theater, wo sie „Freiheit!“ schriehen und den Fürsten zwingen wollten, sich entweder an die Spitze der Volksbewegung zu stellen und das rumänische Heer gegen die Türken in den Kampf zu führen, oder aber dem Throne zu entsagen. Man beabsichtigte auch den Fürsten zu tödten und die Republik zu proclamiren.

Und dieses Stück war besser einstudirt, als jenes auf der Bühne. Taraksaki war schon als Autor bedeutend, doch als Regisseur unzweifelhaft noch bedeutender. Im Verlaufe einer Viertelstunde hatte die Hetaeria von Bukarest Besitz ergriffen, ohne daß ein Schuß gefallen wäre.

Dem Fürsten brachte man die Schreckensnachricht in seine Loge.

Er hatte genug!

Eiligst verließ er die Loge, lief über die Bühne und brach in die Garderobe der Primadonna.

„Es ist nicht erlaubt!“ schrie die Sängerin und flüchtete hinter eine spanische Wand.

„Ach Gott!“ liselte der todtenbleiche Fürst, „wir sind verloren! Die Rebellion ist ausgebrochen, man will mir den Kopf abschneiden!“

Jetzt vergaß aber auch Frau Pali, daß nur die eine Hälfte ihres Gesichtes geschminkt war, sie ließ die Pudersmachtel und den Schminketiegel fallen.

Von der Straße hörte man die zornigen Ausrufe der Menge.

Die Directorin war eine kluge Frau, die nicht so schnell ihre Besinnung verlor. Sie fand einen Ausweg.

„Schnell, schnell! Flüchten Sie in's Nebenzimmer, Durchlaucht, dort finden Sie die Kleider meines Gemahls, ziehen Sie dieselben rasch an. Auch ein Rasirmesser finden Sie dort, entfernen Sie damit Ihren Schnurrbart und Sie werden ungehindert mit uns fliehen können.“

Fürwahr ein kluger Gedanke. Durch die Ausführung desselben trat der Fürst an die Stelle des Gatten der Primadonna und das war immer das Ziel seiner Wünsche gewesen. Freilich wollte er diese Wünsche nicht unter solchen Umständen erfüllt sehen und er dachte jetzt auch gar nicht an Schächerstunden.

Was aber geschah mit dem Director?

Herr Pali war erst im zweiten Acte beschäftigt und da er stets das Schöne mit dem Nützlichen verband, hütete er im glänzenden Kostüm des Wojwoden die Kasse. Plötzlich drang eine Schaar verwegener Bursche ein und ehe noch der Director eine Frage an sie richten konnte, wurde er erfaßt und von den Burschen unter großem Jubelgeschrei auf die Straße getragen. Er stieß mit Händen und Füßen um sich, aber sein Protestiren war erfolglos. Weder Worte noch Ohrfeigen hatten eine Wirkung. Man trug ihn fort und als man endlich Halt machte, sah er sich inmitten eines bewaffneten Volkshaufens. Man schrie und tobte und ballte die Fäuste gegen ihn.

Er verstand kein Wort von der Sache und begann nachgerade zu glauben, daß das Ganze eine Ovation sei. Vielleicht ist es in Bukarest üblich, die Theaterdirectoren am Tage ihres Benefizes umherzutragen. Man hätte aber damit bis nach der Vorstellung warten können . . .

Schließlich trug man ihn vor den fürstlichen Palast und stellte ihn hier zwischen zwei Säulen nieder.

Und nun begann die Menge in fürchterlicher Weise zu schreien.

Wenn er wenigstens wüßte, was man von ihm will?

Er blickte verzweifelt umher und gewahrt den guten Avakum in seiner nächsten Nähe.

„Was wollen diese Leute von mir?“ fragte er in ungarischer Sprache.

„Halten Sie dem Volke eine Rede!“

„Was für eine Rede?“

„Eine rumänische.“

„Ich verstehe kein Wort rumänisch.“

„Declamiren Sie einen Monolog aus dem „Wojwoden Michael“.

Herr Pali nahm eine würdige Pöstitur an, legte die beiden Hände an seine Brust und mit den beiden Daumen begann er nun Windmühle zu spielen.

Ein ungeheures Freudengeschrei erhob sich in der Menge, denn das geheime Zeichen der Hetaeria wurde soeben von Herrn Pali der Menge gezeigt. Und dann citirte er den Monolog; er sprach denselben mit Würde und feierlicher Betonung. Leider verstand er kein Wort davon und begriff auch nicht, warum jeder Satz stürmische Bravorufe entfesselte.

Und das war doch ganz einfach. In seiner rumänischen Rede forderte er das Volk auf, das Joch zu zertrümmern und nannte die Rumänen würdige Nachkommen der Römer. Männer und Frauen rief er zu den Waffen, jeden Fremden verurtheilte er zum Tode und schließlich erklärte er den Türken den Krieg.

Ein dankbareres Auditorium hätte er nimmermehr finden können.

Das aufgeregte Volk verlangte von ihm, daß er sofort ein Pferd besteige und gegen den Feind ziehen solle.

„Was wollen diese Kerle von mir?“ fragte Pali seinen Freund Abakum.

„Gegen den Feind marschiren!“

„Diese Kunst verstehe ich nicht!“

Sagen Sie das dem Volke.

„Ich spreche nicht rumänisch.“

Declamiren Sie die letzten Sätze Ihrer Rolle.“

Der arme Director schrie in seiner Verzweiflung dem Volke rumänisch zu: „Vorher laßt mich zur Fürstin eilen, damit ich ihr die Freudenbotschaft künde.“

Den Sinn dieser Worte verstand der Director zufällig, denn Tarakfaki hatte ihm dieselben gelegentlich übersetzt. Herr Pali gerieth in Erstaunen über die Wirkung, welche seine Aufforderung hervorbrachte. Man ergriff ihn an Händen und Füßen und trug ihn über die Treppen des Palastes bis vor die Thüre der Gemächer der Fürstin.

Das kann eine komische Situation werden, — dachte der Director, dessen Phantasie sich schon einigemal mit dem Gedanke beschäftigte, welch' herrliche Augenblicke er an der Seite der Fürstin, dieser schönen Fee, die noch niemals von einem fremden Auge gesehen wurde, verbringen könnte. Die gegenwärtige Lage übertraf aber alle Erwartungen.

Doch schließlich, das Volk wollte es und Volkessstimme ist Gottesstimme. Er mußte gehen und er ging. Eine Thür nach der anderen öffnete sich vor ihm und endlich stand er vor der Fürstin.

Dieselbe hatte vom Fenster Alles gesehen und gehört, die Felonie des Fürsten und die Kriegserklärung hatten sie, die Tochter eines türkischen

Feldherrn war, verlezt und entrüstet. Sie war eine fanatische Mohamedanerin und der Volksaufstand erschreckte sie nicht im Geringsten, denn sie war an derartige Rebellionen gewöhnt. Dergleichen zählt in der Türkei zu alltäglichen Dingen.

. Herr Pali wollte die Feuerräder sehen, welche die Fürstin an Stelle der Augen besaß — und er sah sie. Er wollte auch die übrige Schönheit der Frau bis zu den rosigten Fingerspitzen kennen lernen — und er fühlte sie. Wie ein wilder Löwe stürzte das schöne Ungeheuer auf ihn, umschürzte mit beiden Händen seine Kehle und schüttelte ihn wie einen Maulbeerbaum, wobei sie ihm von Zeit zu Zeit zornige Worte zurief. Er verstand kein Wort, doch soviel glaubte er errathen zu dürfen, daß er in griechischer Sprache gescholten wurde. Griechisch hatte er wohl in der Schule gelernt, doch er erinnerte sich diesbezüglich nur des Satzes, daß Diogenes ein armer Mann war.

Freilich so arm, wie er in diesem Augenblicke, war selbst Diogenes nicht.

Es that ihm schon leid, daß er rumänischer Fürst geworden war und er sehnte sich heim zu seiner lieben Frau.

Er wollte Worte der Entschuldigung vorbringen, doch er vermochte nicht zu sprechen, während ihm die Fürstin, ohne zu ermüden, ununterbrochen Schimpfworte zurief.

Plötzlich riß sie einen Kasten auf, nahm aus demselben eine seidene Schnur und präsentirte sie dem falschen Fürsten mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde; sie rieth ihm nämlich, sich sofort zu erdroffeln.

„Ah, da danke ich.“

Nun nahm die Fürstin ein Glas Wasser, schüttete in dasselbe ein verdächtiges Pulver und bot es dem Pseudo-Fürsten an. Auch von dieser Speise beehrte er nicht, sondern nahm die erste Gelegenheit wahr, um der Fürstin den Rücken zu drehen und in wilder Flucht das Zimmer zu verlassen. Die Hälfte seines Kastens blieb in der Faust der Fürstin, Herr Pali aber stürzte mit Lebensgefahr über die Treppen.

Unten wurde er von den Rebellen aufgefangen, die seine wilde Flucht für heldenhafte Begeisterung hielten und annahmen, er wolle nun schleunigst gegen den Feind ziehen. Sie erfaßten ihn wieder bei Händen und Füßen, setzten ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm davon.

Herr Pali fragte nicht lange woher und wohin; er wollte nur aus der Nähe dieser fürchterlichen Fürstin kommen.

*

*

*

Die Gesellschaft spielte den „Wojwoden Michael“ nicht zu Ende.

Als die Rebellion ausbrach, liefen alle Comödianten in die Garderobe, legten ihre Kostüme ab, zogen ihre Alltagskleider an, suchten dann Wagen und fuhren noch in derselben Nacht davon. Niemand hielt sie auf, denn man sah, daß sie Comödianten waren.

Der Fürst saß im Hintergrunde des Wagens und hüllte sich in den Reisemantel des Directors.

Erst als die Gesellschaft außerhalb der Stadt war, bemerkte die Frau Directorin, daß ihr Gemahl fehlte. Sie hatte Anfangs gedacht Herr Pali habe seiner Gewohnheit gemäß mit dem Kassier den letzten Wagen bestiegen, doch jetzt erblickte sie den Kassier allein.

„Wo habt Ihr meinen Gemahl gelassen, Herr Kassier,“ fragte die Directorin.

„Den haben die Rebellen wegen seiner Kleidung für den Fürsten gehalten und gefangen genommen.“

„Jesus, Maria!“ schrie die Directorin auf, „ich gehe zurück und werde meinen Pali befreien. Nicht einmal als Fürst darf mein Mann bei den Rumänen bleiben.“

„Um Gottes willen schweigen Sie, junge Frau,“ flüsterte ihr der Wojwode Johann zu. „Ihr Mann wird erkannt und freigelassen werden. Wenn Sie aber aller Welt mittheilen, daß ich der Fürst bin, der Director jedoch in meinen Kleidern steckt, dann werden wir alle drei verhaftet werden. Lassen Sie uns lieber eilen, damit wir je eher die Grenze hinter uns haben.“

Die Directorin war untröstlich, doch die Reise wurde mit thünlichster Eile fortgesetzt.

Diese Flucht erregte Aufmerksamkeit und schon am nächsten Tage wurde unsere Gesellschaft von einem Trupp Reiter aufgehalten. Dieselben redeten eine curiose Sprache, welche Niemand verstand und umsonst sagten die Reisenden, daß sie Comödianten seien, die Reiter schrien nur: „Marsch zu Ypsilanti!“ und schnalzten dazu mit ihren Peitschen. Oft nannten sie auch den Namen: „Hospodar Janko“ und suchten im Wagen nach dem Fürsten.

Wieder zeigte es sich, daß in der Stunde der Gefahr die Frauen am muthigsten sind.

„Gehen wir zu Ypsilanti, ich werde mit ihm reden, sei er wer er wolle,“ sagte Frau Pali.

Ypsilanti war ebenfalls ein Rebellenführer, der gegen den Wojwoden Janko die Waffen ergriff. Er erhielt Unterstützung von Seite der Russen, während Vladimiresco von der Hetaeria unterstützt wurde. Der erstere war ein Fürst, der letztere Demokrat. Zwei Rebellenführer für ein Land sind aber offenbar zu viel, es ist just so, als ob zwei Dubelsackpfeiffer in einem Wirthshaus spielen würden.

Die gemüthlichen Türken setzten den Bukarester Rebellen keinen ernsthaften Widerstand entgegen, Ypsilanti jedoch war für die Rebellen weit gefährlicher, denn er wollte den Aufstand unterdrücken, um denselben später auf's neue und viel schöner zu beginnen.

Die Comödianten wurden unterdessen in die Stadt getrieben und ihr Empfang war ein viel besserer, als sie erwarteten. Die Frau Directorin trat dem Fürsten Ypsilanti mit den Worten entgegen: „Ich bin Frau Pali,

die Leiterin der königlich-ungarischen Operngesellschaft.“ Der Rebellenführer wurde sofort sehr höflich, nahm seine Mütze vom Haupt, machte ein Compliment und sagte:

„Ich freue mich, daß mir der Zufall die gnädige Frau zugeführt hat. Ihren Ruf habe ich schon längst vernommen und auch gehört, welche schöne Triumphe Sie in Bukarest feierten. Ich bedauere, daß Sie die Rebellen von dort vertrieben haben und verspreche Ihnen, daß ich diese Kerle lehren werde, mit Glacéhandschuhen Flöte spielen. Ich will hoffen, daß Sie dann wieder Bukarest beehren werden.“

„Wir danken für die Gnade, doch von Bukarest haben wir genug. Wir wünschen jetzt nur möglichst rasch in unsere Heimat zurückkehren zu dürfen.“

Das wird aber nur dann möglich sein, wenn Sie vorerst hier Lösegeld bezahlt haben,“ sprach lachend der Fürst.

„Gerne, wenn wir dasselbe überhaupt bezahlen können.“

„Gewiß können Sie es, ich verlange nur, daß Ihre Gesellschaft die berühmte Oper „Fra Diabolo“ hier zur Aufführung bringt.“

Jetzt erschrak die Directorin. Wie sollte man den „Fra Diabolo“ singen — ohne Fra Diabolo. Der wirkliche Tenor jagt hoch zu Ross an der Spitze der Rebellen. Gott weiß wohin.

„Hier giebt es kein Theater.“

„Das ist das Wenigste, bis morgen haben meine Soldaten ein prächtiges Theater erbaut.“

„Doch auch mein Gemahl, der den Fra Diabolo singen soll, ist den Anstrengungen der Reise zufolge vollständig heiser geworden.“

„Das thut nichts, die Russen curiren diese Krankheit innerhalb vier Stunden. Ich werde vier Kosaken beauftragen, den Director in die Arbeit zu nehmen. Mit heißen Ziegeln und Eiswasser wird jede Heiserkeit geheilt.“

Der Wojwode Johann mußte heiße Dämpfe und kalte Douchen ertragen und nicht einmal zu einem Protest blieb ihm Zeit.

Als man ihn wieder angekleidet hatte, fragte der Fürst:

„Nicht wahr, Sie sind curirt? Sie können jetzt das hohe C ohne Anstrengung singen?“

In seiner Angst brachte der Fürst nicht einmal einen Laut hervor.

„Wir müssen noch eines probiren. Bringet ein Glas sehr starken Rum, schläget das Gelbe von zwei Eiern in denselben, dann noch einige Schmitte Knoblauch hinein und das Ganze möge dann der Director so heiß als möglich trinken.“

Und so geschah es. Trinken oder sterben, das war die Frage.

„Nicht wahr, die Heiserkeit ist vergangen?“

„Vollständig, vollständig!“ entgegnete der Ex-Wojwode, der berechtigte Angst vor neuen Medicamenten hatte.

Hierauf sperrte man die ganze Gesellschaft ein, gab ihr jedoch zu essen und zu trinken.

„Mein lieber Fürst,“ sagte die Primadonna, „wir sind in der Sauce, jetzt heißt's schwimmen. Durchlaucht haben immer gewünscht, vierundzwanzig Stunden den Director vertreten zu dürfen. Ihr Wunsch ist erfüllt. Beginnen wir.“

„Was sollen wir beginnen?“

„Das werden Sie sogleich sehen,“ und sie nahm eine Geige in die Hand.

„Was wollen Sie?“

„Ich werde Ihnen die Rolle des Fra Diavolo beibringen.“

„Mir?“

„Gewiß Ihnen und keinem Anderen. Wenn wir nicht singen, werden wir gehängt. Sie haben zu wählen.“

„Ich habe in meinem Leben noch niemals gesungen, nicht einmal einen Psalm. Ich weiß nicht wo das „A“ und wo das „C“ in der Scala steht.“

„Sie haben gesungen! So oft Sie in mein Ankleidezimmer traten, sangen Sie: „Fürwahr mein Wuchs ist nicht übel“, und wenn Sie damals aus Uebermuth singen konnten, müssen Sie es jetzt aus Politikt thun können.“

„Ich! Der Fürst! Vor Ypsilanti?“

„Sie sind jetzt kein Fürst, sondern mein Gemahl und Tenorist! Verwandeln Sie sich wieder, mir liegt Nichts daran. Schaffen Sie meinen Pali wieder und treten Sie an die Spitze des Volkes, um zu kämpfen. Sie können mit Ypsilanti raufen, mein Gatte wird mit mir singen. . . . Es giebt keinen anderen Ausweg: Sie müssen den Fra Diavolo spielen.“

Dem Ex-Wojwoden blieb nichts anderes übrig, als mit dem Einstudiren seiner Rolle zu beginnen.

„Die Sache ist gar nicht so schwer, tröstete ihn die Directorin. Jedes Kind singt schon: „Seht Ihr dort auf den Höhen““

Der Fürst versuchte zu singen, doch kein einziger reiner Ton kam aus seiner Kehle. Als er zum Schluß dreimal „Diavolo!“ rief, hielt er sich erschrocken selbst die Ohren zu.

„Wir müssen das nochmal versuchen,“ sagte die Directorin, und sie spielte ihm das Lied auf der Violine vor. Stundenlang mußte er lernen. Wahrlich er hatte sich ein Beisammensein mit seiner Angebeteten ganz anders vorgestellt. Endlich hatte er die beiden wichtigsten Arien einstudirt, über die anderen Lieder hoffte er sich mit Recitation hinweghelfen zu können. Das Publikum hätte freilich die schöne Stimme des wirklichen Pali nicht erkannt, aber man konnte diese Veränderung seiner Heiserkeit zuschreiben und die Primadonna hoffte auch, daß Alles glücklich vorübergehen werde.

Mittags war die ganze Gesellschaft bei Ypsilanti geladen, welcher mit fürstlicher Munificenz seine Gäste bewirthete. Der Wojwode Sanko blieb unterdessen in seinem Zimmer, wo er sich schweißend auf den nächsten Tag vorbereitete.

Ueber Nacht wurde das Theater fertig und als man am nächsten Tage dem Zukunfts-Fra Diavolo sagte: „Gehen wir zur Probe!“ da war es ihm, als ob er seine Todesglocke läuten gehört hätte.

Er ließ sich hintragen, wie ein zum Opfer bestimmtes Lamm. Wie wird das enden? Er wagte nicht daran zu denken.

. Es fand eine Probe im Kostüm statt. Der Fürst warf sich in das Kostüm des Fra Diavolo und die Directorin schminkte sein Gesicht.

„Muth! Fassen Sie sich!“ flüsterte die Primadonna, als sie ihn mit sich auf die Bühne hinauszerrete.

Der Fürst hatte schon oft seinen Muth bewiesen; er war in Schlachten Sieger gewesen, hatte blutige Duelle hinter sich, doch was war all das gegen die Tollkühnheit, mit einer Stimme wie die seine auf die Bühne zu treten und den Fra Diavolo singen zu wollen.

Zu seinem Entsetzen bemerkte er auch noch den Fürsten Ypsilanti und einige seiner Offiziere im Theater. Dieselben wollten schon die Probe genießen.

Berlina hatte soeben ihr Lied gesungen und drückte Fra Diavolo die Hand, was wohl als ein Zeichen dafür anzusehen war, daß er beginnen sollte.

Fra Diavolo jedoch, dieser schreckliche Held, welcher Jedermann mordet, der sich ihm in den Weg zu stellen wagt, zitterte wie ein Fieberkranker, seine Kniee schlugen an einander und seine Holzfinte streckte er so weit von sich, als ob er fürchtete, dieselbe könnte losgehen.

Glücklicherweise stürzte in diesem Momente eine Ordonnanz in's Theater und meldete, daß die Bukarester Rebellen in der Nähe des Lagers wären.

Alle Offiziere sprangen von ihren Sitzen und bestiegen ihre Pferde. Draußen hörte man Trommelwirbel — das Heer eilte in die Schlacht.

„Beendigen Sie nur die Probe, gnädige Frau!“ rief Ypsilanti. „Bis zum Abend sind wir zurück und werden die Vorstellung hören können. Mittlerweise wird für Sie gesorgt werden.“

Es blieb in der That eine Compagnie Soldaten zurück, welche darüber zu wachen hatte, daß die Comödianten nicht entfliehen.

Der Wojwode Johann dankte Gott, trotzdem war aber die Situation sehr kritisch. Würde Ypsilanti Vladimiresco besiegen, so würde der falsche Wojwode in die Hände des Siegers fallen und die Folge davon müßte sein, daß sein Incognito verloren wäre. Würden aber die Rebellen siegen, dann fiel er in die Hände seiner grimmigsten Feinde, die ihn trotz seiner Verkleidung erkennen dürften. O, gebe doch Gott, daß beide Heere sich gegenseitig auffressen!

Von allen Gefahren, welche man befürchtete, traf glücklicherweise keine ein. Ypsilanti kehrte Nachmittags zurück. Er hatte gesiegt. Vladimiresco war sein Gefangener, doch den Fürsten, welcher sich angeblich ebenfalls in der Schaar der Rebellen befunden haben sollte, konnte man nicht finden. Es war als ob ihn die Erde verschlungen hätte.

Frau Pali errieth leicht, wie dies geschehen konnte. Ihr Gatte hatte die Maske von sich geworfen und er war nicht mehr der Fürst. Sie fürchtete Nichts mehr für ihn. Herr Pali war klug; er wird schon seinen Weg nach Hause finden.

Es wurden Vorbereitungen zur Vorstellung getroffen.

Der Wojwode Janko empfand neuerdings Angst.

Man hat den Wojwoden nicht gefunden, man wird ihn deshalb wieder suchen, meinte er.

„Nur Muth! Nur kaltes Blut! Nur Seelenruhe!“ sagte die Primadonna.

Sie hatte leicht reden. Tausend und Tausenden von Debutanten rief man schon ähnliche Worte zu, als dieselben die Bühne betreten sollten.

All diese Leute kennen die schrecklichen Augenblicke, in welchen der Mensch zum ersten Mal fühlt, daß die Physiker Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Mensch Achtzehntausend Centner Last tragen muß. . . . Wie aber erst, wenn über Einem noch das Hentersschwert baumelt?

„Nein! Das ertrage ich nicht länger, ich springe aus dem Fenster, reiße einen Kosaken vom Pferde und schlage mich durch das ganze Heer,“ schrie der Fürst, während die Directorin seine Nase schminkte.

„Bleiben Sie ruhig und singen Sie Ihre Rolle so gut Sie können. Der Regisseur wird im vornherein verkünden, daß Sie heiser sind und um Nachsicht bitten. Es wird Alles glatt ablaufen!“ Damit tröstete ihn die Primadonna.

„Ich bringe keinen Ton aus der Kehle und habe Alles vergessen.“

„Thut nichts. Ich werde schon reden, wenn Sie den Faden verlieren. Kleiden Sie sich nur rasch an, denn der erste Aufzug beginnt schon.“

Mit diesen Worten ließ sie das arme Opfer allein und begab sich in ihre Garderobe.

Der erste Act begann, die Scene der beiden Engländer war vorüber und Fra Diavolo hätte erscheinen sollen. Zerlina suchten den Fürsten in seiner Garderobe auf und sah hier zu ihrem Entsetzen, daß der Fra Diavolo in seinen Straßenkleidern vor dem Spiegel saß.

„Wie? Sie haben noch nicht einmal mit der Toilette begonnen?“

„Nein ich glaube nicht“

„Wo ist das Kostüm?“

„Hier nicht.“

„Haben Sie es denn nicht vom Garderobier verlangt?“

„Gewiß nicht.“

Die Directorin gerieth in Zorn.

„Beeilen Sie sich, Sie müssen spielen Tausend Millionen Donnerwetter!“

„Gnade, Barmherzigkeit! Lassen Sie mich fort! Ich verspreche Ihnen, Ihre Wege nicht mehr zu kreuzen.“

„Eins, zwei, drei! Bringet das Fra Diavolo-Kostüm! Unterdessen sollen die zwei Räuber Etwas improvisiren.“

Der Regisseur meldete nun, daß einer der Räuber in Folge übermäßigen Genußes gelber Melonen erkrankt sei.

„Ich will keine Rolle übernehmen!“ rief der Wojwode Johann.

„Und wer soll den Fra Diavolo singen?“

„Ich gewiß nicht. Nicht einmal wenn Sie mich viertheilen.“

In diesem verzweiflungsvollen Wirrwarr erklang plötzlich das bekannte Lied Fra Diavolos von der Bühne.

Der wirkliche Fra Diavolo war da!

Wie er hierher gekommen? Das fragte Niemand, schon deshalb nicht, weil Herr Pali diese Frage kaum beantworten hätte können, denn er stand draußen auf dem Podium und sang. Seine Frau vergaß Alles, sie lief hinaus umarmte und küßte ihren Gatten und flüsterte ihm zu: „Mein lieber, süßer Mann!“

Pali hatte soeben die große Arie beendet und während das Publikum in tosenden Applaus ausbrach, brummte er zornig seiner Gattin zu:

„Junge Frau! Sie haben zu früh die Bühne betreten, deshalb werde ich Ihnen einen Gulden von der Gage abziehen, Sie haben improvisirt und haben mich zu laut geküßt, daß macht zusammen drei Gulden Gageabzug.“

Was lag ihr daran?

Herr Pali bewältigte seine Rolle mit gewohnter Ruhe, nur einmal, als die beiden Räuber ihr Duett sangen, flüsterte er seiner Frau zu:

„Wer ist denn jener menschenfressende Henker, welcher die schöne Arie mordet?“

„Schweigen Sie! Es ist der Fürst“

„Der darf morden,“ meinte Pali beruhigt.

. . . . Als die Vorstellung zu Ende war, erschien Fürst Ipsilanti auf der Bühne, klopfte den Director gnädig auf die Schulter und sagte: „Nicht wahr, meine Cur hat genützt?“

Keine Miene Fra Diavolos verrieth, daß er diese Frage nicht verstand.

Am nächsten Tage ließ man die Comödianten weiter ziehen. Der Wojwode Johann wartete aber gar nicht den nächsten Morgen ab, sondern entfloß noch in der Nacht, kam glücklich nach Siebenbürgen und von dort nach Paris. Er kehrte niemals wieder in sein Vaterland zurück.

Herr Pali traf nach langer Reise in Kronstadt ein, wo er folgende kurze Rede an die Mitglieder seiner Truppe richtete:

„Wer jemals vor mir ein Wort davon spricht, daß wir in Bukarest gewesen sind, wird sofort entlassen!“

Auch er sprach niemals davon.



Der wahre Lord Byron.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

Nach Allem, was seit mehr als einem halben Jahrhundert, und zuletzt noch in den Jahren 1869—70 bei Gelegenheit der durch Mrs. Beecher Stowe veranlaßten Controverse, über den Verfasser von „Childe Harold“ und „Don Juan“ gesagt und geschrieben worden, hätte man meinen sollen, „der wahre Lord Byron“ sei der Welt kein Geheimniß mehr, das Urtheil über ihn habe sich, nach dem Durchlaufen aller möglichen Phasen, auf dem Grunde unzweifelhafter Thatsachen dauernd festgestellt und etwas zugleich Interessantes und Neues in Bezug auf seinen Charakter und seine Lebensgeschichte dürfe nicht mehr erwartet werden. Daß dies nicht der Fall ist, beweist das vor Kurzem in London veröffentlichte zweibändige Werk Mr. Jeaffreson's „The Real Lord Byron“. Schon der Titel dieses Buches schlägt einen kritischen Ton an, und wenn man seinen Inhalt mit den früheren Byron-Biographien vergleicht, ist allerdings nicht zu leugnen, daß diese kritische Haltung gerechtfertigt ist. Nicht daß Jeaffreson die Verdienste seiner Vorgänger unterschätzte. Er würdigt vielmehr deren Vorzüge ohne Rückhalt, wie er denn beispielsweise nicht nur die Biographie Byron's von unserm Landsmann Karl Elze für die beste erklärt, die bisher erschienen, sondern in manchen Hauptpunkten mit Elze übereinstimmt. Aber er verfügt über eine größere Fülle von Materialien als sein deutscher Vorgänger und behandelt seinen Gegenstand mit einer Sachkenntniß, Frische, Originalität und Unparteilichkeit, die über die oft erzählte Lebensgeschichte des Dichters ein ganz neues Interesse verbreiten.

Aus manchen Gründen war und ist die Entdeckung des wahren Lord Byron unzweifelhaft keine leichte Aufgabe. In der zeitgenössischen Ansicht über wenige andere moderne Menschen waren wohl von Anfang an Dichtung und Wahrheit so

enge, so scheinbar unauflöslich verwoben, wie bei dem Vorkämpfer und Helden des modernen Welt Schmerzes. Seine romantisch-revolutionäre Persönlichkeit, die intensive Subjectivität seiner Dichtung, sein abenteuervolles Leben schmolzen zu einem Ganzen zusammen, das der mythenbildenden Phantasie den glänzendsten Stoff darbot; und als genügte die seltene Vereinigung so verlockender Elemente noch nicht zu einer Lebensdichtung, erschwerte obendrein Lord Byron selbst die Erkenntniß seiner problematischen Natur durch den tiefgewurzelten Gang zur Mystification, der ihn verleitete, anders zu erscheinen als er wirklich war, und auch die, welche ihm am nächsten standen, über sein wahres Wesen irre zu führen. Aus allen diesen täuschenden Hüllen die wahre Gestalt des Dichters und Menschen, den wahren Gang seiner Lebensgeschichte hervortreten zu lassen, ist die Aufgabe, welche Jeaffreson sich gestellt und mit bemerkenswerthem Erfolge gelöst hat. Gern erzähle man etwas Bestimmtes über die bisher unbenutzten Quellen, die ihm offenbar zu Gebote standen; doch sein Schweigen über dieselben ruft keinen Zweifel an ihrer Echtheit hervor. Er hat Beiträge zu einem der interessantesten Capitel der neueren Culturgeschichte geliefert, deren Werth von der ganzen englischen Presse anerkannt worden ist. Wohlthuend wirkt in seinem Buche besonders die durchweg ehrliche Unparteilichkeit, die vollständige Abwesenheit der Sucht zum Weißwaschen, wie zum Groll-in-Groll-Malen, der scharfe Blick für das thatsächliche Wesen der Menschen und der Dinge und endlich das furchtlose Aussprechen der gewonnenen Resultate. Es ist der Zweck dieser Blätter, einige der Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, durch welche das Charakterbild einer Persönlichkeit, die, so fern sie dem lebenden Geschlecht in mancher Hinsicht gerückt ist, im Andenken der Nachwelt doch nie veralten kann, in Jeaffreson's Darstellung an lebensvoller Deutlichkeit und Wahrheit gewonnen hat.

Was zunächst Beachtung verdient, ist die Aufhellung des entscheidenden Antheils physiologischer Thatsachen an der Charakter-Entwicklung Lord Byron's. Ich meine damit nicht seine aristokratische Geburt, auch nicht die unmittelbar von Vater und Mutter vererbten Einflüsse des Temperaments, obgleich es auch in Bezug auf diese bei Jeaffreson an lichtverbreitender Kritik nicht fehlt. Ich meine zunächst ganz besonders die Mißbildung der Füße, die auf Byron's ganzes Leben, von früher Jugend bis an's Ende seiner Laufbahn, einen entscheidenden Einfluß ausübte. Lange herrschte die irrthümliche Ansicht, das körperliche Gebrechen eines Mannes, der übrigens in seinen besten Jahren durch vollendete Schönheit glänzte, sei ein Klumpfuß gemessen; und erst Byron's Freund und Gefährte in Griechenland, Edward John Trelawney, gab in seinen 1878 veröffentlichten „Records of Shelley, Byron and the Author“ über diesen Punkt authentische und endgültige Aufschlüsse. Trelawney sah Byron's Leiche in Missolonghi, wenige Tage nach seinem Tode und entdeckte die Ursache seiner Lahmheit nicht in einem Klumpfuß, sondern in der Contraction der Achillessehne, die ihn verhinderte,

die Fersen fest aufzusetzen und ihn zwang, auf den Vorderfüßen zu gehen. Abgesehen von diesem Mangel und von der Verdrehung besonders des rechten Fußes, welche durch ungeschickte Heilungsversuche hervorgerufen war, fand er Byron's Füße vollkommen gebildet. „Das,“ fährt Trelawney fort, „war ein Fluch, der einen stolzen aufstrebenden Geist wie den seinen an die träge Erde fesselte. Ich wußte, daß er in dem Drama „The deformed transformed“ Alles ausgedrückt hatte, was er ausdrücken konnte über das Gefühl eines groß angelegten Geistes, der über einer Mißgestalt des Körpers brüht; aber wenn er sagte:

I have done tho best which spirit may, to make
Its way with all deformity's dull deadly
Discouraging weight upon me,

so hielt ich das für Uebertreibung in Bezug auf ihn selbst; jetzt sah ich, daß dem nicht so war. Der Gedanke an seine Mißgestalt war ihm immer gegenwärtig und beeinflusste alle Handlungen seines Lebens, spornte ihn an zur Poesie, da dies eine der wenigen Bahnen war, die ihm offen standen — und wie um sich an der Natur zu rächen, daß sie ihn „kaum halb fertig“ in die Welt geschickt hatte, spottete er über ihre Werke und Ueberlieferungen mit dem Stolze eines Lucifer. Dieses krankhafte Gefühl trieb ihn auch endlich zu seinem letzten „quixotischen Kreuzzuge in Griechenland“.

Trelawney theilt aus seinem persönlichen Verkehr mit Byron, der besonders die Jahre 1822—24 umfaßte, interessante Thatsachen mit, welche diese Ansicht bestätigen, wie denn überhaupt sein Buch zu der Kenntniß des wahren Lord Byron die werthvollsten Beiträge liefert. Aber Jeaffreson ist der erste, der den Einfluß jener physiologischen Thatsache der Contraction der Achillessehne und der daraus entspringenden Lahmheit auf Byron's ganzes Leben nachgewiesen hat. Wenn Byron nicht wie der Held Achilles an diesem Punkte allein sterblich war, so war es doch die Stelle an der er seine Sterblichkeit am schmerzlichsten fühlte, und Vieles in der Seelenstimmung des Dichters wie des Menschen würde ohne Frage anders gewesen sein als es war, hätte er mit seiner stolzen leidenschaftlichen Seele fest auf seinen Füßen stehen, auf festen Füßen das Leben durchschreiten können, statt bei jedem Schritt an das hemmende körperliche Gebrechen erinnert zu werden. Auch Sir Walter Scott litt an Lahmheit und ertrug sein Leiden mit heittrer Seele; aber er hatte einen Klumpfuß, der ihm fest aufzutreten erlaubte, während Byron das Leben gleichsam auf den Zehen durchhüpfen mußte und dadurch schon als Knabe von den Spielen seiner Schulgefährten, als Jüngling von dem geselligen Vergnügen des Tanzes, wie von dem frischen Umherwandern in der Welt ausgeschlossen war. Noch etwas anderes kam hinzu, ihn seine Lahmheit doppelt schmerzlich empfinden zu lassen: eine krankhafte Anlage zur Corpulenz, die er, wie es scheint, von seiner Mutter geerbt hatte. Das Mittel, diese unerfreuliche Beigabe der Natur, die nicht allein sein Schönheitsgefühl verletzete, sondern ihn physisch quälte, durch aus-

reichende körperliche Uebungen im Zaume zu halten, war ihm versagt. Er war ein vortrefflicher Reiter und Schwimmer, aber Reiten und Schwimmen genügten nicht. Kein Arzt und kein Banting hatten damals schon die Physiologie der Nahrungsmittel in ein System gebracht. Byron experimentirte daher gegen die drohende Corpulenz mit einem gewaltsamen System selbstauerlegter Hungerturen, welche seine Gesundheit zerrütteten und seinen Gang zur Einsamkeit und grübelnder Melancholie nährten. Ungegeschickte Versuche zur Heilung seiner Lahmheit, die in seinem Knabenalter gemacht wurden, hatten das Uebel nur verschlimmert. Der ursprünglich verhältnißmäßig gesunde linke Fuß wurde in Mitleidenschaft gezogen, und als Byron im Jahre 1801 dreizehnjährig nach Harrow kam, ließ die Form seines Schuhs sein Leiden auf den ersten Blick erkennen. Auch davon abgesehen, war seine äußere Erscheinung wie sein ganzes Wesen um jene Zeit nichts weniger als anziehend. Das traditionelle romantische Bild des in schwärmerischer Träumerei an einem moosbewachsenen Grabstein auf dem Kirchhof in Harrow hingelagerten Knaben Byron entspricht nicht der Wirklichkeit. Seinen Zeitgenossen fielen an ihm die plumpe Gestalt, die schwerfälligen Gesichtszüge, der mürrische Ausdruck auf. Er sprach mit breitem schottischen Accent und benahm sich mit einer beinahe bäuerisch unbeholfenen Schüchternheit, die nur, wenn man seine Empfindlichkeit reizte, gelegentlichen Wuthausbrüchen Platz machte. Noch gegen das Ende seiner Schuljahre in Harrow, als er schon angefangen hatte, unter seinen Kameraden eine Rolle zu spielen, beschrieb eine junge Freundin ihn als einen „fetten blöden Jungen“, und taufte ihn nach der Charakterrolle des Gabriel Sackbrain (d. h. Gabriel Ohnegehirn) in einem damals viel aufgeführten Lustspiel mit dem Spitznamen „Gaby“. Ein großer Theil dieses befremdenden Wesens hatte seinen Erklärungsgrund ohne Zweifel in Byron's Lahmheit. Die Noth der Schuljugend ließ ihn jenes Gebrechen erbarmungslos empfinden; er war dadurch von den auf englischen Schulen so eifrig betriebenen gymnastischen Spielen so gut wie ausgeschlossen und, wie er selbst erklärte, haßte er Harrow, bis während der letzten anderthalb Jahre des fünfjährigen Schulcursus sein Aufsteigen in die höheren Klassen und die durchbrechende geistige Ueberlegenheit ihm Freunde und Einfluß gewannen.

Als Student in Cambridge verbrachte Lord Byron sein erstes Jahr in melancholischer Zurückgezogenheit, das zweite und einen Theil des dritten in der ausgelassenen übermüthigen Laune des vornehmen jungen Mannes, der über seinen modisch-phantastischen Liebhabereien die Studien vernachlässigt. Es war die Zeit seiner Leidenschaft für Box- und Fechtübungen und für das Pistolenschießen, die Zeit, als er im vierspännigen Wagen umherkutschirte und die Lehrer von Trinity College in Aufregung setzte durch einen Wären, den er mit auf die Universität brachte, um ihn, wie er behauptete, für den Grad eines Baccalaureus der freien Künste vorzubereiten. Es war aber auch die Zeit, in der er den denkwürdigen Stampf gegen die erwähnten peinlichen

Mitgaben seiner Natur begann. So lange er wuchs, scheint seine Corpulenz ihn nicht sehr belästigt zu haben. Nachdem er zu wachsen aufgehört hatte, kam aber ein Moment des Erkennens, in dem seine unbehilfliche äußere Erscheinung ihn um so mehr kränkte, als er nur wenig über die Mittelgröße emporragte. Bei dem unvermeidlichen Mangel an freier Umherbewegung zu Fuß waren seine Beine dünn geblieben, während der obere Theil des Körpers sich übermäßig entwickelt hatte und seine Gesichtszüge in Fett verschwammen. Zu Anfang seines zwanzigsten Jahres wog er etwas über zweihundert Pfund. Es war im Frühling 1807 als er den Kampf gegen diese körperlichen Mängel zuerst mit Entschlossenheit aufnahm. Man hat ihn deshalb der Eitelkeit bezichtigt; wenn jedoch die Eitelkeit ihren Antheil an seinem Bemühen hatte, so war es jedenfalls eine Eitelkeit heroischer Art. Als Byron im Mai 1807 aus den in London verlebten Ferien nach Cambridge zurückkehrte, war er durch äußerste Enthaltfamkeit im Essen und Trinken, durch beständige Anwendung von heißen Bädern und von Epsom-Salz so verändert, daß seine Freunde ihn nicht wiedererkannten. Sein Kopf und seine Gesichtszüge traten zum ersten Mal aus der entstellenden Umhüllung in jener edeln idealen Schönheit hervor, die ihn später berühmt machte, seine Augen glänzten von ungewohntem Feuer, seine Gestalt hatte eine zugleich männliche und anmuthige Haltung gewonnen, er bewegte sich mit einer Leichtigkeit, die ihm früher fremd und anscheinend unmöglich gewesen war. Auch sein Geist war zu frischer Schwungkraft erwacht, die Schwingen seines Genius regten sich zu freiem Fluge; er schien ein ganz neuer Mensch geworden. So fehlte es denn der harten Disciplin, die er sich auferlegte, nicht an einem glänzenden Lohne. Aber die ihm gestellte Aufgabe war bei alledem schwer. Er hatte zu wählen zwischen fortgesetzter, systematischer Hunger- und Abmagerungskur und geistigem und körperlichem Unbehagen. Und dieser Kampf dauerte fort während seines ganzen späteren Lebens, mit der verhängnißvollen Zugabe einer durch so harte Proben allmählich zerrütteten Gesundheit. Kein Wunder, wenn er sich bei festlichen Gelagen oft als trüben Gast fühlte, oder, der spartanischen Disciplin müde, sich in längeren und kürzeren Zwischenräumen mit achloser Verzweiflung oder kaum verhehltem Lebensüberdruß in den Taumel sinnlicher Genüsse stürzte. Um die Qualen des Hungers zu über-täuben, fing er schon früh an Opium zu trinken, und obgleich er nie ein Raucher war, Tabak zu kauen. Jeaffreson erwähnt unter den Ursachen der späteren unglücklichen Wendung in Byron's ehelichem Leben den Umstand, daß die Gatten nach den ersten Monaten des Glücks einander selten oder nie bei den täglichen Mahlzeiten sahen, weil Byron es vorzog, die Tantalus-qualen derselben zu meiden, und sein oft citirter affectirt klingender Ausruf, als er eine von ihm bewunderte schöne Frau essen sah: „Wie? Der Engel ist?“ entsprang vermuthlich der Quelle derselben Empfindung. Auch in jenem Sturm sittlicher Entrüstung der Londoner Gesellschaft, der bei Gelegenheit einer Ehescheidung gegen ihn ausbrach, übte das Andenken an seine aller-

dings oft zur Schau getragene Opposition gegen die reichlich essende und trinkende Masse seiner fashionablen Zeitgenossen aus der Epoche der Regentschaft, als es Mode war, sich nach dem Vorbilde des Prinz-Regenten zu „mästen“, einen mitbestimmenden Einfluß. Und wer weiß, ob der Dichter seinen frühen Tod nicht hätte verzögern können, hätte er nicht auch in dem Fieberklima von Missolonghi seine schon völlig untergrabene Gesundheit durch strenge Fasten einer zu schweren Probe ausgesetzt!

Eine andere Reihe von Thatsachen, über welche der jüngste Biograph Lord Byron's vielfach neues Licht verbreitet hat, berührt die verschiedenen Liebesverhältnisse des Dichters und deren Zusammenhang mit seinen Poesien. Schon in frühester Jugend zeichnete ihn neben der sensitivsten Schüchternheit eine fast krankhafte Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Gefühle aus und schon als neunjähriger Knabe, während er mit seiner Mutter in ziemlich drückenden Verhältnissen in Aberdeen lebte, faßte er die erste leidenschaftliche Neigung zu einer seiner jugendlichen Spielgefährtinnen, der kleinen Mary Duff. Es war keins der Verhältnisse, wie sie unter Kindern so häufig vorkommen. Byrons Gefühle glichen denen des jugendlichen Dante für Beatrice. Das Bild des schönen Mädchens mit dem dunkelbraunen Haar und den nußbraunen Augen, das reizende Gesicht, die anmuthige Gestalt, verursachten ihm schlaflose Nächte. Wenn er sie ansehen, an ihrer Seite sitzen, sie auf ihren Spaziergängen begleiten, zuweilen selbst sie lieblosen durste, war er unaussprechlich glücklich; in ihrer Abwesenheit härmten ihn sehnennde Gedanken. Auch vergaß er diese Geliebte seines frühen Knabenalters nie, obgleich er Aberdeen bald nachher verließ und Mary Duff nicht wieder sah. Jahre waren verflossen, die Leidenschaft für andere schöne anmuthige Mädchen-gestalten hatte ihn glücklich und unglücklich gemacht, als die von seiner Mutter arglos erwähnte Nachricht: Mary Duff habe sich verheirathet, den sechzehnjährigen Byron in eine convulsivische Aufregung versetzte, welche die erschrockene Mutter, die übrigens durch nichts weniger als durch Zartgefühl glänzte, bewog, die Sache nie wieder in seiner Gegenwart zu erwähnen. Aehnlich war es mit den anderen Passionen seiner Jugend. Sein rastloses Temperament, seine erregte Phantasie mochten ihn von Erscheinung zu Erscheinung führen und bald hier bald dort das Ideal seines Herzens erkennen lassen — die vergeßliche Unbeständigkeit der Gefühle war ihm fremd, jedes wahre Gefühl lebte in den Tiefen seiner Seele fort und verwob sich unauslöschlich in sein Leben und seine Dichtung. Er war dreizehn Jahre alt, als er seine nächste schwärmerische Neigung faßte: für seine nur ein Jahr ältere Cousine Margaret Parke. Sie war die Muse, die ihn zu seinen ersten dichterischen Versuchen begeisterte. Mit einer Elegie auf ihren frühen Tod eröffnete er die „Hours of Idleness“ und noch im Jahre 1821 widmete er in seinem Tagebuche ein pathetisches Gedächtnißblatt der unübertroffenen Lieblichkeit und Schönheit dieser Geliebten seiner Jugend. Nach Aeußerungen Byron's gegen Trelawney während seiner Fahrt nach Griechenland, im Jahre 1823, sowie auf Grund

mehrerer anderer Umstände, hat Jeaffreson es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die im Jahre 1811 entstandenen, trauervoll schönen Gedichte an „Thyrza“ wesentlich inspirirt wurden durch das Andenken an Margaret Barker.

Es war ein Jahr nach Margaret's frühem Dahinscheiden, als Byron, damals fünfzehn Jahre alt und Schüler in Harrow, während der Sommerferien von 1803, von der dritten und leidenschaftlichsten Liebe seiner Jugend ergriffen wurde. Seine Mutter wohnte damals in Nottingham. Der nicht weit von dort entfernte Familiensitz der Byron, Newstead Abbey, war während Byron's Minderjährigkeit an Lord Grey de Ruthen vermietet, aber die Gastfreiheit des zeitweiligen Bewohners stellte dem jungen Lord ein Zimmer zur Verfügung und eine ähnliche Gunst genoß er in dem nahe gelegenen Annesley Hall, dem Sitz der mit den Byron verwandten Familie Chaworth. Fast ein halbes Jahrhundert lang hatte, in Folge eines Duells, bei welchem ein Chaworth von einem Byron getödtet wurde, kein Verkehr zwischen beiden Familien stattgefunden. Mit um so größerer Liebeshwürdigkeit empfing nun die Erbin von Annesley, die siebenzehnjährige Mary Chaworth, ihren Vetter Lord Byron, um ihn den dunkeln Flecken, die dunkle Lücke jener früheren Familiengeschichte vergessen zu lassen. Schön und anmuthig, jugendlich frisch und heiter, von melodischer Stimme und bezauberndem Wesen, machte sie schnell einen tiefen Eindruck auf das leidenschaftliche Herz des Jünglings. Oft war er nun zwischen Newstead und Annesley unterwegs und brachte, mit Ueberwindung seiner anfänglichen abergläubischen Furcht, die Familienbilder der Chaworth könnten im Dunkel der Nacht aus den Rahmen niedersteigen und als ruheloze Rachegeister den Schummer eines Byron stören, bald auch die Nächte meist in Annesley zu. Ein Ausflug, den er mit mehreren anderen jungen Freunden und Freundinnen der Erbin von Annesley in das herrliche Bergland von Derbyshire, nach Matlock und Castleton unternahm, entzündete seine Liebe zu einer verzehrenden Flamme. In dem Badeorte Matlock, wo die jugendliche Gesellschaft im Ballsaal sich den Freuden des Tanzes hingab, mußte er mit finsternen Brüten über seine Lahmheit, die ihn von solchen Vergnügungen ausschloß, die Geliebte im Arm Anderer vorbeieilen sehen. Bald nach der Rückkehr nach Annesley gestand er ihr seine Liebe. Es war einer der bittersten Schmerzen seines Lebens, daß dies Geständniß mit Ueberraschung, ja mit einem Befremden aufgenommen wurde, welches nur mühsam einen Ausbruch von Gelächter unterdrückte. Mary Chaworth liebte ihren Vetter nicht; und nach allen zeitgenössischen Berichten war er, im Mannesalter der unwiderstehliche Eroberer weiblicher Herzen, während jener Jahre überhaupt bei der weiblichen Jugend nichts weniger als beliebt oder gern gesehen. Mary Chaworth's Ausruf: „Wie konnte ich für den lahmen Jungen Etwas empfinden?“ erklärt ohne Frage einen Theil dieser Abneigung. Aber es fehlte nicht an anderen Ursachen. Der „lahme Junge“ trug als angehender Lord einen selbstbewußten

Stolz, eine selbstgefällige Eitelkeit zur Schau, die ihn nicht bloß als unbehilflich, sondern als unliebenswürdig erscheinen ließen. Auch erfüllt der Biograph des „wahren Lord Byron“ nur seine Pflicht, wenn er darauf hinweist, daß diese Episode seines Lebens, die er später mit dem Glanz seiner Poesie verklärte, ebensowohl von den Schatten der Reue erfüllt war als von den Schmerzen unglücklicher Liebe. Als der Lord von Newstead der Erbin von Annesley seinen erfolglosen Antrag machte, ließ er eine Bemerkung über deren reichen Besitz fallen, welche klar genug andeutete, daß die leidenschaftlichen Gefühle des Herzens den Gedanken an die weltlichen Vortheile des ersehnten Bundes keineswegs in ihm ausgelöscht hatten. Und was in der Erinnerung noch herber kränken mußte: er hatte, um der kühlen Schöneu zu imponiren, geprahlt mit einem Liebeszeichen Margaret Parker's, einem Medaillon mit den Haaren der kaum vor einem Jahre gestorbenen Geliebten! Auch diese Züge fordern in der berühmten Geschichte der Liebe Lord Byron's zu Mary Chaworth ihr Recht. Sie waren nicht geeignet, die abwehrende Haltung der neuen Geliebten in Zärtlichkeit zu verwandeln. Mary Chaworth verlobte sich bald nachher mit Mr. Musters, einem Landedelmanne der Umgegend. Während der Sommerferien von 1804 sah Byron sie wieder und nahm von ihr jenen Abschied auf dem Hügel von Annesley, den er später in dem Gedichte „The Dream“ so ergreifend schilderte. Zuletzt sah er sie mit ihrer jungen Tochter im Jahre 1808, ein Zusammentreffen, das ebenfalls in einem wohlbekannten Gedichte der „Occasional Pieces“ sein poetisches Denkmal fand.

Die Geschichte dieser drei großen Passionen seiner Jugend wirft auf die Natur Byron's ein merkwürdiges Licht. Seine Liebe zu Mary Duff fiel in das Jahr 1797 und dauerte noch sieben Jahre später in so leidenschaftlichem Andenken fort, daß, wie oben erzählt, die Nachricht von der Verheirathung Mary's den Knaben in krampfhafte Aufregung versetzen konnte. In den Jahren 1800 bis 1802 liebte er seine Cousine Margaret Parker, deren Gedächtniß er neun Jahre nach ihrem Tode (1811) durch die Gedichte an Thyra feierte. Während der Zwischenzeit von 1803—1805 spielte die Tragödie seiner Leidenschaft für Mary Chaworth. Wundersam waren diese Begebenheiten in der Zeit mit einander verwebt und wunderbar verwebten sie sich auch in seiner Dichtung. Man hat sich gewöhnt, in Lord Byron den subjectivsten aller großen Dichter zu sehen, seine Poesien mit seiner Selbstbiographie zu identificiren. Aber die leidenschaftliche Erregbarkeit der Empfindung, die ihn von einer Liebe zur andern führte, ohne mit der neuen Liebe die Wärme des Andenkens an die alte zu zerstören, hatte ihr Seitenstück in seiner Einbildungskraft, die in der dichterischen Gestaltung seiner Erinnerungen Altes und Neues, Erlebtes und Erfundenes halb unwillkürlich, halb launenhaft mit einander vermischte. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man ihn mit einer Art von Unwillen gegen die Vermengung seiner Persönlichkeit mit derjenigen seines Helden „Childe Harold“ protestiren

hört. Nichtsdestoweniger hatte er bis zu einem gewissen Punkte recht, denn auch „Gilde Harold“ enthält Manches, was nicht übereinstimmte mit Lord Byron's wahren Wesen und Leben, sondern auf Rechnung seiner Phantasie gesetzt werden muß. Ebenso verwob er in den Gedichten an Thyrza mit Zügen, die nur auf Margaret Parker passen, andere, die ohne Frage einen anderen Gegenstand seiner Liebe bezeichnen. Am merkwürdigsten jedoch offenbart diese umwandelnde Thätigkeit seiner Phantasie sich in dem berühmten Gedichte „The Dream“, in dem man seither allgemein eine mit autobiographischer Treue ausgeführte Schilderung seiner hoffnungslos unauslöschlichen Liebe zu Mary Chamorth erkennen wollte, dessen autobiographischer Werth aber durch Jeaffreson in mehreren Hauptpunkten mehr als in Zweifel gestellt worden ist.

„The Dream“ entstand während Lord Byron's Aufenthalt am Genfer See, im Juli 1816, elf Jahre nachdem er auf dem Hügel von Annesley von Mary Chamorth Abschied genommen, acht Jahre nachdem er sie zuletzt gesehen und — sechs Monate nach seiner Trennung von seiner Gemahlin. Dazwischen lagen seine Studienjahre in Cambridge und das Erscheinen der „Hours of Idleness“, seine Mündigkeitserklärung und sein Einzug in Newstead Abbey, sein Auftreten im Hause der Lords, die Veröffentlichung der „English Bards and Scotch Reviewers“, die Pilgerfahrt nach Südeuropa, das plötzliche Aufblühen seines Ruhmes nach dem Erscheinen von „Gilde Harold“ und sein Löwenthum in der Londoner Gesellschaft, die den Dichter des Weltjammers, den tonangebenden Dandy, den seltsamen, ideal schönen Menschen in ihm vergötterte. Daß Lord Byron's Leben auch während dieser Jahre nicht ohne den Wellenschlag auf- und ablodender Passionen dahinsfloß, wissen die Leser seiner Gedichte. Aber diese Passionen blieben wesentlich namenlos bis zu der Epoche, in welcher das centrale Ereigniß seiner stürmischen Laufbahn, seine Verheirathung mit Isabella Milbanke, sich vorbereitete. Viel Staub der Controverse ist über die Geschichte dieser berühmten Dichterehe aufgewirbelt worden, zuletzt noch bei Gelegenheit der sogenannten Enthüllungen von Mrs. Beecher Stowe. So vollkommen grundlos diese Enthüllungen übrigens als solche waren, so entschieden förderten sie die Kenntniß der wahren Geschichte Lord und Lady Byron's, theils durch den Kampf der Meinungen, den sie hervorriefen, theils durch die gleichzeitige Veröffentlichung bisher unbekannter Documente, welche nicht bloß die Grundlosigkeit der Anklagen Mrs. Beecher Stowe's über jeden Zweifel hinaus erwiesen, sondern in mancher Beziehung die Charaktere der getrennten Gatten aus dem Zwielft der Tradition zu größerer historischer Deutlichkeit erhoben. Dennoch war es erst Jeaffreson vorbehalten, die Geschichte Lord und Lady Byron's in einem vollkommen klar begründeten Zusammenhange zu erzählen.

Von hervorragender Bedeutung ist zunächst die von ihm festgestellte nicht mehr zu bezweifelnde Thatfache, daß Lord Byron's Vermählung mit

Isabella Milbanke nicht, wie allgemein angenommen, eine Convenienzheirath war, sondern in wirklicher gegenseitiger Neigung wurzelte. Lord Byron selbst hat durch seine Aeußerungen gegen Moore, Medwin u. A., durch das Gedicht „The Dream“ und durch die Charakterschilderungen im „Don Juan“ viel dazu beigetragen, die entgegengesetzte Ansicht zu befestigen. Aber Jeaffreson widerlegt ihn aus seinen eigenen gleichzeitigen Briefen und Tagebüchern, er widerlegt ihn überdies durch den Nachweis, daß jene Neigung in der That nie ganz erlosch, daß sie durch die wildesten Wechsel seines späteren Lebens fort dauerte und noch ihren letzten pathetischen Ausdruck fand auf seinem Sterbebette in Missolonghi. Die herkömmliche Erzählung: Byron habe sich widerwillig in's Ehejoch gefügt, weil er selbst banquerott und Isabella Milbanke eine reiche Erbin gewesen, ist eine Fabel. Isabella Milbanke war keine reiche Erbin als Lord Byron sie heirathete. Im Gegentheil entsagte er selbst in dem Heirathsvertrage dem größten Theil seines Vermögens zu ihren Gunsten und der Mißbrauch jener großen Summe (60,000 Pf. St.) blieb seiner Gemahlin auch nach der Trennung und bis an ihren späten Tod. Die Ehe Lord Byron's mit Miß Milbanke wurde ursprünglich in Gang gebracht durch deren Tante, Lady Melbourne, die auf diese Weise dem Verhältniß Byron's mit ihrer Schwiegertochter, der excentrischen Lady Caroline Lamb, ein Ende zu machen hoffte. Die junge, schöne, hochgebildete, talent- und charaktervolle Miß Milbanke schien der sorgenden Lady Melbourne ganz geeignet, einen Mann wie Byron seines wilden rastlosen Lebens zu entwöhnen und wahrhaft zu beglücken. Beide lernten einander kennen im Jahre 1812 und Byron's Tagebücher zeigen, wie das Interesse an der ihm zugebachten Braut, die durch den Ernst ihrer Sinnesweise, ihre Einfachheit, Selbstständigkeit und jugendliche Frische einen so auffallenden Gegensatz zu den ihn umkreisenden frivolen Modedamen bildete, allmählich wuchs, sich allmählich in Freundschaft und wahrhafte Zuneigung verwandelte, je mehr er des fashionablen Treibens müde wurde. Isabella Milbanke, die in Byron den großen Dichter bewunderte, ohne dadurch in ihrem klaren Urtheil über die Mängel des Menschen beirrt zu werden, erwiderte sein freundschaftliches Interesse, wies aber einen Antrag den er ihr im November 1813 machte, zurück. Charakteristisch genug blieben indeß Beide in freundschaftlicher Correspondenz, und schon im März 1814 schrieb Byron in sein Tagebuch: „Ein Brief von Bella, den ich beantwortete. Ich werde mich wieder in sie verlieben, wenn ich mich nicht in Acht nehme.“ Im September 1814 machte er seinen zweiten Antrag, der angenommen wurde.

Daß Lord Byron ein glücklicher Bräutigam war, daß die dieser Annahme widersprechende Schilderung seines Hochzeitstages in „The Dream“ in anderen Ursachen ihre Begründung hatte als in wirklichen Vorgängen, daß der Bericht über dieselbe Begebenheit, den er sieben Jahre später Medwin zum besten gab, auf seine krankhafte Neigung zum Mystificiren zurückgeführt werden muß, hat Jeaffreson durch gleichzeitige Erklärungen aus Byron's

eigener Feder, wie durch Aussagen seines vieljährigen Freundes Hobhouse, der bei der Hochzeitsfeier zugegen war, überzeugend nachgewiesen. Eine lange Reihe von Monaten hindurch war auch Byron's Ehe, denselben Quellen zufolge, eine durchaus glückliche. Der erste Schatten kommender Stürme dämmerte auf im August 1815, acht Monate nach der Hochzeit. Vorwürfe seiner Gemahlin über seine häufigen Besuche in Melbourne House, in denen er eine, wie es scheint, ungerechtfertigte Eifersucht gegen Lady Caroline Lamb herausfühlte, verstimmten Byron, und dieser erste Mißton entwickelte sich dann unter verschiedenen anderen Einflüssen schnell zu immer lauterem und grelleren Dissonanzen. Zu der schon oben berührten Quelle des Mißbehagens in den getrennten Mahlzeiten der beiden Gatten kam Byron's rastloser Wunsch nach Veränderung, sein heftiges Verlangen, England zu verlassen, von neuem in sorgloser Freiheit auf dem Festlande, besonders im Orient, umherzuschweifen. Lady Byron theilte diese romantische Sehnsucht nicht. Sie fühlte sich in England zu Hause und konnte vor Allem nicht an ferne Reisen denken zu einer Zeit, in der sie, die junge, neunzehnjährige Frau, den Freuden und Leiden der Mutterschaft entgegen sah. Byron's Mangel an Rücksicht auf diese vollkommen gerechtfertigten Gefühle mußte sie kränken, während er selbst mit der leidenschaftlichen Heftigkeit seiner Natur in ihrer Weigerung einen Mangel an Sympathie empfand und die Fesseln, welche die Ehe ihm auferlegte, zu verwünschen anfing. Bald trug die tiefwurzelnde Selbstsucht, der große Grundfehler seines Charakters, über seine edleren Impulse den Sieg davon. Von Tage zu Tage begegnete er seiner Gemahlin mit rauherer Rücksichtslosigkeit. Er ließ sie viel allein, erwiderte ihre Annäherung bald durch mürrisches Schweigen, bald durch Ausbrüche maßloser Wuth und ließ zugleich seiner mephistophelischen Neigung zum Mystificiren mit so wildem Hohn die Zügel schießen, daß nur die Annahme, er sei dem Wahnsinn verfallen, sein Betragen erklären zu können schien. Nicht Lady Byron allein wurde zu dieser Muthmaßung gedrängt, auch seine Schwester Augusta und sein Vetter George Byron hegten denselben Argwohn. Er litt offenbar tief, geistig und körperlich, und das Mittel des Opiumtrinkens, zu dem er seine Zuflucht nahm, um seine Schmerzen zu betäuben, konnte seinen leidenden Zustand nur verschlimmern. Rechnet man zu allen diesen Umständen die Thatsache, daß eben damals seine Gläubiger ihn härter bedrängten als je zuvor, so erscheint das Unglück seiner zuerst so glückverheißenden, nun in ihr Zerrbild verwandelten Ehe in allen Zügen vollendet. Mitten in diesem dunklen Wirrsal ehelichen Unglücks (December 1815) wurde Byron's Tochter Ada geboren. Er hatte auf einen Sohn gehofft und verhehlte seine Enttäuschung so wenig, daß die Geburt dieses

child of love, though born in bitterness
and nurtured in convulsions —

wie er sie im „Gilde Harold“ nennt, nicht zur Versöhnung der getrennten Gatten beitrug. Dennoch fuhr Lady Byron fort, mit ihm mehr trauernder

Liebe zu betrachten als mit gekränktem Selbstgefühl. Er selbst gestand später gegen Thomas Moore: seine Gemahlin sei ihm stets rücksichts- und liebevoll begegnet. Auch als sie einige Wochen nach Adas Geburt auf seinen Wunsch zu ihren Eltern auf's Land ging, hoffte sie auf eine baldige Wiedervereinigung. Erst der Ausspruch der Aerzte: Byron's Leiden sei kein Anfall von Wahnsinn und die daraus entspringende Gewißheit, daß sein, ihrer Meinung nach, nur durch eine solche Annahme entschuldbares grausames Benehmen gegen sie, in seinem Charakter und Temperament gesucht werden mußte, erweckte in ihr den Gedanken an die Nothwendigkeit einer Trennung. Die gleich darauf folgende Entdeckung einer andern vorher noch unbekanntem Thatsache befestigte ihren Vorsatz zu einem unwiderrücklichen Entschluß.

Daß diese Thatsache nicht das von Mrs. Beecher Stowe mit so frommer Emphase verkündete „verbrecherische Verhältniß Lord Byron's mit seiner Schwester“ war, bedarf kaum noch einer wiederholten Versicherung. Aber das Geheimniß, worin denn jene geheimnißvolle Thatsache in Wahrheit bestanden habe, war bisher ungelöst und schien mit den wenigen Personen, die darum wußten, mit den Eltern Lady Byron's, mit ihren und Lord Byron's Advocaten (Dr. Rushington und Sir Samuel Romilly), mit Lady Byron selbst zu Grabe gegangen. Es war dem neuesten Biographen Lord Byron's vorbehalten, eine Lösung zu bieten, welche allen Anforderungen der Glaubwürdigkeit entspricht und den Eindruck einer wirklichen und wahren Lösung hervorbringt. Während Lady Byron noch in ihren Entschlüssen schwankte, kam eine entscheidende Nachricht ihr zu Ohren, die Nachricht von dem wahrscheinlich kurz zuvor begonnenen, damals unzweifelhaft bestehenden Verhältniß Byron's zu Jane Clermont, der schönen talentvollen Stieftochter William Godwin's und Stieffchwester Mrs. Shelley's. Die Gewißheit dieser tief kränkenden Thatsache, im Bunde mit der früheren Gewißheit, daß dem Benehmen Byron's die Entschuldigung des Wahnsinns fehle, machte den letzten Ausöhnungsgedanken Lady Byron's ein Ende. Byron selbst, den Standal eines öffentlich geführten Ehescheidungsprocesses scheuend, willigte in eine gerichtliche Trennung. Er bereute später diese Entscheidung tief, denn aus ihr entsprang die endlos fortrauschende, weit über die Grenzen der Wahrheit hinausströmende Fluth scandalöser Gerüchte und Muthmaßungen über die geheimen Gründe der Trennung, welche seine nachfolgenden Jahre verbitterten. Andererseits erhellt aus der Feststellung der erwähnten Umstände das unwiderlegliche Vorhandensein erster Gründe zur Trennung seiner Ehe; und die weit verbreitete Sympathie für ihn selbst, wie die ebenso weit verbreiteten harten Urtheile über Lady Byron werden dadurch auf gerechtere Maße zurückgeführt. Vielleicht gab es eine Frau in der Welt, welche die Riesenaufgabe, einen Mann wie Byron dauernd zu fesseln und zu beglücken, erfolgreich hätte durchführen können. Jedenfalls fehlte es Lady Byron an der dazu nothwendigen genialen Beweglichkeit und Großmuth der

Natur, und der Vorwurf der sie trifft, weil sie ihrer engeren Empfindung und Einsicht gemäß handelte, indem sie einer als unmöglich erkannten Aufgabe rasch entschlossen den Rücken kehrte, war zugleich ihr Unglück und ihr Schicksal. Lord Byron selbst wollte lange an die Unabänderlichkeit ihres Entschlusses nicht glauben. Ihre Empörung gegen die dämonische Nachtseite seines Charakters weckte ihn aus seinem wilden selbstsüchtigen Traumleben zum Bewußtsein seiner besseren Natur. Er erkannte seine Schuld und wünschte und suchte eine Versöhnung. Sein berühmtes „Fare thee well“ war der Ausdruck dieser Stimmung. Und vielleicht wäre eine Versöhnung selbst dann noch möglich gewesen, hätte er dies Gedicht, statt an eine Zeitung, an die eine Person geschickt, für die es seinem innersten Wesen nach allein bestimmt war. Das Erscheinen seiner schönen, aber sehr einseitigen poetischen Parteischrift in einer Zeitung war ein Act der Treulosigkeit, den Lady Byron nicht verzeihen konnte und nicht verzieh.

So fand denn im April 1816 die Trennung statt, die eine Trennung auf immer werden sollte. Byron verließ England wenige Tage später unter dem Verdammungsurtheil der Mehrzahl seiner Landsleute und sah, obgleich er sich während der nachfolgenden Jahre oft mit Plänen zur Rückkehr beschäftigte, die Heimath nicht wieder. Aber noch lange gab er die Hoffnung einer Ausöhnung mit seiner Gemahlin nicht auf. Es gehört zu den großen Verdiensten Jefferson's, die Fortbauer dieses Gefühls der Anhänglichkeit im tiefsten Grunde von Byron's Seele, durch alle Wandlungen und Abenteuer seines späteren Lebens hindurch nachgewiesen und dadurch das Urtheil über seine seltsam gemischte Natur in einem wesentlichen Punkte berichtigt zu haben. Lord Byron mochte seine Gemahlin in der zügellosen Festigkeit seiner Gefühle verwünschen oder verleumden, er mochte das Unglück seines Lebens in den wildesten Ausschweifungen zu übertäuben suchen, seine Don Juan's-Launen mit unverhehltem Cynismus zur Schau tragen — dennoch kehrte seine Empfindung von allen labyrinthischen Irrwegen immer wieder zu der Frau zurück, die er einmal wahrhaft geliebt hatte, die er unglücklich wußte durch seine Schuld und für die er nicht aufhören konnte ein rieses Interesse zu empfinden als für die Mutter seines Kindes. Merkwürdig ist es, daß er schon im Juli 1816, nur drei Monate nach seiner Abreise von England, als er mit den Shelleys am Genfer See lebte, den ersten Versuch zu einer Ausöhnung mit Lady Byron machte. Unter den Umständen konnte dieser Versuch freilich nicht gelingen. Denn abgesehen von allen andern Thatsachen der jüngsten Vergangenheit, war es kein Geheimniß, daß er damals weiter lebte in der Gesellschaft Jane Clermont's, die mit den Shelleys in die Schweiz gekommen war und im Januar 1817 die Mutter seiner Tochter Allegra wurde. Noch ferner wurde die Möglichkeit einer Wiedervereinigung gerückt durch das unmittelbar nachher geschriebene Gedicht „The Dream“, indem er an der abwehrenden Haltung Lady Byron's Rache nahm, in dem er die Welt glauben zu machen suchte, was er in den

Qualen dieses Wahrheit und Dichtung vermischenden Erinnerungstraums vermuthlich selbst für wahr hielt: daß er seine Gemahlin nie geliebt habe. Während der Jahre 1817—19 folgte dann die Epoche seiner tiefsten moralischen Erniedrigung in Venedig, in den Jahren 1819—23 sein Verhältniß zu der Gräfin Guiccioli. Doch auch während dieses Zeitraumes beschäftigten ihn häufig Gedanken an die Heimath, und besonders gegen das Ende seines Aufenthalts in Italien, als er der Gräfin Guiccioli überdrüssig zu werden anfang, wurde der durch seine Schwester Augusta vermittelte briefliche Verkehr zwischen ihm und Lady Byron lebhafter und freundlicher. In einem Briefe vom Mai 1823 an Lady Blessington, mit der er in Genua verkehrte und viel über die Trennung von seiner Gemahlin verhandelte, kann man kaum umhin, den aufrichtigen Wunsch zu einer dauernden Ausföhnung zu erkennen. Auf sein besonderes Verlangen wurden ihm ausführliche Mittheilungen über Ada's Entwicklung und Erziehung gemacht, die er durch neue theilnahmvolle Fragen erwiderte. Auf seinen Wunsch schickte seine Gemahlin ihm auch eine Locke und ein Portrait des Kindes, die er, wie Trelawney bemerkt, unter seinen theuersten Erinnerungsschätzen aufbewahrte, und in einem seiner letzten Briefe aus Missolonghi, an seine Schwester, gab er sorgende Aufträge an Lady Byron in Bezug auf Ada. Daß endlich Lady Byron und Ada vor allen Andern seine Gedanken beschäftigten, als er den Tod herannahen fühlte, beweisen seine letzten verständlich gesprochenen Worte, ehe er in den tiefen Schlaf sank, aus dem er nur erwachte, um den Todesseufzer auszustößen.

Auch die Geschichte des vielbesprochenen Verhältnisses Lord Byron's zu der Gräfin Guiccioli wird von Jeaffreson durch manchen charakteristischen Zug ergänzt und ebenso hat er die Umstände, unter welchen der Dichter seine berühmte Expedition nach Griechenland unternahm, in ein bedeutungsvolles Licht gesetzt. In Bezug auf die Gräfin Guiccioli stimmt Jeaffreson wesentlich mit Elze überein, wenn er auf Grund unwiderleglicher Thatfachen die herkömmlichen Ansichten über Byron's Liebe zu der schönen Italienerin ihres romantischen Nimbus entkleidet. Sie rettete Byron aus der Degradation seines Lebens in Venedig und gewährte ihm die Befriedigung eines in mancher Hinsicht angenehmen Cicisbeats, aber sie verwirklichte nicht das Ideal von Weiblichkeit, das ihn dauernd fesseln konnte. Daß er schon einige Zeit vor seiner Fahrt nach Griechenland der Gräfin überdrüssig geworden war, und sich ihrer zu entledigen wünschte, kann nicht bezweifelt werden. Den besten Beweis dafür liefern die spärlichen und kühlen Briefe, die er ihr nach seiner Abreise schrieb, sowie der Umstand, daß er sie während der Schlußtage seines Lebens mit keinem Wort erwähnte. Von dem letzten großen Ereigniß in Byron's Laufbahn, seiner Theilnahme an dem griechischen Freiheitskampf, hat Jeaffreson wohl eine richtigere und gerechtere Ansicht entwickelt als sein deutscher Vorgänger. Auch hier zwang die strenge Pflicht der Wahrheit den Biographen, einen

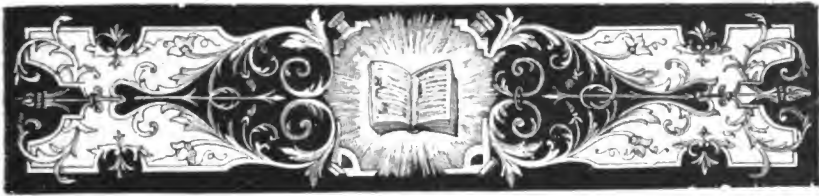
durch die Tradition gewobenen Nimbus zu zerstören. Es war nicht einfach der heroische Enthusiasmus für die Sache der Freiheit, was Lord Byron nach Griechenland trieb. Die Motive, welche sein Unternehmen veranlaßten, waren von gemischter Art. Aber Elze geht zu weit, wenn er behauptet: es sei eine schmerzliche und unleugbare Wahrheit, daß die Theilnahme des Dichters an der Befreiung Griechenlands nicht sowohl aus Begeisterung oder einem edlen Freiheitsgefühl, oder aus einer tiefgemurzelten Sympathie für die Leiden des griechischen Volkes, oder gar aus selbstopferndem Muth entsprungen sei, als aus ganz persönlichen und keineswegs idealen Rücksichten. Mit Recht macht Jauffreson dieser extremen Meinung gegenüber geltend, daß es erstaunlich gewesen sein würde, wenn Byron nach einem Leben, das besonders geeignet war, hochherzige Sympathien zu erschöpfen, als sechsunddreißigjähriger Mann nach Griechenland gegangen sei unter dem Antrieb von Gefühlen, welche nur selten stark fortwirken, wenn der Mensch die Illusionen und die romantische Hoffnungsfülle der Jugend überlebt hat. Statt, so bemerkt er, die Abwesenheit von Gefühlen zu beklagen, welche bei einem zerwetterten und verbitterten Weltmenschen von mittleren Jahren und gebrochener Gesundheit nicht zu erwarten seien, verdiene vielmehr der Muth gepriesen zu werden, der einen solchen Mann zu einem Unternehmen anfeuerte, welches die volle Energie seiner früheren unerminderten Naturkraft erforderte. Von den Griechen jener Zeit hatte Byron, wie seine meisten Zeitgenossen, eine geringe Meinung; aber er liebte das Land großer klassischer Erinnerungen, das einst seinen Dichtergeist zu dem ersten mächtigen Aufschwung begeistert hatte und der Versuch des entarteten Volkes, die verlorene Freiheit wieder zu erringen, erregte, wie in den vorhergehenden Jahren die Kämpfe der Carbonaris um die Befreiung Italiens, starke Seiten seiner edelsten Gefühle, so wenig er sich auch siegesfrohen Hoffnungen auf den Erfolg hinzugeben wagte. Sein Wunsch war, nach Kräften zu der Begründung der besseren Zukunft Griechenlands mitzuwirken, deren Möglichkeit er in der Durchführung des begonnenen Kampfes voraussah. Lange schon hatte er es empfunden, daß der errungene Dichterruhm seinem Ehrgeiz nicht genüge. Er sehnte sich nach Thaten; er wollte der Welt zeigen, daß er auch zu heroischem Handeln geschaffen sei, und indem er sich in diese neue Laufbahn warf, hoffte er zugleich, das, was dunkel und unedel in seiner Vergangenheit war, durch die Feuerprobe eines großen Unternehmens zu sühnen. Wenn daher die verschiedensten persönlichen Motive den Entschluß Lord Byron's mitbestimmten, wenn es unerlaubt wäre, ihn in die Reihe der wenigen selbstlosen Vorkämpfer der Völkerfreiheit zu stellen, die einzig und allein der unwiderstehlichen Macht eines idealen Antriebes folgten, wenn die ehrgeizige Hoffnung, sein Haupt vielleicht mit der griechischen Königskrone zu schmücken, seinen Gedanken nicht fern lag, und wenn er auch damals gelegentlich von der Höhe edler Entschlüsse in tiefere moralische Regionen herabsank, so ist es doch unmöglich, das Vorwiegen

heldenhafter Elemente in diesem Schlußact seines Lebens zu verkennen, oder die dauernden Verdienste zu vergessen, die er sich um die Befreiung Griechenlands unzweifelhaft erworben hat.

Näher auf Lord Byron's Fahrt nach Griechenland, auf sein politisch-militärisches Handeln inmitten des durch Parteikämpfe zerissenen aufständischen Volkes, oder auf die Katastrophe seines Todes in der Fieberstadt Missolonghi einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die Geschichte dieser Vorgänge ist in allen ihren Einzelheiten schon früher beschrieben und wohl bekannt. Nur das Eine mag noch erwähnt werden: daß Byron's jüngster Biograph der Ansicht Trelawney's beistimmt (eines Mannes, der besser als irgend ein anderer befähigt war, ein competentes Urtheil zu bilden), wenn er meint, nichts als Byron's früher Tod habe es verhindert, daß die griechische Krone ihm von den auf dem Congreß von Salona versammelten Häuptlingen angeboten wurde.

Mit der Reihe der in diesen Mittheilungen angedeuteten Thatsachen ist übrigens das Interesse von Jeaffreson's Buch nicht erschöpft. Er bringt ein langes merkwürdiges Capitel über die Zerstörung von Byron's Memoiren, das zum erstenmal die wahre Geschichte dieses Vorganges erzählt und im Zusammenhang mit seinen übrigen Aufschlüssen vermuthlich dazu beitragen wird, den noch immer nicht ganz verrauchten Zorn gewisser Kritiker über den Vandalismus jenes, angeblich dem Bösen der Respectabilität gebrachten, Opfers zu befänstigen. Auch die spätere Geschichte der Frauen, welche bedeutend in Lord Byron's Leben hervortreten: Lady Caroline Lamb's, der Gräfin Guiccioli, Lady Byron's und seiner Schwester, sowie die Beecher Stowe'sche Controverse werden in einem Schlußcapitel berührt. Doch genug ist gesagt, um die wesentliche Bereicherung zu kennzeichnen, welche die Byron-Literatur durch diese neueste Biographie erfahren hat. Vielleicht wird dieselbe zu der Eröffnung noch anderer nicht benutzter Quellen Veranlassung bieten. Vielleicht mag die herannahende erste Säcularfeier von Lord Byron's Geburt neue authentische Documente zu Tage fördern. Wahrscheinlicher ist es indeß wohl, daß die Welt auf solche wird warten müssen bis zum Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts, dem Datum welches für die Veröffentlichung der im Britischen Museum aufbewahrten Papiere Lord Broughton's, des früher als Sir John Cam Hobhouse bekannten vieljährigen Freundes Byron's, festgesetzt ist*).

*) Eine sorgfältig ausgestattete Ausgabe des interessanten Werkes von Jeaffreson ist bei Bernhard Tauchnitz erschienen; sie hat vor der Originalausgabe den Vorzug des beträchtlich geringeren Preises voraus.



Das Problem der Anthropologie:

die menschliche Kunst und ihre Bedingungen.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Das Wort Kunst kommt von können. Es bedeutet alles das, was ein beseeltes Wesen mit Bewußtsein und jederzeit — also nicht etwa zufällig, durch ein glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände, noch auch unter dem Zwange einer fremden überlegenen Einsicht und eines fremden übermächtigen Willens zu wirken und zu leisten vermag. Die Dressur der Thiere, die Abrichtung der Arbeiter und Sklaven zu unverständenen Leistungen, wenn auch erstere noch so kunstmäßig erscheint, durch letztere ein noch so schönes Kunstwerk entsteht, sind also von dem Begriffe der Kunst ausgeschlossen.

Es involvirt demnach die Idee der Kunst in ihrem innersten Kerne — und zwar schon bei ihren allertiefsten Manifestationen in der Thierwelt — die Idee der Freiheit, ja letztere ist recht eigentlich auf erstere gebaut, denn ein Wesen hat eben nur so viel Freiheit, als es für sich zu erwirken und zu behaupten vermag, und wir dürfen es mit Goethe als der Weisheit letzten Schluß bezeichnen, daß nur der die Freiheit wie das Leben sich verdient, der täglich sie erobern muß.

Von der menschlichen Kunst sagt daher Kant*) sehr wahr und treffend, „daß man von Rechtswegen nur die Hervorbringungen durch Freiheit d. i. durch eine Willkür, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen sollte.“

*) Kritik der Urtheilskraft p. 171. Ausgabe von Rosenkranz.

Verallgemeinern wir diese scharfe und lichtvolle Definition so, daß sie auch die Kunst der Thierwelt umschließt, so bleiben als die beiden wichtigsten Bestimmungen Willkür und Bewußtsein des Wirkens.

Vom Begriffe der Kunst ausgeschlossen werden kraft dieser Definition große Gebiete der thierischen Thätigkeit. Also zuvörderst die organischen Functionen, wie das Athmen, Verdauen, der Stoffwechsel, die Blutcirculation u. s. w. Hier fehlt zunächst das Merkmal der Willkür. Obschon allen diesen Lebenserscheinungen ganz sicher eine Willensthätigkeit zu Grunde liegt, so ist diese doch in so enge Schranken eingezwängt, daß nur der Ausdruck gilt: Das Thier muß dies Alles thun, nicht: es kann; es ist Function, nicht Kunst. Zweitens ist der Grad des Bewußtseins dabei so dunkel, daß uns diese Thätigkeiten nur als innere, durch kein Zusammentreffen mit der Außenwelt erleuchtete, sondern gleichsam unbewußte mit mechanischer Sicherheit und Stetigkeit verlaufende Vorgänge erscheinen, demnach hier nur von einer Einheit des Willens und der Wirkung, keineswegs aber des Bewußtseins die Rede sein kann. Was hier fehlt, ist das Vorstellungsleben, die Seele alles eigentlichen Bewußtseins, das hauptsächlich durch die äußeren Sinne vermittelt wird.

Gleichwohl müssen wir auch die Thätigkeit dieser Sinne von dem Begriffe der Kunst ausschließen: wir dürfen nicht sagen, daß das Sehen, Schmecken, Riechen — so erstaunliche Leistungen es auch sind, so sehr sie an bestimmte Organe oder Werkzeuge gebunden sind — zu den thierischen Künsten gehören. Was hier fehlt, sind Freiheit und Willkür und insbesondere Wirksamkeit auf die Außenwelt.

Die Ursache liegt in dem Grundverhältniß, in welchem jedes individuelle, das heißt beschränkte Wesen zur übrigen Welt steht. Dieses Grundverhältniß ist das von Subject und Object. Aus diesem Verhältniß ergibt sich die fundamentale Unterscheidung zwischen Empfindung und Willkür, beides nur subjective Eigenschaften, beide aber nur möglich durch Beziehung auf ein Aeußeres, ein Object. Denn es kann weder eine Empfindung geben, die nicht von einem Wechsel äußerer Verhältnisse herrührte, noch einen Willen, der nicht ein Ziel, einen äußeren Gegenstand hätte, an dem er sich zu realisiren suchte.

Obschon nun der Wille der eigentliche Grundtrieb und das wahre Wesen aller Dinge ist, so ist derselbe an sich doch nur ein dunkler Drang, ein blinder Trieb, der nur in dem Maße erleuchtet wird, als die Empfindung mehr und mehr Kunde von der Außenwelt vermittelt und dadurch immer zahlreichere Wechselbeziehungen zu der letzteren herstellt. Der Wille bleibt unveränderlich, aber die Motive, auf welche er reagirt, vermehren sich. Es ist also schon bei den niedersten Thierarten, wo kaum von höheren Wahrnehmungen, als den durch das Tastgefühl und den Nahrungssinn erschlossenen, die Rede sein kann, gleichwohl ein Bewußtsein stetigen Wechsels einer objectiven Außenwelt vorhanden, die mit den Lebensinteressen des Thieres aufs innigste verbunden ist. Dieser Wechsel der Empfindungen bildet demnach den eigentlichen

Lebensinhalt, gewissermaßen die Materie des Gesamtbewußtseins des Thieres, da auch seine ganze Aufmerksamkeit und alle seine Willensbestrebungen darauf gerichtet sind*).

Da demnach alle Kunde von der Außenwelt nur als Wirkung auf die äußeren Sinne in das Bewußtsein einzieht, da ferner sogar jede eigene Wirkung auf dieselbe, zumal bei den höheren Thieren, durch die Sinne controlirt wird, in jedem Falle aber als Gegenwirkung oder Reflex empfunden wird, so ist leicht zu verstehen, warum die Sinnesempfindung von dem eigentlichen Willens-Acten streng geschieden und trotz ihrer eminenten Wichtigkeit für das Zustandekommen alles Bewußtseins gleichwohl als etwas rein Passives aufgefaßt wird.

Erst auf der allerhöchsten Stufe, nämlich bei menschlicher Wissenschaft und Kunst, wo man die Außenwelt beobachtet nur um der Erkenntniß willen, wo man sieht nur um des Sehens willen, wo man hört nur um des Hörens willen, ja sogar wo man riecht und schmeckt nur um des Riechens und Schmeckens willen — erst da wird es klar und offenbar, daß den Sinnen eine eigenthümliche Kunst innewohnt, daß man ebensowohl sehen und hören lernen muß, wie sprechen und schreiben, und daß vermöge höherer Beanlagung und Ausbildung das Sehen und Hören des Einen ein ganz anderes, weit vollkommeneres ist, als das des Anderen. Doch davon wird bei einer anderen Gelegenheit ausführlich gehandelt werden.

Hier nur soviel: Wir müssen Activität oder vom Willen ausgehende Wirksamkeit auf die Außenwelt und Receptivität oder empfindende Aufnahme der Wirkungen dieser Außenwelt in allen bewußten und empfindenden Wesen unbedingt trennen und als letzte Gegensätze auffassen. Dabei dürfen wir aber niemals vergessen, daß in der Natur überall die ungeschiedene Einheit vorhanden ist und daß nur unser begriffliches Denken die Unterscheidungen und Abtheilungen macht, um dadurch Uebersicht, Klarheit und Verständniß zu gewinnen. So gilt es auch hier der Einheit und steten Wechselwirkung der beiden gesonderten Pole sich stets bewußt zu sein. Alle Willensäußerungen und Fertigkeiten, alle Leistungen der Kraft und Gewandtheit, die wir bei den Thieren bewundern, sind nur unter Voraussetzung und durch stete Mitwirkung ihrer äußeren Sinne, also ihrer Empfindungen möglich; ebenso müssen umgekehrt die Sinne feiner, empfindlicher und also vollkommener werden, je mehr sie geübt, je mehr sie bei den äußeren Wirkungen der thierischen Organe unterstützend und controlirend sich erweisen; sie haben also gleichfalls eine Schule und erlernen ebenfalls eine Kunst. Beide aber, sowohl die mechanische Vollkommenheit des Gliederbaus wie auch die Empfindungen der Sinne, müssen in einer Einheit zusammenwirken, die, von der einen Seite betrachtet, Wille, von der anderen Bewußtsein ist. Beide

*) Partout l'intelligence se montre unie à l'instinct; pas d'instinct possible sans une intelligence pour le diriger et dominer. Blanchard.

harmonisiren auch darin, daß ein lebendes Wesen niemals eine weitere Sphäre von Bewußtsein haben kann, als aus seinen Daseinszwecken erwächst und denselben dienlich ist. Ein Bewußtsein von Gefahren z. B., ein weiter Ueberblick, eine höhere Erkenntniß ohne die Fähigkeit dieselben durch entsprechende Thätigkeit zu verwerthen und zu seinem Leben nutzbar zu machen, müßte das Dasein eines Thieres qualvoll und unerträglich machen.

Die unter Mitwirkung seiner Sinnlichkeit sich bethätigenden äußeren Fähigkeiten, vermöge deren das Thier als ein lebensvoller Mechanismus, der den Bedingungen des Elements, in dem es sich bewegt, aufs vollkommenste entspricht, alle jene Leistungen auszuführen im Stande ist, die seinem Lebensunterhalte, sowie der Fortpflanzung und Erhaltung seiner Nachkommenschaft dienen, können wir demnach seine Kunst im allgemeinsten Sinne des Wortes nennen. -

Welche Momente sind es also, die diesem Begriffe inhäriren, die von ihm unabtrennlich, demnach sein wahrstes Wesen ausmachen? Es sind folgende:

1) Der Begriff des Könnens oder Vermögens schließt die Idee in sich, daß das Wesen jeberzeit nach freiem Belieben, demnach mit Bewußtsein, über die Thätigkeit verfügen kann, also wie Horaz sagt: *Ut quamvis tacet Hermogenes, cantor tamen atque optimus est modulator.* Diese Idee beruht im letzten Grunde auf dem Gegensatz von *actu* und *potentia* (ὄντως: καὶ ἐνεργεῖα) eine Auffassung, deren unermessliche Bedeutung und Ausdehnung zuerst Aristoteles mit philosophischem Tiefinn erkannte und deren ganze Größe erst in unseren Tagen, wo man gelernt hat, das Weltall als eine unveränderliche Summe von lebendigen und Spannkraften aufzufassen, hervorgetreten ist.

2) Unablöslich von dem Begriffe der Kunst ist ferner die Idee des Interesses, die gleichsam die Einheitsidee alles Lebens ist und fast identisch mit dem Willen, nur daß sie mehr die objective Seite des letzteren, den Inbegriff alles dessen, worauf sein Streben und Trachten gerichtet ist, enthält. Daraus folgt, daß ebensowenig und aus dem gleichen Grunde, als es, wie wir oben bemerkt haben, eine Wahrnehmung oder Sinnesempfindung geben könnte, die nicht den Lebenszwecken diene, also mit der ganzen Activität in Einklang stände, ebensowenig eine Activität oder mechanische Freiheit in einem lebenden Wesen denkbar ist, die nicht zu jener Einheit der Lebensinteressen concurrirte, zu ihr in den unauf löslichsten Beziehungen stände. Das ist eben die organische Einheit, die untrügliche Sicherheit, mit der die Natur alle Lebewesen zur Erhaltung ihres Daseins mit allen ihrer Idee und den Lebensbedingungen, auf die sie angewiesen sind, aufs vollkommenste entsprechenden Kräften und Organen ausrüstet. Jeder Organismus ist die für seine Stufe vollendete Zweckmäßigkeit. *Natura sibi ubique consentanea est.*

3) Diese letztere Idee, die der Zweckmäßigkeit, kann erst unter Voraussetzung der beiden eben genannten Ideen, nämlich eines alle Lebenstheile

und Functionen durchbringenden und regierenden Centralwillens und seiner äußeren Interessen auftreten. Aber sie, und nur sie allein giebt dem Begriffe der Kunst Inhalt und Verständlichkeit. Und in der That hat sich dieser Begriff im menschlichen Denken auch zu allererst an jener menschlichen Thätigkeit gebildet und entwickelt, in welcher die Zweckmäßigkeit klar und objectiv zum Vorschein kommt. Das Schaffen dessen, was menschlichen Bedürfnissen und Zwecken entspricht, das Handwerk also, das war die erste Erscheinung und Betrachtung, aus welcher der Begriff der Kunst entstehen und allgemein geläufig werden konnte.

Die unendliche aller menschlichen Kunst spottende Zweckmäßigkeit, die uns in dem Bau des thierischen Organismus entgegentritt und die zugleich Ursache der im höchsten Grade zur Erhaltung seines Daseins geeigneten Thätigkeiten und Fertigkeiten ist, hat vermöge der Analogie, aus der die gleichartige Betrachtung und Vergleichung jener kunstvollen Organisation mit menschlichen Werken hervorging, zu einem doppelten gleich naheliegenden, aber auch gleich übereilten Schlusse geführt. Man hat nämlich

1) entweder die Organismen vollständig mit menschlichen Kunstwerken identificirt und demgemäß gleichfalls einen von Außen wirkenden, schöpferischen Intellect angenommen, durch dessen Einwirkung der ganze Wunderbau zu Stande gekommen sei (denn diesen als eine Wirkung des zufälligen Zusammenstehens unorganisirten Stoffes anzusehen, diese Ausflucht konnte wohl keinen Denkenden befriedigen), und ist denn auch bis auf den heutigen Tag nicht müde geworden, diese unendliche Zweckmäßigkeit als den sichersten Beweis für das Dasein eines Schöpfers anzuführen, und den sogenannten physikotheologischen Beweis in allen möglichen Tonarten zu variiren.

2) oder man hat zweitens in unbegreiflicher Verblendung alle zweckvollen Thätigkeiten des Thieres, namentlich die, durch welche dasselbe gleichfalls äußere Werke hervorbringt, wie die Ameisen ihren Bau, die Vögel ihre Nester u. s. w., insofern mit der menschlichen Thätigkeit identificirt, daß man dieselben der Vernunft, dem Denken der Thiere!! zuschrieb. Dieser von den Materialisten neuesten Datums ausgeheckte Widersinn — die Braven hatten nicht einmal eine Ahnung davon, daß, indem sie das Thier zu solcher Höhe erhoben, sie eigentlich von ihrer eigenen Lehre abfielen und ihr den Todesstoß versetzten — ist einer ernstlichen Widerlegung nicht würdig*).

Was ist es nun, das die menschliche Kunst in ihrem tiefsten Grunde so sehr von der eben charakterisirten thierischen Kunst unterscheidet und zu-

*) Wer sich über diese Dinge gründliche Belehrung verschaffen will, der vergleiche die treffliche Schriften: Reimarus' Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe; Le Roy, *Lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux*; Flourens *Résumé analytique des observations de Fréd. Cuvier sur l'instinct et l'intelligence des animaux*, sowie Schopenhauer im zweiten Buch seiner „Welt als Wille u. Vorst.“ Band I § 28, B. II Cap. 26 u. 27.

gleich so sehr zu dem eigensten Wesen des Menschen macht, daß man mit Recht hat sagen können: „L'art est la nature même de l'homme“, wie denn schon Longinus gesagt hat, die menschliche Kunst sei dann erst vollkommen, wenn sie Natur zu sein scheine?*)

Sagen wir es gleich mit einem Worte: menschliche Kunst ist die durch die Vernunft geleitete, erhöhte, vervollkommnete, vielfältigste zweckvolle Thätigkeit. Alles wird demnach darauf ankommen, den Begriff der Vernunft scharf und richtig zu fassen.

Im Vorigen ist schon darauf hingewiesen worden, daß es keinen thierischen Instinct geben kann, der nicht durch einen gewissen Grad von Intelligenz geleitet würde — unter letzterer verstehe ich bewußte Beachtung der zufälligen äußeren Verhältnisse. Eine schon öfter citirte Stelle von Plourens wird dies am besten illustriren: „Jedermann,“ sagt er, „kennt die Gartenspinne, deren Netz das Muster der von einem Centrum ausgehenden Radien ist. Ich habe dieselbe oft, kaum aus dem Ei gekrochen, ihr Netz spinnen sehen, dabei handelt der Instinct allein; aber wenn ich ihr Gespinnst zerreiße, bessert sie den Schaden wieder aus und zwar thut sie dies, so oft ich wieder irgend eine Stelle des Netzes beschädige. Es ist also in der Spinne außer dem rein mechanischen Kunsttriebe, der das Netz schafft, noch eine Art von Intelligenz, die sie von der beschädigten Stelle unterrichtet und ihr mittheilt, an welcher Stelle ihr Trieb wirken muß.“

Dieses schwache Licht, das in jedem, auch dem unvollkommensten Thiere wirksam ist und seinem Handeln und Wollen die Wege erleuchtet in den engen Bezirken, auf die es vermöge seiner Natur beschränkt und gleichsam eingeschlossen ist, hat sich nun bei dem Menschen zu dem hellstrahlenden Lichte der Vernunft entwickelt, das diesem eine Fülle von Macht, Selbstbewußtsein, innerer und äußerer Freiheit verleiht, die sein ganzes Thun als ein durchaus zweckbewußtes und freies von Allem, was etwa aus der Thierwelt ihm zur Seite gestellt werden könnte, scharf und ausnahmslos sondert.

Was ist nun das Wesen dieser Vernunft? Wie wirkt sie? Wie ist sie möglich geworden? Wie hat sie sich zuerst verwirklicht? Und in welchem Zusammenhange steht sie mit der menschlichen Kunst? Ist diese aus ihr, oder umgekehrt die Vernunft aus der Kunst hervorgegangen?

Merkwürdig, daß man in unseren Tagen fast überall zugiebt, daß die Kunst Anfänge, erste, roheste, kaum des Namens Kunst würdige Anfänge gehabt hat, daß man dagegen sich sträubt, das Gleiche von der menschlichen Vernunft zuzugeben, diese vielmehr als ein von Ursprung dem Menschen

*) Περὶ ὕψους § 22 Τότα ἡ τέχνη τέλειος, ἔτι καὶ ἂν φύσις εἶναι δοκῇ. Ähnlich Herder Galligone p. 172: „Der Mensch ist seiner Gattung nach ein Kunstgeschöpf. Auf den Gebrauch thätiger Vernunft mittelst sinnlicher Organe ist das Sein und Wohlfsein seines Geschlechts gebauet, nur durch Kunst ist er, was er ist, worden. Kunst ist ihm als Menschen natürlich.“

eingeborenes, gleichsam in aller Vollkommenheit ihm zugefallenes Vermögen anzusehen sich nicht entbrechen kann. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Offenbar dadurch, daß die meisten Menschen nur den augenfälligen palpablen Argumenten sich zu fügen geneigt sind, daß aber solche Beweise nur für die Kunst in den allerrohesten primitiven Werkzeugen und Artefacten erbracht werden können, während der innige Zusammenhang derselben mit der Vernunft, die eine nothwendige Vorbedingung für das Entstehen solcher Gegenstände überhaupt ist, als deren älteste, versteinerte Manifestationen demnach solche urweltliche Funde gleichfalls betrachtet werden müssen, leicht- hin übersehen oder als unbedeutend und unwesentlich nicht beachtet wird. Nur ernste, gewissenhafte Denker sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß beide in einem unlöslichen Zusammenhange stehen, daß solche primitive Kunstzeugnisse zugleich auf einen sehr primitiven Zustand der Vernunft hinweisen, daß kein Fortschritt der Kunst denkbar ist, der nicht zugleich einen Fortschritt der Vernunft involvirte, d. h. ebensowohl zur Folge, wie zur Voraussetzung hätte. Letzteres scheint paradox, erklärt sich aber leicht durch die unendlich kleinen Grade, in denen aller Fortschritt, und ganz besonders der Urzeit, sich vollzieht und durch die ununterbrochene Kette der Wechselwirkung zwischen Anschauung und Thätigkeit oder Fertigkeit.

Doch muß allerdings, wenn überhaupt von einer Priorität die Rede sein soll, zugegeben werden, daß die Kunst immer um einen Schritt vor der Vernunft vorausgeht und daß, wie es auch noch bis auf den heutigen Tag der Fall ist, die Erzeugnisse der ersteren die Ausdrucksfähigkeit und damit auch die Einsicht und Kraft der letzteren stets vermehren. Daß z. B. der Organismus nur eine Maschine ist, nur mechanisch wirken kann, das hat zum allgemeinen Verständniß erst in dem Zeitalter der Dampfmaschinen durchbringen können; ganz ebenso konnten in der Urzeit die Begriffe schneiden, bohren u. s. w. nicht vor dem Dasein des primitiven Steinmessers, Bohrers u. s. w. gedacht werden. Das Wort des Aristoteles: „Man versteht nur das, was man machen kann“ hat volle Wahrheit.

Eine deutliche und unwiderlegliche Begründung erhält diese Behauptung auch dadurch, daß, wie uns die Thierwelt zeigt, es eine vernunftlose Kunst giebt, während eine Vernunft ohne Kunst d. h. ohne erhöhte, vervielfältigte Fähigkeit praktischer Verrichtungen im Dienste des Lebens nun und nimmermehr angetroffen werden kann.

Man kann die ungeheuere Umgestaltung der menschlichen Existenz, wie sie durch das Auftreten und die allmähliche Entwicklung der Vernunftfähigkeit und das in Folge davon mit Bewußtsein vollzogene Heraustrreten aus dem Kreise der Thierheit möglich und nothwendig geworden ist, am besten in folgende einfache Formel zusammenfassen: Das Thier ist ein lebendiger Mechanismus und seine Intelligenz dient nur dazu, daß derselbe sich in der demselben eigenen Weise den äußeren Umständen gemäß zweckmäßig bewege.

Der Mensch dagegen erschafft vermöge seiner Vernunft den Mechanismus, den er seinen Zwecken dienstbar macht.

Während beim Thier der Intellect nur das leistet, daß es den äußeren Verhältnissen bis zu einer gewissen Grenze sich zu accommodiren vermag, unterwirft die menschliche Vernunft sich die Außenwelt und schreibt der Natur Gesetze vor. Eine allgemeine, durch nichts beschränkte und darum jeder Fortbildung fähige Kunst tritt an die Stelle der einzelnen Künste, als deren lebendige Verkörperung gleichsam die einzelnen Thierarten gelten können. Es erwacht zugleich in dem Menschen der Wissenstrieb, in seiner ursprünglichsten Form als Neugierde eine Art von intellectualem Nahrungsbedürfniß wie der Hunger ein körperliches ist.

Ich habe diesen Gegenstand ausführlich behandelt in meiner Schrift: „Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwicklungsgeichte der Menschheit“, welche das äußere thätige Leben der aus den Banden der Thierheit sich lösringenden Menschheit, mithin die Anfänge der menschlichen Kunst erörtert und somit als nothwendige Ergänzung, als das objective Gegenstück zu meinem „Ursprung der Sprache“, dessen Inhalt eigentlich der Ursprung der Vernunft ist, betrachtet werden muß. Beide Schriften zusammen enthalten die Lösung der Frage nach dem Ursprung des Menschen.

Es soll hier aber noch die Nothwendigkeit des Zusammenhanges zwischen Kunst und Vernunft deutlich gemacht, es soll die gemeinsame Wurzel, aus der beide hervorgegangen sind, nachgewiesen und somit das wahrhaft Wesentliche, d. h. das eigentlich Menschliche in ihnen zum Bewußtsein gebracht werden.

Das wichtigste Princip, von dem aus dies geschehen kann und geschehen muß, heißt Tradition oder Folgeleben.

Des Thieres Wirksamkeit ist mit seiner individuellen Existenz abgeschlossen. Alle Erfahrungen, die es innerhalb der engen Sphäre, die sein Dasein umschließt, etwa macht, gehen wieder verloren, da es weder die Möglichkeit, noch ein Interesse hat, dieselben einem Wesen seines Gleichen mitzutheilen. Alle seine Befähigungen gehen also nur direct durch Generation auf seine Nachkommen über — wie? ist freilich bis zur Stunde ein großes Geheimniß. Die Thatsache aber steht fest. Der Vogel singt sein natürliches Lied und baut sein kunstvolles Nest, ohne es gelernt zu haben, der junge Biber construirt seinen Bau, der junge Dachs gräbt seine Höhle ohne die mindeste Anweisung, ohne je etwas Aehnliches gesehen zu haben. Daß im Laufe großer Zeitperioden Modificationen in dieser natürlichen Thätigkeit eintreten, wird kein Vernünftiger leugnen; daß irgend ein Vogel zum ersten Male ein Nest, irgend ein Biber zum erstenmal eine Erdkammer gebaut haben muß, ist eine Forderung der Logik: sicher aber und zweifellos ist, daß alle diese Befähigungen nur durch Geburt und Vererbung sich fortpflanzen.

Ganz anders beim Menschen. Da ist ein bewußtes Fortpflanzen des

Geistigen und der Kunstfertigkeit, da ist ein Interesse der Mittheilung und Belehrung, da ist Ueberlieferung und Nachahmung, da ist ein Zusammenhang zwischen den aufeinanderfolgenden Generationen, der keineswegs auf Angeborensein, also Natur, zurückgeführt werden kann, wie schon daraus sich ergibt, daß alle die hierher gehörigen eigentlich menschlichen Befähigungen außerhalb dieses Zusammenhanges sich niemals entwickeln würden, daß sie also nur durch Erlernen den Individuen eigen werden.

Zunächst ist leicht zu verstehen, wenn es nicht schon Jedem von uns durch Erfahrung bekannt wäre, daß ein solches Ansammeln und Uebertragen der von den einzelnen Generationen erworbenen Erkenntnisse und Fertigkeiten im Laufe der Zeiten zu erstaunlichen Resultaten führen mußte, daß in solcher Weise menschliche Kultur und Machtentwicklung wie ein gewaltiger, sich stets vergrößernder Strom durch die Jahrtausende sich ergießen mußte, um endlich den mächtigen Ocean zu bilden, der heute im Stande ist, alle seine Quellen und Zuflüsse selber zu speisen und zu erhalten genau ebenso, wie die ungeheure Wassermasse, die das Festland umgiebt, die dieses Land durchströmenden und befruchtenden Flüsse in ewigem Kreislaufe speist und erhält.

Daß es also allein das Folgeleben ist, welches das große Wunder der unermesslichen Macht und Herrlichkeit des Menschen erklären kann, verstehen wir wohl: es erwacht nun aber die umso eifrigere Begierde, zu wissen, wie dieses Folgeleben denn entstanden, wie es möglich, wie es zuerst wirklich geworden ist. Lasset uns also mit ernstem Eifer und Besonnenheit der Beantwortung dieser die menschliche Vernunft im höchsten Grade, wie keine andere (handelt es sich doch um ihren eigenen Ursprung) interessirenden Frage zustreben.

Sicher gehen wir bei allen höchsten und wichtigsten Fragen nur dann, wenn wir die Untersuchung nach obersten (kantischen) Vernunftprincipien anstellen. Wir werden also nach den drei Analogien der Erfahrung (Permanenz, Folge und Wechselwirkung) vorangehen.

Wir werden also fragen:

1) Welches war die wichtigste Ursache, daß das Folgeleben eingetreten oder, was das Nämlische ist, dauernd (permanent) geworden ist?

2) Welches war die wichtigste Folge desselben?

3) Welches ist das wichtigste Mittel, das Ursache und Folge verbindend, eine stete Wechselwirkung, und im Einklange damit eine Kette von Wechselwirkungen hervorbringt, indem jede Wirkung wieder zur Ursache wird und so ein stets gesteigerter, durch die Ausdehnung und Zahl der Wirkungen und ihr Sineinandergreifen in's Unermessliche strebender Fortschritt möglich wird?

Auf die erste Frage antworte ich: es war, ist und bleibt die Gemeinsamkeit des Willens oder die Sympathie. Dieser Grund, der eine größere Zahl von individuellen Willen zu einem einzigen verbindet, ist ethisch. Er ist die unerläßliche Bedingung und Voraussetzung alles Gemeinlebens. Man nehme die Sympathie hinweg und alles Gemeinleben, mithin auch ihr

wichtigstes Product, die Vernunft wird unmöglich. Daß das Gemeinleben fort dauert, kann also nur aus jenem ethischen Factor, als letzter Wurzel, erklärt werden. Indem man gemeinlich (dies thut u. A. auch Kant) die Ethik und das sociale Leben aus der Vernunft herleitet, verwechselt man die Ursache mit dem Mittel, den Willen, der das Ursprüngliche ist, mit dem Bewußtsein dieses Willens, welches secundär ist. Die Vernunft ist kalt und ruhig, sie sieht nur Zweck und Mittel, sie handelt nicht in uns, sie hilft uns nur handeln, sie erglüht nicht für das Ganze, sie ordnet nicht den egoistischen Willen den höheren Zwecken unter, sie opfert nicht, sie entsagt nicht, sie hofft nicht und duldet nicht, denn sie weiß nichts von Liebe — sie ist ja nur der treue Spiegel, der Alles zurückwirft, sowohl die Außenwelt wie unsere inneren Regungen — alle jene Regungen aber, edle wie unedle, gute wie schlechte, strömen aus einer ganz anderen Quelle, aus dem Gemüthe, aus dem Willen. Dieser, der in den Einzelwesen Charakter heißt, ist das Dauernde und Unveränderliche, der Baum, der die Früchte trägt, sowie seine Art ist. Und so ist denn auch der gemeinsame oder ethische Wille, die Sympathie, die wahre und einzige Ursache der Permanenz des Gemeinlebens, d. h. des Folgelebens.

Auf die zweite Frage antworte ich: Die wichtigste Folge jener Gemeinsamkeit des Willens individueller Wesen ist Gemeinsamkeit der Thätigkeit, und auch diese fällt, wie ich an einer anderen Stelle*) gezeigt, noch innerhalb der Grenzen der Thierwelt, wofür Beispiele leicht anzuführen, wie die Wölfe oder Hunde, die gemeinsam eine Beute jagen, Büffel oder Affen, die sich gemeinsam vertheidigen. Die Grenzlinie des Menschlichen beginnt dagegen mit dem gemeinschaftlichen Schaffen und hier ist der wahre Ursprung jenes höheren, von Vernunft geleiteten und getragenen Folgelebens. Daß darin zugleich der Anfang, d. h. die erste Manifestation der von dem Begriffe des Menschen unzertrennlichen Ideen von Recht, Besitz und Werth gelegen ist, werde ich, wenn es mir vergönnt ist, in einer besonderen Schrift ausführlich darthun, hier haben wir es nur mit menschlicher Kunst und Kunstfertigkeit zu thun. Zeigen wir also, wie das Natürliche und Unbewußte durch das Gemeinleben in das Kunstmäßige und Bewußte übergehen konnte und mußte.

Gewiß waren die Schöpfungen der Urmenschen wenig verschieden von dem, was wir bei den höheren Thieren Analoges vorfinden; ich glaube sogar, daß sie an Künstlichkeit weit hinter den Bauten des Wibers zurückblieben. Aber Eines war, was ihnen die große Zukunft verhieß, sie waren gemeinschaftliche Angelegenheit. Die Erdhöhle oder das aus Baumzweigen geflochtene Nest, nicht der Einzelne braucht sie für sich und seine Jungen — wie allwärts und ausnahmslos in der Thierwelt geschieht, denn die gemeinsamen

*) Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft, pag. 379.

Bauten der Biber oder der Vögel u. A. sind nur Aggregate — sondern sie werden durch den gemeinsamen Willen, durch die vereinigte Thätigkeit vieler geschaffen. Man wolle hier die erste Spur der Wechselwirkungen beobachten und erwägen, wie die Gemeinschaft Dauer erhält, indem sie Dauer verleiht. Denn das gemeinsam geschaffene Werk, die Wohnung wird zum Bindeglied, es vereinigt alle Glieder der Herde und zwar vereinigt es sie durch den gleichen Antheil, den jeder Einzelne an dem Ganzen hat, es wirkt hierbei also nicht nur die Liebe, sondern auch das egoistische Interesse, die beiden gewaltigsten Triebe verbünden sich und werden in dieser Verbindung unbezwinglich. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, Menschen, die sich tödlich hassen, werden durch das Interesse zusammengehalten; die größte Zahl der Ehebündnisse zeigen ein erloschenes und erkaltetes Aschenhäuflein auf dem Altar, doch die Mauern des Hauses umschließen die Widerwilligen und die Gemeinsamkeit der Interessen macht ein Entrinnen unmöglich. Nicht minder wichtig und wirksam ist eine andere Art von Wechselverhältniß, das zwischen der Gesamtheit und den Einzelnen; die erstere besteht zwar nur aus den letzteren, übt aber zugleich eine unbeschränkte Gewalt über dieselben aus. Denn die Starken und Mächtigen reißen die Schwachen und Verzagten mit fort, geben diesen sogar jenes Selbstvertrauen, das heute jedem eigen ist, der sich als Glied eines größeren Ganzen weiß und dessen Mangel bis zur Selbstvernichtung den Ausgestoßenen martert; war doch keine Pest, kein Ausatz so gefürchtet wie der Wannstrahl der Druiden und der christlichen Kirche. Das wichtigste Product dieses Wechselverhältnisses ist Disciplin in der doppelten Bedeutung dieses Wortes, als Zucht und Unterweisung. Ist doch jede Unterweisung nur eine Zucht des Willens und so wird jede Kunstfertigkeit des Menschen entwickelt oder gezüchtet. Das Bedeutsame aber ist, daß dies hier nicht durch den fremden Willen geschieht, sondern den eigenen der Gesamtheit, die sich nur so erhält und weiter entwickelt. Sonach ist das, was wir heute Kunsttradition nennen, und als dessen Gegentheil objectiv Puscherei, subjectiv Vermilderung angesehen wird, älteste menschliche Tradition gewesen, ja recht eigentlich der Keim, der das ganze menschliche Folgeleben sowohl nach seiner ethischen (vorhergehenden) als nach seiner Vernunft- oder intellectualen Seite in sich schloß. Die Instruction der jungen Geschlechter war zuerst natürliche, bald aber bewußte Aufgabe der Gemeinschaft; denn durch die Belehrung selbst erwacht erst das Bewußtsein. Alle Kunstthätigkeit, so einfach sie war in den Urzeiten, mußte so entwickelt, erlernt und bewußt werden. Unbewußt wäre sie geblieben, wenn die Individuen jedesmal von der Gemeinschaft sich abgelöst und auf eigene Hand die angeborene Geschicklichkeit d. h. thierische Kunst zu ihres Lebens Unterhalt verwerthet hätten.

Die hier nachgewiesene zweifache Wechselwirkung — nämlich zwischen den Schaffenden und dem Werke, sowie zwischen der Gemeinschaft und den Individuen — führt auf die Beantwortung der dritten Frage:

Welches war das wichtigste Mittel zur Pflege und Erhaltung des Gemein- und Folgelebens.

Darauf antworte ich unbedenklich: Die Sprache, denn sie ist die Mutter der Vernunft, ja sie ist die Vernunft selber.

Ich habe im Vorigen gesagt, daß das, was den thierischen Organismus vom bloßen Mechanismus unterscheidet, das Bewußtsein ist, daß alle thierische Kunst und mechanische Befähigung durch einen gewissen Grad von Bewußtsein dem Centralwillen des Thieres dienstbar sein muß. Gesteigert wird dieses Bewußtsein durch die äußeren Sinne und soweit erstreckt sich denn auch der Intellect des Thieres, als es seiner eignen Wirkungsfähigkeit innerlich bewußt ist und dieselbe unter der Controle der äußeren Sinne zweckmäßig ausübt.

Worum es sich aber bei der menschlichen Kunst, als einer im Folgeleben der Geschlechter sich fort und fort erneuernden und dadurch zugleich emporstrebenden und wachsenden handelt, das ist offenbar das Gemeinbewußtsein, das seine beiden Stützpunkte oder auch Doppelwurzeln in dem Gemeinwillen und dem gemeinschaftlichen Schaffen hat. Ohne dies Gemeinbewußtsein, der ersten Vorstufe der menschlichen Vernunft, die seitdem diesen Charakter treu bewahrt hat, wäre eine Sorge für Tradition, also Erziehung, Unterweisung der heranwachsenden Geschlechter in der Kunstfertigkeit ganz undenkbar.

Es wird nun gewiß Niemand Wunder nehmen, wenn ich hier sage, daß das Gemeinbewußtsein nach Ausdruck ringen mußte und daß es denselben endlich in der Sprache fand.

Die Leser meiner früheren Schriften werden wissen, worauf es hier ankommt und werden sich der vollkommenen Uebereinstimmung, die sich auch auf diesem von einer anderen Seite betretenen Wege mit meiner Theorie vom Ursprung der Sprache ergibt, mit mir erfreuen.

Gemeinbewußtsein und Mittheilungsbedürfniß sind so eng und nah verwandte Begriffe, daß kaum zu begreifen ist, wie eins ohne das andere bestehen kann. Das Mittheilungsbedürfniß ist innerer Drang, ihm entquillt der Laut, wie wir bei Taubstummen, sprachlosen Kindern, ja selbst bei Hunden — denn das Wollen ist ein Versuch zu sprechen und nur in der Gemeinschaft mit dem Menschen erworben — tagtäglich beobachten können. Aber der Laut ist keine Sprache, er hat keine Bedeutung, er ist nur der Ausdruck der inneren subjectiven Erregung, die kein Gegenstand des Vernunftdenkens, sondern nur der sympathischen Mitempfindung bei gleichgestimmten Wesen sein kann. Um Werkzeug der Mittheilung werden zu können, muß er ein Mittel des Verständnisses, also ein Object in sich aufnehmen, das mit ihm sich innig verschwifert und wodurch er befähigt wird zu erinnern, Alle an die gleiche Vorstellung zu erinnern.

Was aber konnte dies Object anderes sein, als das in jener Urzeit der erst dämmernden Vernunft einzig Verstandene und zugleich von Allen Ver-

standene — denn was verstehen wir denn als das, was wir machen können? — das Product des gemeinsamen Schaffens, das gemeinschaftliche Werk?

Ich darf mich wohl enthalten, die zahlreichen, auf ganz anderen Wegen für den gleichen Gegenstand erbrachten Beweise, die in meinen Schriften niedergelegt sind, hier nochmals zu wiederholen. Tauben Ohren ist nicht gut predigen, und die krankhaften Materien, die die Ohren verstopfen, operativ zu entfernen, ist ein unerfreuliches Amt und Gottlob nicht das meine.

Also die Kunst war es, die den menschlichen Gedanken in ihrem Schooße trug und aus der er, ein schwaches, hilfloses, lallendes Kind, zuerst entbunden wurde. Und doch ging damals ein Bittern durch die Welt, denn der Augenblick war gekommen, da der Geist sich losrang von dem dumpfen Stoffe und auf Engelsfüßchen seinen Flug nach den Höhen des reinen Aethers begann.

Alle Sprache ist Poesie. Alle Ausdrucksfähigkeit verlieh ihr die Kunst, alle Bereicherung kann ihr heute und immerdar auf keinem anderen Wege erwachsen. Aber nur die Berufenen können sie wahrhaft bereichern. „Die Chemie stammelt Griechisch und Latein, im Munde Liebigs wird sie sprachgewaltig“, sagt Jakob Grimm.

Die Kunst veräußerlicht den Gedanken, und in dem sie dies thut, schafft sie ihn erst. Der Gedanke aber verinnerlicht die Kunst. Sein Körper, die Sprache ist das allgewaltige Mittel der Aufbewahrung, der Erhaltung, der Mittheilung und Fortpflanzung — also des wahren Folgelebens alles menschlichen Wissens, Könnens und Willens. Verschleuche die zarten Luftgebilde und alles Menschliche erstarrt und stirbt wie das Leben des Einzelnen, wenn der Hauch des Athems stockt.

Der Strom der Tradition rinnt einzig durch das Flußbett der Sprache. Das Wort ist das unvergängliche Siegel des Menschengeistes, der reinste Spiegel des Denkens und der Weltbetrachtung jeder Zeitperiode. Was man kannte, das nannte man auch, und wenn etwas nicht benannt wurde, da ist es der sicherste Beweis, daß man es nicht gekannt hat.

Wir haben gezeigt, wie das Wort als vermittelndes Glied, also recht eigentlich als Mittel zwischen Wollen und Können, zwischen Schöpfer und Geschöpf getreten ist, beide in ihrer Wechselwirkung erfaßt und als Gedanke in dem Bewußtsein des Menschen niedergelegt hat. Mit ihm beginnt aber die Wechselwirkung auch ihr unendliches Spiel.

Denn es verketet zunächst die Geister, und indem es von dem Mund des Einen ausgeht und von dem Ohr des Andern aufgenommen wird, weckt es in diesem den gleichen Gedanken, der doch auch wieder ein anderer ist und dadurch an Inhalt bereichert zurückkehrt zu dem, von dem es ausging, so in steter Wechselrede und Wechselwirkung stets klarer, stets vollkommener, stets bewußter die Reihen der Menschen durchwandert, die Lebenden mit den Todten verbindet und zugleich den noch ungeborenen Geschlechtern künftige Klarheit schon heute vorbereitet.

Aber viel gewaltiger noch und in uner schöpflcher Fülle und Mannig-

faltigkeit gestaltet sich die Wechselwirkung, die durch die Sprache zwischen den Dingen sich vollzieht. Einbezogen in das menschliche Thun werden die ewigen Sterne, die von unerreichbaren Höhen den Berechnungen des Weisen ihre Harmonie verkünden und dadurch zugleich dem Schiffer den sicheren Weg vorzeichnen in den einsamen Tiefen des Weltmeers. Vorausgewußt ist der Schatten, der nach Jahrtausenden das Licht der Sonne verhüllen wird und der vordem mit furchtbaren Beängstigungen die Seelen der Menschen schüttelte. Alle Zonen der Erde tauschen ihre Producte aus, alle Geschehnisse der Welt werden zum Gemeingute der Erkenntniß und nichts Bedeutendes begiebt sich, das nicht sofort auf Gedankenflügeln von einem Ende der Erde zum andern sich verbreitete. Der Wille des Menschen, der Länder und Continente verbindet, indem er die ewigen Berge durchbohrt und das unermessliche Weltmeer überbrückt durch die schmale Spur des Gedankens tief auf dem Grunde seiner Wasser, er verrichtete alle diese Wunder nur durch die geflügelten Boten, den schwachen Hauch seines Mundes, der in ruheloser Hast hin- und herläuft und die entlegensten Dinge mit einander verbindet, wie nicht minder die durch unermessliche Räume oder Jahrtausende von einander getrennten Geister. Unsterblicher Gefährte der sterblichen Menschen, wie groß und staunenswerth ist Deine Macht! Durch Dich wird die Menschheit zu einem Bewußtsein, zu einem einzigen erfahrenden Geiste, dessen Segnungen jedem Einzelnen zu Gute kommen, während er selber nur einen kleinen Theil dieses Bewußtseins sich anzueignen, festzuhalten und weiterzuführen nöthig hat.

Die einzige, mit nichts anderem vergleichbare Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das Zustandekommen eines geistigen Folgelebens ausführlicher darzustellen, ist hier nicht der Ort. Diese Aufgabe bleibe dem vorbehalten, der in künftigen Tagen das große Wagniß, eine „Geschichte der Vernunft“ zu berichten, unternehmen wird. Ich heiße ihn heute schon herzlich willkommen. Von diesem „Vogographen“ wird man mit viel mehr Recht als von den alten den Anfang der wahren Weltgeschichte datiren. Minnt unterdeß noch eine Weile, ihr Thränen der mit Namen, Zahlen, Schlächten und Tractaten abgemarterten Jugend! Und blühet noch eine Weile in eurer Verborgenheit, ihr staubgeborenen Pedanten trockenster Sprachgelehrsamkeit, die ihr es fertig gebracht habt, für das Herrlichste was es in der Welt giebt, die Sprache, durch eure geistlose Silbenstecherei und Wortklauberei der Mehrzahl der Denkenden einen gründlichen Ekel einzufloßen!

Einen sehr wichtigen Unterschied innerhalb der Factoren des menschlichen Folgelebens muß ich indessen hier noch hervorheben, nämlich den zwischen Instruction und geistiger Tradition. Er entspricht als höhere Entwicklung der bereits gemachten Unterscheidung zwischen den angeborenen Kunstfertigkeiten des Thieres und seinem Intellect. Die durch das Organ der Sprache sich fort und fort vollziehende geistige Tradition vervollkommnet den Intellect der jungen menschlichen Individuen und macht sie der Vernunft theilhaftig; diese ist zugleich das allumfassende Mittel jeder Belehrung.

Aber genügt denn eine solche bloß geistige Tradition, genügt es denn, daß man die Sache im Kopfe hat und mit Worten aussprechen kann? Gewiß nicht. Und wie der Malerzögling heute seinen Arm und seine Hand ebenso wie sein Auge ausbilden muß durch fortgesetzte Uebung und Anschauen der Vorbilder gegenwärtiger und früherer Meister, wie jede Kunst nur durch solche praktische Tradition, d. h. Instruction, sich erhält und weiter entwickelt, ebenso mußten in der Urzeit die nachwachsenden Geschlechter fort und fort in den höchst primitiven Kunstfertigkeiten jener ersten Begründer menschlicher Macht und Größe sich einüben, und zwar unter Anleitung und durch Nachahmung der Erwachsenen, die es bereits verstanden, das rohe Steinwerkzeug zu verfertigen, zu handhaben, den Baum zu fällen oder die Zweige zu flechten. Ja das Organ der geistigen Tradition, die Sprache selbst als Kunst betrachtet, d. h. die Bewegung der Lautorgane, konnte damals und kann heute noch auf keine andere Weise dem Kinde mitgetheilt werden. Auch sie ist also nach dieser Seite durchaus nichts Anderes, als durch Nachahmung (Wortsprechen) angeeignete Kunstfertigkeit, also Gegenstand der Instruction. Ihr Inhalt dagegen, das was bei den Lauten gedacht wird, bildet das Object der Tradition. Und dieser umfaßt zugleich wohl alles Uebrige, aber als Wissen, nicht als Können. *Doctus* bei den Römern bezieht sich auf beides; die *Viri Docti* dagegen reden von Taktik, Strategik, Ackerbau u. s. w. — nach Büchern.

Wir haben sonach eine bestimmte, für Jeden faßbare und nach ihrem Entstehungsgrunde durchaus klare und verständliche Grenzlinie gezogen zwischen thierischer und menschlicher Kunst. Wie wir bei jener als das wichtigste und charakteristischste Merkmal hervorhoben, daß sie angeboren und nicht erlernt, daß sie durchaus nur den Lebenszwecken des Individuums dienen müsse und nicht etwa anderen Interessen, ebenso bestimmt charakterisiren wir die menschliche Kunst dadurch, daß wir sagen: sie ist nicht angeboren, sie muß erst in dem Individuum entwickelt, also erlernt werden, und daraus folgt eben so gewiß, daß sie nicht ausschließlich den individuellen Zwecken dient, sondern auch anderen.

Mit dieser Wahrheit fällt denn ein helles Licht auf die früheren unklaren Bemühungen, zwischen thierischen Instincten und menschlichem Verstand oder Vernunft einen absoluten Unterschied zu machen, ohne daß doch Jemand zu sagen im Stande war, was er unter jenem und diesem verstanden wissen wollte. *Words, mere words*, wie bei so vielen menschlichen Streitigkeiten! Näher kam man der Sache durch die zuerst von Reimarus und Kant*) aufgestellte Definition, daß der Begriff des Instincts Alles das umfasse, was ohne erlernt zu sein, unbewußt und zweckmäßig geschehe. Die Begründung dieser Definition vermochte man freilich nicht zu geben, man constatirte eben nur einfach die Thatsache.

*) *Muthmaßlicher Anfang u. s. w.* pag. 367, Rosenkranz. Ich führe dies an, weil man in neuerer Zeit stets Darwin als den Urheber dieser Definition bezeichner.

Wir wissen nunmehr, was es mit der negativen Bestimmung „ohne erlernt zu sein“ für eine Verwandtniß hat. Bei dem Thiere ist (abgesehen von dem außerordentlich Wenigen, was es etwa in seinem Lebenslauf für sich selber erlernt) alles Erlernen Dressur im Dienste des Menschen, nicht selbststeigende Natur. Der an den Pflug gespannte Stier, das dem Reiter gefügige Roß, sie haben eine *capitis deminutio*, eine Degradation erfahren, seitdem ihnen „Zeus den Tag der Freiheit und damit die Hälfte ihrer Kraft genommen hat.“

Bei dem Menschen dagegen hat sich das Wunder vollzogen, daß das Erlernte seine wahre Natur ist, wie denn Bändigung der ursprünglichen, wilden Naturtriebe die Hauptaufgabe aller Erziehung ist. Aller Mensch und alles Menschliche muß gebildet, entwickelt, erzogen werden.

Und wie ist jenes Wunder möglich geworden? Nur dadurch, daß der Erziehende und der Erziehene, der Lehrende und der Lernende ein und dasselbe Wesen sind. Dieses scheinbare Paradoxon hat in unserer Darstellung allen Widerspruch verloren, ist klar und verständlich geworden. Der neu entstandene Organismus, die sociale Gemeinschaft mit den untrennbar verbundenen Interessen des Einzelnen und des Ganzen erschafft ein unsterbliches Folgeleben, dessen Wirkungen, Sprache, Vernunft, Recht und Sitte, Wissenschaft und Kunst, von Geschlecht zu Geschlecht übertragen und sich vervollkommnend der Menschheit eine stets größere Machtfülle und innere Veredelung zusichern.

Und hiemit ist auch die Grenzlinie zwischen Natur und Cultur in ihrer gewöhnlichen Entgegenstellung gezogen. Cultur ist alles das, was die Menschheit, seitdem sie Menschheit d. h. socialer Organismus ist, sich an Befähigung, Wissen und Können in der Gemeinschaft angeeignet hat und mit unermüdlichem Eifer, ja mit einem furchtbaren Ernst, der eben beweist, daß es sich um ihr Lebensprincip handelt, der Gemeinschaft erhält. Die organischen Kräfte stammen aus der Natur, die geistigen sind eigenstes Eigenthum des Menschen.

Ob demnach die Sprache, das wesentlich und ausschließlich Menschliche, nach dieser Betrachtung zur Natur oder Cultur zu rechnen sei, möge Jeder sich selber beantworten.





Nus Universitätskreisen.*)

Don

Moritz Cantor.

— Heidelberg. —

Wir befinden uns in Padua. Es ist vor nahezu 300 Jahren, in den letzten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts. Schon dreimal vollzog sich die säculare Wiederkehr der Gründung der berühmten Hochschule, welche die Sage mit dem Hohenstaufen Friedrich in Verbindung zu setzen liebt, dem so vielfach in der Geschichte mittelalterlicher italienischer Culturgeschichte Genannten. Aber die Zeit größter Blüthe war bereits vorüber. Das Entstehen neuer Universitäten in zahlreichen Städten Italiens mußte auf die Menge der an jeder einzelnen eingeschriebenen Studirenden im umgekehrten Verhältnisse einwirken. Verief man hier sich auf altes Ansehen, so brüstete man sich dort mit neuen Vorzugsrechten. Verbot ein Fürst seinen Unterthanen außerhalb Landes zu studiren, so folgte ihm der Nachbarfürst eifersüchtig nach, und auch der Freistaat Venedig schloß sich in Bezug auf seine Universität Padua der engherzigen Maßregel an, welche höchstens einer Entvölkerung vorbauen, zunehmende Theilnahme nicht erzwingen konnte. Die Schädlichkeit des Studienzwanges bei der heimatlichen Hochschule für die Entwicklung derselben hatte nur ein Gegengewicht: die Studienfreiheit der Ausländer. Der Deutsche, der Franzose, der Pole, die sich ihrer geistigen Ausbildung wegen nach Italien begaben, waren frei in der Wahl ihres Aufenthaltes. Sie mußten durch das, was jede Universität leistete, angezogen und festgehalten

*) Der Stoff zu diesem Aufsätze ist größtentheils dem vorzüglichen Buche von Ant. Favaro: Galileo Galilei e lo Studio di Padova, 2 Bände, Florenz 1883, entlehnt.

werden, und so bildeten sie den Gegenstand der nothwendigen Wettbewerbung, ohne welche geistiges Leben kaum je gedeiht. Lehrstühle in größerer Anzahl, als unsere neueste Gegenwart sie kennt, entstanden, wurden aus Sparsamkeitsgründen wieder aufgehoben, entstanden auf's Neue. Wie man das Studium erleichtern, das Nichtstudium angenehm und ergötzlich machen könne, darauf ging fast gleichmäßig das Sinnen der Staatslenker. Sehen wir an einigen Zügen aus den paduaner Kreisen Ursache und Wirkung. Widersprüche werden nicht selten erscheinen, selbst ein Zeichen folgewidriger Maßnahmen, wie es jene schon genannte Beschränkung der Studienfreiheit war.

Deutsche und Franzosen bevorzugten vielfach Padua vor anderen italienischen Universitäten, nicht immer, um Vorlesungen zu hören. Ein Schriftsteller, welcher 1576 eine Reise beschreibt, die König Heinrich III. von Frankreich durch Italien machte, erzählt: „Nicht Alle, welche Studenten heißen und nach Padua gehen, begeben sich der Wissenschaften wegen dorthin. Insbesondere der größere Theil der Franzosen hat die Absicht, reiten, tanzen, fechten, italienische Gebräuche und Sitten, für welche sie schwärmen, kennen zu lernen, und um dieser und ähnlicher Tugenden willen ziehen sie nach Padua.“ Das war den Zehnmännern Venedigs ganz angenehm. Man ließ die Studenten, fremde wie einheimische, ruhig gewähren, wenn sie nächtlicherweile, mit Büchsen bewaffnet, die Stadt durchzogen und das Rohr an die Oeffnung eines Thorschlosses haltend abfeuerten. Wollte der erschreckte und erzürnte Hausbesitzer auf die Straße eilen und an den Ruhestörern Rache nehmen, so fand er das Schloß vom Schusse zerschmettert, sein Schlüssel paßte nicht mehr, und er war Gefangener im eigenen Hause und mußte seinen Born in ohnmächtigen Verwünschungen auslassen, während die Herrn Studenten, von keinem Nachtwächter in ihrem Vergnügen gestört, lachend und singend weiterlärnten. Aber die Deutschen und Franzosen brachten nicht bloß fremdes Geld und überall heimische Thorheiten, sie brachten auch fremde Gefinnungen in's Land. Nahmen sie von den Italienern feine Umgangsformen nach damaligem Zeitbegriffe an, so wurden die Italiener angesteckt durch hugenottische und lutherische Lehren, in welchen die Fremden aufgewachsen waren, und das war den Zehnmännern nicht recht. Es sollen ja, schreibt ein Staatserlaß vom Juni 1550, Sectenführer in Padua öffentlich aufgetreten sein und in religionswidriger Weise sich ausgesprochen haben. Vergeblich leugnen die Universitätsbehörden das Vorhandensein von Kettern. Und es ist doch wahr, daß Hugenottenlehren offen verkündet werden, lautet die Antwort. Man solle den Uebelthätern den Proceß machen; man solle auch Niemand die Doctorwürde verleihen, der nicht vorher ein vorchriftsmäßiges Glaubensbekenntniß abgelegt habe. Man sollte meinen, es sei ganz im Sinne dieser Erlasse gehandelt gewesen, als der Bischof von Padua sich besonders über die deutschen Ketzer in scharfen Worten aussprach. Aber nein! Die deutschen Studenten beschwerten sich, und sie erhielten Genug-

thuung durch eine amtliche Verleugnung der unpassenden Rede. Dieser Widerspruch wird allerdings zum Theil durch die eiferfüchtige Gegnerschaft der weltlichen und der geistlichen Behörden gelöst, welche damals auch in dem glaubensstrengen Venedig sich bemerklich machte, und welche in den Streitigkeiten zwischen Universität und Jesuitenschule sich am Deutlichsten offenbarte.

Es war im Jahre 1542, daß die Jesuiten in Padua ihren Einzug hielten. Durch die Vermittelung eines Ordensgeistlichen, Andrea Stppamano, der einer Patricierfamilie Venedigs entstammte, war es ihnen gelungen, die Erlaubniß zur Gründung einer Knabenschule zu erhalten. Grammatik war zuerst der einzige Unterrichtsgegenstand, welchen sie lehrten. Bald trat zur lateinischen Sprache die griechische, zur Grammatik die Rhetorik. Logik, Philosophie, Mathematik, Metaphysik, Theologie kamen nach und nach in unmerklichen Uebergängen hinzu, und was das Schlimmste war, die Jesuiten hatten den äußeren Erfolg für sich. Ihr Collegium füllte sich von Tag zu Tag, während beispielsweise die Grammatikschulen der Universität, die viel länger bestanden, eine nach der andern aus Mangel an Schülern geschlossen werden mußten. Wie kam es, daß die Jesuitenschule solches Uebergewicht gewann? Es genügt gewiß nicht, die Vorsicht dafür verantwortlich zu machen, mit welcher die Jesuiten bei Ausdehnung ihres Unterrichtes vorgingen, noch die Sorglosigkeit der Universitätsbehörde, welche veräußerte, gleich am Anfang den nothwendigen Widerstand zu üben. Innere Gründe müssen vorhanden gewesen sein.

War vielleicht der Unterricht im Jesuitencollegium der strengen Ordensregel gemäß ein regelmäßigerer? Auch das kann nicht behauptet werden. Die Professoren der Universität Padua standen in Bezug auf die Abhaltung ihrer Vorlesungen unter genauester Aufsicht. Man ging bei deren Anstellung von dem Gedanken aus, sie seien besoldet, um Vorlesungen zu halten, nicht bloß um dem Namen nach Professoren zu sein und als solche anderen gelehrtten Arbeiten sich zu widmen. Sie mußten also zu bestimmten Stunden lesen, ohne daß eine Vorlesung die andere hinderte. Der Professor der Mathematik beispielsweise las um 3 Uhr Nachmittag, und im Jahre 1609 legte dieser — es war kein geringerer als Galileo Galilei — wiederholt Beschwerde dagegen ein, daß die Vereinbarung durch den Professor der Medicin Vimbioli nicht eingehalten werde, daß vielmehr auch dieser gegen den Stundenplan um 3 Uhr lese und dadurch viele Mediciner hindere, das für sie so wichtige mathematische Colleg zu besuchen. Ferner mußten die Vorlesungen an einem bestimmten Tage beginnen, an einem gleichfalls bestimmten Tage zu Ende gehen. Wer jenen Tag veräußerte oder innerhalb des Studienjahres Vorlesungen aussetzte, mußte für jede Veräußerung einer der Höhe seiner Besoldung entsprechenden Geldstrafe sich unterwerfen, eine Maßregel, welche wie in Padua so auch in Pisa gehandhabt wurde. Der Professor mußte auch Mühe darauf verwenden, seine Zuhörer zu fesseln. Waren in einer Vorlesung weniger als sechs Studenten anwesend, so verfiel

der Lehrer in eine Geldstrafe von 10 venetianischen Liren. Man wird zugeben müssen, daß die strengste Ordensregel keinen schärferen Zwang ausüben konnte.

Der dem Jesuitencollegium zuströmenden Menge mußten wohl andere Beweggründe maßgebend sein. Da war vor Allem die straffere Disciplin, welche über die Schüler gehandhabt wurde, von Einfluß. Späße, wie solche, von denen oben die Rede war, regten die Bewohner Paduas gegen die Universität und deren Studenten auf, waren auch sonst nicht nach dem Geschmacke aller Eltern, und wenn dem allenfalls dadurch begegnet werden konnte, daß man die Söhne im Hause eines Professors unterbrachte, bei welchem sie besonderen Unterricht und einige Aufsicht genossen, so kam ein anderes hinzu. Der legerische Geist, so war aus amtlichen Kreisen selbst bekannt geworden, regte sich unter Paduas Studentenschaft. Die Jesuiten trugen Sorge dafür, daß die Kunde davon vielfach ausgeschmückt und übertrieben sich verbreitete. Ein guter Katholik konnte nicht zweifelhaft in der Wahl sein, ob er seinen Sohn einer solchen Universität oder der glaubensreinen Erziehung der Ordensväter anvertrauen sollte.

Es kam ein weiterer Umstand hinzu. Den Professoren war es statutenmäßig verboten, gedruckte Werke oder auch nur geschriebene Vorlesungshefte abzulesen. Ein Doctor cartaceus, ein papierner Lehrer, wurde verächtlich gescholten, wer solches that. Nicht minder wurde etwas später, 1614, den Professoren verboten, in Privatissimen die Schüler in den punti zu unterrichten, das heißt, in den Gegenständen, über welche sie in der Doctorprüfung befragt wurden; sie durften also, um des heutigen Kunstausdrucks uns zu bedienen, Niemand zum Examen einpaulen. Den geraden Gegensatz dazu bildete die Unterrichtsweise der Jesuiten, welche das Dictiren in den Vorlesungen einführten. Es ist wohl keine Frage, daß wissenschaftlich der Universitätsverordnung einzig und allein zuzustimmen ist, aber die Erfahrung billigte das geisttödtende Jesuitenverfahren. Die Bequemlichkeit, nicht denken zu müssen, trug den Sieg über die Nothwendigkeit selbstthätiger, angestrebter Aufmerksamkeit davon.

Rechnet man endlich noch mit den dem Orden zur Verfügung stehenden Geldmitteln, welche es möglich machten, insbesondere ärmeren Zöglingen Erleichterungen zu verschaffen, die die Universität in diesem Grade unmöglich bieten konnte, so wird es begreiflich, wie hange Sorge die Leiter der Hochschule erfüllen mußte, als um 1591 der Unterricht im Jesuitencollegium die erwähnte Ausdehnung annahm, als die Jesuiten einen Lectionskatalog drucken und öffentlich anschlagen ließen, als sie ihm, ganz wie es der Brauch an Universitäten war, eine gelehrte Abhandlung beifügten, als sie den täglichen Anfang des Unterrichts durch Glockenschall verkünden ließen, genau in der Weise, wie die Glocke des Universitätsgebäudes in die Vorlesungen rief.

Die Eifersüchteleien der beiden Anstalten spiegelten sich in Streitigkeiten zwischen ihren Schülern, zwischen den Jesuiten und den Bovisten ab. Der erstere Name ist von selbst verständlich, der zweite bedarf der Erläuterung, damit nicht etwa ein Leser wähne, er entspreche dem, was der deutsche Student einen Ochsen nennt, einen Menschen, der dem Ochsen gleich angestrengt arbeitet. Der Ursprung des Wortes ist ein viel äußerlicherer. Seit 1493 war der Palast der Herren von Carrara in Padua der Universität übergeben worden. Die Räumlichkeiten im Erdgeschoße, früher vorzugsweise als Ställe benutzt, wurden zu Hörsälen umgebaut, und bis auf den heutigen Tag heißen die drei Eingänge: das Ochsenthor, das Ruchthor, das Kälberthor, bis auf den heutigen Tag heißt das Gebäude selbst im Volksmunde Il Bò, wie es vordem häufiger Hospitium Bovis als Sapientia (Weisheit) genannt wurde, trotzdem letzterer Name der amtlich zu führende war. Wie viel die Spottsucht zur Beibehaltung des zu schöneden Bemerkungen geradezu auffordernden Namens beigetragen haben mag, kann ununtersucht bleiben, jedenfalls war er gang und gäbe, und mit billigen Witzen waren die Jesuiten keineswegs sparsam, so wenig wie die Bovisten ihrerseits. Bis in die gegenseitigen Hörsäle drangen sie, und wurden heute die Einen von den Anderen im Gebrauche ihres Hausrechtes unter jubelndem Geschrei mit Gewalt entfernt, so wiederholte sich morgen das gleiche Schauspiel unter Vertauschung der Rollen. Die Wände mit Spottversen zu bekränzen, solche bis auf den Katheder der Professoren anzubringen, schmutzige Anzüglichkeiten auf Flugblättern in der Stadt zu verbreiten, gehörte zu den täglichen Gewohnheiten beider Parteien. Noch immer ließen die städtischen Behörden, nicht minder als die der Universität und des Jesuitencollegiums, ruhig gewähren, bis Anfangs Juli 1591 eine zu große Rohheit die Einmischung nicht ferner vermeiden ließ. Bovisten, unter welchen Söhne aus den ersten Patrizierfamilien Venedigs sich befanden, zogen, ein Jeder in ein Bettuch gehüllt, durch die Straßen, durch unzüchtiges Benehmen eine immer wachsende Menschenmenge um sich sammelnd. Der Zug ging nach dem Jesuitencollegium. Der Eintritt in einen der besuchtesten Hörsäle wurde erzwungen, und dort warfen die frechen Jünglinge plötzlich ihre Laken ab, standen in voller Nacktheit da und überschütteten förmlich die Jesuiten, Lehrer wie Zöglinge, mit unflätigen Schimpfworten. Ein zahmer Bericht des Podesta (Amtmann) von Padua, der Verwandte unter den Betheiligten hatte, kam gleichzeitig mit einer geharnischten unterschriftslosen Beschwerdeschrift in Venedig an. Die Zehnänner schickten noch am gleichen Tage Untersuchungsbeamte nach Padua, und die Schuldigen wurden mit strenger Strafe belegt.

Die Lehrer der Universität waren bereits vor diesen Ereignissen durch Pietro Alzano, den damaligen Rector der Juristenfacultät, angeregt worden, gegen die gesekwidrige Anmaßung der Jesuiten, welche gewissermaßen eine zweite Universität einschmuggelten, Einsprache zu erheben. Jetzt kam man dieser Anregung um so bereitwilliger nach, als die jüngsten Vorfälle gegen

die eigene Anstalt ausgebeutet werden konnten, jedenfalls die Stimmung der Bürgerschaft Paduas sehr in diesem Sinne beeinflusst hatten.

Es ist mehr lehrreich als unterhaltend, die Geschichte des nunmehr amtlichen Streites weiter zu verfolgen. Ende November 1591 werden Abgesandte der Artisten, wie man damals die philosophische Facultät nannte, gewählt, die mit gleichfalls erwählten Juristen in Venedig die Sache der Univerſität vertreten sollten. Am 3. December erscheint bei dem Rector der Artisten ein Jesuitenpater, der Lehrer der Mathematik am Collegium, um ein päpstliches Breve vorzuzeigen, erlassen von Pius V., bestätigt durch dessen Nachfolger den erst 1585 verstorbenen Gregor XIII., welches den Jesuiten gestattete, nicht nur jede Art von Unterricht zu ertheilen, sondern auch, wie jede andere Univerſität, academische Würden zu verleihen. Eine Beschwerde bei der venetianischen Regierung käme also offener Widerspänstigkeit gegen die päpstlichen Erlasse gleich und werde zuverlässig die kirchliche Ausschließung der Beschwerdeführer nach sich ziehen. Als diese Einschüchterung nicht fruchtete, lud der Bürgermeister die Rectoren der Artisten und Juristenfacultäten zu sich und machte einen Vermittelungsvorschlag: den Jesuiten sollte verboten werden Lectionskataloge zu drucken und anzuschlagen, sowie durch Glockenschall in ihre Vorlesungen zu rufen; dagegen sollte ihnen die Wahl der Unterrichtsgegenstände freistehen unter der einzigen weiteren Beschränkung, daß die gleiche Vorlesung nicht zur gleichen Stunde im Collegium und der Univerſität gehalten werden dürfe. Beide Parteien waren in der Ablehnung dieses Vorschlages einig. Die Abgeordneten begaben sich nach Venedig. Die Frucht ihrer Vorstellungen war ein Beschluß vom 23. December 1591, der, freilich mit 60 Stimmenthaltungen, dahin gefaßt wurde, den Jesuiten überhaupt jeden öffentlichen Unterricht zu verbieten, den Univerſitätslehrern dagegen einzuschärfen, künftig das Dictiren zu unterlassen, welches der Wissenschaft und ihrer Vertretung viel größeren Schaden zufügen könne, als der durch Jesuitenschulen verursachte.

Aber, fragt vielleicht der Leser, dictirten denn auch die Professoren der Univerſität? Wohl hatten sie am Anfange, ihren Satzungen getreu, die jesuitische Gewohnheit verpönt und verhöhnt. Erzählt doch Niccoboni, der berühmte Professor der Beredsamkeit in Padua um jene Zeit, er habe vor dem Hörsaale eines großen Philosophen zwei ihm persönlich bekannte Studenten auf und abgehen gesehen. Bald darauf seien deren Diener mit Collegheften aus dem Hörsaale selbst herausgekommen. Er habe diese angerufen, sie wegen ihres weit über ihre Stellung hinausgehenden wissenschaftlichen Eifers belobt. Ach nein, hätten jene erwidert, sie verstünden gar nichts davon, sie müßten nur für ihre junge Herren das Dictat niederschreiben. Da sei er zu dem Philosophen gegangen, habe ihm die Thatsache mitgeteilt und ihm vorgeschlagen, künftig doch auch durch seinen Diener das Dictiren besorgen zu lassen, so daß nur Diener das ganze Geschäft der Vorlesungen versähen. So war die Stimmung am Anfange gewesen. Aber nach und

nach wirkte mehr das schädliche Vorbild, mehr die Denkfaulheit derjenigen Stubirenden, welche nur ein gutes Heft in die Feder dictirt haben wollten, als die richtige Ueberzeugung. Auch in der Universität begann das Untwesen und nahm rasch so überhand, daß bei jenem Vermittlungsversuche des Bürgermeisters er den Universitätsvertretern den Vorwurf nicht ersparte, ihren Statuten ungehorsam geworden zu sein und darauf die Antwort erhielt, man werde das Dictiren nicht aufgeben, bevor die Jesuiten darin mit gutem Beispiele vorangegangen sein würden.

Soll als Folge der in Venedig gefaßten Beschlüsse auch der Tod des Pietro Alzano genannt werden, welcher wenige Wochen darauf auf offener Straße von einer, man weiß nicht aus welchem Hinterhalte kommenden, Kugel getroffen wurde? Berichte aus Universitätskreisen nennen Jesuiten als Schuldige, ein bürgerlicher Bericht bezichtigt die persönliche Feindschaft eines Alessandro von Este, fügt aber bezeichnend genug hinzu, die That sei ungesühnt geblieben, weil man von Gerichtswegen vorzog, keine Untersuchung zu führen.

Die Jesuiten waren überwunden. Ob für alle Zeit? Die Bürger Paduas schickten sich 1594 an in Venedig um Aufhebung des an die Väter ergangenen Verbotes nachzusuchen. Sofort machten Abgeordnete der Universität sich auf den Weg eben dorthin und führten ihre Sache so gut, daß die Bürger gar nicht vorgelassen wurden und ungehört wieder abziehen mußten. Die Arbeit stillen Wühlens ging ununterbrochen fort. Eine neue bürgerliche Gesandtschaft setzte es 1596 wenigstens durch, daß von Venedig aus die städtischen Behörden Paduas amtlich um ihre Ansicht bezüglich des jesuitischen Jugendunterrichtes befragt wurden. Bevor eine Antwort ertheilt war, verlangte die wachsame Universitätsbehörde, auch ihrerseits gehört zu werden. Die Angelegenheit zog sich in die Länge. Neue Versuche des Jahres 1597, während der Universitätsferien bürgerliche Stimmen allein zu Gehör zu bringen, scheiterten an der nie aussehenden Wachsamkeit der Professoren. Und doch war jedes neue Scheitern ein Schritt vorwärts für die Jesuiten. Die Universität siegte sich zu Tode. In ihrem eigenen Schooße hatte allmählich eine gewisse Verfahrenheit, um nicht zu sagen Nachgiebigkeit, um sich gegriffen. Ein neuer Vermittlungsvorschlag des Bischofs von Padua erzielte noch 1597 einen fast unerwarteten Erfolg. Die Universität erklärte sich einverstanden damit, daß im Jesuitencollegium die grammatischen Studien betrieben würden, sie gestattete sogar Vorlesungen höheren Ranges, wenn das zeitliche Zusammenfallen mit den gleichartigen Universitätsvorlesungen vermieden würde. Das war mehr als im December 1591 der Bürgermeister für die Jesuiten begehrt hatte. Es ist nicht bekannt, aus welcher Ursache die Uebereinkunft nicht zur Vollziehung kam. Ob vielleicht die Regierung in Venedig weniger wankelmüthig in ihren Entscheidungen war als die Parteien selbst? So viel ist sicher, daß noch am 7. April 1606 die Gemeindevertretung von Padua mit Glückwünschen für den neuen Dogen Leonardo Donato die demuthsvolle Bitte verbindet, in die Wiedereröffnung der Jesuitenschule willigen zu wollen.

Als Antwort darauf kann man die Verordnung vom 14. Juni 1606 auffassen, die den Jesuitenorden aus dem venetianischen Staatsgebiete verbannte.

Wäre wohl die Wettbewerbung der freien katholischen Universität, wie man mit einem der Gegenwart angehörenden Worte das Jesuitencollegium nennen möchte, so gefährlich für die staatliche Hochschule gewesen? Hätten die Galilei, die Riccoboni, die Acquapendente, um nur drei hervorragende Vertreter der Mathematik, der Rhetorik, der Anatomie zu nennen, Nebenbuhler zu fürchten, deren Namen die Geschichte der Wissenschaften vergessen hat? Die Meinung der Universitätsmitglieder wie der Staatsregierung muß es doch wohl gewesen sein, sonst wäre der zähe Widerstand unbegreiflich. Und was geworden wäre, wenn statt der Verordnung vom 14. Juni 1606 eine andere erschienen wäre, die Wünsche der Bürgerschaft befriedigend? Ob der Zerfall der römischen Universität, seit sie in die Leitung von Jesuiten kam, beweiskräftig für die Universität Padua wäre, die doch immerhin zunächst selbständig neben dem Jesuitencollegium fortbestanden hätte? Ob dieses „zunächst“ auch für immer gegolten hätte? Wer kann das heute entscheiden?

Heute? Nein. Es war vor nahezu 300 Jahren, wir befinden uns in Padua!





König Cheops.

Von

Adolf Friedrich Grafen von Schack.

— München. —

I.

Dahingestreckt war, als die Sonne sank,
Am Nil in seines Schlosses Palmengarten
Der greise Cheops auf die Ruhebank.

Vor ihm, begraben halb vom weh'nden
Sande,

Die Stirn von vier Jahrtausenden gefurcht,
Lag eine Riesensphinx am Wüstenrande.

Bald hin zu ihr, bald zu den Flügelgreifen,
Den Obelisken, Tempeln, Mausoleen
Des alten Memphis ließ den Blick er
schweifen.

Und weiter sah er, glüh'nd im Abend-
strahle,

Gleich einer ungeheuren Todtenstadt,
Sich Gräbermale reih'n an Gräbermale.

Die eig'ne Gruft, daß vor den Zeitenstürmen
Sie Zuflucht seiner Staubeshülle sei,
Läßt er sich dort aus Felsenquadern
thürmen.

Hochauf, wie seit den früh'sten Erdentagen
Kein König eine Ruh'statt sich gebaut,
Soll die gewalt'ge Pyramide ragen.

Schon Stuf' an Stufe steigt sie in den
Himmel;

Doch stützend um sie wogt von Sklaven
noch —

Die neue Quadern schleppen — ein
Gewimmel.

Wie Cheops also nach dem Baue starrt,
Tritt aus dem Schloß ein Diener, sich
voll Ehrfurcht
Verneigend in des Herrschers Gegenwart.

„Der weise Menes, welchen Du berufen,
Ist Deines Winks gewärtig, daß den Staub
Er küsse, Herr, an Deines Thrones Stufen.“

„Willkommen er! Gewartet hab' ich lange“,
Sprach Cheops, „seiner Ankunft. Führ
ihn her,

Daß ich ihn hier im Palmenhain em-
pfange!“

Bald naht, umhüllt von Antilopenfellen,
Ein hoher Greis. Vom Kinn bis auf
den Fuß

Wällt ihm der Bart hinab in weißen
Wellen.

„Ob matt mein Gang auch — denn bald
zu den Todten
Eingeh'n werd' ich, ein hundertjäh'r'ger
Greis —
Doch komm ich, Herr der Welt! wie Du
geboten.

Der Monden viele bald auf Wüstenpfaden,
Bald auf dem Strom bin ich hierher gereist.
Laß hören denn, wozu Du mich geladen!“

Und Cheops, sich erhebend, winkt ihm
näher:
„Hier neben mir, Ehrwürd'ger, ist Dein
Platz.
Nicht Einer steht so hoch mir wie der
Seher.

Am Mondgebirg', wo aus dem Himmels-
bronnen
Der Nil herniederströmt, Dein Leben lang
hast Du dem Weltgeheimniß nachgefonnen.

Und von den Sternen, die dort oben kreisen,
Ward das Verborgenste Dir kund gethan —
Drum nennt man Dich den Weisesten
der Weisen.

Auf Dich hoff' ich, daß meines Herzens
Wunde
Du heilest. Schauen lassen will ich Dich
In meine Seele bis zum tiefsten Grunde.

So lang' ich denken kann, hat wunderbar
Ein düstrer Schmerz auf meinem Geist
gelaftet,
Und mit den Jahren mehrte sich mein
Gram.

Weh' mir, daß ich zu spät geboren worden!
früh war ich altersmüde wie der Nil,
Der matt und träg hinschleicht an seinen
Borden.

Auf Augenblicke wohl von meinem Throne
Stolz blickt ich auf das unermeßne Reich,
Deß Völker unterwürfig meiner Krone.

Dann kühn, die Brust von Hochgefühl
geschwellt,
Dacht' ich: Was willst du Größ'res? Dies
Aegypten,
D'rob Du als Herrscher waltest, ist die
Welt.

Am Saum der Wüsten, die es rings um-
geben,
Am Rand des unwirthsamen Oceans,
Der es umfluthet, endet alles Leben.

Und ferne hin nach Süden ist das Land
Mir unterworfen, bis wo allen Wesen
Tod bringt der scheidelrechten Sonne Brand.

Wenn das ich dachte, sagt' ich mir, ich dürfe
Nicht thatlos, ruhmlos auf dem Throne
ruh'n;
Im Geiste wälzt' ich mächtige Entwürfe.

Doch was vollbringen, das nicht schon voll-
bracht ward?
Der Erdemorgen ist die Zeit der That;
für uns bleibt nur das Träumen, da es
Nacht ward.

Gebengt im Süden der Aethiopen Horden
hat meiner Ahnen Hand. In Dämme ward
Durch sie das Meer zurückgezwängt im
Norden.

Und riesenhaft seh' ich aus fernen Tagen
Denkmale, größer, als der Sinn sie faßt,
In uns're Zwergenzeit herübertagen;

Die Götterbilder all, die altergrauen,
Die in den fels gehauen auf den Strom
Wie Bergesgipfel hoch herniederschauen,

Die Gräberhöhlen und die Tempelhallen,
Die mit der Zeichen stummer Schrift bedeckt,
Noch von den Wundern früher Zeiten lallen,

Die Obelisken, die wie Opferflammen
Zum Himmel steigen, o wenn ich sie sah,
Ohnmächtig brach mein Geist in sich
zusammen.

Wie ließen heut noch Werke sich erdenken,
Wie gar vollführen, die vor jenen nicht,
Den unermesslichen, in Nichts veränkten?

Hätt' ich gelebt doch mit der Menschen
frühen

Geschlechtern, um, wie sie, in erster Kraft
Des Daseins und in Schaffenslust zu glühen,

Gelebt, als frisch und jugendhell im Osten
Die Sonne stieg und große Thaten noch
Auf Erden, wie im Frühling Blumen
sproßten!

Gealtert ist die Zeit nun und erschläft.
Nie mehr dahin durch ihre welken Ädern
Ergießen wird sich neuer Lebenssaft.

Thatlos, ruhmlos, gleich meinem König-
reiche,

Das um mich her vermorscht in Trümmer
sinkt,

Schritt durch die Welt ich als lebend'ge
Leiche.

Und bleiben wird als Denkmal meines
Lebens

Ein Werk nur, das der Zukunft künden
soll,

Wie Tod das Endziel alles Menschen-
strebens.

Was selbst die mächt'ge Vorzeit nicht
gewagt hat,

Hab' ich vollführt, ein Grab errichtet mir,
Wie auf der Erde keines noch geragt hat.

Zehntausend Aethiopiensclaven waren
Vom Morgendämmern bis zum Abendroth
Bei diesem Bau am Werk seit fünfzig
Jahren.

Sieh, Weiser! Zu den Sternen aufgestiegen
Schon ist der großen Pyramide Haupt,
Kein Wüstenadler wagt, so hoch zu fliegen.

Gründen wollt' ich in dieser Todesveste
für mein Gedächtniß einen Zufluchtsort,
Wenn einst sie birgt des Cheops Staubes-
reste.

Und doch, ist nicht ein Hauch, ein leerer
Klang

Unsterblichkeit des Namens? Muß nicht
er auch

Vergeh'n im allgemeinen Untergang?

Das Leben liegt, die Erde selbst im Sterben,
Und was da ist, wie was gewesen ist,
Vergessenheit wird endlich Alles erben.

Die Zweifel, die an meiner Seele zehren
Und meinen Gram nun kennst Du,
Weiser! — Sprich!

Kannst Du mir Trost in solchem Leid
gewähren?"

Antwort gab Menes ihm nach langem
Sinnen:

„Wollt' ich, was mir die Sterne anvertraut,
Dir künden, wär's ein frevelhaft Beginnen.

Doch ist mir, mein Geheimniß streng zu
hüten,

Auch auferlegt, thun will ich, was ich
kann,

Zu lichten Deines Geistes dumpfes Brüten.

Herbannen will ich, Herr, zu Dir die Schatten
Der künft'gen Welt. Dann magst Du
sehn, wie weit

Den Schleier Dir zu heben sie gestatten.

Sieh, schon weithin mit dämmernden
Gestalten

Erfüllt der Palmengarten sich — Du magst
Mit wem Du willst von ihnen Zwiesprach
halten.

Sobald der Wunsch sich regt in Deiner
Seele:

Mit Jenem will ich reden oder Dem,
Wird folgen auch der Schatten dem Befehle.

Du reich', die bleichen Lippen sich zu nehen,
Ihm Palmenwein — zum Leben aufgeblüht
Dann wird er sich an Deine Seite setzen.“

Der Seher so und geht. In bangem
Schweigen

Sieht König Cheops die Phantome nah'n,
Indeß die Nachtgestirne oben steigen.

II.

Wie Nebel herblich sich auf Wiesen ballen,
So sieht der König vor sich, um sich her
Der bleichen Schattenbilder Menge wallen.

Und über ihre Reih'n, hier nah' dort ferne,
So wie sie die Jahrtausende gezeugt,
Hin schweift sein Blick beim matten Schein
der Sterne.

Bunt sind von Anseh'n und Gewand die
Schemen
Im Feldherrnschmuck und Siegerkranze
die
Und die geschmückt mit Herrscherdiademen.

Auf Einen dann, der königlich von Tracht,
fällt Cheops Wahl, und auch zu sich heran
Sieht er ihn treten, kaum daß er's gedacht.

„Wer bist Du mit der Herrscherwürde
Zeichen?“
Spricht er zum Schatten. „Wie so fremd
Du scheinst!
Nie, Wunderbarer, sah ich Deinesgleichen.“

Und Palmenwein ihm reicht er im Pokale.
Da blüht zu Lebensfülle jener auf,
Wie Blumen, nachterstarrt, im Morgen-
strahle.

„O Sohn der frühesten Urwelt,“ spricht
der Schatten,
„Der weite Seitenabgrund, der uns trennt,
Will kaum zu Dir zu reden mir gestatten.“

Dahingeschwunden wie ein blasser Traum
Der Kindheit ist für meines das Jahr-
hundert,
Drin Du gelebt; Erinner'ung faßt es kaum.

Nach Dir erst, der Du an des Lebens Ende
Zu stehn gewöhnt, ergossen auf die Welt
Die Himmlischen des Segens reichste Spende.

Nach Dir erst, der Du nur Verfall und Tod
Um Dich zu schauen wähtest, rang am
Nile

Sich aus der Dämmerung das Morgenroth.

Erst lang nach Dir ward hier ein Reich
geboren,
So herrlich, wie vor Dir nicht eines war,
Und eine Riesenstadt mit hundert Choren.

Und ganze Reih'n von Kön'gen, deren
Kronen
An Glanz und Ruhm die Deine überstrahlt,
Beherrschten Dein Aegypten durch Nonen.

Als Mumien, umhüllt von Grabesbanden
In ihren Särgen ruhen alle nun,
Doch neue sind an ihrer Statt erstanden.

Von ihren Herrscherthaten, ihren Bauten,
Sowie von denen Deiner Ahnen lallt
Die Sage nur noch in verwor'nen Lauten.

Dann that die Welt, die von der Wüste
Rändern
für Euch umschlossen war, sich weithin auf,
Hell ward es in den Sonnenaufgangs-
ländern,

Und Throne, ungeheure Städte stiegen
Empor mit Gärten, in die Luft gethürmt,
Erob'rer bauten in Verheerungskriegen

Zwingburgen aus besiegter Völker Knochen,
Von Mittag ächzte bis nach Mitternacht
Der Erdkreis unter ihren Eisenjochen.

Doch, ihnen sich entgegenwerfend, boten
Des Westens Helden ihrem Grimme Troß
Und schmetterten zu Boden die Despoten.

O! Dort entsproßten herrliche Geschlechter,
Wie auf der Welt noch nie zuvor, dem Bund
Der Himmelsöhne und der Erdentöchter.

Da an des blauen Mittelmeeres Küste,
Auf seinen Inseln blüht ein Frühling auf.
So reich, als ob er ewig währen müßte.

Von lichten Berghöh'n, durch begrünte
Schluchten
Herniederströmte der Begeist'ring Quell,
Um göttlich alles Leben zu befruchten.

Und Dichter schöpften aus dem heil'gen
Trank
Der Seele hohen Rausch, daß hinter ihnen
Die niedre Welt der Endlichkeit versank.

Zu Tempeln fügten sich die Felsenquadern,
Es wuchsen Götterbilder aus dem Stein,
Und pulsend klopfen ihre Marmoradern.

Aus Myrth' und Lorbeer, die, Ein grüner
Garten,
Die Zweige dicht verschlangen, blühten weiß
Die Säulenhäuser von den Klippenwarten.

Von Eiland hin zu Eiland trug der Kiel
Befränkter Schiffe festlich heit're Chöre
Bei Hymnenschalle unter Flötenspiel.

Ach! wohin schwand der Menschheit schöner
Morgen?
Der Erde Mai, floh er zum Himmel auf?
Hat er im Schooß des Abgrunds sich
verborgen?

Die Frühlingsblüthen alle hat der schöne
Herbstwind geknickt, das frohe Leben
schwand,
Und ringsum ward es kalt und winteröde.

Ein Volk, von einer Wölfin Milch gesäugt
Und wild wie sie, hat unter seine Geißel
Die anderen Nationen all gebeugt.

Weithin bis an des Westens Nebelmeere,
Des Nordens Eis gelegt ward auf die
Welt
Das Sklavenjoch durch die Barbarenheere.

Und dieses unermess'nen Reichs zu walten
Erging an mich der Ruf. Verstehst Du nun,
Woher auf meiner Stirn die düstern
falten?

Ob auch um mich, wo ich vorüberkam,
Der Ruf: „Heil, Kaiser Hadrian“, ertönte.
Verhüllt blieb meine Seele doch in Gram.

Als Jüngling schon fühlte ich des Alters
Bürde,
Die Alles um mich her zu Boden drückt —
Was sollen Purpur mir und Kaiserwürde?

Verfiegt in Jedem ist die Kraft zum
Schaffen,
Der frohe Muth, der Seele kühner Schwung;
Wer kann aus seiner Zeit empor sich raffen?

Umsonst zu festlied und zu Götterfeier
Greift in die Saiten noch des Sängers
Hand:
In wirrem Klang nur Antwort giebt die
Leier.

Vergebens Marmorbilder zu gestalten
Versucht des Künstlers Rechte; zitternd,
matt,
Vermag sie kaum den Meißel noch zu
halten.

Sehnsüchtig zu den großen Alten waren
Mir die Gedanken stets zurückgewandt,
Ich lebte nur in längstversunk'nen Jahren.

Dreimal durchwandert' ich mit müdem
Tritte
Von einer Mark zur anderen mein Reich,
Doch fand Ruinen nur bei jedem Schritte.

Nie mehr, ich weiß, wird sich die Welt
erneuen;
Mag bald von meinem Holzstoß dem
der Wind
In alle Lüfte meine Asche streuen!“

Der Schatten so, und schweig: „Wohl
deine Craner
faß' ich, sprach Cheops; ist doch mir,
wie dir,
Nur eine Last des Lebens weit're Dauer.“

Aufglomm indeß mit erstem Dämmerlichte
Der Morgen an der Pyramide Haupt,
Und Jener schwand gleich einem Traum-
geächte.

III.

In nächster Nacht lag Cheops wiederum
Im Palmenhain auf Polster hingebettet
Und starrte vor sich nieder düster, stumm.

Auf's neue füllten bald herauf vom
Strome
Bis an der Wüste Saum den Palmenhain
In langen Reihn der künft'gen Zeit
Phantome.

Lang ruhte Cheops Blick auf dem Ge-
wühle,
Er zweifelt noch, ob Dem, ob Jenem er
Gebiete, daß er nahe seinem Pfühle.

Zuletzt, gedrängt mehr von geheimer
Macht,
Als seinem Wink gehorchend, tritt ein
Schatten
Heran mit schwanken Schritten durch die
Nacht.

Der König reicht, daß er zu Lebensfülle
Ihn wecke, Palmwein ihm und nach und
nach
Ringt die Gestalt sich aus der Nebelhülle.

Mit Scepter und im purpurnen Calare
Steht er, lang wallen unter goldnem Reif
Ihm an die Schulter greise Lockenhaare.

Von Runzeln ist die Stirn und das er-
blaßte
Antlitz gefurcht, sein Haupt gebeugt,
als ob
Das Weh der ganzen Menschheit auf ihm
laste.

„Wer bist Du, Gast aus ungeborenen
Tagen?“

Ruft Cheops aus; „so fremd, so wunder-
sam
Scheinst Du; kaum Deinen Anblick kann
ich tragen!

Seit Jenem, welchen gestern ich geschaut,
Ist bis zu Dir, so will mir schauernd ahnen,
Die Welt um ein Jahrtausend mehr
ergraut.“

Der Schatte drauf: „Der Du mir reichst
den Wein,
Ein Herrscher aus der Erde Kindheit
scheinst Du,
Ein Sohn der früh'sten Urzeit mir zu sein.

Allein darf ich dem Anblick Glauben
zollen?
Ein Fabelwesen bist Du wohl, ein Bild
Aus alten Sagen, lange nun verschollen.

Denn nie von ältern Völkern hört' ich
Kunden,
Als von dem Volk, bei dem der Gottes-
sohn
für uns verblutete aus sieben Wunden.

An ihm hat sich ein Morgenroth entzündet,
Das leuchtend hell des Heiles Botschaft hin
Von Land zu Land den Sterblichen ver-
kündet.

Da ward der Wälder Finsterniß gelichtet,
Und Saaten grüntem, Aecker trugen Frucht,
Nachdem der Drachen arge Brut vernichtet.

Zum Himmel stiegen hehre Säulenlauben,
Aus Stein gewölbt und funkelnd Zeug-
niß gab
Auf ihrem Dach das Kreuz dem wahren
Glauben.

Im Innern webten, Gurt mit Gurt ver-
schlungen,
Gewalt'ge Strebepfeiler über'm Haupt
Der Väter ihre ew'gen Dämmerungen.

Und heil'ge Bilder schauten aus den Bogen
Der Fenster nieder, während Orgelklang
Sich wallend wiegte auf des Weihrauch's
Wogen.

Kühn stürzten, auf der Brust das Gnaden-
zeichen,
Sich glaubensmuth'ge Krieger, erzbehelmt,
Zum Schlachttod über Sterbende und Leichen.

Und frohes Leben wogte durch die Städte,
Zum Waffenspiel lud in das Felsenschloß
Die Fahne, die hoch von der Sinne wehte.

Da tönte zu des Sängers Lied die Zither;
Vor seines Herzens Dame hingekniet,
Empfing von ihr den Siegespreis der
Ritter.

O Jugendzeit der Welt! All meine Jahre
Gäh' ich für einen Tag, in Dir verlebt;
Seit Du dahin, was blieb uns als die
Bahre?

Geschwunden ist der Glaube von der Erde,
Der heilige, der alle Menschen einst
Versammelt hat an Einem Tempelherde.

Mit ihm versiegt sind auch die alten
Freuden;

Wo Lieder sonst erklangen, Frächzen nun
Die Eulen in verfall'nen Prachtgebäuden.

Weithin nach Westen drang auf feuchtem
Pfade

Seitdem das Steuer; aus dem Ocean
Emporgetaucht sind neue Weltgestade.

Doch all die Länderstrecken, all die Meere,
Die unermesslichen, was bergen sie,
Als eine weite, ungeheure Leere?

Und dieses grenzenlosen Reiches Krone,
In dem die Sonne nimmer unterging
Wehl wurde mir vererbt, dem Unglücks-
sohne.

Da als ein Kind ich schlummernd in der
Wiege

Noch lag, in stummer Ehrfurcht lauschten
bang

Die Völker schon auf meine Athemzüge.

Allein mit Jammer und Verzweiflung
säugte

Die Mutter mich; Wahnsinn in ihrem
Blick

Las ich, wie sie zu mir herab sich beugte.

Ob früh mir auch der goldne Reif die
Schläfe

Umgab, nie kannt' ich Glück; das Leben
bot

In seinem Becher nichts mir als die Hefe.

Von Meer zu Meer, von Land zu Land,
von Süden

Nach Norden, rastlos durch das Kaiser-
reich

Trieb es mich hin, den früh schon Alters-
müden.

Wo ich mich nahte, raste die Empörung,
Und wahnberauschte Rotten schleuderten
In Stadt und Dorf die Fackel der Zer-
störung.

Von einem Traumbild, das sie Freiheit
nannten,

fand ich die Völker um mich her be-
thört;

Der Tempel schonten nicht die Wuth-
entbrannten.

Rings der verheerten Gotteshäuser
Mauern

Sah ich zerbröckelnd sinken; welches Laub
Stob durch die Hallen in des Herbstwinds
Schauern.

Im Chore sah ich Spinnweben hangen,
Gestürzt die Heiligenbilder vom Altar,
Den Leib des Herrn fortschleppten wilde
Schlangen.

Durch Krieg wollt' ich zum Dienst dem
alten Gotte

Die Völker zwingen; Hunderttausende
Weiht' ich dem Scheiterhaufen, dem

Schaffotte.

Allein wozu mit Blut und Leichen
düngen
Soll ich die Erde noch? Im Sterben
liegt
Die Welt, sie wird sich nimmermehr ver-
jüngen.

Bereitet hab' ich selbst die Grabeskätte
Im Abendlande mir; ich gehe nun,
Daß ich mein Haupt zur langen Ruhe
bette."

„Bleib! bleibe! Mit einander unsern
Kummer
Laß theilen uns!“ rief Cheops aus; „bald
dann,
Wie Du, hinstreck' ich mich zum Todes-
schlummer.“

So er. Doch schon ihm fern war Jener
wieder,
Und trennend zwischen Beide senkte sich
Von fünf Jahrtausenden der Schleier
nieder.

IV.

Im Westen wiederum verglomm der
Tag,
Als stach und nah dem Tod Aegyptens
König
Im Palmengarten auf der Ruhbank lag.

Er weiß, Nichts werde seine Wunden
heilen,
Allein mit Geistern der zukünft'gen
Welt
Verlangt er seiner Seele Gram zu theilen.

Bald auch erfüllt weithin vom Wüsten-
saum,
Bis wo der Nil im Glanz der Mondes-
sichel
Erblinkt, mit Nebelbildern sich der
Raum.

Wie hin zu ihnen Cheops' Blicke gleiten,
Auf eines, fern am Horizonte fällt
Sein Auge; näher dann sieht er es
schreiten.

Vortritt der Schatten aus der vordern
Reihe

Und schlürft vom Wein. — Sieh, leuchtend
steht er da,
Das Haupt umflossen wie von Himmels-
weihe.

Die Glieder, strotzend von der Jugend
Kraft
Bedeckt ein Kriegsrock. Nach dem Griff des
Schwertes
Sucht seine Hand, sein Blick strahlt helden-
haft.

„Du, der Du von der Zeiten fernsten
Grenzen
Zu mir herüberschwebst, ruft Cheops aus,
Wie kann in freud'gem Muth Dein Auge
glänzen?“

Schon jetzt ist fast die Welt dem Gram
erlegen,
Und nach Jahrtausenden, die ihn ge-
mehrt,
Trittst wie zum Hohn Du lächelnd mir
entgegen!“

Drauf Jener: „Du gehörst dem Todten-
reiche;
Nur mit den Lebenden bin ich vertraut;
Was will von mir Dein Angesicht, das
bleiche?“

Die Erde ist von Trümmern voll und
Grüften,
Jedwedes Stäubchen eines Wesens Rest
Und jeder Wind erfüllt von Moderdüften

Doch siegreich hebt aus Schutt und Gräbern
immer
Ein junges Leben sich und überdeckt
Den Tod mit seinem grünen Frühlings-
schimmer.

Nie war nach dem Vergangnen, dem
Begrabnen
Mein Blick gewandt, erhobnen Auges
stets
Sah ich zur Sonne auf, der allerhaben.

Ich weiß, erst nun beginnt die Welt-
geschichte;
Nacht hinter mir; doch vor mir grenzenlos
Die Zukunft in des Morgens goldnem
Lichte.

In einem Land, von dem im kühnsten
Ahnen
Du nie geträumt, bricht fern der alten Welt
Der Mensch sich triumphirend neue
Bahnen.

Umspielt von Morgenluft und Morgen-
helle
Stand meine Wiege dort; dort wuchs
ich auf
Beim Wogenbrausen großer Wasserfälle.

An der Natur, der heil'gen Mutter,
Brüsten,
früh mit der Freiheit Odem schon genährt,
Begann ich mich zum Kampf für sie zu
rüsten.

Hin durch den Ocean den leichten Nachen
Lenkt' ich im Sturmgetos und lachte froh,
Wenn mir zu Häupten scholl des Donners
Krachen.

Durch Berg und Schlucht sprengt ich auf
widem Roffe.
Der U-, der Hirsch, in seiner schnellsten
Flucht
Entging nicht meinem fliegenden Ge-
schosse.

Im kriegerischen Spiel zog ich als Knabe
Weinn Schaar zum Kampf mit Schaar
geordnet stand,
Voran den Meinen mit dem Feldherrn-
stabe.

Als Jüngling sammelt' ich um mich zum
Heere
Die Freiheitsdurst'gen und bald flatterte
Mein Sternbanner stolz von Meer zu
Meere.

Mein Land, wo durch des Urwalds
Riesentannen
Des Himmels freier Odem weht, soll nicht
Als Zwingburg ferner dienen für Ty-
rannen!

Noch hab' ich nicht das hohe Werk voll-
endet;
Doch will erst ruh'n, wenn keines Söldners
mehr,
Noch Slaven tritt den theuern Boden
schändet.

Ein Freund, ein Zwillingsbruder meiner
Seele
Ist mein, an dessen Geistes heil'ger
Bluth
Ich meinen Geist zu Muth und Thatkraft
stähle.

Sowie den Wetterstrahl, den flammen-
rothen,
Dem Himmel er entrang, entreißen so
Will ich die letzten Scepter den Despoten.

Von Schlucht zu Schluchten und von Berg
zu Bergen
Gleichwie der Sturm zerrissenes Gewölk,
Jag' ich sie in die Flucht und ihre
Schergen.

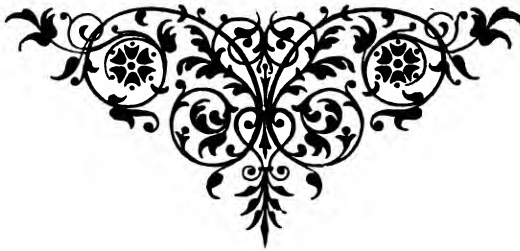
Der Menschheit will ich eine Freistatt
gründen
Und einen Tempel, drin die Völker all
In Frieden und in Freiheit sich ver-
bünden.

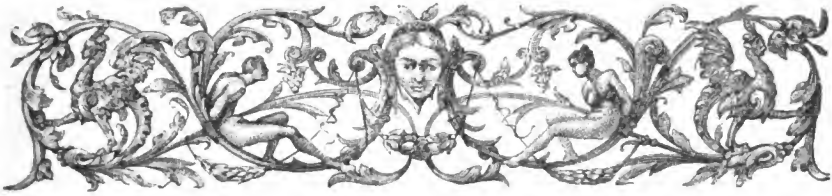
Nach eitlem Nachruhm mögen Andre
streben!
Ob auch Vergessenheit mich deckt: mir blüht
In meinem Schaffen selbst ein ew'ges
Leben!

Wer aus dem Staub sich mit des Adlers
Fluge
In hohen Chäten aufwärts schwingt, er
schläuft
Unsterblichkeit in jedem Athemzuge.“

Der Schatten spricht es. Halb empor-
gerichtet
Lauscht Cheops ihm; doch die Erscheinung
fleht,
Indeß der Himmel sich im Osten lichtet.

Zurück sinkt mit geschloss'nem Augenlide
Der König und als Leiche noch vor
Nacht
Wird er bestattet in der Pyramide.“





Die montenegrinischen Frauen.

Von

von Stein-Wardheim.

— Weimar. —

Wenn in Montenegro ein Mädchen geboren wird, so wird es von der Mutter mit folgender Weise begrüßt: „Wachse Tochter, wachse nicht zur Schönheit an, werd' ein Heldenmädchen, das nur freit der Mann.“

Dieser Wunsch, dieser Gebauke erfüllt vor allen anderen die Seele einer Montenegrinerin. Anders benimmt sich dagegen der Vater eines neugeborenen Mädchens. Wenn er den Seinigen die Geburt einer Tochter zu melden hat, so sagt er: „Entschuldigt, allein mir ist eine Tochter geboren.“ Dieser Satz kennzeichnet das Verhältniß zwischen Vater und Tochter von der Wiege an bis zum Grabe. Der Montenegriner achtet das weibliche Geschlecht und doch wird er nie im Kreis seiner Freunde eines Weibes erwähnen, ohne sich den übrigen Männern gegenüber deswegen zu entschuldigen; in folge dieser Sonderbarkeit ist von manchem Reisenden, welcher das Land und seine Sitten nur oberflächlich kennen gelernt hat, die Ansicht verbreitet worden, daß das Weib in Montenegro Sclavin sei. Dieses ist falsch. Beide Geschlechter sind in Montenegro gleich berechtigt.

Die Geburt einer Tochter wird fast auf der ganzen Welt mit geringerer Freude als die Geburt eines Sohnes begrüßt. Daß dieses in noch erhöhterem Maße bei den Montenegrinern der Fall ist, erklärt sich einfach dadurch, daß dieses Volk seit 500 Jahren ständig um seine Freiheit kämpfen muß und daher jeder Sohn als Zuwachs einer vertheidigenden Kraft gegen die ihnen an Zahl weit überlegenen Türken mit Jubel empfangen wird. Ein anderer Grund liegt darin, daß derjenige Stamm, welcher die meisten Männer zählt, immer als der herrschende unter den verschiedenen Stämmen angesehen wird. Diese Bevorzugung der Söhne schließt aber nicht aus, daß ein Vater auch seiner Tochter mit Liebe, ja sogar Zärtlichkeit begegnet.

Es herrschen noch vollständig patriarchalische Sitten und, wenn auch die Erziehung der Söhne ausschließlich den Vätern und die der Töchter den Müttern und übrigen weiblichen Gliedern der Familie anheimfällt, so versammelt doch der Abend die ganze Familie und Bruder und Schwester werden, eng aneinander geschmiegt, mit gleicher Spannung den kühnen Volksweisen lauschen, welche der Vater zum Klang der Zither singt. Diese Lieder voll Freiheitsdurst und Machegefühl erwecken schon in der Kinderseele den hohen Muth, die Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung, welche die montenegrinischen Frauen vor allen Frauen der Welt auszeichnen. Die Erziehung einen Tochter erinnert an der Spartaner Weise. Sie bleibt bis zum siebenten Jahre im elterlichen Haus und ist sich bis dahin mehr oder weniger selbst überlassen. Vom siebenten Jahr an muß sie anfangen zu arbeiten und wird von da an eigentlich erst als Familienmitglied angesehen. Der Reisende begegnet in Montenegro oftmals kleinen 7—8 jährigen Mädchen, die, schwere Holzlasten auf dem Rücken, die Berge herunterkommen, oder mit gemfenartiger Schnelligkeit von Fels zu Fels springen und ihre weißen zahlreichen Heerden hüten.

Die Viehzucht wird besonders in den Gegenden, die an die Herzegowina, Alt-Serbien, Albanien angrenzen, betrieben und gilt der Hirtenstand als ein sehr ehrenvoller, welchem jeder Montenegriner, mag er, welchem Geschlecht es auch sei, angehören, reich oder arm sein, eine Zeit lang angehören muß. Da es ihnen an Weiden mangelt, so ziehen sie mit ihren Heerden häufig auf türkisches Gebiet und erringen sich ihre Weiden mit blutiger Faust, so daß die Hirtenzeit eigentlich eine Kriegsschule für die jungen Montenegriner ist. Es läßt sich leicht denken, daß jedes Mädchen, da es von Jugend auf zum Haß gegen die Türken, welche ihm Vater, Bruder oder Anverwandte erschlagen haben, aufgestachelt wird, sich auch demgemäß entwickelt und nur von Türkenblut und Türkenhaß sinnt und träumt.

So fand vor einigen Jahren ein eigenthümlicher Fall statt. Unter den Hirten und Hirtinnen, welche ihre Heerden in den tiefen Wäldern der hohen Bergriesen Durmitz, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, hüteten, befand sich auch die 12 jährige Janiza, welche die zahlreiche Heerde ihres Vaters beaufsichtigte. Auf der anderen Seite des Gebirges weideten die Türken ihr Vieh. Eines Morgens weckte Janiza ihre Genossen durch den Ruf: „Auf Ihr Brüder, die Türken kommen.“ Sofort war alles auf den Füßen und eilte, sich zum Kampfe zu rüsten. Allein sie gewahrten den Feind nicht. „Wo sind die Türken Janiza?“ „Dort auf dem Berge“ rief die Kleine. „Eilet Ihr Brüder, vorwärts, überfallet die Türken — sie sollen uns ihre Waffen schon lassen.“ Vorwärts stürmte die 12 jährige Janiza und hielt in der kleinen harten Hund eine Pistole. Dieser Ruf genügte, alle Burschen wie Mädchen folgten ihr nach. Die einen trugen ihre Büchsen, die anderen schwangen den Yatagan, die dritten nahmen Beile, Knüttel, große Steine, kurz jedes ergriff was ihm am dienlichsten schien; so

angeführt und angespornt von einem Kinde überfielen sie die unvorbereiteten Türken, welche sofort den Kampf aufnahmen, aber dem heftigen unerwarteten Angriff bald unterlagen. Mit blutgerötheten Yatagans, beladen mit den Waffen der erschlagenen Feinde, zog die kampfeslustige Schaar, die ohne besondere Veranlassung gegen zwanzig Türken erschlagen hatte, triumphirend zurück. Auf einer Tragbahre trugen sie Janiza, welcher durch einen Yatagan die eine Schulter gespalten war. Sie hatte diesen Hieb durch rasches Vorspringen für einen anderen aufgefunden, lachte und jubelte, daß sie durch ihr schnelles Vorspringen ihren Bewerber vor dem Schlag bewahrt hatte. Dieses Kind ist als ein Typus der Montenegrinerinnen zu betrachten. Im letzten türkischen Kriege fand man in den Lazarethen häufig 8—12 jährige Mädchen, welchen die eine Schulter durch einen Hieb gespalten war. Wie kleine Löwinen hatten sie sich mitten in den Kampf gestürzt und ertrugen nun ohne Klagen die Folgen ihrer Wunden. Wer das gesehen hat, wird wohl ein beliebtes Lied der dortigen jungen Mädchen, welches ihm früher vielleicht unverständlich und übertrieben klang, nun verstehen. Dieses Lied lautet:

Wachse mein Geliebter; bist du groß und stark,
 Du bei meinem Vater wirbst um meine Hand;
 Und als Morgengabe bringe mir alsdann
 Blut'ge Türkentöpfe auf dem Yatagan.

Trotzdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts ohne elterliche Aufsicht monatelang in entlegenen Gegenden gemeinschaftlich ihre Heerden weiden, so herrscht doch bei diesem rauhen Volk eine strenge Sittlichkeit und gehört der Fehltritt eines Mädchens zu den großen Ausnahmen. Das Schicksal einer solchen Unglücklichen ist namenlos traurig. Sie wird erbarmungslos aus dem Elternhaus gestoßen und muß, wenn sie nicht durch den Tod ihrem elenden Leben ein Ende macht, im fremden Land eine Zuflucht suchen. Den Geliebten des Mädchens erwartet, selbst wenn er dasselbe auch noch geheirathet hat, ein blutiges Gericht. Die Brüder der Betreffenden müssen ihn zu erschlagen suchen, woraus dann in solchen Fällen ein blutiger Kampf zwischen den Familien der beiden Schuldigen, ja eventuell, wenn dieselben verschiedenen Stämmen angehören, zwischen den Stämmen sich entspinnt, der dann stets von weittragenden, sehr traurigen Folgen ist. Vor ungefähr 13 Jahren spielte sich eine derartige Tragödie am See Skutari ab. Maka, die Tochter eines vermögenden Mannes, war beim Hüten ihrer Heerde mit den Hirten eines anderen Stammes, bei welchen sich Zwan, der Sohn des Hauptmannes Laga Dschukanow befand, zusammen getroffen. Die beiden jungen Leute liebten sich und vergaßen sich im Augenblick der Leidenschaft. Als dann die unglückliche Maka die Folgen ihres Fehltrittes erkannte, beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen. Ihr Bruder überrascht sie dabei; er fragt sie:

„Warum bist du so traurig, was fehlt dir Schwester?“ „Bruder, ich bin unwürdig, deine Schwester zu heißen ich bin eine Ehrlose, ich habe unser tapferes Haus besleckt.“ — — —

„Schwester, du rasest — es kann nicht sein. — Wer hat dich beleidigt? Nenne ihn mir — oder ich tödte dich — hörst du es — nenne ihn mir.“ — Aber die Unglückliche verräth den Namen des Geliebten nicht. Sie stürzt sich in den See; der Bruder hindert die That nicht, sondern er sieht ihr ruhig zu und sagt: „Es ist besser, daß sie ehrenhaft stirbt — als ehrlos lebt.“ Hierauf bewaffnet er sich und geht zu den jungen Hirten, um den Verderber seiner Schwester zu suchen. Er trifft sie in fröhlichem Gespräch, da ruft er ihnen zu: „Wo birgt sich der Feigling, der Auswurf, der Glende, der meine Schwester entehrt hat — — wenn er ein Mann ist, so stelle er sich zum Kampf.“ Sofort springt Zwan zornglühend, den Datagan in der Hand, vor und ruft: „Hier stelle ich mich zum Kampf.“ Die Klingen kreuzen sich, ein kurzes Waffentlingen und alles ist beendet. Zwan liegt enthauptet auf der Erde. Ein heftiger Kampf entbrannte nun zwischen den beiden Stämmen und an 40 Menschenleben gingen nach und nach bei diesem Streite zu Grunde.

Bei dem türkischen Krieg 1877—1878 entbrannte ein Türke Mehmed Pascha in heißer Gluth für eine 16jährige Schönheit Zole. Er verfolgte sie und wußte sich ihrer zu bemächtigen. Er bedeckte sie mit glühenden Küssen; Zole erkannte, daß sie ganz in seiner Gewalt sei, da flüsterte sie ihm zu: „Schöner Türke, ich bin Dein — ganz Dein — ich ergebe mich, doch schöner Türke folge mir, denn nicht hier, wo man uns sieht, darf ich mit Dir sein.“ Der verliebte Türke folgt Zole nach. Sie führt ihn auf einen einsamen Felsen, der senkrecht abfällt. Mehmed bemerkt den vor ihm liegenden Abgrund nicht, da Zole sich davor stellt. An dem Ort angelangt breitet sie ihre Arme aus und ruft: „Nun küsse mich mein schöner Türke.“ Er umfängt sie mit liebeglühenden Armen. Sie klammert sich wild an seinen Hals, drückt ihn an ihren jungfräulichen Busen und stürzt sich mit ihm, ehe er es verhindern kann, in den Abgrund. Nach einigen Tagen fand man die zwei zerschellten Leichen und das Volk nennt Zole sein Helbenmädchen.

Ein anderes Beispiel noch größeren Heldenthums bewiesen die weiblichen Bewohner eines Fleckens, welches von den Türken belagert wurde. Alle Männer waren dem Feinde entgegen gezogen. Eine Abtheilung Türken bestürmten den Ort. Die Frauen zogen sich zuletzt in einen besetzten Thurm zurück, doch die Uebermacht des Feindes war zu groß, sie mußten unterliegen.

„Was thun!“ war der verzweiflungsvolle Ruf. „Ich weiß es,“ antwortete ein junges Mädchen, Yela Marunow. Rasch läßt sie den beträchtlichen Pulverborrath auf einen Haufen zusammen tragen, sämmtliche Frauen und Kinder drängen sich eng zusammen. Hierauf öffnet man das Thor. Sofort stürmt der andrängende Feind herein. Binnen kurzer Zeit faßt der

Thurm an 500 Türken. Da plötzlich erzittert die Erde von einem gewaltigen Stoß, ein entsetzlicher Knall erschallt, der Thurm stürzt ein und begräbt unter seinen Trümmern die opfermuthigen Frauen und die ahnungslosen Türken.

Unsere modernen Salondamen werden bei der Schilderung dieser ihrer Mitschweftern von Entsetzen und Grauen ergriffen werden und allerdings paßt eine Montenegrinerin mehr in den Rahmen der gewaltigen Gestalten unserer germanischen Heldenweiber, als in den unserer jetzigen Zeit.

Bei all dieser Wildheit vergißt die Montenegrinerin jedoch keineswegs, daß die häuslichen Geschäfte ihr Amt sind und wartet ihrer mit großem Eifer. Alle Kleidungsstücke der Männer und Frauen werden bis zu Stiefeln und Schuhen herab lediglich von Frauenhänden bereitet. Der regierende Fürst wollte es durchsetzen, daß auch Männer sich einem Gewerbe, als wie dem Schuhmacherhandwerk widmen sollten und that sein Möglichstes, dieses zu erreichen. Es gelang ihm bei einem einzigen Mann, der von diesem Augenblick an, da er sich dem Schustergewerbe, also einer nach montenegrinischer Ansicht, weiblichen Beschäftigung hingab, der öffentlichen Verachtung anheimfiel. Die Bestrebungen des Fürsten, Schulen zu errichten, ist übrigens von glänzenden Erfolgen gelohnt worden und kann jetzt die Mehrzahl der Knaben und Mädchen lesen, schreiben, ja sogar rechnen.

Nirgends wird die Geschwisterliebe mehr ausgebildet und heiliger gehalten, als bei diesem wilden Bergvolk. Ein jeder Bruder wird mit Hintenansehung seines Lebens für die geringste Beleidigung, die seiner Schwester geworden, sofort einstecken. Eine eigenthümliche Sitte ist, daß die Frauen und Mädchen den Männern die Hände küssen. Vom 16ten Jahre, als von dem Zeitpunkt an, da der Knabe reis zum Kriegerhandwerk und zum Gründen eines eigenen Hausstandes erklärt wird, hat er auf diese Ehrenbezeugung Anspruch. Die jungen Mädchen suchen sich übrigens dem Händeküssen den unverheiratheten Männern gegenüber zu entziehen, da sie dieselben dieser Ehre noch nicht für würdig erachten und thun es daher bei unverheiratheten Männern nur ausnahmsweise. Verweigert ein Mann seine Hand einer Frau zum Kuß zu reichen, so erklärt er sie damit für ehrlos. Bei Gelegenheit des Namenstages des montenegrinischen Schutzpatrons findet ein großes Volksfest statt, welches durch einen Nationaltanz gefeiert wird. Zum Schluß des Tanzes küßt der Jüngling seine Tänzerin vor dem ganzen Volke; es ist dieses ein alter Brauch, der hoch angesehen wird. Zu den größten Ausnahmen gehört es in Montenegro, einem Trunkenen zu begegnen. Es gilt dieses für eine große Schande und würde der betreffende Mann der Verachtung der Frauen anheimfallen. Der Montenegriner verachtet die türkische Sitte, die Frauen als Slavinnen zu halten und rühmt in seinen Liedern, daß in seinem Lande keine Slavinnen, sondern freie, tapfere Weiber geboren werden. Der Schriftsteller Rober, der viel über ihre Sitten geschrieben hat, hebt die große Gastfreundschaft dieses Naturvolkes hervor und betont, daß die Frauen die Reisenden freundlich mit Erquickungen laben,

ohne je eine Geldvergütung dafür anzunehmen. Die Töchter erben mit den Söhnen meistens gleich; doch sind die väterlichen Wassen von der Theilung ausgeschlossen und fallen bloß den Söhnen (und wenn keine da sind, dem nächsten männlichen Verwandten anheim. Sind jedoch beim Tode des Vaters die Söhne noch minderjährig, so ist es Sitte, daß die Töchter sich an dem eingebrachten Vermögen von mütterlicher Seite begnügen lassen und daß die nächsten männlichen Verwandten dafür sorgen, daß die verwaisten Töchter sich bald verheirathen. Geschieht letzteres nicht, so hat die Tochter das Recht, bis an ihr Lebensende im Vaterhause zu weilen. Die Ehen werden meistens sehr früh geschlossen. Dreizehn-vierzehnjährige Bräute sind keine Seltenheit.

Vor Gericht ist das Weib mit dem Mann ganz gleichberechtigt. So ein Jeder wird, wenn die in Frage stehende Frau oder Jungfrau sich eines guten Rufes erfreut, für sie eintreten, während freilich im entgegengesetzten Fall die nächsten Verwandten die betreffende der gerichtlichen Strafe überantworten werden.

Es geschieht sehr häufig, daß befreundete Väter ihre Kinder gleich bei der Geburt mit einander verloben; ein solches Verlöbniß ist stets als bindend anzusehen und als ein solches, dessen spätere Nichtvollziehung auf die Ehre desjenigen Theils, von welchem die Weigerung ausgeht, einen Schatten wirft. Es ist dieses eine grausame Sitte, die schon viel Unheil nach sich gezogen hat, indem solche durch den Willen der Väter an einander gebundene Paare oft einen unüberwindbaren Widerwillen gegen einander empfanden, sich dem strengen Gebot widersetzten und dadurch viel Blutvergießen verursachten. Als Beispiel gelte folgender Fall. Ein Mann aus dem Stamme Swanowitsch ward einst der Gast eines Mannes aus dem Stamme Martinowitsch. Letzterer hatte ein hübsches, nur wenig Monate altes Töchterchen, welches dem ersteren so gefiel, daß er dem Vater desselben den Vorschlag machte, um ihre Freundschaft zu befestigen, die Kleine, wenn einst erwachsen, seinem damals 5jährigen Sohne zum Weibe zu geben. Die beiden Väter wurden einig, das Verlobungsfest sofort begangen und das gegenseitige Versprechen durch Pistolenschüsse, welche bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlen dürfen, feierlich bestätigt. Der fünfjährige Bräutigam erschien reich gekleidet, mit zwei kleinen Pistolen im Gürtel, küßte sein Bräutchen und schenkte ihm einen Ring.

Nach vierzehn Jahren wollte der Bräutigam seine Braut heimholen; allein sie liebte ihn nicht — sondern einen anderen und da sie die Rache ihres Stammes bei Verweigerung, das Gelöbniß zu halten, fürchtete, so entfloß sie mit ihrem Geliebten nach der Türkei, wo sich die Weiden vereinigten. Allein der Stamm Swanowitsch sah in der That dieses armen Mädchens eine Beleidigung, welche an dem ganzen Stamm Martinowitsch gerächt werden mußte. Eine 16jährige Fehde entstand. Viele tapfere Mitglieder fielen dieser Stammesfeindschaft zum Opfer und nur den energischen Bemühungen des Fürsten Peter gelang es endlich, die beiden Stämme dadurch

wieder mit einander zu versöhnen, daß die Tochter des Wojwoden Bogdan, der dem Stamme der Martinowitsch angehörte, sich einem Jüngling aus dem Stamme Zwanowitsch vermählte.

Es geschieht sehr häufig, daß die kindliche Braut im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern erzogen wird. Aber wehe, wenn der Verlobte sich erschrecken würde, seine noch unerwachsene Braut in dieser Zeit zu küssen. Entsetzlich würde die Strafe sein, welche eine solche That über das verbrecherische Paar unfehlbar nach sich ziehen müßte. Das junge Weib, so sagt der montenegrinische Glaube, würde nie mehr lebende, sondern nur versteinerte Kinder gebären können. Doch dieser Glaube allein ist es nicht, der die jungen Leute rein erhält, sondern die hehre Sittlichkeit ist es, welche dieses kühne Geschlecht so ganz erfüllt und seine schützende Hand über dasselbe hält.

Im Uebrigen treiben die jungen Mädchen ähnliche Schicksalsspiele und Fragen betreffs ihres Zukünftigen, wie solches mit kleinen Abweichungen die jungen Mädchen aller Nationen thun. Es ist ein alter Glaube, daß am Vorabend des St. Theodor die Mädchen, wenn sie beim Herausgehen aus der Kirche die Augen starr gegen die Wolken richten, das Bild des Zukünftigen sich am Himmel abzeichnen sehen. Eine andere Sitte ist, daß die jungen Mädchen am St. Georgstag vor Sonnenaufgang zum Brunnen gehen, um Wasser zu schöpfen, schweigend in die Tiefe blicken und das Bild des Zukünftigen sich auf der Wasseroberfläche abspiegeln sehen, und dergleichen Spiele mehr.

Die Ceremonien, welche bei einer Werbung, die nicht schon früher durch die beiderseitigen Väter beschloffen worden ist, beobachtet werden, sind ungefähr folgende. Der Jüngling hat ein junges Mädchen bei Gelegenheit eines Festes gesehen; er hat mit ihm getanzt und es dann, wie die Sitte erheißt und wie schon oben erwähnt, geküßt. Das Mädchen gefällt ihm; es stammt aus einem tapferen Hause, er möchte es zu seinem Weibe haben. Der Jüngling wartet, bis der Abend seine ganze Familie um den Vater versammelt, um beim Klang der Zither, die in keinem Hause fehlen darf, den Erzählungen desselben zu lauschen. Dann beginnt er folgendermaßen: „Vater — ich habe ein Mädchen gesehen — ich möchte es freien. — Gestattest Du es mir?“ „Ist es eine Tochter aus tapferem Stamme: ja — — — wenn nicht — — — nein.“ „Das Mädchen ist aus dem tapferen Geschlecht der Zankowitsch.“ „Der Zankowitsch, da willige ich ein, selbst wenn sie blind oder schief wäre.“ Nun fängt der Vater an, von den Heldenthaten der verschiedenen Glieder jenes Geschlechtes zu erzählen. Die Frauen erkundigen sich ihrerseits eifrigst nach der Schönheit, Jugend und Gesundheit der Betreffenden.

Am folgenden Tag spricht der Vater mit einem würdigen Glied seiner Familie und beauftragt dasselbe, zu den Zankowitsch zu gehen und um die Hand der Tochter anzuhalten. Der Abgesandte geht in das Haus der

Zankowitsch; dort angekommen fragt er ob der Hausherr zu Hause und betritt auf dessen Einladung, näher zu kommen das Haus. Es entspinnt sich ein harmloses Gespräch, bei welchem die weiblichen Glieder des Hauses, unter denen sich die künftige Braut befindet, festtätig gekleidet ab und zu gehen, dem Abgesandten die Hände küssen und für ein Mahl sorgen. Der Werber bemerkt natürlich die künftige Braut und begrüßt sie ungefähr mit ähnlichen Worten, als: „Ich wünsche Dir Gesundheit, Du hübsches Mädchen.“ Endlich beginnt der Werber den Antrag: „Ich habe gehört, daß Du eine Tochter besitzest. Ich wie unser ganzer Stamm wünschen uns mit Euch zu verschwägern. — Bist Du bereit, sie einem unseres Stammes zum Weibe zu geben?“ — — —

Der Hausherr antwortet darauf: „Ich weiß es nicht — ich wäre es schon zufrieden — aber es muß auch die Tochter gefragt werden.“ Er ruft Mutter und Tochter und legt ihnen die Frage vor. Verlegenes Schweigen genügt als zustimmende Antwort, worauf der Vater mit den Worten: „Ich gebe sie Euch — gebe Gott, daß sie Euch Glück bringt“ dem Werber die Hand schüttelt. „Dir zum Ruhm“, antwortet derselbe, umarmt den Vater und giebt der Braut einen Dukaten. Verweigert das Mädchen die Annahme des Geldstückes, so ist dieses einem Korb gleich.

Des anderen Morgens kehrt der Werber nach Hause zurück und verkündet den glücklichen Ausgang seiner Sendung, sowie daß in der nächsten Woche die große Verlobung (dieses ist blos die kleine, von welcher man noch nicht mit den Freunden spricht) stattfinden solle. Der Vater des Bräutigams versammelt sofort seine ganze Verwandtschaft und sagt ihr Folgendes:

„Was sagt Ihr meine Verwandten dazu, daß ich meinen Sohn mit einer Tochter der Zankowitsch zu vermählen gedente? Seid Ihr damit einverstanden?“ „Wir sind damit einverstanden,“ antworten dieselben und setzen sich dann zu einem fröhlichen Mahle, welches bis zum nächsten Morgen währt. Der Brautvater beobachtet seiner Sippe gegenüber dieselbe Form.

Nach Verlauf einer Woche begeben sich die vier tapfersten, ältesten Verwandten des Bräutigams, unter denen sich stets dessen Vater befindet, zu den Zankowitsch, um die offizielle Werbung zu stellen und der Braut Geschenke zu überreichen. Der Vater des Bräutigams giebt der Braut einen Ring, den dieselbe an den Finger steckt und erst nach dieser Ceremonie ist die Verlobung geschlossen. Ein Gastmahl mit Gesang und Pistolenschüssen beschließt diese Feier. Daran knüpft sich die Ueberreichung der gegenseitigen Geschenke, die in Hemden, Tüchern, Sandalen, Seife von Seiten des Bräutigams und in Hemden, Tüchern und Handtüchern von Seiten der Braut bestehen. Ein symbolisches Geschenk wird der Braut von Seiten ihres Schwiegervaters in Gestalt eines rothen mit Gold- oder Silbermünzen besteckten Apfels gemacht. Der Apfel bedeutet Kinderseggen, das Geld — Reichthum.

Die Braut nimmt alle für sie bestimmten Geschenke langsam in Empfang und giebt sie in die Hände ihres Bruders oder ihrer Mutter. Dann überreicht sie ihrerseits dem Schwiegervater die für den Bräutigam bestimmten Gegengeschenke. Als besondere Auszeichnung gilt es, wenn die Braut das dem Bräutigam zugedachte Hemd erst in ein Tuch hüllt.

Sobald der Geschenkeaustausch beendet, greift der Brautvater zur Zither und singt folgende Weise:

„Gib der Hetman nun den Ring,
Apfel auch den rothen,
Stecken zehn Dukaten drin,
Keine Goldbulaten.“

Hiermit ist die Verlobung officiell geschlossen und kann nunmehr nur bei etwaiger überwiesener Untreue eines oder des anderen Theils oder eines plötzlichen körperlichen Schadens, als Wahnsinn, Erblindung oder einer sich noch herausstellenden zu nahen Verwandtschaft des Brautpaares, was nach dem Gesetz der griechischen Kirche eine Heirath unmöglich macht, gelöst werden.

Verläßt ein Bräutigam seine Braut in treuloser Weise, so spricht dieselbe den nach dem Volksglauben Kraft habenden furchtbaren Fluch über den Verräther aus: „Sei verflucht, der Du mein Antlitz geschändet. Gott sende Dir Krankheit neun Jahre lang, nie sollst Du gesunden und ohne Buße sterben u. s. w.“

In solchen Fällen kommt es vor, daß der verrätherische Mann, um der Rache der Verwandten der verlassenen Braut zu entgehen, in das Ausland flieht und daß der Vater desselben, um blutiges Gericht zu verhüten, sich bestrebt, die verlassene Braut seinem zweiten Sohne oder einem anderen seiner Stammesgenossen zu geben.

In früheren Zeiten kam es öfter vor, daß sich die Brautleute am Hochzeitstage zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sahen. Dieses ist jetzt nur noch sehr selten der Fall. Der Verlobte darf, wenn er die Verwandten darum bittet, seine Braut sehen. Sie jedoch wird, sobald er sie umarmt, ihm entfliehen, worauf er der Flüchtigen Gold oder Silber giebt, was sie jedoch mit Verachtung von sich wirft. Welch tieferer Sinn in diesem Gebahren liegt, ist schwer zu ergründen. Vielleicht soll es eine Erinnerung an die Zeit sein, da das Weib in Montenegro noch als käufliche Waare angesehen wurde und da es noch weder zu einer Weigerung noch zu einer Einwilligung das Recht hatte.

Zwischen diesem sogenannten großen Versprechen und der Hochzeit vergeht je nachdem eine kürzere oder längere Zeit, in welcher sich jetzt, wie schon erwähnt, die Verlobten sehen dürfen. Der Bräutigam darf der Braut Geschenke machen, doch nur sehr wenig mit ihr reden. Die Braut muß sich ihm möglichst entziehen und darf ihn, wenn er sich in ihrem elterlichen

Hause befindet, nur schein von der Thür aus beobachten. In dieser Zwischenzeit wird im Hause der Braut eifrigst an ihrer Mitgift, Ausstattung, die wenn ihre Eltern noch leben, nur in Kleidern besteht, gearbeitet.

Endlich naht sich der Tag, da die Braut dem Bräutigam zugeführt werden soll. Von beiden Seiten kommen Abgesandte zusammen, welche Tag und Stunde der Heimführung genau bereeden.

Am Vorabend des bestimmten Tages vereinigen sich im Hause des Bräutigams die geladenen Gäste. Zahlreiche Geschenke an Brod, Schafen, Schweinen, Wein, Schnaps zc. werden ihm überreicht. Alle Gäste vergnügen sich bei fröhlichem Fest, wobei den verschiedenen Theilnehmern an dem Hochzeits- oder Einholezug ihr Amt zugewiesen wird.

Bei solchem Zug sind nämlich verschiedene Würden oder Aemter vertreten. Die Anführer sind der sogenannte „erste Freiberber“ und der „alte Freiberber.“ Diesen folgen „zwei Brautführer,“ Brüder oder nächste Verwandte des Bräutigams, dann der „Wojwode“, der „Gevatter“ und die übrigen einfachen Berber. Der „erste Freiberber“ ist der Anführer des Zuges. Er geht allen voran und verkündet den Eltern der Braut das Nahen des Zuges. Der „alte Freiberber“ muß die Gabe der Rede besitzen, da er Derjenige ist, der für die Anderen das Wort zu führen hat. Beide Aemter werden stets nur den tapfersten, ehrenhaftesten Jünglingen verliehen. Der „Wojwode“ ist ein unbedeutendes Amt. Der „Gevatter“ ein Amt, welches einem Glied von der Familie der Braut überwiesen wird. Die übrigen sogenannten „Berber“ sind Genossen und Freunde des Bräutigams.

An diesem Zuge nimmt kein weibliches Wesen Theil. Da die Entfernungen zwischen den einzelnen Ortschaften oft 5—6 Tagereisen betragen, so muß sich der Zug mit reichlichem Proviant versehen. Die Ordnung des Zuges ist folgende: Allen voran „der erste Freiberber“, hierauf der „alte Freiberber“ mit „dem Gevatter“, dann die „Brautführer“ und übrigen Berber und endlich ganz zuletzt am Schluß des Zuges der „Wojwode.“ Dieser heißt auch zuweilen der „Fahnenträger“. Sein Amt besteht darin, daß er hundert Schritt vor dem Hause der Braut aus dem Zug ausscheide, und in der einen Hand eine Fahne, in der anderen eine Pistole haltend, in tanzender Bewegung vorwärts springt. Aus dem Hause der Braut eilt ihm mit ähnlichen Bewegungen, Pistole und Fahne in den Händen, ebenfalls ein Fahnenträger entgegen. Beide umtanzen sich, schreien, schießen ihre Pistolen los und umarmen sich schließlich, was für den Hochzeitszug das Zeichen ist, sich dem Hause der Braut zu nähern.

Nach alter Sitte führt der Hochzeitszug reichlich Branntwein und Wein mit sich und reicht einem Jeden, dem er auf seinem Wege begegnet, mag es Freund oder Feind, Türke oder Landsmann sein, einen Trunk dar. Geht der Vorrath aus, so wird solcher im ersten Dorf, durch welches der Zug kommt, unentgeltlich wieder erneut. Sind in den Ortschaften, durch welche der Weg führt, von Seiten des Bräutigams oder der Braut Freunde oder

Verwandte, so ziehen diese dem Zug entgegen und überreichen den Werbern Wein und Branntwein. Auf die Flaschenhälfe sind Aepfel oder Apfelsinen gespießt. Die Gabe wird mit den Worten überreicht: „Möge es getrunken werden auf Eure Gesundheit und zu guter Stunde.“ Pistolenschüsse und endlose Lieber sind die Antwort. Im Heimathsdorf der Braut angekommen, wird der Zug von den dortigen Bewohnern bewirtheet und mit Segenswünschen, wie „glücklich sei Euer Pfad; sie bringe Glück in das Haus und gebäre so tapfere Helden, als ihre Vorfahren waren“, begrüßt. Die Werber danken für Alles durch Gesang und Schüsse. Vor dem Hause der Braut angelangt, wo, wie schon oben erwähnt, der Fahnenträger oder Wojwode seinen Tanz aufgeführt hat, gehen die Brüder oder nächsten männlichen Verwandten den Ankommenden mit Wein entgegen, worauf erst der Zug das Haus betreten darf. Allen voraus die zwei Brautführer, der eine mit Sandalen, die er unter den Tisch, der andere mit Rothwein und Kalatsch*), welches er auf den Tisch stellt. Nach Beendigung dieser Ceremonie schießen sie von der Schwelle des Hauses aus ihre Pistolen ab, was von ihren Freunden durch ebenfallsiges Schießen beantwortet wird. Jetzt kommt das Amt „der alten Freiberber“. Die Brautführer überreichen dem „alten Freiberber“ der Braut das Hochzeitsbrod. Dieser nimmt es nicht an, sondern sagt: „Vergolbet es“, worauf der „alte Freiberber“ des Bräutigams antwortet: „Zu guter Stunde ja.“ Doch ehe er zur That schreitet, entspinnt sich erst eine Art Handel wegen der Höhe der Summe, der damit endigt, daß der „alte Freiberber“ des Bräutigams einige Dufaten auf das Brod legt, worauf der „alte Freiberber“ der Braut das Brod sich auf den Kopf setzt und mit den Worten: „Gott segne die Jungfrau, da sie das Haus verläßt, wachse in ihrem neuen Heim Weizen und Mais in Ueberfluß; Gott schenke ihr so viel Schafe, als Sterne am Himmel stehen und so viel Gerste als Sand im Meere. Gott schenke ihr so viel Söhne als dem Zug Bogdan**) und schütze das Dach ihres Hauses“ auf den Tisch legt, auf dem auf großen, kupfernen, türkischen Tellern in Gestalt eines ganzen gebratenen Schafes oder Schweines das Mahl bereit steht. Diesen Segenswunsch zu verlängern oder zu verkürzen, liegt im Belieben des betreffenden Sprechers.

Einer der Werber nimmt hierauf einen noch nicht mit Türkenblut besleckten Datagan, zertheilt das Fleisch und das Gastmahl nimmt run seinen Anfang. Zuerst herrscht Schweigen, doch bald löset der Wein die Zungen, fröhliche Reden, Wünsche, theils in Versen, theils in Prosa, erklingen.

Nachdem das Mahl fast vollendet, überreicht ein Brautführer der Braut die Sandalen und ermahnt sie, nunmehr die elterliche Fußbekleidung abzuwerfen und statt dessen die ihr vom Bräutigam gesandte anzulegen. Diese Sitte wird verschiedentlich erklärt. Die einen sagen, daß es geschehe, damit

*) Eine Art Weißbrod.

**) Ein serbischer Held, der neun tapfere Söhne besaß.

die Braut wisse, daß sie von nun an nicht mehr auf heimischer Erde wandle, die andern sagen, der Volksglaube behaupte, daß mit dem Ablegen der alten Schuhe die Braut auch alles Böse, was in ihr liege, abwerfe. Für leptere Erklärung spricht ein Fluch, der in einigen Gegenden Montenegros existirt, er lautet: „Gebe Gott, daß sie nicht wegwirft die elterlichen Schuhe, auf daß sie desto früher ehrlos den Gatten verläßt.“ Die Braut wird im Nebenzimmer von den Freundinnen von Kopf bis zu Fuß in neue Gewänder gekleidet. Allein nur der Bruder oder nächste männliche Verwandte darf ihr den Hut, das Symbol der Jungfräulichkeit, abnehmen. Zu diesem Zweck führt er sie in eine Ecke des Gemachs, nimmt mit den Worten: „Zu guter Stunde Schwester,“ den Hut ab und schmückt sie mit der „Maruscha“, einem schwarzseidenen, rothgeränderten Seidentuch, dem Zeichen der Frauenwürde. Hierauf geleitet er sie an den Ehrenplatz am Hochzeitstische, wo sie, wenn ihr Ruf untadelhaft ist, das Recht hat, als künftige Mutter mit den auserlesenen Heldenjünglingen zusammenzusetzen. Man bietet ihr Wein an, den sie jedoch erst nach langem Drängen von Seiten der Werber trinken darf. Sobald sie den Becher geleert, erheben sich die Werber und mahnen zum Aufbruch. Die Brüder der Braut übergeben sie den Brautführern, welche sie mit den Worten „Euch zum Ruhm Ihr Freunde“ in Empfang nehmen. Unter dem Gesang kühner Lieder verläßt der Zug, die Braut in der Mitte der Brautführer, das Haus. Raun ist dieser eine kurze Strecke entfernt, so rufen ihr die Eltern „Lebe wohl Tochter“ zu, worauf sie sich umwendet und noch einen Blick auf das elterliche Haus und die Brüder werfen muß. Dieser Blick soll die Kraft haben, daß ihre Kinder ihren Brüdern ähnlich werden. Die Nachbarn begegnen der Braut mit Segenswünschen und bieten, wie bei der Ankunft des Zuges, demselben Getränke an. Die Braut hört Allem mit traurig gesenktem Blick zu. Ihre beiden Brautführer dürfen sie auf dem ganzen Weg keinen Augenblick verlassen. Sie müssen mit ihrem Leben für die Sicherheit der Braut einstehen. Früher war es Sitte, daß sie mit entblößtem Yatagan neben ihr einherschritten, was wohl aus der Zeit stammt, da die Serben und Türken oft mit frecher Hand in das montenegrinische Gebiet einbrachen und nur zu gern Bräute raubten.

Je näher man dem Wohnort des Bräutigams kommt, desto mehr steigert sich das Singen und Schießen. Der Zug wendet sich gleich der Kirche zu. Dort angekommen, nehmen die Jünglinge die Hüte ab, behalten aber die Pistolen und Flinten schußfertig im Arm. Die Braut kniet vor einem Heiligenbild nieder und der Bräutigam, der sich während dessen, von allen unbeachtet, eingekunden hat, gesellt sich zu ihr. Der Priester traut hierauf das Paar. Nach vollendeter Ceremonie eilt der Bräutigam aus der Kirche und schießt zum Zeichen, daß er nun vermählt ist, eine Pistole los; darauf begibt er sich, ebenso unbeachtet wie er gekommen, auch wieder in sein Haus, wohin der Hochzeitszug unter Absingen nationaler Weisen bald nachfolgt. Vor dem Hause des Bräutigams steht die Mutter desselben zum Empfang

der Braut und breitet über die Thürschwelle eine wollene Decke aus. Diese Sitte bedeutet: „Die Rede der Braut sei weich wie Wolle und nicht geschwäßig.“

In der Hausthür tritt der junge Ehemann mit einem Knaben an der Hand der Neuvermählten entgegen. Sie muß den Knaben küssen und lieblos, ja an einigen Orten ihn zweimal um sich herum drehen, was zahlreiche männliche Nachkommenschaft bedeutet. Der Schwiegervater reicht der Braut einen rothbäckigen Apfel, den diese so hoch wie möglich über das Dach des Hauses werfen muß, nach welcher Ceremonie sie nun endlich das Haus betreten darf.

Die Gäste werden an Tische gesetzt und reichlich bewirthet. Die Braut darf jedoch nichts zu sich nehmen und muß, damit die Gäste eine gute Meinung von der jungen Hausfrau erhalten, dieselben bedienen. Ist das Festmahl zu Ende, so legen sich die Gäste, wo sie immer Platz finden mögen zur Ruhe; die beiden Brautführer aber nehmen die Braut bei der Hand und führen sie in das für sie bereitete Gemach. Alle drei legen ihre Oberkleider ab und legen sich, die Braut in der Mitte ihrer Brautführer, zur Ruhe. Diese Ceremonie wiederholt sich während der drei ersten Nächte. Die drei folgenden Nächte wird die Braut ihrer Schwiegermutter oder einer verheiratheten Schwester ihres Mannes oder einer älteren verheiratheten Verwandten desselben anvertraut, welche dann, so lange die weiteren Hochzeitfeierlichkeiten währen (was bei vermögenden Leuten zuweilen eine Woche Zeit in Anspruch nimmt), bei der Braut schlafen.

Des andern Morgens muß sich die Braut sehr früh erheben, das Wasser zu den Waschungen der Gäste und zum Frühstück bringen, alle Männer mit Ausnahme ihres eigenen Gatten bedienen und außer ihrem eigenen Lager, welches während der ersten Tage von der Schwiegermutter oder Schwägerin gemacht wird, alle Lagerstätten in Ordnung bringen.

Die junge Frau muß sich bestreben, sich möglichst rasch in der neuen Heimath einzugewöhnen. Es werden ihr keine weiteren häuslichen Arbeiten auferlegt, allein es versteht sich von selbst, daß sie sich freiwillig damit beschäftigen. Sie erwartet nun den Besuch ihrer Verwandten, der sich jedoch fast nie vor dem dritten Tage, nachdem die Braut in die neue Heimath eingezogen ist, einstellt. Würden Mutter und Bruder die Braut nicht möglichst bald in der neuen Heimath aufsuchen, so würde dies einer Beschimpfung gleich anzusehen sein — ein neuer Beleg für das wunderschöne geschwisterliche Verhältniß, welches bei diesem rauhen Bergvolf herrscht. Kommt auch der Vater zum Besuch, so bringt er seiner Tochter, wenn er vermögend ist, ein Laib Brod, einen Schinken und viele andere Geschenke mit. Die Mutter überrascht jedenfalls die Tochter mit einem schon lange vorher für diesen Zweck heimlich reich mit Gold und Seide gestickten Hemd. Nach Ueberreichung der Geschenke folgt natürlich ein Mahl und der Tag vergeht unter fröhlichen Klängen der Zither und Singen heimischer Weisen.

Der Vater des Bräutigams überreicht seiner Gegenschwieger ein Stück Seife, in welchem ein Goldstück verborgen sein muß und beschenkt die Anverwandten mit seideneu Tüchern. Dieses Goldstückchen stammt wohl noch von der Zeit her, da die Braut als käufliche Waare galt. Am anderen Morgen wird die Braut nochmals von jedem einzelnen Glied ihrer Verwandten mit Geld oder Kleinigkeiten beschenkt, worauf diese nach Hause zurückkehren. Der Bräutigam schickt seinen Gästen Brod, Fleisch und Früchte nach, damit die Nachbarn seinem Schwiegervater zu dem vermögenden Schwiegersohne Glück wünschen können. Während des ganzen ersten Jahres wird der jungen Frau wenig Arbeit zugemuthet. Sie wird als der Schmuck des Hauses angesehen, gut gekleidet, von ihrem Schwiegervater wie ihren Brautführern bei Gelegenheit von Volksfesten, Jahrmärkten, Kindtaufen mitgenommen, bewirthet und gefeiert. Eine wunderbare Sitte ist die, daß die Brautführer das Recht haben, die junge Frau öffentlich in Gegenwart ihres Mannes zu küssen. Die junge Frau muß sich übrigens sehr bescheiden verhalten, die Augen zu Boden schlagen und nur wenig reden. Begegnet sie Freunden ihres Mannes, so hat sie ihnen die Hand zu küssen, welchen Gruß die jungen Männer mit einem Kuß auf die Wange der Frau und den Worten „Bleibe gesund“ erwidern. Die Mädchen küssen ihrerseits der jungen Frau theils die Wangen, theils die Hände und die jungen Frauen den älteren Frauen entweder die Hände oder die rechte Brust.

Ogleich in Montenegro viel religiöser Sinn herrscht, so ist doch der Kirchenbesuch nur gering. Die Bildung der Geistlichen war, was theologische Kenntnisse anbelangt, bis in die neueste Zeit schlecht bestellt. Nur wenige unter ihnen konnten lesen und schreiben. Sie sangen ihre Liturgie aus dem Gedächtniß, trugen außer dem Gottesdienst die gewöhnliche Kleidung und zeichneten sich weniger als Männer des Friedens, als wie als tüchtige Wojwoden und Hauptleute aus. Trotzdem wird man in Montenegro nie eine gotteslästerliche Lebensart hören. Die montenegrinischen Fürsten sind zu gleicher Zeit die Bischöfe ihrer Kirche. Im letzten Krieg wurden verschiedene Popen als hervorragende Helden gerühmt.

Am ersten Sonn- oder Feiertag nach stattgehabter Hochzeit wird die junge Frau feierlich in die Kirche geführt und nach beigewohntem Gottesdienst von den Verwandten bewirthet. Mischehen finden nicht statt, es müßte denn sein, daß zuvor der nicht griechisch-katholische Theil zur slavischen Kirche übertrete, aber selbst in diesem Fall würde sich ein Montenegriner Kind kaum entschließen, einen Mann oder ein Weib von nicht montenegrinischem Stamme zu heirathen.

Wie schon erwähnt, ist Ehebruch etwas Unerhörtes. Kommt solch ein Verbrechen aber doch vor, so hat der beleidigte Ehemann das Recht, seinen Nebenbuhler zu tödten und seinem treulosen Eheweib die Nasenspitze abzuschneiden. In früheren Zeiten wurde die Ehebrecherin von ihren Verwandten gesteinigt. Das Nasenabschneiden ist nur noch eine Erinnerung an jene nicht

zu ferne Zeit, da das unbarmherzige Gericht den Urtheilsspruch des Steinigens über die treulose Frau verhängte. Manches Volkstkind erzählt die traurige Mär von also gerichteten Frauen.

Der Anzug der Frauen besteht in einem langen Hemd mit weiten Ärmeln aus grobem weißem Tuch, bei den Reichen mit Gold, bei den Ärmern mit Seidenstickereien verziert. Darüber kommt, von einem silbernen oder mit großen rothen Steinen verzierten Gürtel gehalten, eine Art Schürze. An den Füßen tragen sie Sandalen (opanki). Die Haare flechten die Frauen in zwei Zöpfe, legen sie um den Kopf und befestigen die Enden im Nacken. Ein schwarzes Tuch, dessen Zipfel bis in den Rücken hängt, bedeckt den Kopf. Die Mädchen kleiden sich gleich, doch flechten sie das Haar statt in zwei Zöpfe in einen Zopf, den sie ebenfalls um den Kopf legen und tragen statt eines schwarzen Tuches ein weißes und einen schwarzen mit Gold verzierten Hut. Bei schlechtem Wetter umhüllen sich Frauen wie Mädchen mit einem Stück Zeug von beliebiger Farbe. Die Eltern und Verwandten der jungen Frau beanspruchen nur im Fall, daß der Mann seine Gewalt mißbraucht und sein Weib wieder in der früheren Heimath Schutz sucht, ihre früheren Rechte über dieselbe. Ist der Mann treulos gegen sein Weib gewesen, so werden die Angehörigen der beleidigten Frau blutige Rache an ihm nehmen, im entgegengesetzten Falle aber das Weib zwingen, zu ihrem Ehemann zurückzukehren. Die Frau hat im Haus, Hof, Weinberg zu schalten und walten, kann eigenmächtig einen Handel abschließen und hat als Mutter den Kindern gegenüber gleiche Rechte als der Vater. Am besten erkennt man die Stellung der Frau aus einem Volkslied, welches also lautet:

Höre mein geliebtes Weib, was ich Dir hier sage,
Sorge um die Söhne mir und den Hof Du trage.
Für die Schwester suche mir einen Gatten aus,
In dem Weinberg wache Du, wie im ganzen Haus.

Trotzdem, wie schon früher berichtet, den Frauen schwere Arbeiten zugemuthet werden, so gilt es doch für eine Schande, wenn ein Weib adert und so lautet ein montenegrinischer Fluch folgendermaßen: „Gott gebe, daß bei Euch das Weib den Pflug führe“ und ein anderes Sprichwort sagt: „Wenn das Weib adert, lacht Gott.“

Ueber öffentliche Angelegenheiten wird der Mann mit seinem Weibe nur sehr selten reden und dieses den Mann nie fragen, woher er kommt oder wohin er geht. Vor Gericht hat jedes Weib, wenn es eine unbefleckte Vergangenheit hat, das Recht der Klage wie der Vertheidigung und wird ihm bei Schuldbefund nie eine körperliche Züchtigung, wohl aber eine Freiheitsstrafe zuerkannt werden.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war bei Fällen, wo der Richter über die Gerechtigkeit seines Spruches in Zweifel war, ein Gottesgericht Sitte, welches darin bestand, daß ein Stück Eisen (Mafia genannt) in kochendes Wasser gelegt und dann von einem Anverwandten, meistens einem

der Zeugen, mit bloßen Händen aus dem Wasser geholt wurde. Verbrannte sich derselbe die Hände bei diesem Experiment nicht, so war damit die Unschuld des Verbrechers vor Gott und dem Volke bestätigt.

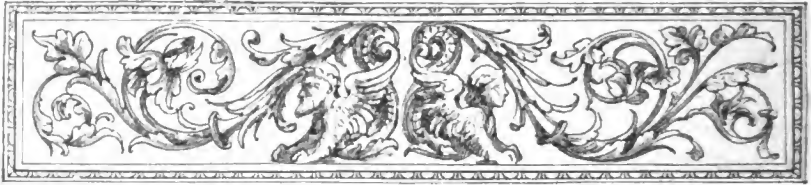
Bei Ehescheidungen, welche nur von den Stammältesten oder von Metropolitane ausgesprochen werden können, reicht die Frau dem Mann einen Gürtel dar, den dieser, damit die Scheidung gültig sei, entzwei schneiden muß. Der Bruder der Frau hat dann das Recht, alles von der Frau Eingebrachte wieder mit sich zu nehmen. Sind Kinder da (in welchem Fall Ehescheidungen zur höchsten Seltenheit gehören), so hat der Mann allein das Recht auf sie. Hat die Ehe schon zehn Jahre gewährt, so muß der Mann der Frau eine Geldunterstützung geben, deren Höhe von den Richtern bestimmt wird. Bei Todesfall kann eine Frau ihr Eingebrahtes den Töchtern hinterlassen, mangeln Kinder überhaupt, so fällt das Eingebrachte an die Verwandten der Verstorbenen zurück. Schreitet der Wittwer zur zweiten Ehe, so erben die Kinder jeder Ehe das Vermögen ihrer Mutter. Eine geschiedene Frau hat nicht mehr das Recht, sich zu verheirathen. Leben die Frauen verschiedener Brüder in einem Hause, so müssen die jüngeren Frauen der älteren Frau gehorchen. Groß ist die Liebe und Achtung der Söhne gegen ihre Mutter und die Anhänglichkeit der Brüder zu den Schwestern. Eine der Mutter zugefügte Beleidigung kann nur durch Blutvergießen gerächt werden. Die Montenegriner sind stolz auf die Tugend und die große Arbeitsamkeit ihrer Frauen, sowie auf ihren Muth und ihre Tapferkeit, die sie oftmals im Angesicht des Feindes bewiesen haben und beweisen. Ein echtes Montenegrinerweib wird, mag ihm der Gatte und Söhne gefallen sein, auch den letzten Sohn muthig und opferbereit dem Dienst für das Vaterland weihen. Der furchtbarste Fluch, den eine Mutter über ihren Sohn aussprechen kann, heißt: „Gott gebe, daß Du nicht gegen den Feind, sondern in Deinem Bette stirbst.“

Zum Schluß geschehe hier eines immerhin noch ziemlich oft vorkommenden Freundschaftsbündnisses zwischen Mann und Frau Erwähnung. Es ist dieses der sogenannte Bruder-Schwesterbund, den ein Mann mit einem Weibe schließt und der zu der höchsten gegenseitigen Aufopferung in jeglichem Falle des Lebens, mag der betreffende begangen haben was er will, den Gatten, Vater, Bruder oder Sohn ermordet haben, verpflichtet und der zugleich die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen zweien, welche den Bruder-Schwesterbund mit einander geschlossen haben, für immer unmöglich macht. Eine alte Volksweise beschreibt die Art, wie solch ein Bündniß geschlossen wird, folgendermaßen: Ein Jüngling liebt eine Jungfrau, kann aber nicht um dieselbe freien, da ihre Hand schon in der Wiege einem Anderen versprochen war. Da fragt er sie, ob sie mit ihm den Bruder-Schwesterbund schließen will. Sie willigt ein. Nun führt der Jüngling das Mädchen in die Kirche vor das Bild des heiligen Johannes und hier schwören sie einander unter dem Segen des Priesters gegenseitige Geschwistertreue zu

und küssen sich dazu dreimal. Darauf nimmt der Jüngling seinen Yatagan, schneidet seiner neuen Schwester in den Finger und läßt ihr Blut in einen Becher fließen, desgleichen schneidet er dann seinen Finger, läßt ebenfalls sein Blut in den Becher fließen und sich mit dem des Mädchens darinnen vermischen, dazu sagt er: „Schwester! Unser Blut mengt sich hier mit einander, wir wollen unsere Yatagane hineintauchen.“ Das Mädchen antwortet: „Bruder, blutiger Jüngling! Ich bin kein Mann und trage keine Waffen, denn mir als Weib ziemt nur die Spindel und der Rocken, aber ich nehme die Waffe meines Vaters und beneze sie mit unserem Blut — auf daß unsere Liebe erstärke.“

Es geschieht; die jungen Leute trinken hierauf das übrige Blut, küssen sich nochmals dreimal und unter Pistolenschüssen und Yataganflirren ist dieser Bund vor Zeugen geschlossen. Nichts kann einen solchen Bund wieder lösen. Er ist noch heiliger, unantastbarer als die Ehe. Welch ein Zeichen der Hochachtung für diese Heldenfrauen! Wahrlich, von solchen Müttern da kann nur ein Heldengeschlecht geboren werden!





Preußen in Kurhessen.*)

Erinnerung eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Kurhessen im November und December 1850.

(Schluß.)

Mit großer Spannung wurde der Antwort des Fürsten Taxis und dessen Anträgen entgegengesehen. Dieselbe ging in der Nacht vom 2. zum 3. December ein, enthielt aber, neben dem Dank für die Mittheilung der Depeſche des Kriegsministers, nur die Bemerkung, daß er dem Bundescommissar davon Kenntniß gegeben habe, und daß das Verhalten der gegenseitigen Vorposten wohl auf dem bisherigen Standpunkte belassen werden könne; womit Graf Groeben umgehend sich einverstanden erklärte.

Am 3. December mittags brachte eine Stafette nun unerwartet ein abermaliges Schreiben des Fürsten Taxis, worin derselbe anzeigte, daß er in Folge einer in Abschrift beigelegten Requisition des Grafen Rechberg und in der Voraussetzung, daß Graf Groeben bereits mit dem Inhalt des am 29. November zu Olmütz abgeschlossenen Vertrages bekannt und mit Instruction versehen sei, morgen, den 4. December, mit den Bundesstruppen vorrücken werde und erwarte, daß dem Marsche kein Hinderniß entgegenstehe. Die Requisition aber lautete wörtlich:

„Durchlachtigster Fürst! In der in Abschrift beigelegten Depeſche des K. K. präsidirenden Gesandten am deutschen Bundestage vom 2. d. M. werde ich, auf besondere Ermächtigung der Bundesversammlung aufgefordert, alsbald mit den Bundesstruppen in der Richtung auf Kassel vorzugehen. — Ich sehe mich demnach in dem Falle, Ew. Durchlaucht das dienstfreundliche Ersuchen zu stellen, ungesäumt mit den unter Hochdero Befehl stehenden Truppen in der Richtung auf Kassel aufzubrechen.

Genehmigen Ew. Durchlaucht

Fulda, den 3. December 1850.

gez. Rechberg.

Diese Ueberstürzung der vorliegenden Frage mußte im höchsten Grade überraschen. Sie wurde noch bestätigt durch die fast gleichzeitig erfolgende

*) Vergleiche „Nord und Süd“ Seite 75.

Mittheilung einer Depesche des Generals von Peucker, vom 2. December abends an den Minister des Auswärtigen in Berlin abgegangen, des Inhalts, des schon am 3. ein Theil des Taxis'schen Corps eine Vorwärtsbewegung antreten werde, angeblich in der Erwartung, daß auf Grund der Olmüzer Vereinbarung bereits die nöthigen diesseitigen Befehle ertheilt sein würden, dasselbe über die Etappenstraße passiren zu lassen, und ohne die Passage brüsqüiren zu wollen.

In den vom Kriegsministerium bisher erhaltenen Weisungen waren nur Verpflegungsrückichten als Ursache angeführt worden, den Bayern die Etappenstraße zu öffnen, und zwar nach vorher erfolgter Vereinbarung; die Besetzung von Kassel war Preußen ausdrücklich vorbehalten; Fürst Taxis war in höflichster Form ersucht worden, wegen dieser Vereinbarung Vorschläge zu machen, auf welche einzugehen volle Bereitwilligkeit zugesagt war; auch während der Besetzung von Kassel waren dem Fürsten ausführliche Mittheilungen gemacht worden. Statt diese Punkte auch nur im Mindesten zu berühren, war nur die kategorisch: Erklärung erfolgt, daß am 4. der Vormarsch auf Kassel angetreten werde; und von Verpflegungsrückichten war nicht mehr die Rede; die Convention von Olmütz war nur insofern bekannt, daß die Bundesstruppen nicht mehr als Gegner zu betrachten seien; auf den vom Grafen Nechberg in seinem Requisitionsschreiben angezogenen Befehl des Präsidialgesandten und die Ermächtigung der Bundesversammlung aber glaubte Graf Groeben keine Rücksicht nehmen zu können, da diese Behörde ja für jetzt von Preußen noch nicht anerkannt war. Alle diese Gründe bestimmten ihn zu der Ueberzeugung, daß er, ohne Preisgebung der preußischen Waffenehre, das Ueberschreiten der Etappenstraße ohne vorhergegangene Vereinbarung, nicht ohne Weiteres gestatten dürfe.

Es wurden nun sofort Anordnungen getroffen, um etwaigen Versuchen des Gegners zum weiteren Vorgehen gerüstet entgegentreten zu können. Durch Corpssbefehl erhielten die Divisionen Kenntniß von der Sachlage und die Weisung, am 4. December um 9 resp. 10 Uhr morgens in den vorgeschriebenen Stellungen in Bereitschaft zu stehen. Da Hersfeld eintretenden Falls ohne Zweifel das nächstgelegene Angriffsobject wurde, so erhielt General von Tietzen noch den speciellen Befehl, in der Nacht vom 3. zum 4. die Vorposten zu verdoppelter Aufmerksamkeit anzuweisen. Dann beantwortete Graf Groeben das Schreiben des Fürsten Taxis, dem er, unter Anführung der oben angegebenen Gründe, erklärte, „daß das preußische Armeecorps nicht von der Stelle gehen und den Vormarsch erwarten werde, bis eine Vereinbarung darüber stattgefunden habe, welche ja nicht schwierig sei, wenn es dem gestellten Zweck gelte.“ Dabei wurde aber noch bemerkt, daß der Durchzug über die Etappenstraße behufs besserer Verpflegung zwar zugestanden werden könne, aber nicht auf Kassel, indem die preußischen Truppen auf der Straße dorthin echelonnirend ständen, dieselben aber nicht mit den bayerischen Truppen in Berührung kommen dürften.

Nach Abgang dieses Schreibens lief ein Telegramm des Generals von Gerlach aus Potsdam ein, worin auf Allerhöchsten Befehl dem Grafen Groeben der gute Fortgang des Friedenswerks in Cassel mitgetheilt, und ihm aufgegeben wurde, den Fürsten Taxis im Namen des Königs zu ersuchen, nicht anders vorzugehen, als zur Erweiterung seiner Cantonnements, damit er das Friedenswerk nicht störe. Noch um 10 Uhr Abends sandte Graf Groeben per Staffette Abschrift dieses Telegramms dem Fürsten, der sein Hauptquartier in Hünfeld genommen hatte, und führte in dem Begleitschreiben an, daß, da der General nicht kommen werde, er, um dem edlen Friedenssinne des Königs zu entsprechen, dem Fürsten wiederholt die Frage vorlege, „ob der Fürst sich mit ihm über die Punkte einigen wolle, unter denen der Durchmarsch über die Etappenstraße allein gestattet werden könne? wobei er vorschlug, die beiderseitigen Chefs des Generalstabes deshalb an einen zu bestimmenden Orte zusammenkommen zu lassen. Schon um 5 Uhr früh am 4. December überbrachte ein Adjutant des Fürsten Taxis dessen Beantwortung des gestrigen ersten Schreibens des Grafen Groeben. In den verbindlichsten Formen kam der Fürst wieder auf eine Requisition des Grafen Rechberg zurück, der er unbedingt nachkommen müsse und bezog sich auf die Convention von Olmütz, nach welcher der Ausführung der Execution in Kurhessen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte. Hieran anknüpfend legte er die bestimmt ausgebrückte Frage vor: ob Graf Groeben berechtigt und autorisirt sei, dem Weitermarsche der Executionstruppen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen oder nicht? Aus der Beantwortung dieser beiden Fragen könne er nur „die zwei gewichtigen Worte entnehmen: Krieg oder Frieden“, und werde die Antwort heute morgen um 9 Uhr in Neufkirchen entgegennehmen.

Abermals war in dieser Sache ein Moment eingetreten, in welchem die Entscheidung gleichsam an einem Haare hing. Den Wortlaut der Olmüßer Convention kannte Graf Groeben noch nicht, mußte aber voraussetzen, daß derselbe in dem Schreiben des Fürsten richtig angegeben sei. Dann freilich war der Fürst in seinem Recht, wenn er die unbedingte Oeffnung der Etappenstraße verlangte. Als commandirender General war Graf Groeben aber an die Befehle des Kriegsministeriums gebunden, welche zwar das in Olmütz zu Stande gekommene Einverständniß zwischen Preußen und Oesterreich bekundeten, von dem Wortlaut der Convention jedoch nichts enthielten. Die Zeit drängte, da die Truppen in der Frühe bereits aufgebrochen waren, um ihre Stellungen zu beziehen. Die Antwort des Fürsten Taxis und die Mission des Adjutanten bezogen sich nur auf die erste Mittheilungen vom gestrigen Tage; nicht aber auf die noch um 10 Uhr Abends aus Wacha abgesendeten, welche bei dem Abgange des Adjutanten aus Hünfeld wahrscheinlich noch nicht zur Kenntniß des Fürsten gekommen waren. Deshalb glaubte Graf Groeben nochmals den Versuch machen zu müssen, durch Entgegenkommen,

soweit es die ihm bekannten Weisungen zuließen, dem bevorstehenden Conflict auszuweichen. In diesem Sinne fertigte er den Adjutanten ab mit einem abermaligen Schreiben an den Fürsten Taxis worin er sich offen über die Lage aussprach, und zum Schluß erklärte, „daß die Etappenstraße morgen, den 5. December auf einem Punkte geöffnet sein werde, zu dessen Feststellung der Chef des General-Stabes, Major von Voigts-Rheß autorisirt sei, sich mit dem Fürsten oder dessen Bevollmächtigten zu verständigen: gegen die Befehung von Kassel müsse er jedoch feierlichst protestiren“. Dann begab sich Graf Groeben zu den Truppen nach Schenk lengsfeld, wohin Major von Voigts-Rheß bereits vorausgegangen war um den Fürsten Taxis aufzusuchen.

Zur befohlenen Zeit 9 und 10 Uhr morgens, standen die Truppen pünktlich in den befohlenen Stellungen, da ein in der Nacht eingetretener gelinder Frost den Marsch erleichtert hatte, auf dem rechten Flügel die Division Tiepen in- und bei Hersfeld im Centrum die Divisionen Radziwill bei Schenk lengsfeld, die Division Bonin zwischen diesem Ort und Ransbach, und noch für das Centrum bereit gestellt ein Theil der Avantgarde bei Ober-Breibach; endlich noch 2 Infanterie-, 1 Jäger-Bataillon, 1 $\frac{3}{4}$ Schwadronen und 4 Geschütze auf dem äußersten linken Flügel bei Buttlar, zur Sicherung der Straße von Tann. Es waren im Ganzen 28 Bataillone Infanterie, zum großen Theil bereits auf Kriegsstärke, 3 Jäger-Bataillone, 27 Schwadronen und 54 Geschütze, welche hier in gespanntester Erwartung standen, was nun geschehen werde. Durch die Ankunft von 850 Mann Reserven des 17. Infanterie-Regiments auf der Eisenbahn in Webra, welche gleich nach Hersfeld herangezogen wurden und durch das an diesem Vormittage erfolgte Eintreffen des Stabes und 2 Schwadronen des 3. Husaren-Regiments, im Rückmarsch aus Baden, im Marschquartier Ober- und Nieder-Fossa 1 $\frac{1}{2}$ Ml. von Hersfeld, wurde der rechte Flügel noch eine ansehnliche Verstärkung erhalten haben, wenn es wirklich zum Schlagen gekommen wäre. Bei den Truppen war der vortrefflichste Geist vorherrschend und die Hoffnung, daß sie heute nicht, wie vor vier Wochen bei Fulda abermals in ihren Erwartungen getäuscht werden sollten. Die Sachlage war auch wirklich darnach angethan, einen sicheren Erfolg zu versprechen, wenn es zu dem ersehnten Kampfe kommen sollte, da das Corps sich dem Gegner sowohl an Kopfszahl als an militärischer Befähigung überlegen fühlte.

Auf dem Wege nach Schenk lengsfeld erhielt Graf Groeben per Staffete, ein Telegramm des Kriegsministers, worin dieser v. a. äußerte, „daß Fürst Taxis nunmehr unfehlbar mit einem Theile seiner Truppen den Durchmarsch über die Etappenstraße bewirkt haben würde, wie das getroffene Abkommen es zusage“. Es herrschte also in Berlin die Ansicht vor, daß dasjenige schon geschehen sei, worüber man hier noch eben in der Unterhandlung begriffen und bereit war, Widerstand zu leisten, wenn die aufgestellten Bedingungen nicht zu Stande kamen. In Schenk lengsfeld aber traf die Ant-

wort des Fürsten Taxis ein auf das am 3. Abends 10 Uhr von Bacha abgegangene Schreiben. Der Fürst dankte für die Mittheilungen und für die Bereitwilligkeit, mit welcher Graf Groeben ihm entgegenkomme, und erklärte sich bereit zu dem zwischen den beiden Chefs des Generalstabes zu vereinbarenden Uebereinkommen. „Wenn Ew. Excellenz mir eine Brücke über die Etappenstraße schlagen wollen“, schrieb er, „so wird es sich lediglich von dem Endpunkte derselben handeln, und bleibt mir das Mittel, meinen Weg auf einer gebahnten Straße, die für alle Waffengattungen vollkommen praktikabel ist, fortzusetzen, so wird mein Durchmarsch durch Hessen das so schön angebaute Friedenswerk gewiß nicht stören“. Ein besonderes Gewicht hatte der Fürst noch auf die ihm vertraulich mitgetheilte Depesche des General von Gerlach, auf Befehl Sr. Majestät des Königs gelegt, welche ihn vorzugsweise veranlaßt habe, auf die Vorschläge des Grafen Groeben einzugehen. Von den Verpflegungsrücksichten welche ja früher immer den Hauptgrund zu der Forderung der Deffnung der Etappenstraße abgegeben hatten, so wie von der Nichtbesetzung von Kassel, war keine Rede mehr, sondern lediglich die Convention von Olmütz war die Basis aller ferneren Verhandlungen.

Major von Voigts-Rheß hatte schon um 10 Uhr den Fürsten Taxis in Rhina gefunden und war von demselben mit der größten Zuverlässigkeit aufgenommen worden. Mit vollkommenster Offenheit hatte derselbe sich dahin ausgesprochen, daß es nur darauf ankomme zu constatiren, ob die preußischen Truppen nun nicht mehr dem durch die Olmüzer Convention gewährten Durchmarsch gewaffneten Widerstand entgegensetzen, und daß er sich gerne und mit Vergnügen durch irgend ein Arrangement befriedigt halten werde, welches ihm gestatte nach Frankfurt zu melden, daß man ihm das Betreten der Etappe gewährt und keinen bewaffneten Widerstand entgegengesetzt habe; auf ein sofortiges Ueberschreiten derselben, wie es die Olmüzer Convention gestatte, werde seinerseits für den Augenblick verzichtet. Wie stimmte diese offene und entgegenkommende Erklärung, welche der Fürst freilich ohne den augenblicklichen Beirath des Grafen Rechberg abgegeben, mit der noch gestern gestellten Forderung zur sofortigen Eröffnung der Etappenstraße? Sollte diese kategorische Forderung nur ein Fühler gewesen sein zur Feststellung, wie weit Preußen in seiner bisherigen Nachgiebigkeit zu bringen sei? Oder hatte die Entfaltung der ansehnlichen Streitkräfte des Corps auf diese plötzliche Sinnesänderung eingewirkt? Das sind Fragen, welche unentschieden bleiben müssen.

Nachdem Major von Voigts-Rheß dem Fürsten nun die Ansichten seines Chefs vorgetragen hatte, welche der Hauptsache nach auf die schon früher erörterten Gründe sich basirten, trat er mit dem Chef des Generalstabes des II. bayerischen Armecorps, Oberst von Hagens, in Conferenz und unter Zugrundelegung der Etappenconvention und der Karte kamen dieselben über nachstehende Punkte zur Verständigung: Den 6. Dezember wird die

Etappenstraße westlich von Hersfeld geöffnet sein, und die Executionstruppen können dieselbe überschreiten auf der Straße von Neukirchen im Hautthale über Nieder-Aula, Kirchhain, Freilingen und Amt Neukirchen auf Ziegenhain &c. Die beantragte Benutzung der großen Straße über Hersfeld hatte Major von Voigts-Rheß abgelehnt, auch war bemerkt, daß der Durchmarsch nur zugestanden sei behufs Ausdehnung zur besseren Verpflegung in den Bezirken von Kirchhain und Ziegenhain. Dagegen war die Verbindungslinie auf Kassel und die Eisenbahnlinie von Gerstungen über Webra und Rothenburg nach Kassel mit einem anliegenden Rayon, so wie die Straße von Hersfeld nach Rothenburg und die Nichtbesetzung von Kassel ausdrücklich reservirt. Nachdem Fürst Toris auf den ihm gehaltenen Vortrag die Bedingungen genehmigt und auch Graf Groeben seine Zustimmung gegeben hatte, glaubte man nunmehr alle weiteren Verwickelungen als beseitigt ansehen zu dürfen.

Schon gegen 11 Uhr waren auf Befehl des Commandirenden aus den verschiedenen Aufstellungspunkten des Corps diejenigen Truppen entlassen worden, deren Quartiere am weitesten entfernt lagen, während die in der Nähe cantonnirenden Abtheilungen noch bis 3 Uhr Nachmittags stehen blieben und dann ebenfalls einrückten. Von dem bayerischen Corps hatte man nur die aus 3 Bataillonen, 2 Schwadronen und 1 Gpfd. Batterie bestehende Avantgarde vor Neukirchen zu Gesicht bekommen; das Gros sollte sich, nach Aussage von Landleuten, weiter zurück nach Hünfeld hin zusammengezogen haben; ein starkes gemischtes Detachement war bei Hasdorf aufgestellt, zur Beobachtung der Straße von Buttlar. Die bayerische Avantgarde bezog ein Bibouac vor Neukirchen.

Es war dies das letztemal, daß die beiden Corps in Hessen sich einander gegenüber standen, bereit zum Schlagen, aber in ihrer kriegerischen Action gehemmt durch diplomatische Schachzüge. Von nun an glaubte Graf Groeben sich nur noch mit den inneren Angelegenheiten seines Corps zu befassen zu haben, wozu als nächste Aufgabe vorlag, die Truppen des 7. Armeecorps heranzuziehen und damit die zu anderen Corps gehörenden Regimenter abzulösen, denn nach erhaltenem Befehl hatte das siebente Armeecorps die fernere Stellung auf der Etappenstraße einzunehmen. Die dazu nöthigen Befehle waren bereits ergangen, und die Vorbehalte, welche in der Vereinbarung zu Rhina bezüglich der Eisenbahn und der Straßen nach Kassel gemacht waren, bezogen sich speciell auf diese Heranziehung des 7. Armeecorps, um eine Berührung der beiderseitigen Truppen zu vermeiden. Da wurde am 5. Dezember der scheinbar glücklich gelöste Knoten durch eine Bottschaft des Fürsten abermals wieder geschürzt.

Ein Adjutant des Fürsten überbrachte nämlich dem Grafen Groeben ein Schreiben, worin zwar der Dank für das Entgegenkommen am gestrigen Tage ausgedrückt, aber zugleich die Vereinbarung von Rhina in einzelnen Punkten als nicht ausreichend bezeichnet wurde. Namentlich war dies der Fall in Betreff der Stadt Hersfeld, der Straße von dort nach Rothenburg

und des Marsches auf Kassel, indem der Fürst erklärte, daß er auf die Hauptstraße über Hersfeld nicht verzichte, „was auch von dem Major von Voigts-Rheß als sich von selbst verstehend, und nach den im Gange seienden Unterhandlungen schon in den nächsten Tagen in Aussicht stehend, zugestanden worden sei.“ Diese Erklärung mußte in hohem Grade auffallen, da Major von Voigts-Rheß in seinem Berichte über die Verhandlungen zu Rhina ausdrücklich angeführt hatte, daß der Marsch über Hersfeld zwar beantragt, aber von ihm abgelehnt worden sei. Es hielt schwer, diesen Widerspruch aufzulösen, da die beiden Chefs des Generalstabes, im Vertrauen auf gegenseitige Loyalität, es unterlassen hatten, die einzelnen Punkte ihrer Unterhandlungen protokolllarisch festzustellen und dieselben nur in ihren Schreibtiseln notirten, nach welchen Notizen sie ihren Chefs Vortrag gehalten und diese ihre Genehmigung erteilt hatten. Wenn auch die Annahme vielleicht einige Berechtigung hat, daß Graf Rechberg mit den vom Fürsten Taxis eingegangenen Zugeständnissen nicht einverstanden gewesen, und dies das Motiv zu der neuen Forderung geworden sei, so konnte Graf Groeben doch nur ein Mißverständnis von Seiten des Fürsten über die vom Major von Voigts-Rheß in der Conferenz zu Rhina abgegebenen Erklärungen voraussetzen. In diesem Sinne antwortete er dem Fürsten umgehend und legte demselben nochmals die Gründe vor, auf welche die in der Rhinaer Uebereinkunft gemachten Vorbehalte sich stützten. Er glaubte, daß dieselben im Einklang mit dem Inhalte der ihm bisher ihrem Wortlaute nach noch nicht bekannt gewordenen Convention von Olmütz, werde jedoch den Antrag dem Kriegsministerium vorlegen, da er persönlich dem Fürsten keine Hoffnung auf Erfüllung des ausgesprochenen Wunsches geben könne.

Am folgenden Tage, den 7. December, überbrachte der dem Hauptquartier beigegebene königlich bayerische Flügeladjutant des Königs, Fürst Wrede, die Antwort des Fürsten Taxis, worin derselbe, unter versuchter Widerlegung der vom Grafen Groeben angeführten Gründe, einfach auf die Convention von Olmütz verwies, und daran § 3a in Abschrift beilegte. Erst hierdurch erhielt der preussische commandirende General Kenntniß von dem wörtlichen Zusalle dieses wichtigen Actenstückes. Der Artikel lautete: „In Kurhessen wird Preußen der Action der vom Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hinderniß entgegenstellen, und zu dem Ende die nöthigen Befehle erteilen, um den Durchgang durch die von Preußen besetzte Etappenstraße zu gestatten zc.“ Der Fürst fügte ferner noch hinzu, daß im Amte Rothenburg die Action der Bundestruppen hervorgerufen sei, und daß er dennoch unbedingt darauf bestehe und die Unterstützung des Graf Groeben anrufe, damit dem Marsche auch in dieser Richtung kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, wobei er nicht zu unteruchen habe, ob und welche Cantonnements der preussischen Truppen er dabei durchschneide. Daran schloß sich die bestimmte Frage, auf welche er durch den Fürsten Wrede die bündige Erklärung erwartete: „ob

Graf Groeben ihn auf eigene Verantwortung und gegen die Convention von Olmütz hindern wolle, die Etappenstraße zu überschreiten und ihm die Straße nach Rothenburg unmöglich zu machen entschlossen sei?“

Graf Groeben mußte aus dem mitgetheilten § 3 des Olmüzer Vertrages die Einsicht gewinnen, daß die lediglich auf den Andeutungen und Weisungen des Kriegsministers sich stützende Gründe, dem Verlangen des Fürsten Taxis nicht unbedingt nachzugeben, dem Inhalte dieses § 3 gegenüber nicht mehr haltbar waren, glaubten indeß auch jetzt noch ohne höhere Autorisation auf die Anträge nicht eingehen zu können. Mit Einstimmung des Fürsten Brede wurde eine 48 stündige Frist festgestellt, binnen welcher ein Vormarsch gegen Hersfeld nicht stattfinden sollte; dann die Sache dem Kriegsminister per Telegramm vorgelegt und derselbe um sofortigen klaren und bestimmten Befehl gebeten, ob diejenigen Orte und Gegenden, welche vom Fürsten Taxis in Anspruch genommen wurden, von den preußischen Truppen geräumt, werden sollten? Fürst Brede erhielt Kenntniß von dieser Depesche, welche auch dem Fürsten Taxis abschriftlich als vorläufige Antwort mitgetheilt wurde.

Am 8 December morgens ging endlich ein Telegramm des Kriegsministers und des Ministers des Auswärtigen ein, worin der Inhalt der §§ 1, 2 und 3 der Olmüzer Convention wörtlich mitgetheilt wurde, mit dem Bemerken, daß eine vollständige Abschrift der Convention unverzüglich nachfolgen würde. Es hatte einer Frist von 8 Tagen bedurft, ehe dieses für den Befehlshaber der Truppen auf der Etappenstraße so überaus wichtige Actenstück demselben officiell mitgetheilt wurde, durch dessen frühere Kenntniß wahrscheinlich die unangenehmen Verwickelungen der letzten Tage vermieden worden wären. Ob diese Verzögerung absichtlich geschehen sei, etwa um militairischerseits die in Olmütz so eilig bekundete diplomatische Nachgiebigkeit einigermassen zu paralyßiren, damit die ihrer Vollenbung entgegengehende Mobilmachung nicht etwa durch ein zu schnelles Vorgehen der s. g. Bundesstruppen zerstört werde, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls war aber diesem Befehlshaber eine Verantwortlichkeit aufgebürdet worden, welche leicht von unliebsamen Folgen hätte werden können. Hieran schloß sich nun die Weisung, dem Fürsten Taxis mit möglichster Bereitwilligkeit die Ausdehnung seines Corps über die Etappenstraße auch auf anderen Wegen und Orten als in der Uebereinkunft zu Rhina festgestellt worden sei, zu gestatten; wegen der Besatzung von Rassel endlich werde der General von Peucker, als dazu ernannter preußischer Commissar, der nächstens dort eintreffe, mit dem ebenfalls dorthin delegirten österreichischen Commissar das Nähere verhandeln; auch wegen der Räumung von Marburg, welches schon am 13. November aus diplomatischen Rücksichten von den Truppen des Armeecorps in Hessen verlassen, den 27. November jedoch von einer Bataillon des 8 Armeecorps wieder besetzt worden, solle der Befehl an das Armeecorps erlassen werden.

Dem Fürsten Taxis wurde sogleich von dem Inhalt dieser Depesche Kenntniß gegeben mit der Anzeige, daß am 9. November die Etappenstraße geöffnet sei, und am 10. der Marsch über Hersfeld nach Rothenburg ausgeführt werden könne; wolle der Fürst aber den Marsch bis zum 11. verschieben, so würde dies für den Wechsel der preussischen Cantonnements und die damit verbundenen Märsche sehr vortheilhaft sein, da dadurch jede Berührung der beiderseitigen Truppen vermieden werde. Der Fürst ging bereitwilligst darauf ein, obgleich er nicht verfehlte zu bemerken, daß Fürst Wrede durchaus keinen Auftrag gehabt hätte einen Aufschub des Vormarsches bis zum 9. zu versprechen. Abends traf nun der bayerische Chef des Generalstabes, Oberst von Hagens, in Bacha ein, um mit dem Major von Voigts-Nheß das Nähere wegen des Marsches und die Quartiere festzustellen: diesmal aber wurde über die Verhandlung ein in aller Form abgefaßtes Protokoll zu den Akten genommen.

Das 7. Armeecorps sollte, nach den früheren Bestimmungen, die fernere Besetzung der Etappenstraße übernehmen, und es hatten von den anrückenden Truppen 4 Landwehr-Bataillone und eine 6psd. Batterien bereits Kassel überschritten, von denen 3 schon auf der Etappenstraße eingetroffen waren; in Kassel befanden sich noch 2 Landwehr-Bataillone, der Rest des Corps war noch weiter zurück. Da jetzt das Festhalten der Etappenstraße ferner nicht erforderlich schien, befahl Graf Groeben, daß General von Tietzen am 9. November mit den sämtlichen auf der Etappenstraße stehenden Truppen des 7. Armeecorps abmarschieren solle nach Rothenburg und Söntra, den 10. nach Melsungen und Waldbappel, den 11. in die Gegend von Kassel; die aus Westfalen nachrückenden Truppen sollen stehen bleiben, wo sie sich augenblicklich befänden; die zu den östlichen Armeecorps gehörenden Truppentheile sollen ihren Abzug per Eisenbahn und Marsch fortsetzen, und die Bestandtheile des 8. Armeecorps sollten auf der Etappenstraße über Alsfeld und Gießen nach Wehlar gehen. Damit war das bisherige Armeecorps des Grafen Groeben aufgelöst, und der Führer blieb mit dem Hauptquartier nur noch in Bacha zurück, um den Abmarsch der letzten Truppen abzuwarten. Die einzige Aufgabe, welche noch zu lösen war, betraf die Besetzung von Kassel, da diese Frage, nach Inhalt der Dümmer Convention, durch besonders dazu bestimmte Commissarien gelöst werden sollte.

In Kassel stand noch der Oberst von Steinmeß mit 1 Bataillon seines 32. Regiments als Commandant, 1 Schwadron Husaren und 2 Landwehr-Bataillone des 7. Armeecorps. Da sich die Ankunft des Kurfürsten in seiner Residenz immer noch verzögerte, auch die betreffenden Commissarien noch nicht in die Verhandlung getreten waren, wurde angeordnet, daß die Stadt und unmittelbare Umgebung von einer Infanterie-Division des 7. Armeecorps besetzt werde, welche 2 Schwadronen in eine Entfernung von 1 $\frac{1}{2}$ Meilen südlich verschoben sollte; eine andere Infanterie-Division

sollte Cantonnements in und bei Grobenstein beziehen, jede Division mit 2 Batterien, auch sollte der Oberst von Steinmeß mit seinem Bataillon noch in Kassel stehen bleiben; alle anderen Truppen des 7. Armee-corps sollten auf preußisches Gebiet zurückgehen, aber Quartiere so nahe an der hessischen Grenze beziehen, daß nöthigenfalls die beiden obengenannten Divisionen auf eine Unterstützung durch dieselben rechnen könnten. Da jedoch die kurhessische Regierung sich über diese starke Truppenzahl beschwerte, so wurde diese Anordnung am 13. December dahin abgeändert, daß nur 1 Division mit 1 Cavallerie-Regiment, 1 Jäger-Bataillon und 2 Batterien in und nördlich von Kassel stehen blieben, die andere Division nach Warburg zurückging, nebst 1 Cavallerie-Brigade. Die beiden übrigen Divisionen des Corps concentrirten sich bei Paderborn und Bielefeld, Reserve-Cavallerie und Reserve-Artillerie wurden auf den Straßen von Arnsherg und Soest echelonirt und eine möglichste schnelle Vereinigung des ganzen Armee-corps im Auge behalten. Oberst von Steinmeß zog mit dem Bataillon des 32. Regiments aus Kassel ab, und das 13. Infanterie-Regiment mit 2 Schwadronen Husaren bildeten die neue Besatzung unter dem Commandeur Oberstlieutenant Graf von Rödern, der zugleich die Commandantur übernahm.

Als nun am 13. December Fürst Taris anzeigte, daß er den Befehl habe, einerseits nach Melsungen, anderseits nach Fritzlar und Wabern vorzugehen, dabei aber die preußischen Truppen nicht zu bewegen wünsche, fragte er diesmal äußerst entgegenkommend an, ob dies mit den preußischen Anordnungen in Einklang stände? indem wenn dies nicht der Fall sei, der Vormarsch noch auf kurze Zeit hinausgeschoben werden könne. Umgehend erhielt er die Antwort, daß dem nichts entgegenstehe, da die preußischen Truppen größtentheils schon über Kassel hinaus zurückgezogen wären, daß aber Kassel noch besetzt bleibe. Graf Groeben konnte sich hierbei nun auch einerseits auf die Convention von Olmütz beziehen, in welcher enthalten war, daß dies zulässig sei, bis der Kurfürst auf erhaltene Aufforderung von Oesterreich und Preußen zugestanden haben werde, daß 1 Bataillon der vom Kurfürst requirirten Truppen und 1 Bataillon der preußischen Truppen dajelbst verbleiben könne; dieser Aufforderung war der Kurfürst aber noch nicht nachgekommen, und hatte die bereits mehrere Male angegebene Rückkehr in seine Residenz immer wieder hinausgeschoben.

Den 15. December endlich verließen die letzten Abtheilungen der anderen Armee-corps die Stappenstraße und Graf Groeben ging mit seinem Stabe nach Eisenach. Dort erhielt er Abends die letzte telegraphische Depesche des Kriegsministers in Bezug auf sein bisheriges Commando — nach Angabe des Telegraphenbureaus zu Eisenach war es die 198. im Zeitraum von 8 Wochen, und die Telegraphenbeamten verhehlten ihre Freude nicht, daß nun endlich der ununterbrochene Tages- und Nachtdienst sein Ende erreicht habe. Die Depesche besagte, daß der österreichische General Graf Reiningen mit dem preußischen General von Peucker als beiderseitige Commissarien in Kassel

zusammentreten und daselbst die hessischen Angelegenheiten ordnen würden, militairische Aufstellungen und Sicherheitsmaßregeln wären also jetzt nicht mehr erforderlich, nur sollten vorläufig 2 oder 3 Bataillone, 2 Schwadronen und $\frac{1}{2}$ Bataillon unter Oberst Graf Rödern noch in Kassel bleiben, alle übrigen Truppen des 7. Armeecorps aber sobald als möglich nach Westphalen abziehen, dem Vormarsch der Executionstruppen in die nördlich von Kassel gelegenen hessischen Aemter sei kein Hinderniß entgegenzustellen, ihnen auch nöthigenfalls der Durchmarsch durch Kassel, aber ohne dort zu verweilen, zu gestatten, und endlich sollte dem Fürsten Taxis von diesen Anordnungen Kenntniß gegeben werden.

Nachdem Graf Groeben den General von Tietzen in Kassel die nöthigen Befehle erteilt, auch den Fürsten Taxis eingehend benachrichtigt hatte, verließ er am 16. December Eisenach und ging auf dem Umwege über Erfurt, Magdeburg und Minden nach Paderborn, da er es nicht über sich gewinnen konnte, den directen Weg auf der Eisenbahn über Gerstungen, Rothenburg, Melsungen und Kassel zu nehmen, auf welchem er mehrere von den Bayern bereits besetzte Stationen hätte berühren müssen. Der bisherige Stab des Corps wurde aufgelöst, und nur die zum 7. Armeecorps gehörenden Offiziere und Beamten gingen per Eisenbahn über Kassel nach Paderborn, dem nunmehrigen Hauptquartier des 7. Armeecorps. In Rothenburg und Melsungen wurden sie von den auf den Bahnhöfen zahlreich versammelten Bayern mit triumphirenden Blicken angegafft und waren froh, als sie dieses „Spießruthenlaufen“ hinter sich hatten und auf dem Bahnhofe zu Kassel wieder von ihren preussischen Kameraden begrüßt wurden.

So endete die preussische Expedition in Hessen, deren Verlauf wir von ihrem Entstehen bis zu ihrem Schluß in vorliegenden Blättern der Wahrheit getreu geschildert haben. Mit wenigen Worten bleibt noch anzuführen, daß General Graf Leiningen sich bald mit dem General von Peucker geeinigt hatte, der vom Ministerium angewiesen war, auf dem in Ulmütz betretenen Wege der Nachgiebigkeit weiter zu wandern. Den 22. December zog das zur Mitbesetzung von Kassel bestimmte Bataillon der Executionstruppen in Kassel ein, wo nun vertragsmäßig auch nur noch ein Bataillon Preußen verbleiben sollte. Graf Groeben hatte dazu ein Bataillon des 13. Infanterie-Regiments bestimmt, nicht ohne Absicht, denn diese soliden, ruhigen Münsterländer gaben Bürgschaft, daß einerseits von ihnen keine Exzesse zu beforgen waren, andererseits aber diese wahren Hünen schon durch ihre äußere Erscheinung imponirten und den etwa zum „Rausen“ geneigten Bayern einen gewissen Respect einflößten und zur Vorsicht mahnten. Es sind in der That auch keine Ausschreitungen von Bedeutung vorgefallen.

Den 27. December zog auch der Kurfürst wieder in seine Haupt- und Residenzstadt ein, von seinen allerdings nur wenigen Anhängern feierlich empfangen. Bald traten nun die Hassenpflug'schen Organe wieder in Thätigkeit. Im Januar 1841 wurden Militairgerichte eingesetzt, und die Executionen-

maßregeln erstreckten sich bald über das ganze Land, mit größter Strenge durchgeführt. Den 1. Januar 1851 rückten auch die Oesterreicher unter Feldmarschalllieutenant Baron Legebitzsch in Herzfeld ein und zogen weiter nordwärts, da sie noch den ebenfalls in Olmütz vereinbarten Auftrag — die Bundesexecution in Schleswig-Holstein in Gemeinschaft mit Preußen zu vollziehen hatten. Schon am 6. Januar waren die beiderseitigen Commissarien, General von Mensdorff-Pouilly und General von Thümen, in Kiel eingetroffen, den 11. Januar hatte die Landesregierung ihre Unterwerfung unter den Bundesbeschluß erklärt, die einst unter Preußens Unterstützung gebildete schleswig-holstein'sche Armee, deren erster Führer der General von Bonin gewesen war, wurde jetzt unter Preußens Mitwirkung wieder aufgelöst, so daß Preußen gleichsam sein eigenes Werk zerstören helfen mußte.

Auf die am 23. December 1850 eröffneten Dresdener Conferenzen hatte die preußische Regierung ihre ganze Hoffnung gesetzt, um von ihrer schon halb verloren gegebenen deutschen Politik wenigstens noch zu retten, was noch zu retten wäre; aber auch hier unterlag sie der energischen, sich ihres Zieles vollkommen bewußten Politik des Fürsten Schwarzenberg. Es blieb Preußen kein anderer Ausweg mehr, als der Wiederanschluß an den Frankfurter Bundestag, welcher im Mai 1851 zur Ausführung kam. Die vollständige Niederlage der Bestrebungen Preußens in der deutschen Frage war schon in Olmütz angebahnt; sie wurde noch bestätigt durch ihre Folgen und noch verschärft durch das Rundschreiben, welches Fürst Schwarzenberg am 7. December 1850 bereits an die österreichischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen erließ. Auf Kosten des Ansehens in der äußeren Politik hatte aber die preußische Regierung freie Hand gewonnen für ihre Restaurationspolitik in den inneren Angelegenheiten. Wem kommen bei der Vergleichung dieser Niederlage Preußens „vor dreißig Jahren“ und dessen heutiger Stellung nicht die Worte in Erinnerung, welche einst der Große Kurfürst ausrief, als er 1679 den Frieden von St. Germain an Bayern unterzeichnen mußte:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!





Wie denken Sie über Amerika?

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Während meines Verweilens auf dem amerikanischen Festlande ist die Frage, die ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, wohl von hundert und mehr Personen an mich gerichtet worden. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß eine jede Unterhaltung mit jedermann, dem ich vorgestellt zu werden die Ehre hatte, unausbleiblich mit dieser Frage eingeleitet worden ist. Ich konnte darauf auch immer dieselbe Antwort geben: „Ich darf mir natürlich noch kein maßgebendes Urtheil erlauben; aber das Land macht auf mich einen großartigen Eindruck.“ Und die Großartigkeit scheint mir in der That der kennzeichnende Zug des amerikanischen Landes und des Wesens seiner Bewohner zu sein. Wenn es schon für einen jeden Menschen, der sich überlegt, was er sagt, keine erheblichen Schwierigkeiten hat, über ein einzelnes Individuum ein zusammenfassendes Urtheil abzugeben, weil eine knappe Charakteristik bei dem aus so unendlichen Verschiedenheiten zusammengesetzten Wesen des Menschen niemals eine durchaus zutreffende und ganz gerechte sein, — um wieviel größer sind diese Schwierigkeiten, wenn es sich darum handelt, eine so ungeheure Gesamtheit, eine so eigenartig zusammengewürfelte Einheit, wie Amerika es ist, abzuschätzen und abzuurtheilen! Und wie unüberwindlich müssen diese Schwierigkeiten demjenigen erscheinen, der die weiten Strecken von New-York nach Portland in Oregon, und von Britisch Columbia über San Francisco nach Süd-Californien, von Los Angeles über Arizona und Neu-Mexico wiederum nach New-York zurück, im Fluge in wenigen Wochen durchheilt hat!

An und für sich erscheint schon die Gefahr der Ueberschätzung und der Unterschätzung nirgends größer als in Amerika. Wir stehen einer Summe von Ungewohntheiten oder gar von Unbegreiflichkeiten gegenüber, die uns ebenso leicht blenden, wie uns in unberechtigter Weise verstimmen könnten. Selbst ein jahrelanger Aufenthalt mit wachen Augen und scharfen Sinnen befähigt kaum zu einem sachgemäßen Richterspruch. Noch unmaßgeblicher muß daher im Großen und Ganzen das Urtheil des Reisenden sein, der nur die Oberfläche streift und bei der gebotenen Hast gar nicht den Wunsch hegen darf, in die Tiefe einzudringen. Wenn sich bei demjenigen, der lange im Lande weilt, durch die Gewöhnung das Auffällige der Erscheinungen gewöhnlich verwischt, wenn für ihn das Außerordentliche allmählich zum Alltäglichen wird, und der Beobachtungssinn sich abstumpft, so ist es dem flüchtigen Reisenden, an dem die seltsamen und eigenartigen Erscheinungen vorüberfahren, und der beständig von neuen starken Eindrücken bestürmt wird, eben nur möglich, wahrzunehmen, daß etwas Außerordentliches, Befremdliches ihm gegenübertritt. Es ist ihm aber durchaus versagt, die Ursachen dieser Seltsamkeit zu ermitteln, deren naturgemäße Entwicklung und deren logischen Zusammenhang mit den vollständig fremden Verhältnissen zu ergründen.

Man sagt indeß, daß der erste Eindruck der richtige sei; und oft ist er's auch. Es ist auch keine Sünde, wenn man demselben Ausdruck giebt, vorausgesetzt, daß man sich dabei immer der größten Bescheidenheit beleißige, daß man es sich eben genügen lasse, einfach zu sagen: das und das habe ich gesehen, so und so hat es auf mich gewirkt, ich spreche es aus unter dem steten Vorbehalt, daß ich alles nur flüchtig wahrgenommen, manches sicherlich übersehen und ebenso unzweifelhaft Anderes unter einem falschen Gesichtswinkel betrachtet habe.

Ein Land von dem gewaltigen Umfange der Vereinigten Staaten, dessen Klima den sibirischen Winter und die Sommerhize des rothen Meeres aufzuweisen hat, und ein Volk, das sich unter den ungewöhnlichsten Bedingungen gebildet hat und weiterbildet, in dem sich die Sendlinge aller Nationalitäten und Volksstämme zu einer Zusammengehörigkeit vereinigen, lassen sich überhaupt nicht durch ein schnellfertiges Wort charakterisiren. Das, was für den einzelnen Fall zutreffend sein könnte, würde darum schon nothwendigerweise für andere Fälle ganz und gar nicht berechtigt sein; und nur das eine Wort, das ich instinctiv gebraucht habe, sobald ich den Fuß auf den amerikanischen Boden gesetzt hatte, das Wort „großartig“ scheint so ziemlich für alle Fälle passend zu sein.

Großartig erscheint uns das Leben, wie es uns sogleich auf den Wegen des öffentlichen Verkehrs entgegentritt. Die Aufgabe, die amerikanischen Städte kennen zu lernen, wird dem Reisenden wesentlich dadurch erleichtert, daß er keine Kirchen und historischen Gebäude, keine Museen und Kunstsammlungen zu besichtigen hat, und daß der Charakter der verschiedenen

Städte im Großen und Ganzen eine starke Uebereinstimmung zeigt. Natürlich ist das nicht buchstäblich zu nehmen. Die ältesten Städte des Ostens haben ihre verschiedenen eigenthümlichen Züge, die schon dem flüchtigen Beschauer in die Augen fallen und für den Amerikaner von wesentlicher Bedeutung sind. Für uns aber sind so ziemlich alle unter den einen Begriff der modernen Stadt, die entweder schon Großstadt ist oder zur Großstadt anstrebt, zu stellen. Nach charakteristischen Städtephysiognomien, wie wir sie im Norden und Süden, in Danzig und Lübeck, in Nürnberg und Rothenburg an der Tauber haben, wird man in den Vereinigten Staaten vergebliche Umschau halten. In New-York und anderen Städten des Nord-Ostens ist es überraschend, wie lange Reihen eleganter Privathäuser den Typus des geschlossenen holländischen Hauses völlig uniform beibehalten haben. Mit Ausnahme der ältesten Städte des südlicheren Gebietes, wo wir heute noch die Ueberreste der altspanischen Eroberer im Absterben sehen, wie in Santa Fé und Albuquerque, in deren Bauart sich der siegreiche Kampf des rührigen Angelsachsen gegen den bequemen Südländer in der Bauart deutlich zeigt, in dem Verdrängen der häßlichen Lehnhäuser durch die schnellfertigen Bretterbauten, haben fast alle amerikanischen Städte eine merkwürdige Einheitlichkeit, die man sogar als Einförmigkeit bezeichnen darf. Alle sind ein getreuer Ausdruck des modernen geschäftlichen Sinnes und dienen vor allem den praktischen Zwecken ohne Berücksichtigung der Schönheit. In den großen Städten ist beinahe überall die Geschäftstadt von der Wohnstadt scharf getrennt. In der ersten sind mächtige vielstöckige Gebäude aufgeführt mit ungeheuren Lagerräumen und Läden, die andere besteht aus lauter kleinen Häusern, die sich oft nur wenig von einander unterscheiden und die ausschließlich von der Familie des Besitzers oder des einzigen Miethers bewohnt werden.

Der Verkehr auf den Straßen ist ungemein lebhaft, und die Verkehrsmittel, die ja allerdings unsere Großstädte auch haben, werden viel allgemeiner benutzt als bei uns, namentlich die Omnibusse und Pferdebahnen, die in den amerikanischen Großstädten eine Bedeutung erlangt haben, von der wir uns noch immer keine Vorstellung machen können. Dagegen werden Droschken und Miethswagen viel weniger benutzt als bei uns, aus dem einfachen Grunde, daß man unerschwingliche Preise für die Benutzung zu zahlen hat: für die erste Stunde zahlt man in New-York 8, 40 M., für die folgenden 4, 20 M., und wenn man nicht vorher den Preis fest abmacht, wird man jedesmal noch übertheuert, und hat beständig unangenehme Auseinandersetzungen mit den Kutschern zu befürchten. Die Wagen sind gewöhnlich in gutem Zustande, aber sehr schwer und fahren langsamer als eine Berliner Droschke erster Klasse, — der Wiener Fiaker gar nicht zu gedenken. Für New-York ist in jüngster Zeit als eines der Hauptverkehrsmittel die sogenannte „Elevated“, die städtische Hochbahn, hinzugekommen, die allerdings vom Standpunkte der Verkehrsbedürfnisses aus ungemein praktisch angelegt

ist und alle wesentlichen Punkte der langgestreckten Geschäftsstadt berührt, außerdem auch in technischer Beziehung als ein staunenswerthes Kunstwerk gerühmt wird, die aber der Schönheit der Stadt erheblich geschadet hat. Mit wahrhafter Brutalität ist diese Bahn, ohne irgendwelche andere Rücksicht als einen neuen bequemen Verkehrsweg zu erschließen, durch die Stadt gebaut worden. Ob dadurch viele Straßen völlig verschliffen, viele Grundstücke erheblich entwerthet worden sind, ob sie in den engen Straßen den Bewohnern der unteren Stockwerke in rücksichtsloser Weise Luft und Licht entzogen hat, ist nicht weiter in Betracht gekommen. Sie erweist der Gesamtheit erhebliche Dienste; das ist das Einzige, was man von ihr verlangt; und der Zweckdienlichkeit hat sich alles Andere unterzuordnen.

Die Straßen bieten im Allgemeinen keinen freundlichen Anblick dar. Die häßlichen Mastbäume, welche die telegraphischen Leitungen tragen, die aufdringlichen Ankündigungen der Geschäftsleute wirken unschön. Die Straßen werden außerdem schlecht unterhalten und schlecht gereinigt. Das fiel mir schon auf, als ich zum erstenmal bei schönem trockenem Wetter die Straßen von New-York durchfuhr. Ich habe es später noch mehr erfahren. Was städtischer Schmutz ist, das lernt man erst kennen, wenn man die weniger bedeutenden Städte an einem regnerischen Tage besucht. Etwas Aehnliches wie den Schmutz von Kansas City, die immerhin zu den bedeutendsten Städten der Vereinigten Staaten gerechnet werden muß, habe ich in meinem Leben nicht gesehen; selbst in diesem wichtigen und reichen Plaze sind viele Straßen noch nicht gepflastert, und man sinkt bis über die Knöchel in den aufgeweichten Matsch und Quatsch, wenn man über die Straße gehen muß. Alle Wagen sind von oben bis unten mit dem lehmigen Roth besprenkt, den das rücksichtslose Drauflosfahren ringsherum ausspritzen macht und der auch den unvorsichtigen Vorübergehenden besetzt.

In den mittleren und kleinen Städten sind die Straßen nur sehr unvollkommen und nur stellenweise gepflastert, der Bürgersteig ist auch in vielen großen Städten noch aus Holzbohlen gefertigt, die sich zum Theil in heillosen Zustande befinden und in ihrer schwankenden Gestalt, die stete Aufmerksamkeit des Fußgängers erheischen. Aber auch der Zustand der Straßen in den allerbedeutendsten Städten, wie eben New-York und San Francisco, ist, wenn man den Reichtum dieser Städte und die Mührigkeit und Bedeutung ihrer Einwohner berücksichtigt, ein ganz jämmerlicher zu nennen. Auch in diesen großen Städten sind noch auf dem Fahrwege tiefe Löcher, sind die Keller noch der Straße zu unter den Verkehrsweg gebaut, und die halbsprecherischen Oeffnungen dazu mitten auf dem Trottoir. Außerdem sind die Fußsteige mit aufgestapelten Verkaufswaren angefüllt, die überall im Wege stehen und den Verkehr belästigen.

Ob für die Fuhrwerke eine Art von Fahrordnung besteht, habe ich nicht ermitteln können. Wenn eine solche vorhanden ist, wird sie jedenfalls sehr lässig gehandhabt. Jeder Kutscher sucht mit seinem Wagen durchzukommen,

wie er eben kann; und da die Geduld eine der bemerkenswerthen Eigenschaften der Amerikaner ist, so kommt man schließlich auch immer ohne Gezänk und Geschrei aus dem Gewirr heraus und schließlich sogar zum Ziel.

Die großen Städte sind in den Hauptgeschäftsstraßen sehr hell, wegen der Verschwendung von Gas und elektrischem Licht in den großen Läden; da aber, wo die städtische Beleuchtung allein wirkt, ziemlich dunkel. Auch in den mittleren und kleinen Städten ist das elektrische Licht schon beinahe allgemein eingeführt. Es sind in bestimmten Entfernungen an bestimmten Punkten hohe Gerüste aufgeführt, auf denen starke elektrische Leuchtkörper angebracht sind. Sehr praktisch habe ich diese Beleuchtung nicht finden können. Thatsächlich liegt doch nur ein kleiner Kreis dicht um den betreffenden Beleuchtungskörper im hellen mondscheinartigen Lichte. Schon in mäßiger Entfernung davon sind die Straßen sehr dunkel, und der helle leuchtende Kern, den man überall hoch über den Häusern erstrahlen sieht, wirkt mehr wie ein Leuchtturm, der die Richtung zeigen soll, als daß er dem Zwecke der eigentlichen Beleuchtung der Straße diene.

In den hohen vielstöckigen Häusern der Hauptstädte ist der „Elevator“ — wir nennen es Aufzug, Fahrstuhl oder „Lift“ — ganz allgemein im Gebrauch. Die Mühseligkeit des Treppensteigens, die für uns bei der Wohnungsfrage eine wichtige Rolle spielt, ist in New-York, Chicago, Saint-Louis, San Francisco u. so gut wie unbekannt. Es ist ganz gleichgültig, ob jemand im zweiten oder fünften Stock wohnt. Der Elevator arbeitet vom frühen Morgen bis zur späten Nacht unausgesetzt.

Besonders wichtig ist dies natürlich für die Gasthöfe, die wie Alles in Amerika, einen für unsere Begriffe ganz ungewöhnlichen Umfang haben. Gasthöfe mit 500—800 Zimmern sind nichts Besonderes mehr; die großen Badehotels lassen sogar diese stattlichen Zahlen noch hinter sich. Auch in den Gasthöfen sind die Einrichtungen fast immer dieselben. Die einzelnen Gastzimmer sind gewöhnlich bescheiden. Sie sind mäßigen Umfangs, anständig, aber nicht besonders elegant möblirt und streben gar nicht an, dem Fremden das Dasein besonders gemüthlich und behaglich zu machen. Sie sollen eben nur bequem sein, und das sind sie. Die Betten sind vorzüglich, und die Vorkehrungen für die Reinlichkeit könnten jedem Gasthof der alten Welt als Muster dienen. Fast zu jedem Zimmer, jedenfalls zu jeder kleineren Wohnung von zwei bis drei Zimmern, gehört ein eigenes Bade- und Toilettenzimmer mit sauberer zinnerner Wanne, die in Mahagoniholz eingefügt ist, mit Leitung für kaltes und warmes Wasser. Kalte und warme Wasserleitung ist auch an jedem Waschtisch angebracht.

Die Hotels sind trotz des außerordentlich starken Fremdenverkehrs sehr ruhig. Die Leute halten sich eben wenig in den Zimmern auf, die nur zur Beherbergung da sind; wer sonst im Hotel bleiben will, sucht die gemeinsamen Räume auf, die fast immer mit ganz besonderer Eleganz prächtig ausgestattet sind.

In jedem größeren Hotel befinden sich verschiedene Conversationszimmer, immer besondere Salons für Damen, immer Musikzimmer mit einem guten Flügel. Diese Gesellschaftsräume liegen gewöhnlich im ersten Stock. Im Erdgeschloß befindet sich die sogenannte „Office“, ein Allen zugänglicher Raum, gewöhnlich eine Säulenhalle, in dem eine große Anzahl von Sesseln und Schaukelstühlen stehen, und der als ein bequemer Ort zu Verabredungen und zum Stelldichlein sehr fleißig besucht wird. Die Office hat auch ihre städtischen Stammgäste, die dort ihre auf der Straße gekauften Zeitungen lesen und das lebhaftere Treiben der kommenden und gehenden Fremden mustern.

In der Office ist das Geschäftsbureau des Hotels. Da werden alle Bestellungen gemacht, die Briefe und Telegramme abgeholt, die Schlüssel hinterlegt u. Da erhält man auch jede Auskunft, deren der Fremde in Amerika beständig bedürftig ist. Da sind auch die Commissionäre und Fremdenführer und in nächster Nähe die Stiefelpußer. Im Erdgeschloß befinden sich außerdem noch die Schreib- und Lesezimmer, die Billardzimmer und die speciell amerikanische Trinkstube, die „Bar“. An der Bar werden die berühmtesten amerikanischen Mischtränke, die immer angesichts des Bestellers zubereitet werden, ausgeschenkt. Sie schmecken vorzüglich, aber der Fremde muß sich sehr in Acht nehmen, da man sich durch deren eisige Kälte sehr leicht eine Magenverstimmung zuzieht, die eine epidemische Krankheit in Amerika ist.

In der That muthen die Amerikaner mit ihrem Essen und Trinken dem Magen fast Unmögliches zu. Sie beginnen den Tag mit rohem Obst, mit Melonen, Weintrauben u. dgl. Dann erst nehmen sie ihren Kaffee mit einem gehörigen warmen Frühstück. Das Fleisch würzen sie sehr oft mit den fertigen, stark gepfefferten Saucen, und mit Vorliebe nehmen sie ganz heißes Brot dazu. In den großen Hotels der Hauptstädte ist fast durchgängig die französische Küche eingeführt; in den kleineren Städten aber, wo amerikanisch gekocht wird, will uns das Essen gar nicht munden. Es liegt lediglich an der Zubereitung, denn Fleisch, Geflügel, Fisch und Gemüse sind durchgängig gut, zum Theil sogar von ausgezeichnete Beschaffenheit. Es wird auch in einer uns unangenehmen Weise servirt. Wenn wir ein Beefsteak oder ein Cotelett bestellen, so werden uns sechs bis acht kleine Schüsseln hingestellt; auf jeder ist ein Bißchen: ein bißchen Fleisch, ein paar Kartoffeln, ein bißchen Tomatensalat, etwas Mais, ein kleines Stück Pudding, etwas kalter Kuchen. Alles das kommt gleichzeitig; es ist nicht kalt, nicht warm, es ist vielerlei und doch nicht genug. Dazu kommt noch eine Eigenthümlichkeit: daß man nämlich in ganz Amerika kein Messer findet, das schneidet. Unsere stählernen Messer wollen gepuht sein; dazu aber hat man in Amerika nicht Zeit und nicht Arbeitskräfte genug. Man bedient sich also fast ausschließlich der Messer mit plattirter Klinge, wie wir sie zum Obstessen gebrauchen, die einfach in heißes Wasser gesteckt und abgewischt werden, die immer gut aussehen, aber wie gesagt, ihren Beruf vollständig verfehlen.

Erwägt man nun, daß die Amerikaner außer dem rohen Obst, dem heißen Brot, den scharfgewürzten Saucen und außer den Mischtränken, die von den Viehhabern zu jeder Tageszeit genossen werden — der erste Trank des Morgens heißt „Augenaufreißer“, der letzte Abends „Nachtmilch“ — noch den lieben langen Tag hindurch Eiswasser zu sich nehmen, so wird man zugeben, daß sie in der That alles Mögliche thun, um ihren Magen zu verderben.

Außer den Restaurationsräumen und verschiedenen an Verkäufer vermieteten Läden befindet sich im Erdgeschoß der großen Hotels regelmäßig eine Haarschneide- und Barbierstube. Die Amerikaner sind auf die Einrichtung ihrer Barber-shops sehr stolz, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man in der ganzen Welt nicht so gut rasirt wird und daß einem nirgendwo die Haare mit größerer Gewissenhaftigkeit und Kunstfertigkeit geschnitten werden als in Amerika. Wenn ich persönlich nicht auf der Höhe der landesüblichen Begeisterung stehe, so mag das daher kommen, daß ich einen angeborenen Abscheu gegen jede Berührung meines Gesichtes mit fremden Fingern empfinde; und wenn diese Finger obenein noch glatt und kalt und feucht sind und einem Barbier angehören, so ist mir das doppelt unangenehm. Aber was thut man nicht, um seine Kenntnisse zu bereichern! Ich habe mich also auch rasiren lassen, und ich rechne diese halbe Stunde — ich glaube, so lange wird es gedauert haben — zu den traurigsten meines Lebens. Man wird auf eine Art Streckstuhl gesetzt, der den Insassen unwillkürlich an eine chirurgische Operation erinnert; die Füße ruhen auf einem hohen Schemel, der ungefähr die Höhe eines Sitzes hat, die Lehne ist in einem sehr stumpfen Winkel fast ganz zurückgeklappt. So liegt man da, dann wird man mit verschiedenen Servietten festgebunden, und nun beginnt der grausame Mann, der vielgepriesene Barbier, mit einer Langsamkeit und einer Ruhe das Geschäft des Einseifens, daß ich schon ganz kribblig wurde. Wehrlos und eingeseift liegt man da. Der Barbier legt uns auf die Schulter ein Blatt Seidenpapier, nimmt langsam seine Messer, schärft sie mit größter Bedächtigkeit und tauscht mit einem älteren Kunden, während wir immer noch eingeseift daliegen, freundliche Betrachtungen über das Wetter und dergleichen. Und nun nimmt die eigentliche Operation ihren Anfang. Ich will sie nicht in allen Einzelheiten schildern; ich kann nur sagen: sie ist furchtbar! Die abgetragten Bartstoppeln mit dem Seifenschaum schmiert er auf das Seidenpapier, das auf unserer Schulter ruht; Alles geht langsam bedächtig und genau von Statten, nicht ein Fäserchen und Fuselchen bleibt stehen; und dann werden wir mit allen Wohlgerüchen Arabiens gesalbt, und die Haare werden uns gestutzt und der Kopf wird gewaschen, und immer bleiben wir in fatalster Berührung mit den eigenthümlichen Fingern des Haarkünstlers, und die Geschichte kostet dann einen Dollar fünfundzwanzig Cents, d. h. 5,25 Mk., für die Leistung gewiß nicht zu viel. Ich bin überzeugt, daß ich niemals glatter und regelrechter ausgesehen habe als

an dem Tage, da ich den feuchten Schwingen des amerikanischen Barbiers, der übrigens ein Deutscher war, entrann; aber nach meinem Geschmack ist und bleibt es eine menschenunwürdige Behandlung.

Eine Eigenthümlichkeit, die uns im Verkehr in Amerika sofort auffällt, ist die außerordentliche Artigkeit und Zuborkommenheit gegen Damen. Die amerikanischen Männer unter sich sind ziemlich rücksichtslos. Ich weiß noch, wie sonderbar mir es vorkam, als ich das erste Mal eine Pferdebahn in New-York benutzte und sich auf die überfüllte Plattform vor mir ein dicker Arbeiter aufpflanzte, der mich gewaltsam an meinen Hinterrücken drängte. Auf der Plattform war höchstens Platz für sechs, und wir waren unser neun, er war der Zehnte. Das Bevormunden ist in den Vereinigten Staaten unbekannt; jeder mag selbst thun, was er für richtig hält. Es giebt also auch keine Maximalzahl für die Benutzung der Pferdebahn. Wenn der Wagen, der meinethwegen auf dreißig Plätze angelegt ist, von fünfzig Passagieren bestiegen wird, und wenn diese fünfzig unter sich fertig werden, so ist das ihre Sache. Mein dicker Vordermann fand es also ganz in der Ordnung, daß er mir meinen Platz raubte und ließ mich für mich selbst sorgen; er hat nicht einmal um Verzeihung, und ich war geneigt, ihn nach meinen Culturbegriffen als einen einfachen Flegel zu bezeichnen. Diese Rücksichtslosigkeit in der Selbsthülfe der Männer unter einander habe ich noch ziemlich häufig bei andern Gelegenheiten wahrgenommen.

Um so auffallender und angenehmer wirkt die vollendete Höflichkeit, die der Amerikaner jeder Dame jeden Standes und jeden Alters gegenüber beobachtet. Auf der hinteren Plattform der Pferdebahn darf nicht geraucht werden, weil Damen über die Plattform steigen müssen, um in den Wagen zu gelangen. Wenn eine Dame den Wagen halten läßt, so springen die Leute unwillkürlich herab, um ihr Platz zu machen. Im Elevator, der doch nichts anderes ist als eine andere Form der Treppe, fausen die Hüte von den Köpfen, sobald eine Dame eintritt, während die Amerikaner sonst den Hut immer aufbehalten, auch in geschlossenen Bureaus. In jedem Hotel, in jedem größeren Restaurant ist ein besonderer Eingang für Damen, der diesen gestattet, zu den inneren Räumen des Hauses zu gelangen, ohne einen Raum durchschreiten zu müssen, in dem geraucht wird. In den großen Postbureaus ist ein besonderer Schalter für Damen, damit diese nicht von dem Gedränge der Männer behelligt werden, wenn sie ihre Briefmarken kaufen oder ihre Briefe befördern wollen. Während auf unseren Bahnen in der zweiten und dritten Klasse die Erlaubniß zum Rauchen die Regel ist, und nur gewisse Coupés für Nichtraucher und Damen reservirt bleiben, ist das Rauchen auf den amerikanischen Bahnen durchgängig verboten, mit Ausnahme des einen Rauchwagens, — ebenfalls lediglich mit Rücksicht auf die Damen.

Diese Artigkeit und dieser Respect gegen das weibliche Geschlecht zeigt sich in allen Klassen der Bevölkerung, und es ist daher ganz natürlich, daß die Damen, die sicher sind, niemals in unehrerbietiger Weise behelligt zu

werden, viel freier in ihrem Wesen sind, und sich viel größere Freiheiten gestatten dürfen als unsere Damen. Es kommt noch dazu, daß die amerikanischen Damen aus guter Familie für ihre Ausbildung ganz ungewöhnlich viel thun. Sie besuchen viel später die Gesellschaften als unsere jungen Mädchen; sie erhalten Unterricht bis zum achtzehnten, neunzehnten, zwanzigsten Lebensjahre und zeigen sich selten vor dieser Zeit auf Bällen. Sie besitzen daher auch zum großen Theil mehr positive Kenntnisse, als selbst gebildete Deutsche, Französinen und Engländerinnen. Sehr viele junge Damen wissen wenigstens etwas von den alten Sprachen, den Naturwissenschaften und ähnlichen Fächern, die bei uns im Großen und Ganzen aus der weiblichen Bildung so gut wie ausgeschlossen sind. Sie sind auch in Geschäften erfahren und oft auch der materiell wichtigste Factor des Hauses. Man weiß, daß die Frauen in Amerika auch zu den Universitäten zugelassen werden, und daß es drüben eine Anzahl sehr tüchtiger weiblicher Aerzte giebt. Eine derselben, Frau Dr. Jacobi, die Frau eines der angesehensten und gebiegensten Aerzte der neuen Welt, des Herrn Dr. Jacobi, die nicht nur praktisch Hervorragendes leisten soll, sondern sich auch theoretisch ausgezeichnet und sehr werthvolle wissenschaftliche Werke veröffentlicht hat, habe ich die Ehre gehabt, persönlich kennen zu lernen. Die Besürchtung, welche die um ihre Praxis allzu besorgten männlichen Aerzte zunächst hegten, daß die weiblichen Colleginnen sehr gefährliche Concurrenten werden würden, hat sich jedoch nicht bestätigt. Die Zahl derjenigen Frauen, die den Beruf in sich fühlen und Kraft und Kenntnisse genug besitzen, um als Arzt zu wirken, ist eine verhältnißmäßig doch nur geringe geblieben; und wenn diese in ihrem Berufe gedeihen und bedeutende Erfolge erzielen, so ist das nur mit Freude zu begrüßen, da dann die Voraussetzung immer zutrifft, daß man in der That mit einer auserlesenen Person zu thun hat. Ebenso ist bekannt, daß die Frauen jetzt auch für die Erlangung der politischen Rechte agitiren. In Wyoming haben sie dieselben, wenn ich mich nicht irre, bereits erklämpft. Was daraus werden wird, bleibt abzuwarten. Aber auch hier würde, wie ich glaube, die Wirklichkeit weit weniger gefährvoll sein, als sie sich jetzt in der grauen Theorie den Besorgten darstellt. Jedenfalls haben die Frauen in den Vereinigten Staaten eine sehr bevorzugte Stellung, und die höfliche Verbindlichkeit, mit der man ihnen allerorten begegnet, wirkt neben der rücksichtslosen Selbsthülfe der Männer unter sich um so angenehmer und wohlthuernder.

Der Fremde wird noch durch eine andere charakteristische Eigenthümlichkeit der Amerikaner auf das Freundlichste berührt: durch die beispiellose amerikanische Gastfreundschaft. Ich spreche dabei nicht von den besonderen Bedingungen, unter denen den Gästen Henry Willards, also auch mir, die Gelegenheit geboten worden ist, einen großen Theil des amerikanischen Festlandes kennen zu lernen; das ist selbst in diesem Lande der Gastfreundschaft ein einzig dastehender Fall. Und Rudolph Gneist hat das richtige

Wort ausgesprochen, als er beim Abschiede von Henry Willard sagte: „Wir haben hier eine Gastfreundschaft genossen, wie sie zu keiner Zeit in keinem der fünf Welttheile je erwiesen worden ist“. Ich spreche von der Allgemeinheit. Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher innigen Freude und Herzlichkeit der Bürger der Vereinigten Staaten die Gäste aus der alten Welt bewillkommenet, wie er kein anderes Streben hat, als diesen den Aufenthalt im Lande, in der Stadt, in seiner eigenen Häuslichkeit zu einem nur freundlichen und nur angenehmen zu machen. Die Zeit ist den Amerikanern sehr kostbar, und sie gehen sehr haushälterisch damit um. Gilt es aber, sie dem Wohlbefinden des Fremden zu opfern, so ist ihnen Zeitverschwendung ein wahres Herzensbedürfniß. Als unermüdlche Begleiter stehen sie zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zur Verfügung; immer sind sie bereit, über alles Mögliche Auskunft zu geben; niemals zeigt sich die geringste Verdrossenheit über die Langeweile, die sie nothwendigerweise ausstehen müssen; die Sehenswürdigkeiten, die sie doch allmählich genügend kennen müssen, zeigen sie mit einer Frische, als wäre es ihnen selbst etwas ganz Neues und Ungewohntes. Es macht ihnen wahrhafte Freude, uns in ihr Haus zu führen, uns zu Gast an ihrem Tische zu haben, uns von den hübschen Töchtern des Hauses, die zu dem festlichen Anlaß die weiße Küchenschürze angelegt haben, bei Tisch bedienen zu lassen. Und der einzige Dank, den sie begehren, ist der, daß es uns wohlgefalle. So habe ich es gefunden am ersten Tage im Osten, so habe ich es gefunden im fernsten Westen, so habe ich es gefunden, als ich wieder zum Osten zurückkehrte, und von da meine Rückreise antrat. Ich habe mich niemals unter mir wildfremden Leuten so aufrichtig behaglich und gemüthlich gefühlt wie bei meinen amerikanischen Wirthen.

Der einzige Lohn, den sie beanspruchen, sagte ich, ist, daß es uns gefalle, — nicht nur im Hause des Einzelnen, auch in der Stadt, auch im ganzen Lande. Das ist ein gemeinsamer Zug, den ich bei allen Bewohnern der Vereinigten Staaten wahrgenommen habe: der lebhafteste Wunsch, daß der Fremde davon überzeugt sei, wie gedeihlich das Land ist und begreife, wie jeder Bürger die Pflicht habe, den Stolz auf seine besonderen Erfolge zu verknüpfen mit dem Stolge auf das stetig wachsende Gemeinwesen.

Die Freude des Amerikaners an seinem eigenen Heim hat übrigens ihre große Berechtigung. Die Wohnhäuser sind fast allgemein sehr traulich und gemüthlich eingerichtet, und nach der Versicherung der Hausfrauen, die in dieser Beziehung die competenten Richter sind, auch sehr bequem für die Wirthschaft. Vortreffliche Badezimmer, Leitung für kaltes und warmes Wasser und Gas fehlen in keinem Hause. Die Wohnräume sind gewöhnlich nicht sehr groß, sie nähern sich mehr den Verhältnissen der Pariser als der Berliner und Wiener Zimmer. Flure und Treppen werden mit derselben Sorgfalt ausgestattet wie die Wohnräume. Die Behaglichkeit des Ganzen wird dadurch sehr erheblich vermehrt. Sie wird vor allem

erzielt durch die freundliche Verschwendung, die man in Amerika mit den Teppichen treibt. Schöne gute Teppiche, die durch das ganze Haus gehen, bilden in Amerika einen nothwendigen Bestandtheil des Hauses selbst.

Die wohnlichen Einrichtungen sind natürlich je nach dem Vermögen ganz verschieden; aber sie scheinen im Allgemeinen verhältnißmäßig kostbar zu sein. Mit deren Geschmack habe ich mich jedoch nicht immer befreunden können. Die Amerikaner haben den begreiflichen Ehrgeiz, einen eigenen „Stil“ haben zu wollen; und da unsere Zeit in Bezug auf Formen nicht sehr selbstschöpferisch ist, da wir in Deutschland jetzt mit Vorliebe zur deutschen Renaissance zurückgreifen, wie die Franzosen zum Stile Franz I. und Ludwigs XV., so haben auch die amerikanischen Architekten und Decorateure in den Kunstschätzen der Vergangenheit geblättert, bis sie einen Stil gefunden haben, von dem sie mit einigem Recht voraussetzen dürfen, daß er anderwärts wenig Nachahmer finden wird. Es ist der Stil „Queen Anne“, ein schwerfälliger, an die feudale Zeit mahrender Stil, mit vielfach gebrochenen Contouren der mit rothen Ziegeln gedeckten Dächer, mit massigen, viereckigen Thürmen und Thürmchen, mit kleinen Fenstern, — ein Stil, der in der Vergangenheit und unter dem grauen Himmel Englands seine volle Berechtigung hatte, sich in dem heitern, vom schönsten Himmel überwölbten, durch und durch modernen Amerika aber etwas eigenthümlich ausnimmt. Die großen, neuen Hotels zc. werden vornehmlich in diesem Stile ausgeführt; so das Hotel Lafayette am See von Minnetonka, so das schöne Hotel Montezuma in Las Vegas in Neu-Mexico, so auch das neue Badehaus in Manitou in Colorado.

An diesen Stil lehnen sich auch die Formen des Mobiliars an, die man jetzt in den neueren Einrichtungen der Wohnhäuser häufig findet. Es sind scharfkantige, steiflinige, unbequeme Möbel, die auf unser Auge mehr befremdlich als angenehm wirken. Unser europäisches Auge wird auch durch andere Eigenthümlichkeiten mitunter seltsam berührt. In den kostspieligsten Einrichtungen, in Zimmern, die mit den herrlichsten Teppichen belegt sind und deren Möbel als wahre Kunstwerke des Schreiners und des Tapezierers gelten können, sieht man Nachbildungen aus Zinkguß oder gar Delfarbedrucke, die man in einer europäischen Einrichtung, welche auch nur annähernd auf eine Vergleichsstufe gebracht werden könnte, niemals finden würde. Das hängt eben mit der ganz jungen Cultur zusammen; und diese Befremdlichkeiten, die schon im Verschwinden begriffen sind, werden immer mehr ausgerottet werden, je mehr die Liebe für bildende Kunst, die in den letzten Jahrzehnten in überraschender Weise durchgebrochen ist, an Macht gewinnt.

Noch stolzer aber als auf das eigene Heim ist der Amerikaner auf das größere Gemeinwesen, auf die Stadt, in der er wohnt. Er ist in der That, wenn er auch erst seit wenigen Jahren sich angesiedelt hat, stauender Zeuge des unglaublichen Aufschwungs, der Riesenfortschritte, die ihm mit jedem jungen Tage entgegentreten. Er sieht, wie sich die Debe bevölkert, wie die Wildniß zur Cultur sich wandelt, wie das Gesindel flüchtet und die wirklichen

Pioniere der Gessittung das Feld behaupten. Er sieht, wie die Häuser aus dem Boden schießen, wie ein Stadtviertel um das andere vor seinen Augen entsteht, wie die Kaufläden immer prächtiger werden, die Straßen immer belebter, wie dem dürrn Sande ober dem felsigen Grunde Bäume entsproßen, die schon in wenigen Jahren zu einem schattigen Park aufwachsen sollen. Ueberall gewahrt er ein gedeihliches, fröhliches, fleißiges Vorwärtsschreiten; und er darf sich sagen, daß auch er seinen Theil an diesem Gedeihen hat. Er freut sich also mit Recht darüber, er steht mit den Seinen in einem mithätigen, ich möchte sagen persönlichen Verhältnisse zu seiner Stadt.

Dieses Frohgefühl findet noch einen andern, bisweilen ganz komisch wirkenden Ausdruck in der Eifersucht auf die Nachbarstädte. Die nahe aneinander liegenden Städte Amerikas, die beinahe die gleichen Bedingungen des Prosperirens haben, leben in einem unausgesetzten heftigen und unverföhnlichen Wettkampfe. Da sich nun die Bedeutung der Stadt am einfachsten und deutlichsten in der Einwohnerzahl und im Wachsthum derselben ausdrückt, so herrscht ein beständiger Streit darüber, welcher Ort die größere Einwohnerzahl habe. Diese Nebenbuhlerschaft hat jedenfalls die günstigsten Folgen, da sie den Ehrgeiz und die Thatkraft der Einzelnen beständig anspornt und anstachelt; und die Folge davon ist in der That in den meisten Fällen die, daß die beiden feindlichen Schwesterstädte gleichermaßen aufblühen und gedeihen. Als das sprechendste Beispiel für diese Eigenthümlichkeit können die Städte St. Paul und Minneapolis angeführt werden.

Die geradezu unglaublichen Fortschritte, die alle einigermaßen durch ihre Lage begünstigten Städte der Vereinigten Staaten machen, sind nur möglich und lassen sich nur begreifen durch die Benutzung der Maschinen, die in Amerika einen Umfang und eine Allgemeinheit angenommen hat, hinter der die alte Welt noch weit, weit zurücksteht. Alles was Maschinenarbeit leisten kann, wird in Amerika durch die Maschine geleistet, und der Amerikaner würde es unglaublich finden, wenn man ihm sagte, daß die Einführung der elektrischen Beleuchtung bei uns auf Schwierigkeiten stößt, weil man nicht die genügenden Maschinenräume finden kann. Er würde es nicht für denkbar halten, daß in unseren Tagen und in unserer Hauptstadt das Einrammen von Pfählen durch ein paar Duzend keuchender Arbeiter an dieser Stelle besorgt wird, während fünfzig Schritt weiter, an jener die Dampftramme dieselbe Arbeit zu leisten vermag. Auf welche Schwierigkeiten stößt bei uns noch immer die Einführung der landwirtschaftlichen Maschinen, die in Amerika ganz allgemein und ausschließlich im Gebrauch sind! Bei der verhältnißmäßigen Spärlichkeit der Bevölkerung ist die menschliche Arbeitskraft viel zu kostbar, als daß sie da geübt werden sollte, wo die Maschinenkraft zur Verwendung kommen kann. Die natürliche Folge davon ist, daß die Maschinen in der neuen Welt den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, und daß das junge Land die bedeutendsten Techniker der Welt hergebracht hat. Die größten technischen Wunderbauten sind in Amerika

ausgeführt worden, als neuester und bedeutendster unter ihnen: die große Hängebrücke von New-York nach Brooklyn.

Eine natürliche Folge des Werthes der menschlichen Arbeit und der schwachen Bevölkerung ist die mangelhafte Bedienung. Welchen Luxus wir mit der Dienerschaft treiben, wieviel wir uns bedienen lassen, merken wir erst, wenn wir nach Amerika kommen. Wohlsituirte Leute, die bei uns zu Lande sicher vier oder fünf Diensthoten im Hause haben würden, behelfen sich drüben mit einem chinesischen Koch, der die Mahlzeiten anrichtet, und einer Person, die ab und zu zur Aushilfe kommt. Ich bin in Portland in Oregon acht Tage in einem der schönsten Häuser der Stadt zu Gast gewesen, bei einem sehr begüterten Manne; ich habe in dem behaglichen Hause eine Aufnahme gefunden, die mich zu tiefstem Dank verpflichtet; und ich muß constatiren, daß ich während meines Aufenthaltes nicht einen einzigen Diensthoten gesehen habe! Das Frühstück brachte mir die Frau vom Hause selbst in's Zimmer, und ich glaube auch, daß sie das Zimmer selbst gereinigt hat. Als ich eines Abends zu später Stunde nach Hause kam, meinen Schlüssel vergessen hatte und klingelte, öffnete mir mein Wirth, der im zweiten Stock schlief, selbst die Thür. Man fand es aber auch ganz natürlich, daß ich mir meine Kleider selbst reinigte und selbst dafür sorgte, daß meine Stiefel gewischt würden. Bei einem Familiendiner in einem andern vornehmen Hause bedienten bei Tische die beiden heranwachsenden Knaben von dreizehn bis fünfzehn Jahren; während in San Francisco im Hause eines unsrer angesehensten deutschen Landknechte die reizenden jungen Damen des Hauses das Essen auftrugen und herumreichten.

Der Luxus der Bedienung ist im Großen und Ganzen in der Neuen Welt etwas ganz Unbekanntes, und wenn man sich von den ganz großen Punkten entfernt, so giebt es kaum noch weiße Diener und Kellner. In dem großen Palmerhouse in Chicago, im Palace-Hotel in San Francisco, wohl den beiden größten Hotels der Welt, fast in allen kleineren Gasthöfen und Wirthschaften, auf den Eisenbahnen &c. ist ausschließlich farbige Bedienung. Ich bin von den Schwarzen und Mischlingen nicht sehr erbaut; nur zwei habe ich kennen gelernt, die einigermaßen gut bedient hätten. Im Allgemeinen sind die Neger eine träge, langsame, unverschämte, halsstarrige Sippe, mit ganz abscheulichen Manieren. Wir sind sie gleich unangenehm, ob sie nun mit ihrer zweideutig gefärbten Hand oder mit ihren schmutzigen Baumwollenhandschuhen in die Sauce tauchen und mit schwanfender wogender Bewegung die Gläser, die sie unausbleiblich oben am Rande anfassen, auf den Tisch stellen. Die Ideale von „Onkel Toms Hütte“ habe ich nicht finden können unter diesen unerfreulichen Menschen, die man von seiner Stuhllehne gar nicht los werden kann, die auf jedes Wort horchen, das am Tische gesprochen wird, und sich mimisch an der Unterhaltung theilnehmen, die uns gemüthlich die Hand auf die Schulter legen, wenn sie irgend etwas auf den Tisch setzen wollen; und niemals sind mir die Verfechter der Emancipation

in einem idealeren Lichte erschienen als bei der Betrachtung unserer schwarzen Menschenbrüder.

In den Küstenstädten, die der Stille Ocean bespült, wird den Negern als Dienern eine sehr starke und zum Theil siegreiche Concurrnz von den Chinesen gemacht, die sich auf das vortheilhafteste von den Schwarzen unterscheiden. Sie sind sauber, ruhig, bescheiden: sie kommen in's Zimmer und entfernen sich, ohne daß man sie bemerkt; sie sind pünktlich und zuverlässig. Ich bin mit mehr als einem Duzend Familien in San Francisco zusammengetroffen, die ausschließlich von Chinesen bedient wurden, und alle waren einstimmig in der Anerkennung dieser vorzüglichen Diener.

Gleichwohl sind die Chinesen, wie man weiß, in Amerika sehr verhaßt, aber gerade verhaßt ihrer guten Eigenschaften wegen: weil sie sehr accurat und sehr billig arbeiten und sehr sparsam sind. Man kann es ihnen nicht verzeihen, und vom amerikanischen Standpunkte hat man auch vollkommen recht, daß sie das, was sie im Lande erwerben, nicht dem Lande wieder zugute kommen lassen, sondern ihm entziehen und nach ihrer Heimat zurückkehren, sobald sie etwas erübrigt haben. Ich werde mich hüten, die Chinesenfrage hier zu berühren. Daß sich die mongolische Einwanderung auch sehr berechtigte Gegner zuzieht, werde ich an einer andern Stelle auszuführen Gelegenheit haben. Hier habe ich nur ihrer guten Eigenschaften als Diener und Arbeiter zu gedenken, die ihnen selbst von ihren entschlossensten Feinden zugestanden werden müssen. Gewisse Arbeiten haben die Chinesen geradezu monopolisirt: die Wäsche wird im ganzen Westen und jetzt auch schon in einem großen Theil des Ostens durch die Chinesen besorgt.

Das dienende Personal setzt sich also zusammen aus einem geringen Theile von deutschen und französischen Kellnern, aus mehr Irländern und vor allen Dingen aus Farbigen und Mongolen. Verschwindend klein ist die Zahl der amerikanischen Diener. Das mag mit dem Freiheitsgefühl und dem demokratischen Stolze des Bürgers der Vereinigten Staaten zusammenhängen.

Die Freiheit in Amerika ist ein Capitel, das hier natürlich nicht behandelt werden kann. Die politische Freiheit ist sogar äußerlich eine vollkommene. Ich will nur einen Fall anführen: einen kleinen Beweis der Pressfreiheit. Präsident Hayes war bekanntlich mit einer Stimme Majorität gewählt worden, und es wurde behauptet, daß das Resultat gefälscht sei. Monate lang brachte darauf eines der größten Blätter New-Yorks, der „Sun“, das Bild des neugewählten Präsidenten und auf der Stirn das Wort „Betrug“. Es ist nicht einmal der Versuch gemacht worden, gegen das Blatt wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes den Proceß einzuleiten.

Die vollkommen freie Presse hat in den Vereinigten Staaten eine den großartigen Verhältnissen des Ganzen entsprechende Bedeutung gewonnen. Die Leistungen der New-Yorker Blätter sind erstaunliche. Ein einfacher Blick auf das, was sich etwa der „New-York Herald“ an jedem Tage

telegraphiren läßt, genügt, um zu erkennen, daß keine Zeitung der alten Welt in dieser Beziehung mit den Tagesblättern der neuen den Wettkampf bestehen kann. Die Zeitungen sind nach einem ganz andern System redigirt als bei uns. Es ist alles darauf angelegt, die Aufmerksamkeit des Lesers gewaltsam auf die einzelnen Theile des Inhaltes hinzulenken. Dieser Inhalt wird durch gewisse Schlagworte, die durch den Druck noch besonders hervorgehoben werden, schon typographisch in einer Weise veranschaulicht, daß er gar nicht übersehen werden kann. Dazu kommt noch an der Spitze eines jeden Haupttheiles, ebenfalls in sehr auffälligen Lettern gedruckt, eine Inhaltsangabe in kräftigen packenden Titeln, die dazu bestimmt sind, Sensation zu machen und die Aufmerksamkeit anzustacheln. Es heißt also etwa „Alfonso's Beschimpfung,“ „Der edelste Spanier und der Pariser Janhagel,“ „Grevy kriecht zu Kreuze“, „Ermordung eines Briefträgers,“ „Siebzehn blutige Wunden,“ „Psychologisches Rätsel,“ „Ein Ehrenmann als Mörder“ ꝛ. Dieser Inhalt wird nicht bloß im Blatte gedruckt, er wird auch auf einer großen schwarzen Tafel mit Kreideschrift auf der Straße angekündigt.

Auch das kleinste Fleckchen, das seine Einwohner noch nach Hunderten zählt, hat zum mindesten eine tägliche und eine wöchentliche Zeitung, gewöhnlich aber schon deren mehrere, und auch diese Provinzialblätter unterscheiden sich äußerlich im Format nur wenig von denen der großen Städte. Auch sie bringen entsehrlich viel Stoff, vorwiegend Mordgeschichten, die sie aus allen möglichen Blättern zusammenschneiden, und literarische und dichterische Beiträge, die sie ebenfalls aus irgend einem Blatte abdrucken. Bei der außerordentlichen Billigkeit der Zeitungen — jetzt kostet der „New-York Herald“ mit seinen sechszehn bis vierundzwanzig enggedruckten Folioseiten zwei Cents, also etwa neun Pfennige nach dem theoretischen Geldwerthe, was in Wirklichkeit indessen höchstens drei bis vier Pfennigen des deutschen Marktwertes entspricht — haben dieselben eine außerordentlich starke Verbreitung. Aber die Abonnenten würden die ungeheuren Kosten natürlich nicht annähernd decken können. In Amerika bildet mehr als in irgend einem andern Lande die Insertion die Hauptquelle der Zeitungseinnahmen.

In keinem Lande wird mehr annoncirt und in keinem Lande mehr Reclame gemacht. Die Zeitungen allein können den Bedürfnissen der Ankündigung nicht genügen. Wo immer sich eine öffentliche Anzeige anbringen läßt, wird die Gelegenheit mit Eifer wahrgenommen: an den Geländern der Brücken, auf den Flaggen, die über die Straße gezogen werden, an jedem Aussichtspunkte, ja sogar an den abgesprengten Felsen der Rocky Mountains lieft man in großen Buchstaben den Ruhm eines neuen Zahnwassers oder einer billigen Nähmaschine.

Die riesigen Anschläge, die den Raum einer Sitzsäule vielleicht vier- bis fünfmal bedecken würden, sind in ihrer Ausführung zum Theil wahrhafte Kunstwerke. Es sind wirkliche Künstler, die in übermenschlichem Format die Zeichnung der Hauptscenen eines neuen Modedramas, die grotesken

Künste der Minstrel, die Sehenswürdigkeiten im Circus und dergleichen für die Niesenplacate entwerfen und ausführen. Wir sind wahrhafte Stümper dagegen. Ich bin unwillkürlich vor jedem dieser schön ausgeführten und amüsanten Bilder stehen geblieben und habe die einzelnen mit wahrem Vergnügen betrachtet. Während einige dieser Maueranschläge wie die oben angeführten den Zweck haben, ein getreues, natürlich stark geschmeicheltes Bild der Wirklichkeit zu geben, befeißigen sich andere der sinnlichen Allegorie, um die Vorzüge des angekündigten Artikels zu preisen. So sah ich ein sehr gut ausgeführtes Bild: eine Mutter umgeben von verschiedenen Kindern, die dankbar die Hände zum Himmel erheben, als ob sie von einem schweren Unglück erlöst seien — das war die Ankündigung einer neuen Leibbinde, und zur Erklärung war mitgetheilt, daß ein rechtschaffener Familienvater, der sich für die Seinen erhalten wolle, nichts Gescheidteres thun könne, als sich zum Schutze seiner Gesundheit sofort die angekündigte Binde zu kaufen, die in bester Qualität da und da zu haben sei. Auf einem anderen Bilde wogt in stürmisch erregter See ein kleines Rettungsboot, während man im Hintergrunde das gekenterte Schiff erblickt. Auf Aller Mienen spiegelt sich die entsetzliche Angst, die wilde Verzweiflung über die Furchtbarkeit der Lage; nur einer sitzt ruhig und gefaßt und blickt getrost gen Himmel. Damit sollte gesagt sein, daß ein neuer Magenbitter in allen Lagen des Lebens vortreffliche Wirkung thue, selbst beim Schiffsbruch. Der logische Zusammenhang ist etwas lose, aber der Zweck, das Placat zu lesen, ist erreicht; und das ist alles, worauf es dem Verkäufer ankommt.

Die fast unbeschränkte Freiheit, von der ich oben sprach, und die in der Presse ihren wahrnehmbarsten Ausdruck findet, zeigt sich natürlich auch auf dem Gebiete der Religion. In den Vereinigten Staaten kann in Wahrheit ein jeder nach seiner Façon selig werden, und die freien Bürger machen davon den umfassendsten Gebrauch und haben die verschiedenartigsten Façons. Nirgends giebt es so viel Secten wie drüben. Man staunt über die große Anzahl von kleinen Kirchen, die selbst in den unerheblichen Städten schon aufragen. Die merkwürdigsten Spielarten, die Religionen der Mormonen und der Zitterer, sind allbekannt. Alle diese verschiedenen Secten leben friedlich und unbehelligt neben einander, nur die Mormonen nehmen eine polemische Sonderstellung ein. Durch ihre musterhafte Verwaltung, durch Fleiß und Geschick haben sie sich erhebliche Verdienste erworben, die ihnen von keiner Seite bestritten werden. Sie haben thatsächlich die öde Wüstenei zu einem blühenden Garten gestaltet; aber man hat darüber doch nicht vergessen können, daß sich die Polygamie, die einen der Grundpfeiler ihrer Einrichtungen bildet, mit den Bedingungen eines modernen Culturstaates nun einmal nicht verträgt, und man macht ihnen das Leben sauer. In der Mormonenstadt selbst herrscht große Erbitterung über die Bundesregierung und eine Unterschätzung der Centralgewalt, eine Ueberschätzung der eigenen Macht, wie sie sich eben nur aus der völligen Abgeschlossenheit, in der die

Mormonen ihr Dasein verbringen, erklären läßt. Es ist sehr wohl möglich, daß die Mormonenfrage in Frist von wenigen Jahren viel Staub aufwirbeln wird. —

In der strengen Durchführung der Sonntagsfeier begegnen sich alle Bekenntnisse.

Eine religiöse Unterlage und einen stark religiösen Beigeschmack hat auch die Temperance-Bewegung, der Kampf gegen die Trunksucht, der, wie Alles in Amerika, sogleich mit den allerentschiedensten Mitteln unternommen wird. Die Mäßigkeitsvereiner, die zum Theil bedeutenden Einfluß gewonnen haben, verbieten streng den Genuß eines jeden berausenden Getränkes und erklären den Thee als Universalgetränk.

So lange die Temperenzler sich im Kreise der Jhrigen bewegen, läßt sich ja natürlich gar nichts dagegen einwenden; aber bedenklicher wird die Sache, wenn z. B., wie mir ein Fall bekannt ist, ein Schiffskapitän die strengen Mäßigkeitsgrundsätze in seinem Wirkungskreise zu unerbittlicher Geltung bringt, wenn dem Matrosen, der in einer stürmischen Winternacht vier Stunden lang bei Wind und Wetter die schwersten Arbeiten hat verrichten müssen, zur Schmeibigung seiner erstarrten Glieder und zur Kräftigung, — da, wo ein Schnaps so wohl angebracht wäre — bloß eine Tasse warmen Thees als Labetrunk gereicht wird. Im Staate Kansas war die Partei der Temperance so mächtig, daß sie in der Legislatur ein Gesetz, welches den Verkauf geistiger Getränke innerhalb des Staatsgebietes bei harten Strafen verbietet, und die Wahl eines Gouverneurs, der diesen Grundsätzen huldigte, hat durchsetzen können. In Folge dessen ist seit Jahren der Ausschank geistiger Getränke in dem Staate verboten. Wenn Alles so wäre, wie es nach den Gesetzen des Staates sein sollte, so würde man in dem ganzen Staate nicht ein Glas Bier, nicht ein Glas Wein trinken können. In der Ausführung ist es allerdings nicht ganz so schlimm. In der harmlosen Gestalt der Suppe oder der Medicin ist doch schon so manches Glas Bier, Wein und Schnaps ausgeschänkt worden.

Das sind Dinge, die wir mit unseren Begriffen von Freiheit nicht recht zusammenreimen können; es giebt auch noch andere, die wir noch weniger begreifen. Ich habe am helllichten Tage in Portland eine Gesellschaft von 12—14 Menschen, die mit schweren Ketten aneinander gefesselt waren, durch die Hauptstraße treiben sehen, von denen ich voraussetzte, daß sie zum mindesten des Mordversuchs sich schuldig gemacht hätten. Es waren aber einfach obdachlose Bagabunden, die man vom Depot in's Gefängniß brachte, Leute, die nach unserem Gesetz mit einer einfachen Haftstrafe davongekommen wären. Aber die Neuheit der Zustände rechtfertigt eben Einrichtungen, die bei uns unmöglich wären. Der Faulenzer und Herumstreicher ist in dem Lande, in dem Arbeit Alles sein muß, ein wahrer Verbrecher und wird demgemäß behandelt, wie auch die englische Gesetzgebung bis in

die neueste Zeit die „unordentlichen und müßigen Personen“ als Verbrecher behandelt.

Verbrechen und Sühne sind eben so wenig Absolutes wie irgend etwas Anderes hinieden, und auch in der Justizpflege treten uns in der Neuen Welt Erscheinungen entgegen, die in alten Culturländern kaum denkbar wären, die sich aber unter den ganz andern Verhältnissen dieses jüngsten der Civilisation erschlossenen Landes erklären lassen, selbst wenn man von offenbaren Uebeln, von den Mißbräuchen der Amtsgewalt absieht. Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß die amerikanischen Richter in ihrem Lande selbst nicht durchgängig in jenem hohen und unererschütterlichen Ansehen, nicht in jenem über alle Zweifel erhabenen Rufe der Unnahbarkeit stehen wie in den Staaten der alten Welt, wie namentlich in Deutschland und England. Ich verzeichne diese Thatsache, ohne sie bekräftigen oder abschwächen zu können. Aber sicherlich wäre es bei uns nicht möglich gewesen, daß ein Proceß wie derjenige, den New-Yorker Grundbesitzer gegen die Gesellschaft der städtischen Hochbahn wegen Entwerthung ihrer Grundstücke angestrengt hatten, hätte verloren, daß deren unzweifelhafter Anspruch auf eine angemessene Entschädigung hätte zurückgewiesen werden können. Mißbräuche der Justiz beklagt man namentlich bei den Ortsgerichten, während die Obergerichte in der Regel als respectabel gelten.

Die Härte des Zeugenzwangs, wie sie in der Neuen Welt durch Uebertragung aus dem englischen Recht besteht, wäre ebenfalls bei uns undenkbar. Man nehme folgenden Fall: A. sieht, wie B. ein Verbrechen begeht. A. denuncirt. Nun wird vor allem A. festgehalten, und wenn er eine unbekannt und unermögende Persönlichkeit ist, wenn er nicht im Stande ist, einen Bürgen aufzustellen oder eine je nach der Wichtigkeit des Falles bemessene Caution zu hinterlegen, eingesperrt, bis der Proceß zur Verhandlung kommt. B. wird gleichfalls eingesperrt. Ist B. aber in der Lage, die ihm auferlegte Caution zu stellen, so wird B. auf freien Fuß gesetzt. Es kann also vorkommen, daß der Zeuge wochen- und monatelang eingesperrt wird, während der Verbrecher frei herumläuft. Es ist allerdings richtig, daß dadurch die Bestrafung gesichert und der Verdunkelung des Thatbestandes vorgebeugt wird; aber eine gewisse Gewaltthätigkeit läßt sich diesem Verfahren doch nicht absprechen. Es herrscht deshalb auch in diesem Augenblicke eine starke Bewegung wegen Abänderung dieses allzu energischen Zeugenzwangs.

Mit der ganz ungläublichen Geschwindigkeit, mit der sich in bisher unbewohnten Strecken neue Gemeinwesen bilden und Städte gegründet werden, kann die Ordnung der regelrechten Rechtspflege nicht überall gleichen Schritt halten. Gerade in diesen jungen Ansiedlungen aber ist eine straffe Handhabung der allgemein gültigen Satzungen und eine unverzügliche Vollstreckung der Strafe bei Verletzung der *lex populi* am unerläßlichsten. Denn gerade in diesen Neubegründungen thut sich zunächst die schlimmste Gesellschaft von

Abenteurern, Spielern und Dirnen zusammen. Bevor also da nun die Justiz durch die bestallten Beamten regelrecht gehandhabt werden kann, wird aus Dringlichkeitsgründen eine freiwillige Justiz gebildet; es entstehen sogenannte Vigilanzcomités, die aus den vertrauenswerthesten Bürgern der jungen Ansiedlung zusammengesetzt werden. Das Vigilanzcomité fällt seine Urtheile als einzige Instanz ohne Berufung; *minima non curat praetor*; um kleine Uebertretungen kümmert es sich nicht weiter. In ernstern Fällen aber verhängt es die schwersten Strafen: Deportation und Tod. Dem Schuldigen, der das Gemeinwesen schädigt, wird ein Schreiben zugestellt mit einer einfachen Nummer. Das ist der lakonische Ausdruck der Aufforderung, ungesäumt das Feld zu räumen. Leistet er dieser Weisung keine Folge, wird er nach vierundzwanzig Stunden noch in der Gemarkung betroffen, so wird er einfach aufgehängt.

Unter Umständen, — und dieser Fall ist in den neuen Ansiedelungen durchaus keine Seltenheit — tritt das Volk sogleich, ohne sich erst an das Vigilanzcomité zu wenden, als Vollstrecker der Strafe auf: Der auf frischer That beim versuchten oder ausgeführten Morde Betroffenen wird ohne Weiteres gehängt. Oft widerfährt dies Schicksal auch einem Neger wegen versuchter Nothzucht. Es ist hier die Merkwürdigkeit zu constatiren, daß die von der Lynchjustiz unmittelbar oder durch Vermittelung des Vigilanzcomités vollstreckten Strafen in allen Fällen als gerechte anerkannt worden sind. Es ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß ein Unglücklicher als Opfer der persönlichen Rachsucht des Einzelnen oder einer Clique, oder der ungerechten Aufwallung des Volkshaufens gefallen wäre.

Diese blühdige Art, nach den Bedürfnissen gewissermaßen eine Justiz zu improvisiren ist nur möglich in einem so jugendlichen Lande, in dem die demokratische Gleichheit kein hohles Wort, sondern eine ernsthafteste Wahrheit ist. Es giebt zwar auch in den Vereinigten Staaten eine kleine Gesellschaft altanfässigen, durch und durch vornehmen, Yankeeethums, die sich mit den Andern nicht mischt und eine gewisse Standessuprematie beansprucht; aber von dieser kleinen Gesellschaft abgesehen, kann man füglich nicht von Vorurtheilen der Geburt, des Standes, der Stellung in der Neuen Welt sprechen. Die besonderen Bedingungen, unter denen sich die Nation gebildet hat und stetig fortbildet, begünstigen die Durchführung der Gleichheit allerdinge in außergewöhnlichem Maße. Kein Mensch fragt in Amerika den Andern, woher er kommt und was er bisher getrieben hat. Die unverständlichste Dichtung würde in Amerika „Lohengrin“ sein: Niemand würde die Reugier Elsaß begreifen. Man fragt nur, was er in diesem Augenblicke ist, was er leisten kann.

Wenn bei uns mit dem Begriff des „Barvenu“, des „Emporkömmlings“, thörichterweise eine gewisse Verächtlichkeit oder zum mindestens eine alberne Veringschätzung verbunden ist, wenn nach unserer socialen Schätzung der vererbte Wohlstand mehr gilt als der selbst erworbene, so ist in Amerika

gerade das Gegentheil der Fall. Fast ohne Ausnahme ist Jedermann, der jetzt eine hervorragende Stellung einnimmt, seines Glückes eigener Schmied, ein Barbenu im edelsten Sinne des Wortes. Und als Ruhmes- und Ehrentitel wird demselben Mann, der jetzt an der Spitze von ungezählten Millionen steht, nachgesagt, daß er noch vor zehn Jahren auf dem Hundeschlitten Pelze gefahren habe. Die harmlose Schwäche der Amerikaner für Titel, die in dem Lande der Freiheit und Gleichheit merkwürdigerweise ebenso ausgebildet ist wie in den ältesten Monarchien, der starke Verbrauch von „Captains“, „Colonels“, „Generals“, die kindliche Freude an uniformirten Aufzügen — all' diese Kleinigkeiten ändern an der Sache nichts. Es bleibt eine Wahrheit, daß im socialen Leben der Unterschied zwischen Untergebenen und Oberen nirgends so verwischt ist, wie in den Vereinigten Staaten. Daher erklärt sich auch die mangelhafte Bedienung, da der Kellner, der uns die bestellten Speisen und Getränke verabfolgt, aus dieser gelegentlichen Dienstleistung keineswegs die Berechtigung für den Gast herleitet, ihn anders zu behandeln als einen Gleichgestellten, gerade wie der Verkäufer sich keineswegs zu irgend welcher Untermwürdigkeit veranlaßt findet, wenn er dem Käufer für dessen gutes Geld seine gute Waare giebt.

In noch anschaulicherer Weise tritt uns die demokratische Gleichheit auf unseren Reisen entgegen. Wir haben auf unseren Bahnen vier Wagenklassen, die Amerikaner haben eine einzige. Die Bahnverwaltungen machen keinen Unterschied zwischen dem Vermögen und der Stellung der einzelnen Reisenden; sie verkaufen eben nur das Recht der Benutzung des Wagens für die verlangte Strecke an Jedermann und unter denselben Bedingungen.

Daß diese Theorie in der Praxis ihre starken Unannehmlichkeiten mit bringt, ist bald erkannt worden, und aus dieser Erkenntniß ist eine Einrichtung hervorgegangen, die das Einklassensystem in der Praxis doch zu Schanden macht: Sonderunternehmer, als deren nennenswerthester und bedeutendster Pullman in Chicago einen Weltruf besitzt, haben mit den Bahnen Verträge abgeschlossen, die ihnen gestatten, Wagen ihrer eigenen Fabrik in besonderer Ausstattung dem gewöhnlichen Zuge beizugeben. Dadurch ist thatsächlich eine erste und zweite Klasse entstanden; die Pullman-Wagen bilden die erste, die Wagen der Bahn die zweite Klasse. Für die Benutzung der Pullman-Wagen ist ein ziemlich beträchtlicher Preis außer dem Betrage für das Fahrbillet zu entrichten. Für die Strecke von St. Louis bis New-York, zwei Tage und eine Nacht, habe ich sechs Dollars bezahlt.

Es giebt drei verschiedene Arten von Pullmann-Wagen: „Drawing“-„Hotel“- oder „Dining“- und „Sleeping-Cars“ — also Salons, Restaurations- und Schlafwagen. Die Wagen sind gleichmäßig sehr dauerhaft gebaut und sehr elegant ausgestattet. Aber wie mir scheinen will, wird die Annehmlichkeit, die sie gewähren, doch erheblich in Amerika selbst und im Auslande überschätzt. Der Salonwagen mit seinen Streckesseln ist allerdings sehr bequem, aber er fährt natürlich nicht auf allen Strecken; und wenn

man den Tag in dem Hotel- und Schlafwagen zubringen muß, so ist der Aufenthalt keineswegs angenehm. Die Sitze sind eng, unbequem; man kann sich nicht ausstrecken, man kann am Tage nicht schlafen, die Lehne geht bloß bis an die Hälfte des Rückens, so daß man auch den Kopf nicht anlehnen kann — kurz und gut, ich ziehe am Tage den Aufenthalt in einem mittelmäßigen Coupé zweiter Klasse dem in einem theuren und eleganten Pullman-Wagen vor. Die Wagen sind sehr lang und werden durch keine besondere Scheidewand von einander getrennt. Coupés giebt es also nicht. Für Leute, die Gesellschaft lieben, ist das natürlich sehr angenehm, für solche aber, die lieber allein reisen, höchst unangenehm. Die großen amerikanischen Wagen gewähren die bedeutende Annehmlichkeit, daß man sich während des Fahrens einige Bewegung machen kann; man kann auf dem schmalen Gange, der zwischen den Sitzplätzen freigelassen ist, auf- und niebergchen, man kann einen Besuch in einem andern Wagen machen; das sind die Vortheile, die bei einer langen Reise nicht gering anzuschlagen sind. Außerdem besitzen alle amerikanischen Wagen eben vermöge ihrer Ungetheiltheit gewisse Vorzüge, die bei unseren kleinen Coupés nicht zu erzielen sind. In jedem Wagen ist eine Toilette, in jedem ein Behälter mit frischem Eiswasser.

In der Nacht aber sind diese langen Wagen mit ihrer vielköpfigen Bevölkerung mir unerträglich gewesen, und ich gebe unseren deutschen Schlafwagen mit ihren ungleich schlechteren und schmaleren Betten bei weitem den Vorzug. In amerikanischen Schlafwagen, die sehr gute Betten haben, schlafen einige zwanzig Personen in demselben Raum, Männlein und Weiblein. Der Wagen ist in zwölf Sectionen eingetheilt, deren jede zwei Betten enthält, jedes Bett ist durch eine besondere Gardine verschließbar. Der Raum, der zum Entkleiden zur Verfügung steht, ist natürlich ein unglaublich beschränkter, und die Späterausbleibenden können an jeder Bewegung des Vorhanges ganz genau die verschiedenen Stadien der Entkleidung verfolgen. Es gehört der hohe Respect, dessen die Frauen sich in Amerika zu erfreuen haben, dazu, um diesen den Muth zu geben, diese Wagen zu benutzen, und ihnen die Gewißheit zu gewähren, daß ungehörige Späße unterbleiben.

Wenn man aber nun glücklich in dem verhältnißmäßig guten Bette liegt, dann beginnt erst die Qual. In dem festgeschlossenen Raume, in dem zwanzig Personen schlafen, wird die Luft bald gründlich verdorben, das Oeffnen der Fenster ist unmöglich, und unter zwanzig Personen Schnarchen doch zum mindesten sechs. Ich habe es trotz tödtlicher Ermattung niemals dazu bringen können, in den Pullman'schen Schlafwagen auch nur ungefähr der Ruhe zu pflegen. Ebenso unangenehm ist die Morgenstunde mit der Toilette. Für die Reisenden männlichen Geschlechts stehen nur zwei Waschbeden zur Verfügung, für die Damen, glaube ich, ebensoviel. Man muß also oft sehr lange warten, bis die Reihe an einen kommt; und da man genöthigt ist, bei den Betten vorüberzugehen, die die Damen eben verlassen, so muß man sich doch ungefähr präsentabel machen, um den Damen nicht

ein Bild des Aergernisses darzubieten. Alles das ist höchst lästig und unbequem.

Eine Einzelheit, die mich empört hat, ist die folgende: Es kommt vor, daß der Schlafwagen nicht voll besetzt ist, und daß man eine Section allein bekommt. Das Oberbett wird also nicht benutzt. Gleichwohl klappt es der Reger herunter und verbietet, daß man seine Sachen darauf lege. Er will den Reisenden zwingen, auch für das Oberbett den Preis zu zahlen. Die Berechtigung, einen günstigen Zufall auszunutzen, wird den Reisenden ohne einen anderen Grund als den, den doppelten Preis herauszuschlagen, verwehrt. In der Beziehung sind unsere deutschen Bahnbeamten denn doch etwas liberaler.

Die Raucher sind auf den amerikanischen Eisenbahnen übel dran. In den Pullman-Wagen ist für die Raucher gewöhnlich nur ein ganz kleines Cabinet reservirt, das bald dicht besetzt und von einem solchen Qualm erfüllt ist, daß man es darin nicht aushalten kann. Der Aufenthalt auf der Plattform wird bisweilen gebuldet, bisweilen verboten; es hängt ganz von der Willkür des einzelnen Beamten ab. Im Zuge befindet sich freilich auch ein eigener Wagen für Raucher; dieser ist aber gewöhnlich in einem entsetzlichen Zustande der Unsauberkeit und es wird soviel darin gespieen, daß für uns, die wir an diese, übrigens von Jahr zu Jahr abnehmende, Unart der Amerikaner nicht gewöhnt sind, der Aufenthalt in diesem widerwärtigen Raume bald unerträglich wird.

Eine bekannte Eigenthümlichkeit der amerikanischen Bahnen ist die, daß nicht abgeläutet und kein Signal mit der Dampfpfeife gegeben wird. Die Beamten rufen freilich „Einsteigen“, aber dieser Ruf wird in dem allgemeinen Lärm sehr oft überhört, und unmittelbar darauf setzt sich das Ungethüm von Zug in Bewegung und schleicht davon wie der Dieb bei Nacht. Allerdings sind die Amerikaner im Auf- und Absteigen ungleich verwegener und gewandter als wir, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß Reisende hinter dem Zuge herrennen, denselben erreichen, wenn er schon im vollen Gange ist und nun noch aufspringen. Eine besondere Virtuosität besitzen in dieser Hinsicht die Zeitungsverkäufer. Unsereiner wird ganz nervös, wenn diese gemächlich von der Plattform abspringen, während der Zug mit vollem Dampf dahinfahrt. In Neu-Mexico bin ich Zeuge gewesen, wie ein Herumtreiber, der sich heimlich hinten aufgesetzt hatte, während der Zug mit voller Fahrgeschwindigkeit fuhr, vom Conducteur einfach heruntergeworfen wurde. Er war darauf vorbereitet, sprang gemüthlich auf seine Füße und ging zu Fuß seines Weges weiter.

Als einen besonderen Vorzug rühmen die Amerikaner ihre Gepäcksbeförderung. Ich muß sagen, daß ich von diesen Vorzügen mich nicht habe überzeugen können. Ob der Gepäckschein aus Blech oder aus Papier gefertigt ist, ist mir wirklich gleichgültig, und ich kenne nichts Bequemeres als unsere einfache Art, das Gepäck selbst aufzugeben und es am Bestimmungs-orte selbst in Empfang zu nehmen oder durch den Portier des Hotels ab-

holen zu lassen. Da habe ich die Gewißheit, daß ich meine Koffer entweder selbst gleich mit mir in's Hotel nehme oder in einer halben Stunde sicher zur Verfügung habe. In Amerika kommt ein Beamter einer Expressgesellschaft vor der Endstation unserer Reise in den Wagen und bittet sich die Gepäckmarke aus; man bekommt darauf eine Quittung, und er übernimmt gegen eine entsprechende Vergütung, die gerade so viel beträgt, wie die Benutzung einer Droschke und das Trinkgeld für den Gepäckträger, die Beförderung der Gepäckstücke. Bis aber das Gepäck in unser Hotel gebracht wird, vergehen bisweilen lange Stunden. Ich habe in San Francisco acht Stunden auf meinen Koffer warten müssen.

Es ist merkwürdig, daß die Amerikaner, die überall das Princip der Selbsthilfe nicht bloß aussprechen, sondern durchführen, gerade bei der Versorgung des Gepäcks vom Bahnhof zur Wohnung die Vermittelung eines weitverzweigten und verwickelten Instituts anrufen. Im Allgemeinen verlassen sie sich in allen den Fällen, wo sie selbst zugreifen können, nicht so leicht auf einen Andern. Männlichkeit, Tüchtigkeit und Schneidigkeit ist in keinem andern Lande der Welt so unentbehrlich und wird so hochgeschätzt wie drüben, und das Goethesche Wort:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,“

ist nirgends wahrer als in der Neuen Welt. Trägheit und Schläffheit sind Verbrechen, die in Amerika einen jeden zu Grunde richten, Fleiß und Thatkraft finden aber auch wohl nirgends eine schnellere und glänzendere Belohnung. Es ist daher auch natürlich, daß sie auf körperliche Uebungen besonderen Werth legen, und daß sie es in diesen zur meisterhaften Vollkommenheit gebracht haben. Die Amerikaner sind die verwegnensten Reiter, die besten Kutscher, die muthigsten Jäger, die sichersten Schützen. Die beiden berühmtesten Kunstschützen der Welt, Dr. Carver und Ira Paine, die auch in Europa ihre Künste gezeigt haben, sind uns von drüben gekommen. Die ausgezeichnetsten Turner und Akrobaten, die wir in den Vergnügungslocalen anstaunen, sind Amerikaner, die erstaunlichsten Ballspieler sind drüben zu finden; der tollkühnste Schwimmer der Welt, Webb, war ein Amerikaner; der Boxer Hyans hat sich den Championgürtel der univervalen Boxergemeinde erkämpft. Pferdebändiger, Wichtempler, Leute wie die Cow-Boys, unerschrockne Waghälse wie die Trappers und Projectors sind nur drüben zu finden.

Ein schöner idealer Genosse dieser rauhen Männlichkeit ist der demokratische Anstand. In keinem Lande der Welt vertraut man mehr der Ehrlichkeit des Einzelnen als in Amerika. Man sieht in den großen Städten auf den Briefkästen, die eine verhältnißmäßig nur schmale Oeffnung haben, und zu deren Füßen ganze Stöße von frankirten Kreuzbändern oder von Briefen in zu großem Format, die von den Absendern ruhig da hingelegt werden, bis der Postbote sie abholt. Es fällt keinem Menschen ein, sich daran zu vergreifen, und der bössartige Muthwille, der bei uns allerhand

Schabernack treibt, scheint dort gar nicht bekannt zu sein. Viele Pferdebahnen haben keine Conducteure; es ist ein Glaskasten da, in den jeder Fahrgast den Betrag seiner Fahrt selbst hineinzwerfen hat; thut er es nicht, so betrügt er eben die Gesellschaft, aber es geschieht ihm sonst kein Leid. Man rechnet auf die Anständigkeit der Fahrgäste, und man rechnet im Allgemeinen durchaus richtig. Neben den „Bars“, an denen man die gemischten Getränke nimmt, ist gewöhnlich ein Büffet mit Braten, Zunge, Würst, Kartoffelsalat u. aufgeschlagen, dessen Benutzung unentgeltlich ist. Die Besitzer ver-lassen sich darauf, daß man nicht hingehet, ein Glas Cognac bezahlt und sich dabei satt iszt; denn sonst würden sie nicht auf die Kosten kommen — sie kommen immer auf die Kosten. Der Amerikaner nimmt, wenn er gerade Appetit hat, eine Kleinigkeit, aber es fällt ihm nicht ein, die Einrichtung, die sich an sein Anstandsgefühl wendet, zu mißbrauchen.

Ein anderer vornehmer Zug des amerikanischen Wesens ist der bewun-derungswürdige Wohlthätigkeitsinn. Wir selbst wissen in Deutschland ein Liedchen davon zu singen. Wir haben nicht vergessen, welche ungeheuren Summen uns aus Amerika zugeflossen sind zur Zeit des deutsch-französischen Krieges; wir wissen, wie sie allezeit bereit gewesen sind, die Hand zu öffnen, wenn es galt einem nationalen Unglück hülfreich zu begegnen. In der Unterstützung der durch das Hochwasser geschädigten Deutschen haben die Deutsch-Amerikaner alle Andern überflügelt. Der größte Wohlthäter der Welt, Peabody, ist ein Amerikaner. Die Summen, die alljährlich für Krankenhäuser und sonstige wohlthätige Stiftungen, für Bibliotheken und Sammlungen und besonders für Schulen gespendet werden, sind unermeslich. Die Amerikaner begreifen die Wichtigkeit des Unterrichts vollkommen, und für das junge Land haben die Schulen dort schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Ebenso sind in jüngster Zeit sehr starke Fortschritte in der Ausbildung des Kunstsinns aufzuweisen. Man sieht schon interessante Anfänge einer selbständigen Architektur; Amerika besitzt bereits bedeutende eigene Maler. Wenn auch die öffentlichen Museen im Großen und Ganzen noch keine erhebliche Bedeutung haben erringen können, so sind doch einzelne Privatgalerien um so bemerkenswerther. Unsere Künstler wissen, daß Amerika seit einigen Jahren der beste Markt für ihre Werke geworden ist. Die Begründung einer eigenen Galerie ist jetzt ein gewisser Gradmesser für die finanzielle Bedeutung des Einzelnen. Die Theater erfreuen sich eines außerordentlichen Besuches. In der Schauspielkunst besitzt Amerika Künstler allererster Bedeutung; die Oper wird aus den besten Kräften der alten Welt zusammengesetzt.

So gewährt dies merkwürdige Land, das zu schildern ich nicht einmal den Versuch habe machen wollen, von dem ich eben nur eine ganz auf der Oberfläche sich bewegende Skizze zu geben mich bemüht habe, in allen großen Zügen und in allen Einzelheiten die unverkennbaren Merkmale der Großartigkeit, der Ergiebigkeit, des fleißigen und geschickten Ausnützens des Bodens, des Gedeihens und des Fortschritts. Es ist ein Land, das einem

jeden, der die Augen zu öffnen weiß, Bewunderung und Respect einflößen muß. Karl Schurz sagte bei dem Abschiedsfeste, daß die deutschen Gäste ihrem Wirth, dem Präsidenten Henry Willard gaben: „Bewunderung gehört trotz unseres Schutzzollsystems nicht zu denjenigen Artikeln, die wir mit einem Eingangszoll belegt haben, weil wir davon genug im Lande produciren, um irgendwelche Concurrnz des Auslandes zu fürchten.“ Es ist wahr, die Amerikaner wissen, was sie von sich selbst und ihrem Lande zu halten haben, und die Anerkennung ihrer erstaunlichen Leistungen gewährt ihnen ein tiefes Gefühl der Genugthuung. Auf diese Anerkennung aber haben sie auch vollberechtigten Anspruch bei Andern und bei sich; denn „jeder darf sich seines Fleißes rühmen,“ sagt der Begründer unserer klassischen Literatur, und „nur die Dumpe sind bescheiden,“ sagt unser größter Dichter, „Brave freuen sich der That!“ Der geheimnißvolle „Logos,“ der Urquell alles Werdens und Wesens — für die freien Bürger der Neuen Welt ist es in Wahrheit die That.





Illustrierte Bibliographie.

Im **Wechsel der Tage.** Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter. Herausgegeben von Adolf Brennecke. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn.

Jedes Jahr bringt seine neue Anthologie. Kaum weiß man, wo es damit noch hinaus soll, und wie die vielen vortrefflichen Werke dieser Art, die wir wirklich besitzen, neben einander bestehen können. Denn der Kreis, auf den sie berechnet sind, ist doch wohl ein sehr beschränkter — umfaßt nur die Jugend und die weibliche Unreife jedes Alters — oder hat man je einen geistig ausgewachsenen Menschen über einem solchen Parfümkasten der Dichtung betroffen? So mag denn der Kampf um das Dasein für diese Bücher ein recht harter sein: und demgemäß haben sich, ganz entsprechend der Lehre des großen Naturforschers, die verschiedensten Spielarten ausgebildet. Zuerst hatten wir, um bloß von äußerlichen Unterschieden zu reden, die Anthologie mit allegorischen Buntdrucken, Glaube, Liebe, Hoffnung und dergleichen faden Sinnigkeiten. Allmählich ist die Illustration immer übermächtiger geworden: alte und neue, bekannte und unbekannte Bilder wurden kunterbunt durcheinander gedruckt, und die Dichtungen traten beinahe in zweite Reihe für den Betrachter — was freilich auch wohl kein so großer Schaden ist. In der vorliegenden Sammlung ist nun wieder ein neuer Weg eröffnet worden. Die Illustrationen nämlich sind sammt und sonders englischen Ursprungs; von englischen Künstlern gezeichnet und in englischen Werkstätten geschnitten. Es hat ganz den Anschein, als habe der deutsche Verleger die Ausstattung eines ähnlichen englischen Wertes einfach angekauft und sich zu den Illustrationen Gedichte zusammensuchen lassen. Das wäre beinahe die verkehrte Welt: allein schließlich ist das Unternehmen gar so übel nicht abgelaufen. Vielleicht hat der Umstand demselben sogar genützt. Denn der Herausgeber, der einen solchen Ciertanz um die Illustrationen ausführen muß, wird nicht leicht in Schlandrian verfallen können. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß bei Adolf Brennecke diese Gefahr so besonders nahe gelegen hätte. Vielmehr darf man wohl von vorn herein in dem Namen des geachteten

Erzählers und Kritikers eine Bürgschaft für glückliches Gelingen erblicken. Und in der That hat auch Brenneke die Schwierigkeit, die vor ihm gelegen haben mag, mit Geschick gemeistert. Wir hatten, sobald wir einmal auf die oben angegebene Vermuthung verfallen waren, mit einer gewissen, allerdings nicht durchaus menschenfreundlichen Spannung, sofort das Werk durchblättert, Text und Illustrationen



Aus: „Im Wechsel der Tage“.
Ferd. Hirt und Sohn in Leipzig.

mit einander verglichen, um irgendwo unpassende Zusammenstellungen aufzuspüren. Wenn wir hinzufügen können, daß wir uns dabei überzeugt haben, daß die beiden überall leidlich, meistens aber mit überraschendem Glücke zusammengepaßt worden sind, so will das, in Anbetracht aller entgegenstehenden Schwierigkeiten, gewiß viel heißen. Und da ein jedes der aufgenommenen Gedichte mit Rücksicht auf eine Illustration hat ausgesucht werden müssen, so hat begreiflicherweise die Mehrzahl jener ewig wieder-

Lehrenden Gedichte, die den eisernen Bestand jeder vorschriftsmäßigen Anthologie bilden zu müssen scheinen — eine Art Wasserpest, von der sich kaum sonst eine freigehalten — aus dieser wegbleiben müssen. Was aufgenommen ist, dagegen lassen sich keine Einwendungen machen. Es sind Gedichte der Klassiker aus dem letzten Geschlechtern und noch lebender Poeten, die von dem gegenwärtigen Geschlechte mehr oder minder für Klassiker genommen werden. Man braucht die Namen nicht aufzuzählen; jeder wird sich die Reihe ungefähr denken können, und wenn er annimmt, daß seine Lieblingsdichter sich darunter befinden, so wird er sich schwerlich getäuscht haben. Daneben aber hat der Herausgeber einer Anzahl von Dichtern minder bekannten Namens die Aufnahme gegönnt; er scheint sogar — denn wer kann heutzutage die Masse des Schaffens genugsam übersehen, um seine Behauptung mit Gewißheit aufstellen zu können — Einige zum ersten Male in die Oeffentlichkeit einzuführen. Dagegen wird sich nichts einwenden lassen. Es wird hier ja nicht der Anspruch darauf erhoben, Dichterkronen zu vertheilen; und ein hübsches Lied kann Jedem gelingen. In Wahrheit befinden sich auch unter diesen Werken „unbekannter Herkunft“ Leistungen, die volle Anerkennung verdienen: man freut sich, neue Begabungen kennen zu lernen, die für die Zukunft etwas zu versprechen scheinen. Trotz allem Jammern scheint es doch noch nicht gar so herbftlich stumm zu werden im deutschen „Dichterwalde“!

Die Illustrationen verrathen den englischen Ursprung auf den ersten Blick. Schon die eigenthümliche Art, wie sie auf der Seite vertheilt sind, das Streben nach dem Witzigen, Unerhörten in der Anordnung, die Manier, es so darzustellen, als sei Blatt auf Blatt gelegt, geklebt oder genagelt — wer kennt nicht alle diese sonderbaren Einfälle und Schrullen, in denen sich der sogenannte Geschmack unseres lieben Bruder-volks gefällt. Es hat etwas verzweifelt Ustjüngferliches an sich. Nur daß es hier doch nicht so aufdringlich zierig wirkt. Hat man nun das Gefühl, daß ein wenig Ustjüngferlichkeit hier an seinem Platze sei — oder ist ein Buch, in dem man doch nur blättern will, wirklich für solche Ausschweifungen geeigneter als ein ernst, gewichtiger Band — wir erinnern uns noch der Qualen, die wir einmal über einem geographischem Prachtwerke englischen Ursprunges ausgestanden haben! — jedenfalls läßt man sich hier alle die Tändeleien gern gefallen. Auch der Holzschnitt hat mehr Kraft und Frische, als man sie sonst bei englischen Erzeugnissen findet; nicht jene anspruchsvolle Gelehrtheit und Glätte, die sich für den höchsten Gipfel der Kunst giebt. Das Blatt, daß wir zum Abdrucke bringen, erinnert viel mehr an gute Schnitte deutschen Ursprunges. Die Zeichnungen selbst endlich wirken in ihrer Fremdartigkeit recht angenehm, als etwas Neues, was von dem Hergebrachten der Anthologie-Illustration, den wandernden Handwerksburschen, den küßenden Jünglingen und Mädchen in geschlitzten und gepufften Wämfern und Miedern, merklich abweicht. Sie sind in ihrem Charakter ganz modern, als wären die Gestalten aus der Preisliste eines großen Bazares ausgeschnitten. Wir gestehen, daß wir Sympathie für eine solche Neuerung fühlen, inniglich überzeugt, daß die Gegenwart genau so poetisch ist wie jede Vergangenheit, und aufrichtig hoffend, daß Jeder doch leichter und natürlicher mit einem Manne in vernünftigem Noth Mitgefühl hat, als mit einem Bekleideten in Wams und Schube. Die Engländer allerdings gehen darin ein wenig weit. Unter Anderem befindet sich in diesem Buche ein Blatt, welches das Treiben auf dem Strande eines Seebades recht natürlich und hübsch darstellt; spielende Kinder liebende Paare, klatschende Mütter und Alles, was sonst dazu gehört. Wirklich recht hübsch — aber als Illustration zu einem Gedichte, das die Schönheit des Meeres preisen soll, doch ein wenig zu modern. Gewiß kann der Mensch auch im Gewühl die Natur empfinden: aber man stellt doch nicht das Gewühl dar, um den Beschauer die Natur empfinden zu lassen. Dieser schlimmste Mißgriff ist übrigens auch der einzige. Die anderen Landschaftsbilder besitzen überall wirkliche Stimmung.

Jugendchriften aus dem Verlage von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

Man muß wohl ein Mann vom Fach sein, Erzieher oder etwas Ähnliches, und seinen Beruf mit Ernst, mit einer gewissen Leidenschaft treiben, um Jugendchriften



Aus den: „Jugendchriften“.
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

mit Interesse zu lesen. Manchen — und der Schreiber dieser Zeilen gehört zu diesen — sind Jugendchriften eigentlich geradezu unangenehm: dieses Streben, der Jugend

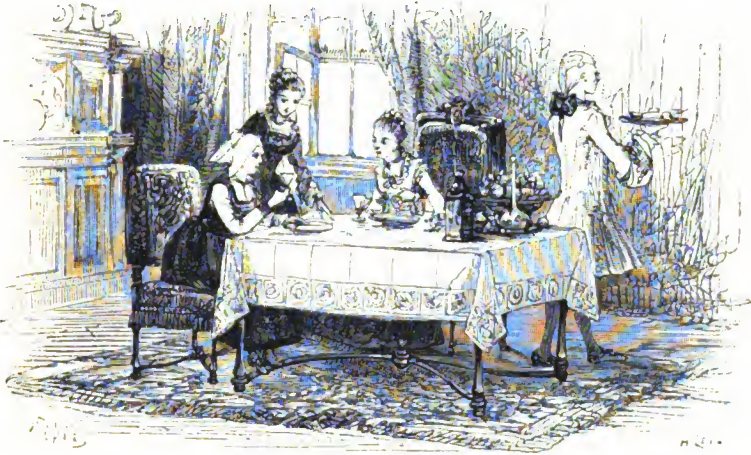


Aus den: „Jugendchriften“.
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.



Aus den: „Jugendchriften“.
Verlag von Ferd. Sirt u. Sohn in Leipzig.

eine Literatur für sich und beinahe eine Welt für sich zurecht zu machen, erscheint ihnen verkehrt und unverständlich. Indes, wenn es nun einmal Jugendschriften geben soll, so liegen hier einige vor, die wirklich Empfehlung verdienen. Es sind Erzählungen, die für heranwachsende Mädchen bestimmt sind: Liebe um Liebe von Brigitte



Aus den: „Jugendschriften“:
Verlag von Ferd. Sirt u. Sohn in Leipzig.

Augusti nach J. Colombs „Les étapes de Madeleine“ frei bearbeitet, und von Clementine Helm gleichfalls nach Schriften von Colomb bearbeitet Der Weg zum Glück (nach „Doux mères“), Vater Carlets Pflegekind (nach „La fille de Carilés“) und Doris und Dora

(nach „Chloris et Jeanneton“). — Für ein reiferes Alter sind Mädchenlose und Haus und Welt von Brigitte Augusti bestimmt. Auf einen Theil dieser Schriften denken wir ausführlicher zurückzukommen — bei größerer Muße, als das Herannahen des Weihnachtsfestes sie gestattet. Aber gerade zu diesem Feste möchten wir sie empfehlen. Es giebt so viele Eltern, die völlig rathlos vor der Frage stehen: „Was sollen wir unserer



Tochter schenken? Das Kind muß für die Feiertage doch etwas zu lesen haben!“ Die genannten Bücher bieten einen durchaus gesunden Lesestoff. Sie sind mit wirklichem Verständnis des kindlichen Gemüthes geschrieben und nehmen dabei doch fortwährend Rücksicht auf die wirkliche Welt. Daß sie nebenher ganz frei sind von jeder frömmelnden Richtung, wird ihnen bei den Weltkindern zum Vortheil, bei den Frommen hoffentlich nicht zum Schaden gereichen. Denn durch sie alle geht ein starkes, wenn auch stummes Gottvertrauen und ein wohlthuender Optimismus. Gut sein, bescheiden sein, arbeiten: das belohnt sich immer! So ungefähr lautet die Moral der Verfasserinnen, und für junge Mädchen wird das wohl immer noch die richtige Weltanschauung sein. Der

Berichterstatter hat in einigen leeren Stunden diese Bücher wirklich durchgelesen. Er ist Anfangs mit starkem Widerstreben an die Arbeit gegangen. Aber er muß bekennen, rasch Theilnahme dafür gewonnen zu haben. Natürlich nicht für die Erzählungen — aber die Art der Auffassung und Darstellung hat ihn bald angesprochen. Und er ist der Ueberzeugung, daß es für Jugendschriften keinen besseren Probiestein giebt als den,



Aus den: „Jugendschriften“.
Verlag von Ferd. Hirz u. Sohn in Leipzig.

ob auch Erwachsene sie lesen können, ohne rasch jenen Widerwillen zu empfinden, den allzuvielen Süßigkeiten hervorrufen. Der Preis der Bücher ist ein sehr geringer: die Ausstattung ist sehr anständig: starkes Papier, guter Druck, ein aufscheinend recht dauerhafter und dabei gefälliger, beinahe reicher Einband. Die Illustrationen sind zahlreich und gut, zum Theil sogar von hervorragender Schönheit. Doch, darauf gründlicher einzugehen, bleibe späterer Gelegenheit vorbehalten. —ck.

Im Zämmerstündchen. Nach F. E. Weatherly von Dr. G. Benseler. Illustrirt von M. Ellen Edwards und John C. Staples. Leipzig, E. Wietmeyer.

Kate Greenaway! Das vorliegende Buch verfolgt dieselbe Richtung, welche diese Künstlerin zuerst in Deutschland eingeführt hat, und mit der Kennung dieses Namens ist es hinlänglich bezeichnet. Ob Kate Greenaway zuerst diese Richtung eingeschlagen hat, und ob diese niedliche Manier auch die rechte ist — das sind augenblicklich ziemlich müßige Fragen, die für spätere Entscheidung aufgeschoben bleiben müssen. Kate Greenaway hat gesiegt. In allen Buchläden liegen die Bittel aus „Kate Greenaway's books“, „Kate Greenaway's Calendar for 1884“; überall sieht man die kleinen Mädchen in den grellfarbigen Kleidchen und den riesigen Hütkchen reihenweise gemalt — sogar in Bronze hat man sie schon gegossen, und auf den öffentlichen Wegen erblickt man manch ein Kind, das leibhaftig so ausieht, als käme es geradewegs aus einem der kleinen Bücher hergelaufen.

Kate Greenaway hat gesiegt; und unter ihrer schirmenden Palette ist ein ganzes Gefolge ihr nachgedrungen. Die Reihe englischer Künstler — um von den deutschen Nachahmern gar nicht zu reden — die durch Werke ihrer Art hier zu Lande schon namhaft geworden sind, ist ziemlich bedeutend. Ob dazu die Verfasser dieses Buches bereits gehört haben, oder ob sie diesmal zuerst in Deutschland eingeführt werden, wüßten wir im Augenblicke nicht zu sagen. Jedenfalls gehören sie dieser ganzen

Richtung an. Sie zeichnen dieselben, unnatürlich artigen Kinder in den nämlichen unerhörten Ködchen und Hütchen. Esclaven sind sie dabei freilich nicht. Von jener regelmäßigen Gruppierung, die bei Kate Greenaway so komisch an die Meister des Mittelalters erinnert, halten sie sich völlig frei, und auch die Natur kommt bei ihnen



Aus: „Im Dämmerlündchen“.
Leipzig. E. Zwietscher.

mehr zur Geltung. Sie haben nicht jene Häuser aus dem Baukasten und jene Bäume mit den abgezählten, abgezirkelten Blättern, nicht jene Natur, die zum Nürnberger Spielzeug zurechtstüffert ist, sondern ganz richtige Hintergründe. Hin und wieder spielt das Landschaftliche sogar eine Art Rolle bei ihnen. Nicht immer tritt es nur als die idyllische, schweigende Dorfstraße auf oder als Hecke, hinter der das Kind

dem Käfersurren lauscht: sie malen auch die Brandung und den abschließigen Felsen, und dann wird das Kind für sie und für den Beschauer vollständig zur Nebensache.

Das wäre ja schon eine erhebliche Abweichung von den Regeln der Meisterin — und was bliebe ihnen dann eigentlich mit dieser gemeinsam? Vielleicht nicht eben das, was deren besondere, persönliche Manier bildet; vielleicht nur die Eigenthümlichkeit ihres Volkes im Sehen und Empfinden, die sich, bei gleichen Stoffen, nothwendig in verwandter Weise äußern muß. Vielleicht würde man in England diese Verwandtschaft



Aus: „Im Dämmerkündchen“.
Leipzig. C. Tietzmeier.

gar nicht so gewahr werden. Doch für uns ist sie immer noch merklich genug; und da das Engländerthum einmal durch Kate Greenaway in unseren Kinderbüchern eingebürgert worden ist, so werden es die übrigen Engländer sich wohl gefallen lassen müssen, wenn man sie mit dieser zusammenwirft.

Wir sind nicht ganz frei von einem gewissen nationalen Vorurtheile gegen dieses Engländerthum und würden es lieber sehen, wenn unsere Kinder wirklich deutsche Sachen in die Hände bekämen. Wir lieben auch diese ganze süßliche Richtung nicht, glauben vielmehr, daß der „Struwelpeter“ seine großen Vorzüge hatte, trotz der

weisen Pädagogik, die dem Kinde bloß schöne Eindrücke gewähren will. Allein wir sind darum nicht blind gegen die Lichtseiten jener Werke. Diese Bildchen sind wirklich sehr hübsch; der allgemeine Beifall, den sie gefunden haben, hat das längst anerkannt; und man glaubt gerne, daß Kinder große Freude daran haben. Aber man muß auch anerkennen, daß ein sehr bedeutendes Können sich in diesen Zeichnungen ausdrückt. Es wird behauptet, die Künstler pflögten diese Figuren ganz gewissenhaft nach dem Modell zu entwerfen, und zwar in ziemlich großem Maßstabe, der erst später mechanisch verkleinert würde. Betrachtet man die Blätter darauf hin, so findet man das ganz



Aus: „Im Dämmerstündchen“.
Leipzig. E. Tietmeyer.

glaublich, sie überraschen wirklich durch ihre Richtigkeit. Nichts scheint der ungefähren Erinnerung überlassen, der dann die Erfindung gefällig nachhelfen muß, sondern überall empfängt man den Eindruck, als wären die Stellungen der lebendigen Natur abgelauscht. Kein Zweifel, daß das zu der Wirkung dieser Bilder viel beiträgt. Daß die beiden hier zunächst in Frage kommenden Künstler, daß Edwards und Staples auch für die Natur offenes Auge und leichte Hand haben, daß ist schon erwähnt worden. Diese Gabe macht ihre Schöpfungen noch besonders anziehend. Es sind wirklich liebliche kleine Bilder, Stillleben von eigentümlichem Reize.

Die Illustrationen bestehen aus zahlreichen Vollbildern in Buntdruck. Die Blätter, die den Text enthalten — ein getöntes Papier — zeigen außerdem noch

allerlei kleine Handzeichnungen, Thiere bald, bald Früchte, Blumen oder Aehnliches. In der Ausführung sind diese Sachen ganz ausgezeichnet. Der Farbendruck ist so vollkommen, als man es sich nur denken kann.

Uebrigens trägt das Buch sehr stark das nationale englische Gepräge. Die See, Schiffe und Schiffer nehmen einen breiteren Raum darin ein, als in einem ursprünglich deutschen Erzugnisse ihnen wohl eingeräumt werden würde. Das ist wohl kein Schade; hat doch auch das Fremdartige seinen besonderen Reiz für Kinder. Bis zum Unverständlichen fremd, wird auf diese wohl nur ein Blatt wirken, London's Fluß. Was hat ein deutsches Kind mit London's Fluß zu thun! was kann es sich dabei denken! Die dämmernde Ansicht auf die Paulskirche, die kühnen Bogen der Brücke — Alles das spricht bei ihm zu keiner Erinnerung, nicht zur Phantasie. Und dann sind einige Figürchen dazugemalt: das Italienermädchen mit dem bettelnden Tamburin, der kleine Straßenfeger mit dem Besen — in Deutschland sind sie einfach unverständlich, ungewohnt — man möchte sagen: polizeiwidrig. Denn die Väter unserer Stadt dulden weder solchen Straßenschmutz noch solch verkleidetes Betteln. Da wird es also wohl ein langes Fragen geben in der Kinderstube, wenn dieses Blatt an die Reihe des Beschenwendens kommt — mögen Eltern und Kinderfrauen sich recht gründlich auf das Antworten vorbereiten.

Ueber den Text ist dabei noch gar nicht geredet worden. Und über ihn ist wohl auch nicht viel zu sagen. Für Bücher dieser Art ist er nicht eben wesentlich. Wir besitzen allerdings einige, die gerade darin klassisch sind — aber andere mit recht erbärmlichem Texte laufen auch in der Reihe mit und sollen ihren Zweck recht gut erfüllen. Nun — unser Buch gehört weder der noch jener Gattung an, hält sich vielmehr auf dem goldenen Mittelmäßigkeitswege: ganz anständig gereimt, ganz anständig in Gesinnung und Gefühl — aber es fehlt die Ursprünglichkeit —: man meint, man müßte das Alles schon zehnmal gelesen haben.

Zu unseren Illustrationsproben aus diesem Buche bleibt noch zu bemerken, daß sie dort natürlich in Buntdruck ausgeführt sind. Uebrigens können sie diesen Reiz entbehren und doch noch gefällig wirken, wes genugsam für ihre künstlerische Gediegenheit spricht. Wer seine Börse weit aufstun darf, dem sei dies Werk empfohlen. Prachtbilderbuch nennt es sich allerdings nicht umsonst, denn sein Preis ist im Vergleiche zu dem, was man sonst für Kinder auslegt, ziemlich hoch — obwohl keineswegs zu hoch im Verhältnisse zu dem, was die Ausstattung bietet. —ek.

Das bist Du. Roman von Gerhard von Amynstor. In vier Büchern. Berlin, F. Luchard.

Es ist ein buntes Lebensbild, das Amynstor hier entrollt. Bald in der Hauptstadt, bald auf dem Lande, in verschiedenen Gesellschaftsklassen spielt seine Geschichte sich ab. Der Verfasser bewährte alle die Eigenschaften, die ihn längst schätzbar gemacht haben. —ek.

Bilder zur Zauberflöte in der Loggia des k. k. Opernhauses zu Wien von Moriz von Schwind. Zwölf Photographien nach den Original-*Cartons*. München, Fr. Bruckmann.

Es ist dankenwerth, daß die berühmten Zeichnungen Schwind's in so schöner Gestalt allgemein zugänglich gemacht werden. Die Photographien des Bruckmann'schen Verlags leisten in der That wieder einmal das Höchste, was man erwarten kann. Jeder Strich ist deutlich zu erkennen: und so nimmt man die Plätter mit einem feltfam gemischten Gefühle in die Hand. Man ist erstaunt über den Eindruck, den

Schwinds Schöpfung, losgelöst vom Rahmen des Gebäudes macht, und muß ganz von Neuem in dieser stilisirten Gestalt die alten Bekannten von der Bühne her erkennen, ehe man sich der edleren Linienführung des Meisters freuen kann. —ck.

Künstler und Kunstschreiber. Ein Act der Nothwehr von Carl Hoff. München, Theodor Stroëfer.

Das ganze Schriftchen ist eine Art Variation über den Ausspruch Gottfried Minds — des sogenannten Käse-Nasacks —: „der Zar mag ein guter Mann sein, aber von der Käse versteht er nichts“. Man lese anstatt Käse „Kunst“ und anstatt Zar „Kunstschreiber“, und man hat auf ein Paar Carl Hoff's Ansicht von der Sache. Ergreift es den Künstlern denn wirklich gar so schlecht, daß sie zu solcher Nothwehr gezwungen sind? Mancher meint, die Mehrzahl der „Kunstschreiber“ mache im Gegentheil viel zu große Herrlichkeit mit den Künstlern — und in dem Falle würde der Maler wohl auch die Nachsetzern zuden, aber doch still schweigen. Jedenfalls bleibt anzuerkennen, daß Hoff sich doch immer noch mit Mäßen „wehrt“ und nicht gleich schindet und rärdert. Und daß er wieder jene bemerkenswerthe schriftstellerische Begabung entfaltet, die ihm schon so manchen Freund erworben. Schade nur, daß kein Sachverständiger in diesem Fache seine Schrift übergangen hat, die lodernde Hitze zu dämpfen oder einige Ordnung in den Saubau zu bringen. Denn die Satze erinnern an die Berliner Bratwürste: man müßte die langen Ungeheuer erst ein paar Mal durchschneiden, um sie brauchen zu können. Das erschwert den Genuß dieser anziehenden Schrift erheblich.

F. M. Dostojewski, Kaskolnikow. Roman. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. 3 Bde. Leipzig. Friedrich. 1882.

Eins der erschütterndsten Bücher, die je geschrieben worden sind, und zugleich eins der kunstvollsten, wie sie nur ein großer Dichter schreiben kann. Die Kenntnissnahme der entsetzlichen Zustände, die der vorliegende Roman zur Grundlage hat, wäre eine unerträgliche Marter, der Verkehr mit den verlotterten, verkommenen, verschrobenen Geschöpfen, welche die Gesellschaft dieses Buches bilden, wäre eine empfindliche Qual, wenn nicht durch die ganze grauenvolle Nacht, die uns umgiebt, doch ein ganz leiser Schimmer von Hoffnung wehte auf eine endliche, trotz Allem eintretende Morgenröthe, wenn nicht der Dichter verstanden hätte, auch an dem verkommensten Gesellen, auch an dem elendesten seiner Weiber noch einen letzten Rest, einen letzten Funken von Menschlichkeit zu zigen, der selbst in diesem Chaos von Sünde und Schande nicht zu erstickten war und der uns zur tiefsten Theilnahme mit diesen Sündern und Sünderinnen, zum tiefsten Mitleid aufruft. Aber dabei ist keine Spur von Sentimentalität. Die Charaktere sind vielmehr vom Dichter mit einer Rücksichtslosigkeit und Unerbittlichkeit entwickelt, die vor dem Neuffersten nicht zurückschreckt und bis zur Grausamkeit gegen den Leser geht. Wie der Roman einen ganz gemeinen brutalen Mord, den ein von der Universität wegelaufener, verhungertes Student an einer alten Pfandverleiherin und ihrer unglücklicherweise eben in's Zimmer tretenden Schwester begeht, zum Ausgangspunkt nimmt, so baut sich die ganze trostlose Geschichte, die daraus entspringen muß und entspringt, mit allen ihren tragischen Momenten und mit all dem unbeschreiblichen Schmutz jener niederen, verkommenen Kreise, innerhalb deren sie sich vollzieht, mit Kühner, um keine Schonung, Verhüllung, Wehmäntelung bekümmertes Folgerichtigkeit auf. Die Kunst des Dichters ist bewundernswerth. Er legt die Seelenqualen des Mörders, die Functionen seines gemarterten Gehirns mit der Sicherheit bloß, welche der Anatom am Secirtisch zeigt; er geht ihnen Stunde für Stunde, ja Minute für Minute nach. Er zeigt darin eine psychologische Kraft, wie wir sie noch nirgend gefunden haben. Scenen Verhören des Polizeibeamten Porphyrius, in denen dieser mit seinem Opfer spielt, wie die Käse

mit der Maus, in denen der auf's Blut gequälte Maszkolnikow bei der scheinbar harmlosesten Neuherung seines Feinigers sich immer wieder fragt: „Was soll das nun wieder? Was meint er nun wieder? Wo liegt jetzt die Schlinge?“ — jenen Verhörten, die jeder Leser nur mit äußerster Bangigkeit und unter herzlopfender Aufregung zu verfolgen vermag, ist an psychologischem Scharfsinn und an dramatischer, hinreichender Kunst der Darstellung in keiner Literatur etwas Gleiches an die Seite zu stellen. Aber der Mörder Maszkolnikow ist noch nicht der Schlimmste von Allen. Er ist vielmehr eine geniale, edel angelegte Natur, dem nur die flammende Leuchte der Wissenschaft und der Philosophie zu einem flackernden Irlicht geworden ist, das ihn in den Sumpf des Verbrechens führt; die prostituirte Esonja, der er sich zuletzt in Liebe verbindet, ist eine poetische, unsere Herzen rührende Gestalt, obgleich sie nicht entfernt mit den bekanntesten Farben der französischen Sittenmaler aufgepußt ist, ihr Vater Marmeladow, der Trunkenbold, der seine Frau in den Tod, seine Tochter in die Schande gejagt hat, zwingt uns, wider unsern Willen noch einen Theil von Mitgefühl mit seiner Verkommenheit ab, ebenso der in seinen Lüften untergegebene Swibrigailow — der Elendeste bleibt Luschin, der Reichgewordene, der sich mit seinem Geld eine schöne, aber arme Frau kaufen will, über die er wie ein Sklavenhalter herrschen und walten kann. Alle diese Figuren sind aus dem Leben gegriffen, ohne Uebertreibung geschildert, alle diese Verhältnisse und Zustände, die uns wie giftgeschwängerte Höllenabgründe angähnen, sind dem Leben des russischen Volkes entnommen, naturwahr, von keinem oberflächlichen Beobachter aus der Fremde geschildert, sondern von einem russischen Dichter selbst, der sein Volk liebt. Wer das Buch gelesen, lernt auch die Gräueltthaten verstehen, mit denen Rußland, Jung-Rußland in den letzten Jahren die ganze gebildete Welt in Schreden und Empörung versetzt hat. — r.

Römischer Wandkalender deutscher Nation für das Jahr 1884. Eine Weihnachts- und Neujahrsgabe deutscher Dichter der Gegenwart. Herausgegeben und zunächst deutschen Romfahrern gewidmet von Hermann Allmers. Rom. Libreria Centrale (Ed. Müller).

Zwar ist das Gewand, in welchem sich der „Römische Wandkalender“ darstellt, kein ganz neues: die dichterische Ausstattung ist die gleiche geblieben, wie im vorigen Jahre, und nur das eigentliche Kalendarium ist neu gedruckt. Um so mehr aber empfehlen wir diesen so elegant, graziös und originell in der Form einer antiken Büderrolle edirten Kalenders allen deutschen Romfahrern, die ihn noch nicht besitzen sollten, und allen denjenigen, denen es Freude machen wird, statt des herkömmlichen profaischen Hauskalenders ein wirkliches kleines Kunstwerk an der Wand hängen zu haben. Er empfiehlt sich als distinguirtes Festgeschenk durchaus und wir wünschen dem Verleger von Herzen einen so reichen Absatz dieses Jahr, daß er und sein verdienstvoller Herausgeber Allmers uns für das Jahr 1885 nicht allein das Kalendarium, sondern auch die poetischen Beiträge in freier Auflage serviren können.

Deutsche Lieblingslieder. Mit zehn Vollbildern in Phototypie und zahlreichen Textbildern nach Alexander Zick. München, Friedrich Bruckmann.

Das Erscheinen dieser Sammlung haben wir bereits früher einmal flüchtig angezeigt. Wenn wir heute ein wenig ausführlicher darauf zurückkommen, so geschieht es in Würdigung der Eigenschaften dieses Buches. Anthologien freilich haben wir genug, auch ganz illustrierte Anthologien; und wenn diese auch nur eben mit Geschmack zusammengestellt (wie es der Fall) und ausgestattet wäre, so würden wir kein Wort weiter darüber verlieren. Diese Zeilen gelten vielmehr ausschließlich dem jungen Künstler, der die Zeichnungen zu dem Buche geliefert hat. Alexander Zick's Name ist in Norddeutschland wohl noch wenig genannt, zum Mindesten dem Schreiber dieser Zeilen war er bisher noch nicht aufgetoßen, und auch

das Künstlerlexikon giebt (wie gewöhnlich, wenn man wirklich einmal eine Notiz brauchen könnte) keine Aufklärung über ihn. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß Zick noch ein junger Mann ist; denn es wäre doch wunderbar, wenn man von einem so tüchtigen Talente Nichts gehört haben sollte, oder traurig, wenn es lange Zeit im Verborgenen gefrisirt worden wäre, ohne durchdringen zu können. — Das Wahrscheinlichste ist jedenfalls unsere Vermuthung, und für sie spricht es auch, daß die Münchener Verleger einen anerkenntnenswerthen Eifer zeigen, ihren heimischen jungen Künstler rasch an die Oeffentlichkeit zu helfen. Neben Bruckmann hat sich in dieser Beziehung Acker mann mit seinem Hansschäpe, seiner Schatzkammer u. s. w. wirkliche Verdienste erworben.

Wie dem auch sei: wir sind dem Herausgeber dankbar, daß er diesen Zeichner an das Licht gezogen hat. Zick hat die schätzbarsten Eigenschaften. Er besitzt vor Allem das Unentbehrliche, das Handwerkszeug: oollkommene Beherrschung der Mittel. Man sieht ihm vielleicht noch an, daß er gelernt hat, und von wem er gelernt hat, aber jedenfalls ist er ein tadelloser Zeichner. Und dazu ist ihm das Beste gegeben: ein offenes, unbefangenes Auge, reiche Erfindung und eine unermüdlische Gestaltungskraft. Hin und wieder — und das bestärkt uns in unserer oben geäußerten Vermuthung — erinnert seine Auffassung einmal an Thumann oder die Art, wie er den Körper auf einem Beine dreht, an Ludwig Richter. Allein es ist schon nichts Geringes an Ludwig Richter zu erinnern; und überall findet man bei Zick so viel echtes eigenes Können, daß man ganz sicher ist, er werde auch den durchaus eigenen Vortrag finden.

Schon jetzt hat man eine ungemischte Freude, indem man Blatt um Blatt in diesem Buche wendet. Welcher Wechsel! Hier die phantastischen vignetten, bald munter, wie in unserer Probe, dem Kopfe zu Wilhelm Müllers Frühlingseinzug:

„Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwind! geschwind!

oder in jenen auf Sonnenstrahlen schwebenden Putten — bald in dem Etid zum Alpenjäger schaurige Großartigkeit oder graufige Trauer, wie in Gottschalls Strand = lied, oder in jener Sommernacht mit ihrer allerblauselten Romantik, oder in dem putzigen Gezwerg, das Uhlands Frühlingsglauben illustriert. Sogar den langweiligen Renaissanceplunder, den ostgesehenen Bauerntrachten, weiß er Frische zu geben: seine Gestalten sind so natürlich und so schön, daß man über ihre Maskerade gern hinwegsieht. Zick hat die verschiedensten Töne: in den Liebesliedern für das Jagen, die Hoffnung, den Jubel und für die Verzweiflung: immer weiß er die Stimmung in einem Bilde zusammenzubringen. Bisweilen findet er den mächtigsten Ausdruck für die Trauer: alle Glieder lösen sich, die Gestalt scheint zusammenzusinken, und dann schilbert er wieder so natürlich das Liebesglück, so rein und anmuthig (zu Goethes Blumengruß und zu Reinids Das fragt sich doch noch sehr), daß man die behaglichste Empfindung dabei hat. Diese beiden Bilder, besonders das letzte, sind übrigens wahre Meisterstücke, was die Wichtigkeit und Einfachheit des Vortrags anlangt. Von dieser Einfachheit werden übrigens auch die beiden andern Proben, die wir hier veröffentlichen, die vortheilhafteste Vorstellung geben: die Landschaft mit ihrer düstern Strenge und das Bild zu Anastasius Grüns Altem Blatt. Das ist so frei von Empfinderei und so echt und ergreifend, mit so kleinen und wirksamen Mitteln hergestellt, daß man es sich nicht besser wünschen kann. Ausgezeichnet ist der Einfall mit der Kake, der einzigen und ach! so theilnahmlosen Freundin der alten Jungfer. Nennen wir noch das schöne Bild zu „Früh, wenn die Hähne frähn —“ zum Paider Eßchen — es wären so viele Blätter noch zu nennen! Wenn wir bis zum eigenen Ekel die Nebenart von der Kleinheit unseres Formats haben wiederholen müssen, das uns in der Regel nicht erlaubt, unter unseren Proben ganz freie

Wahl zu treffen und eine möglichst vollkommene Vorstellung von dem Schmucke eines Buches zu geben — so beklagen wir diese Beschränkung heute am meisten. Jedenfalls möchten wir dieses Werk auf das Wärmste empfehlen: es ist eine der interessantesten Erscheinungen dieses Winters. — Die Ausstattung des Buches rührt von Brudmann her — wir brauchen dem Namen nicht noch ein Lob hinzuzufügen. —ek.

Marie Vogt, Lenzesstürme. Erzählung für junge Mädchen in Wort und Bild. 8. 224 S. Stuttgart, 1884, Richter und Kappler.

Aus dem Titel „Lenzesstürme“ kann man bereits errathen, daß es sich hier nicht um eine Jugendschrift in dem gewöhnlichen Sinne handelt, wo der Begriff „Jugend“ die Zeit von den „ersten Anfängen“ bis etwa zum vollendeten 14. Lebensjahre umspannt. Der Lenz in dem Leben eines jungen Mädchens ist jener „wunderschöne Monat Mai“, in welchem die Liebe in dem jungen Herzen aufgegangen; die Lenzesstürme sind die Gefahren, welche dieser Liebe drohen, die Kämpfe, welche sie zu bestehen hatte. Da nun nach den herrschenden pädagogischen Begriffen die Liebe in diesem Sinne für „die Jugend“ nichts taugt, so müssen wir, um die Bestimmung des Buches zu präcificiren, sagen: daß sein Inhalt den lebhaftesten Widerhall in jenen Herzen finden werde, in denen der Monat Mai seine Wunderarbeit eben gethan hat, bei Fräulein, die Walter von Stolzing aus den „Meisterjüngern“ mit der Frage: „Mein Fräulein, sagt, seid Ihr schon Braut?“ beehren und erfreuen würde. Solch holdselige Geschöpfe werden an dem empfindsamen Buche ihre Freude haben, nicht minder deren Mütter und Erzieherinnen. Es steht nichts in dem Buche, woran selbst das subtilste moralische Empfinden Anstoß nehmen könnte: alles darin athmet Lebensfreudigkeit, Ordnung und Hoffnung. Die Stürme, welche hier und dort durch die Kronen der Bäume oder die Rosenbüsche fahren, sind von jener harmlos-liebenswürdigen Art, welche hinter einem drohenden Gesicht die größte Gutmüthigkeit verbergen, etwa wie die drohende Löwengestalt des „Sommernachtstraumes“. Die behagliche „Familienstimmung“, welche über dem Ganzen ausgebreitet liegt, würde übrigens nicht gelitten haben, wenn die Verfasserin etwas seltener Verkleinerungsworte angewandt hätte, wenn die Herren und Damen hin und wieder natürlicher sprächen. Ich kann mir zum Beispiel nicht denken, daß Clärchen sich träumerisch fragt „ob er bald einmal eine junge geliebte Frau sich erkiesen werde“. Wenn Clärchen sich eine ähnliche Frage vorlegt, so sagt es sich gewiß „wählen“ oder noch gewisser „ob er wohl bald heirathen wird“. Doch abgesehen von diesen kleinen Ausstellungen (zu denen ich noch das Vorhandensein eines Scherzwortes des Barones an den Pfarrer Einsiedel: „ob er nicht bald ein Zweifieldel werden wolle“ rechnen möchte) ist das sehr elegant ausgestattete Buch wohl werth, den jungen Damen, welche den Lenz im Herzen tragen, warm empfohlen zu werden, und auch denen, welche den Frühling erwarten. —ek.

Oeuvres de Paul de Musset. Originaux du XVII^e siècle. 2 vol. Alphonse Lemerre, Paris.

Paul de Musset, der den ganzen Abend seines Lebens dem Ruhme seines großen Bruders geweiht, ist eine der rührenden Figuren in der Literaturgeschichte und nimmt als Mensch die ganze Theilnahme gefangen. Um so mehr da er als Schriftsteller eigentlich diesem selben Bruder zum Opfer gefallen ist. Jenem so nahe, mußte er klein erscheinen, während er — hätte er irgend einen gleichgiltigen Namen getragen — sich leichter den ehrenvollen Platz in Aller Augen hätte erringen können, den ihm heute nur die wenigen Kenner seiner Schriften einräumen. Es sind nicht allein die Söhne großer Männer, denen von dem hellen Licht ihrer Verwandten nur der Schatten über das Leben fällt! — In der That ist Paul de Musset, den die Mehrzahl nur als den unermüdeten Vertheidiger seines Bruders kennt, ein seiner Schriftsteller von vornehm zurückhaltender Art gewesen, ein Mann, der von seinem ausgedehnten Wissen den

Fruchtbariten Gebrauch gemacht, und dessen Studien zu lesen sich wohl der Mühe verlohnt. Die vorliegenden beiden Bände enthalten Skizzen aus der Zeit Ludwigs XIII., jener Zeit, von der die Memoiren so fesselnd zu erzählen wissen, in welcher der Grund zu dem stolzen Gebäude des Sonnenkönigs gelegt worden. Stofflich im höchsten Grade anziehend, zeichnen sich diese Skizzen durch ihre leicht gefällige, anmuthige Darstellung und durch ihre Sprache aus, die dem kräftigen und durchsichtigen Französisch jener Tage auf das Glücklichsste nachgebildet ist. Man fühlt sich von dem Dufte desselben leise angeweht, als öffnete man einen uralten Schmuckkasten — nur daß der Moderhauch fehlt, der sich sonst häufig darcin mischt: hier ist Alles frisch und freudig. Die Skizzen sind bei Lemerre erschienen, der ja auch der Verleger der unübertroffenen Duodeztausgabe der Werke Alfred de Mussets ist. Sie sind in demselben Formate wie diese hergestellt, auf festem, starkem, gelblich getöntem Papier, der Druck ist ganz vorzüglich mit schönen Typen ausgeführt. Diese Ausgaben nennen sich nicht mit Unrecht nach den Elzeviren. Ein ausgezeichnetes Bildniß des Dichters in Radirung ist vorgeheftet, der liebenswürdige Kopf eines früh gealterten Mannes, der gleich auf den ersten Blick Theilnahme erweckt.

Gleichfalls bei Lemerre erscheint Théâtre de P. Corneille, nach der Ausgabe von 1682 herausgegeben von Alphons Pauly. Die Ausgabe von 1682 ist gewissermaßen die letzter Hand, unter Corneilles Aufsicht veranstaltet mit Anwendung jener damals neu eingeführten Orthographie, die seitdem nur unwesentliche Veränderungen erfahren hat. Leider ist sie wenig sorgsam hergestellt worden, wimmelt von Druckfehlern, ja von ganz verdorbenen Textstellen, so daß Pauly eine tüchtige philologische Arbeit hat anwenden müssen, um durch Vergleichung anderer Princeps-Ausgaben einen fehlerlosen Text herzustellen. Derselbe bietet natürlich, abgesehen von diesen Verbesserungen, über welche Anmerkungen Rechenschaft ablegen, einen buchstabengetreuen Abdruck des Urtextes. Die beiden vorliegenden Bände sind denn nun auch prächtig ausgefallen und bilden einen würdigen Zuwachs zu Lemerres berühmter Sammlung älterer Classiker in Elzevir-Ausgaben. Ein vortreffliches Bildniß Corneilles, von Mougins radirt, ziert den ersten Band. Es sei hier bemerkt, daß Lemerre auch je 100 numerirte Exemplare auf ausgesuchtem Papier von diesen Ausgaben abziehen läßt. In Frankreich verlohnt sich das aber auch anders als in Deutschland, wo Böhagen und Klasing von den numerirten Exemplaren ihrer Liebhaberausgabe des Faust noch nicht ein Duzend verkauft haben: eine Thatfache, die des Nachdenkens werth ist!

— ck.

Die Betrogenen. Roman von Max Kreßer. 2 Bände. Berlin, Rogge u. Friese.

Max Kreßer ist eine noch neue Erscheinung in der schreibenden und lesenden Welt; sein Name wird den Meisten noch fremd sein. Aber — wie Jener sagte — wahrscheinlich „wird man sich an den Namen gewöhnen müssen“. In der That findet man in Kreßer eine Begabung, die heute schon Vieles leistet, und welche noch Vieles verspricht. Ein scharfer und urprünglicher Beobachter, schildert er besonders den Menschen gut. Ohne sich in Kleinmalerei zu verlieren, zeichnet er mit scharfen, markigen Strichen den sicheren Umriß. Auch in der Schilderung der todten Natur — die er allerdings selten dazu verwendet, Stimmung hervorzubringen — findet er meist einen einfachen Grundton, der die Erzählung begleitet und trägt. Hier und da rollt er dann einmal ein brei hingeworfenes Bild auf; bei dem man zu bemerken glaubt, daß der Dichter einen ganz besonders lebhaften Sinn für Farbe und Luftton hat: in dieser Art enthält der vorliegende Roman eine Schilderung des Blicks auf Berlin vom Kreuzberge aus, die geradezu packt. Eine zweite hervorragende Eigenschaft Kreßers ist, daß er das besitzt, was man vielleicht am kürzesten Weltanschauung nennt. Möglicherweise keine, die in irgend

eine philosophische Lehre paßt: aber wie die Dinge und Erscheinungen, so sieht er auch das Leben als Ganzes mit eignen Augen, hat seine eigenen Gedanken dabei und weiß den dichterischen Ausdruck dafür zu finden. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß diese Anschauung sich nie lehrhaft aufdringlich giebt: sie tritt nur in dem Grade hervor, daß sie dem Werke das menscheigene Gepräge aufdrückt. Man erhält aus dem Buche den Eindruck, daß Krejzer den Naturalismus aufmerksam studirt und sich diese Darstellungsweise im Großen und Ganzen auserwählt und angeeignet hat. Wohlgemerkt die Darstellungsweise im Allgemeinen, nicht den Zolaismus im Besonderen! Sein Roman steht zwar nicht auf dem literarischen Standpunkte der höheren Töchterschule, aber man findet nicht einen einzigen unsäthigen Ausdruck, keine einzige unzüchtige Schilderung, ja nur Situation darin; sogar dem einfach Unschönen ist Krejzer aus dem Wege gegangen. Es ist ein Buch, das jeder reife Mensch lesen kann und wohl auch mit Theilnahme lesen wird. Zu bedauern bleibt, daß das Gefüge der Handlung etwas lose ist und des eigentlichen Mittelbalkens, in den alle anderen eingeschränkt sind entbehrt. Wie Krejzers Titel den Plural aufweist, so thut es auch die Handlung: die Theilnahme findet keinen Halt, sich dem Schicksale eines Einzelnen besonders anzuschließen. Die Betrogenen sind übrigens die Frauen, verführte, verlassene Mädchen des Arbeiter- und Bürgerstandes; der Schauplatz ist eine große Teppichweberei Berlins. Krejzer zeigt sich hier als einen wirklichen Kenner Berliner Lebens; nicht nur die Dinge, die Jeder sieht: das Straßenleben in den Arbeitervierteln, das Innere der „Mädchenkneipe“ oder des Nacht-Kaffees, sondern auch andre, die man suchen muß: den Tanzschuppen in der Hasenhaide, das Jaunpublikum der Neuen Welt schilbert er lebenswahr und anziehend; — hier sind einige der besten Seiten des Romans. Es ist nur billig, daß Berlin, welches so mächtig und so schön angewachsen ist, das seit einem halben Menschenalter neue Haut und auch neues Wesen zeigt, endlich auch in der Literatur seinen Ausdruck findet, und man begrüßt jedes neue Zeichen davon mit Freude und Theilnahme. Es ist eine natürliche Richtung, wenn unser Roman sich immer mehr dem zu lange vernachlässigten, wirklichen Leben zuwendet; für Jean Paul ist vor der Hand die Zeit vorbei, die wahren Talente werden diesem Vorbilde nicht mehr folgen. Und gerade für die Schilderung Berlins scheint ein vernünftig angewandter Naturalismus das Angemessenste: das Talent müßte erst noch kommen, das dieses Lebens auf andere Weise wirklich Herr werden wollte. Leider vernachlässigt Krejzer die sprachliche Form allzu sehr; man findet häufig Wendungen bei ihm, die sich mit der Sprachregel nicht recht vertragen wollen. Hoffentlich gestattet ihm ein kräftiger Erfolg, in Zukunft mit Nuße und Aufmerksamkeit die Feile anzuwenden.

—ck

Reise durch Europa. Von Th. von Pichler. Wien, Moriz Perles.

Dieses, zunächst für die Neigungen der Kinderwelt berechnete Bilderbuch bietet die sehr glückliche Ausführung einer originellen Idee: es enthält sogenannte transparente Wandeldecorationen, und zwar zeigt es in verschiedener Beleuchtung zehn europäische Hauptstädte: Berlin, Wien, Petersburg, Budapest, Stockholm, London, Paris, Rom, Madrid, Constantinopel, in möglichster topographischer Treue und malerischer Naturwahrheit. Der Text des Buches begleitet die Bilder in Form einer unterhaltenden und belehrenden Erzählung, welche für die Kenntniße jener Städte ein guter Führer ist. Das Buch eignet sich vortrefflich zu einer Festgabe und wird von der gesammten schau- und wißbegierigen Jugend freudig begrüßt werden.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Auerbach, Dr. Felix.** Hundert Jahre Luftschiffahrt. Die Aëronautik nach ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Stande. Breslau, J. U. Korn's Verlag (Max Müller).
- Baibi, Adrian.** Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Handbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage, Lieferung 31—37. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Baumbach, Rudolf.** Wanderlieder aus den Alpen. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher und einem Holzschnitt nach dem Gemälde von Ernst Heyn. Leipzig, G. A. Liebeskind.
- Baumgarten, M.** Das Lutherfest und die mecklenburgisch-schwerinsche Landeskirche. Rostok & Ludwigslust, Carl Hinstorff.
- Becker, Dr. Karl Ferdinand.** Der deutsche Stil. 3. Auflage. Lfg. 3, 4. Leipzig, G. Freitag. Prag, F. Tempsky.
- Benham, W.** Katharine und Cranford Tait. Gattin und Sohn, von Archibald Campbell, Erzbischof von Canterbury. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Bermann, Moriz.** Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert. Lieferung 3 bis 6. Wien, Hugo Engel.
- Bernow, Ludwig.** Miterlebt. Drei Novellen. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.
- Beyer, Dr. C.** Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Dritter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
- Bilder aus der Altmark** von Dittrich und Parisius. Mit 140 Originalholzschnitten. 11. Lieferung. Hamburg, J. F. Richter.
- Sodemer, Dr. Jacob.** Der Niederwald-Führer. Wiesbaden, Moritz & Münzer.
- Brauns, C. W. E.** Die Nadel der Benten. Japanischer Roman aus der Jetztzeit. 1 Bde. Berlin, Otto Janke.
- Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus.** Stuttgart, Levy & Müller.
- Broekers, Stanislaus** von. Memoiren aus dem Feldzuge in Spanien 1808—1814. Posen, J. J. Heine.
- Brombacher, Friedrich.** Spielmanns Leid und Liebe. Ein Sang aus dem Mittelalter. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.
- Dalen, Prof. Dr. C. van.** Englisch für Kaufleute. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Das Lutherblatt.** Gezeichnet von Emma Jesse. In Lichtdruck hergestellt von Friedrich Bruckmann. Verlag von R. Herrosé in Wittenberg.
- Dehnen, A.** Shakespeares Hamlet Prinz von Dänemark. Göttingen, Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht.
- Der Einjährig-Freiwillige** im deutschen Heere und in der Marine. Berlin, Liebel'sche Buchhandlung.
- Deutsche Literaturdenkmale** des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Band 8 und 12—15. Heilbrunn, Gebr. Henninger.
- Die Wittenberger Nachtigall.** Martin Luthers geistliche Lieder. Jubiläums-Ausgabe von Karl Gerok. Mit Donndorfs Lutherbüste. Stuttgart, Carl Krabbe.
- Druskowitz, H.** Percy Bysshe Shelley. Berlin, Robert Oppenheim.
- Erotas.** Neugriechische Liebesdichtchen, übersetzt von Dr. Alois Luber. Salzburg, Hermann Kerber.
- Fahrtgeschichten.** Ein Itinerarium von Carl Bomers. Stuttgart, A. B. Metzler'sche Buchhandlung.
- Frankl, Ludwig August.** Zur Biographie Franz Grillparzers. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Frary, Raoul.** Die National-Gefahr. Aus dem Französischen von Scheller. Hannover, Helwing'sche Verlags-Buchhdlg.
- Frimmel, Dr. Th.** Beethoven und Goethe. Eine Studie. Wien, Carl Gerolds Sohn.
- Fronius, Fr. Fr.** Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Zweite veränderte Auflage. Wien, Carl Graeser.
- Ganghofer, Ludwig.** Bergluft. Hochlands-Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. — Bunte Zeit. Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. — Heimkehr. Neue Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.
- Gedichte** von T. V. Triest, Julius Dase.
- Geschichte der Kunst im Alterthum.** Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Lfg. 17, 18, 19. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Goethe** nach einer bis jetzt unbekannt gebliebenen Original-Kreidezeichnung von Gerh. von Kugelgen. Greiz, Heinrich Fritz.
- Goethe in Heines Werken.** Dargestellt von Walter Robert-Tornow. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung.
- Goette, Dr. Alexander.** Ueber den Ursprung des Todes. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.
- Grazie, M. C. delle.** Hermann. Deutsches Helden-gedicht in zwölf Gesängen. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Grüber, Carl.** Der Königssohn Marko (Kraljevic Marko) im sorbischen Volksgesang. Wien, Alfred Hölder.
- Grimm, Hermann.** Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der neueren Kunst. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.
- Grollier, Baldwin.** Weltliche Dinge. Neue Geschichten. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
- Gumplowicz, Dr. Ludwig.** Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen. Innsbruck, Wagnersche Univers. Buchhandlung.
- Hartlebens, A.** Verzeichniss der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Electricität, Elektrotechnik, Physik, Chemie und Mechanik etc. Wien, A. Hartlebens Verlag.
- Heinrich, Hermann.** Bileam. Trauerspiel. Berlin, Freund & Jeckel.
- Helgoland.** In 29 Zeichnungen von Rudolph Crell, nebst Karte von 1649. Text von W. F. Müller. Hamburg, Conrad Döring.
- Hellwald, Friedrich** von. Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Dritte neubearbeitete Auflage. 9.—13. Lieferung. Augsburg, Lampart & Co.
- Herrmann, Theodor.** Charlotte von Rohan. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen. Berlin Freund und Jeckel.
- Hirsch, Franz.** Geschichte der deutschen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Lieferung 1. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
- Holtendorff, Franz** von. Zeitlossen des gesunden Menschenverstandes. München, Theodor Ackermann.

- Human, R. A.** Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten. I. Theil. Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.
- Musen, Chr. von.** Odysee Romane. Luzern, Husenstift.
- Idus, Dr. F.** Die Quitten. Akademische Humoreske. Giessen, Emil Roth.
- Jacoby, Leopold.** Die deutsche Makame. Zürich, César Schmidt.
- Jäger, Oskar.** Aus der Praxis. Wiesbaden C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby.)
- Janssens** Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtsschreibung von Dr. Max Lenz. München & Leipzig, R. Oldenbourg.
- Janssen, Johannes.** Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg i. B. Herversche Verlagshandlung.
- Jensen, Wilhelm.** Ein Skizzenbuch. Freiburg, Kiepert & von Bolschwing.
- Junge, Prof. Dr. Friedrich.** Martin Luther. Sein Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit Bildnissen und Facsimile. Berlin, Franz Siemenroth.
- Katalog** des historischen Bücherlagers von J. M. Heborle (H. Lempertz' Söhne) in Köln.
- Keller-Jordan, H.** Mexikanische Novellen. Tübingen, Osiondersche Buchhandlung.
— Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko. Tübingen, Osiondersche Buchhdlg.
- Koegel, Fritz.** Die körperlichen Gestalten der Poesie. Inaugural-Dissertation. Halle, Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei.
- Köhler, Heinrich.** Auf Schloss Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Leipzig, Verlags-Magazin K. F. Biersky.
- Köting, Karl.** Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in fünf Büchern. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.
- Köstlin, Julius.** Martin Luther. Festschrift der historischen Commission der Provinz Sachsen. Halle, Otto Hendel.
- Knoll, Prof. Dr.** Ueber das Deutschthum in Prag und seine augenblickliche Lage. Prag, Verlag des Deutschen Vereins. Commission von H. Dominicus.
- Knortz, Dr. Karl.** Neue Epigramme. Zürich, Verlag-Magazin (A. Schabelitz).
- Lange, C. Dr.** Martin Luther und Graf E. von Erbach. Schauspiel in vier Aufzügen (nach Armin Steins Erzählung). Göttingen, Vandenhoeck & Rupprechts Verlag.
- Lecky, William Edward Hartpole.** Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Uebersetzt von Ferdinand Löwe. Viertes Band. Leipzig & Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
- Legrelle, A.** Louis XIV. et Strasbourg. Paris, L. Hachette et Cie.
- Lützwow, Carl von.** Die Kunstschatze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Stuttgart, J. Engelhorn.
— Die Kunstschatze Italiens. Lfg. 11. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Mainländer Philipp.** Die Philosophie der Erlösung. 2. Band. Vierte Lieferung. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.
- Malot, Hector.** Cara. Roman. Aus dem Französischen. Basel, M. Bernheim.
- Martin, Philipp Leopold.** Das Vogelhaus und seine Bewohner. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.
- Matson, Gustav Wander.** Wein- und Liebeslieder. Hamburg, Hoffmann & Campo.
- Meyert, Ernst.** Die letzten Merowinger. Sittenroman aus jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Wandsbeck, A. Menke u. Co.
- Mohr, Eduard.** Das Bildnis der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.
- Müller, Dr. Hermann Alexander.** Lexikon der bildenden Künste. In 17 Lieferungen mit 480 Abbildungen. 1. Liefg. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Nonne, Ludwig.** Ein Zug nach Rom. Historischer Roman. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.
- Oberleitner, Karl.** Johanna Plantagenet. Trauerspiel in vier Aufzügen. Wilhelm Frick.
- Palästina.** Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Lieferung 40 bis 45. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Wirth, Bettina.** Hohe Loose. Roman. 3 Bände. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).
- Wolfs** Juristisches Monatsblatt. 1883. No. 4. Leipzig, Küsting'sche Buchhdlg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterjagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Export, Engros und Detail.

Prämiirt:

Frankfurt a. M.
1881.

Silberne Medaille.

Breslau 1881.

Bronce-Medaille.

Landeshut i. Schl.

Hoflieferant

Kr. Majestät des Kaisers von Deutschland und Königs
von Preussen und Kr. Königl. Hoheit des Grossherzogs
von Mecklenburg-Schwerin.

Legung 1880

Silberne Medaille.

Landeshut 1881.

Bronce Medaille.

empfiehlt sich als solide Bezugsquelle für nachstehende Artikel.

Skinnfähige Gattungen weisser Feinwaaren, welche zumeist nach eigenem Yarn gewaschen und gekrupfen, so halbfertig hergestellt sind.

Bett-Bezug-Leinen, in glatt und caroit, Federleinen und Federkoper in glatt und gestreift, Dreile zu Matrizen, Federn, Betten etc., Baumwollene Nessel, Dowler, Shirting, Chifon, Waiber, Baregeon, Pique und Neilige Stoffe, Blaudruck-Leinen und Nessel, Tücher und Hausschürzen, Seilwaara.

Wäsche u. Staubtücher, Rölltücher, Patent-Prattiermaschinen für Kinder und Erwachsene, Bettdecken in Waiber, Damast und Pique.

Tisch-Tische in Dreile, Jacquard und Damast, Thee- resp. Kaffee-Gedecke.

Spezial-Hüte, Schritt- u. Wappen-Weberei, Tischdecken, Schneidezeug in weis und rot, Obst- u. Garten-Tische, Tischdecken, Sermetten, Zwangsdosen, aller Art, in Crepe und Seide, Tischdecken, welche mit Bern-Kunstfertigkeit heranzubehende Stoffe hergestelt sind.

Handtücher für Kaffe, Haus und Hotel, in Dreile, Jacquard und Damast.

Kinderhandtücher und Servietten, Taschentücher in weis und rot, für Damen, Herren und Kinder.

Fertige Herren-Oberhemden, Krägen und Manchetten, Leinwand-Überschneid-Einsätze.

Hänge-Matten eine Specialität der Firma.

Turn-Apparate für Garten und Zimmer.

Aufträge von 10 Mark an portofrei innerhalb Deutschland u. Oesterreich-Ungarn, nach dem Ausland Staaten wird das Frachtgeld zur Landesgrenze vergütet. Für Waaren, welche dem Besteller nicht im Lande theilhaftig geliefert erscheinen, wird der volle Betrag franco zuzugewendet. — Die ausführliche Preisliste enthält ausserdem Anzahl Illustrationen von Eisenwaaren-Gebilden nach nach Anforderungen und Abmessungen für diverse interessante Handarbeiten, und wird ausser, sowie Muster Waaren, stoffe und Verlangen franco versandt.

F. V. Grünfeld, kais. u. Grossherzogl. Hoflieferant,

Preiswerthes Angebot!

Passende Weihnachts-Geschenke.

1 weissleines Damast-Gedeck mit 6 Servietten, Bienen-Must., 4. Qual., Tischtuch Gr. 100 x 170 cm., Serviette 50 x 70 cm. **4 12.**

1 weissleines Damast-Gedeck mit 12 Servietten, Bienen-Must., 4. Qual., Tischtuch Gr. 145 x 300 cm., Serviette 50 x 70 cm. **4 20.**

Weiss reinleinese Jacquard-Tisch-Gedecke mit 6 Servietten, 1 Stern- und Punkt-Mustern, Glasse für Tischkühler 170 cm., Serv. 60 cm., Per Gedecke **4 7.**

Kaffee- resp. Thee-Gedecke mit Franzen, weissleines Damast, sowie mit farbigen, roth und blaue Bord mit 6 Serv. Tischtuch 145 cm., Serv. 60 cm., 12 Serv. **4 3.25.**

Türkisch-orthodoxe Damast-Kaffee-decken, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.50.**

12 Serv. weisse Waiber-Dreile-Decken, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.**

12 Serv. halbleinene Tischtücher, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.50.**

12 Serv. weisse Waiber-Dreile-Decken, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.50.**

12 Serv. Damast Garnitur mit Franzen, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.50.**

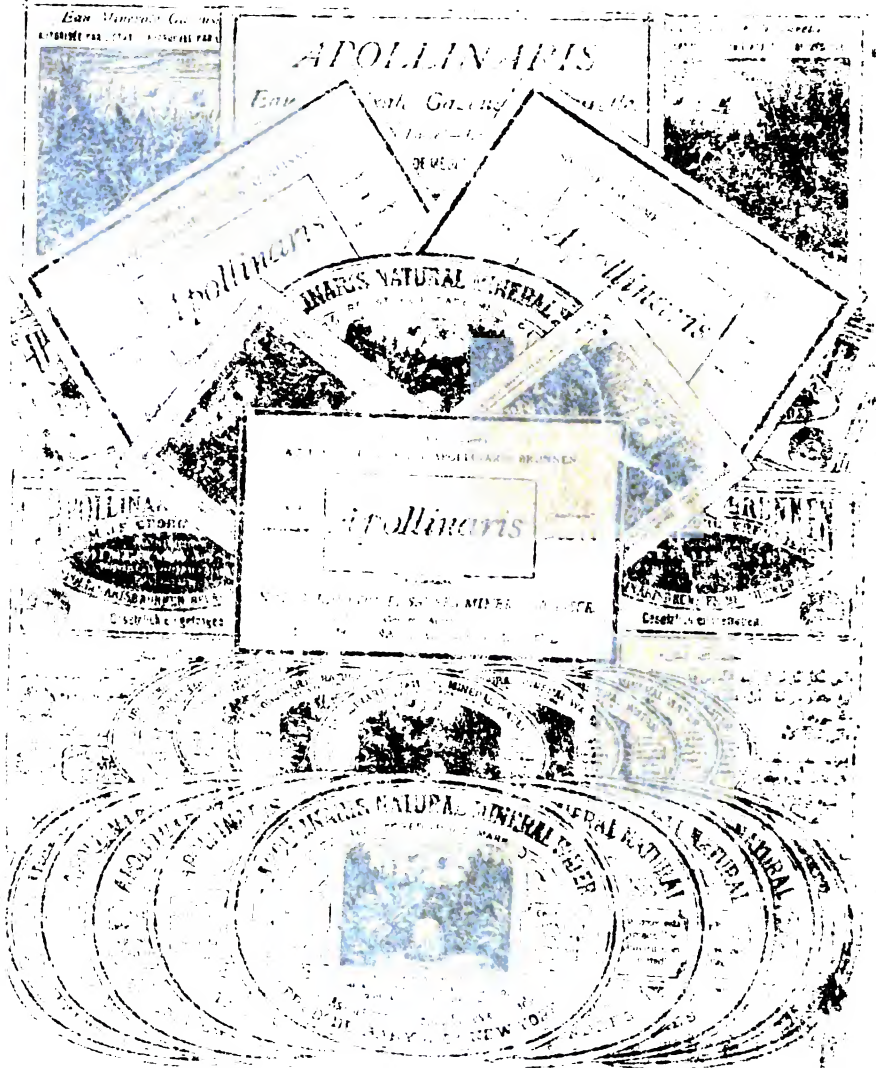
12 Serv. Damast Garnitur mit Franzen, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.50.**

12 Serv. Damast Garnitur mit Franzen, 12 Serv. u. 12 Serv. **4 3.50.**

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSÄURES MINERALWASSER
APOLLINARIS-BRUNNEN. AHRTHAL RHEIN-PROVINCEN



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS COMPANY (LIMITED)

Zweig-Comptoir: Pirmasens a. Rhein.